Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

Band XLVI.

(Januar — Februar — März 1886.)

309142 1-35 II

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Ferd. Hoffmann. — Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — Athen, Karl Wilberg. — Basel, Louis Jenke's Buchh. - Boston, Carl Schoenhof. — Brüssel, C. Muquardt's Hofbuchh. — Budapest, C. Grill's Hofbuchhandlung.. — Buenos-Aires, L. Jacobsen & Co. — Bukarest, Sotschek & Co. — Capstadt, Michaelis & Braun. — Christiania, Albert Cammermeyer. — Cincinnati, Philipp K. Theobald. — Dorpat, Theodor Hoppe. E. J. Karow's Universitäts-Buchhandlung. — Konstantinopel, Lorentz & Keil. — Kopenhagen, Andr. Fred. Hoest & Sohn. Wilh. Prior's Hofbuchhandlung. - Liverpool, Charles Scholl. — London, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Trübner & Co. Williams & Norgate. — Luzern, Doleschal's Buchhandlung. — Lyon, H. Georg. — Mailand, Ulrico Hoepli. — Mitau, Fr. Lucas. — Montevideo, L. Jacobsen & Co. — Moskau, J. Deubner. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — Neapel, Detken & Rocholl. U. Hoepli's Buchhandlung. - New-York, Gustav E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — Odessa, Emil Berndt's Buchhandlung. J. Deubner. — Paris, G. Fischbacher. Haar & Steinert. F. Vieweg. - Petersburg, Aug. Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandl — Philadelphia, E. Schaefer & Koradi. — Pisa, Ulrico Hoepli. — Porto-Alegre, A. Mazeron. — Reval, Kluge & Ströhm. Ferd. Wassermann. — Riga, J. Deubner. N. Kymmel's Buchhandl. — Rio de Janeiro, H. Laemmert & Co. — Rom, Loescher & Co. — Rotterdam, W. J. van Hengel. — San Francisco, Fr. Wi'h. & D. Barkhaus. — Santiago, Inghirami & Brandt. — Stockholm, Samson & Wallin. — Tanunda (Süd-Australien), F. Basedow. — Tiflis, G. Baerenstamm. — Tokio, H. Ahrens & Co. — Valparaiso. C. F. Niemeyer. — Warschau E. Wende & Co. — Wien. Wilh. Braumüller & Sohn Wilhelm Frick. Manz'sche k. k. Hofverlags- & Univ.-Buchhandl. — Zürich. C. M. Ebell. Albert Müller (Nachf. v. Orell Füßli & Co., Sortiment).

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd.46

Inhalts-Verzeichniß

zum

Sechsundvierzigsten Bande (Januar — März 1886).

		Seite
I.	Martin Salander. Roman von **Gottfried Keller.** I./IV.	1
II.	Telepathie und Geisterseherei in England. Von Professor **W. Preyer** in Jena	30
III.	Denkwürdigkeiten eines ehemaligen Braunschweigischen Ministers. Aus dessen bisher ungedruckten Briefen mitgetheilt von **A. P.** in M. V./VI. (Schluß)	52
IV.	Zur Aesthetik der Tonkunst. (Kant, Schelling, Hegel, Vischer, Schopenhauer, Hanslick, Lazarus, Engel, Hausegger.) Von **Eduard von Hartmann**	72
V.	Die Arbeiterbewegung in Berlin. Ihre Organisation und ihre Führer. Von **Franz Holzerland**	95
VI.	Der Gesellschaftsminister. Ein Wiener Charakterbild	113
VII.	Die Hoffnung. Ein Neujahrs-Märchen von **Ossip Schubin.**	125
VIII.	Eingeschneit in Eagles. Erzählung von **Bret Harte.** IV./V.	129
IX.	Politische Rundschau	146
X.	Alte und neue Dichtung. Besprochen von **Paul Schlenther**	152
XI.	Literarische Notizen	157
XII.	Bibliographie	159
XIII.	Martin Salander. Roman von **Gottfried Keller.** V./VI.	161
XIV.	Meine Erinnerungen an den Prinzen Friedrich Karl von Preußen. Von **Paul Güßfeldt**	177
XV.	Taine's Darstellung der französischen Revolution. Von **Lady Blennerhassett**	193
XVI.	Schicksale der Homerischen Poesie. Von Prof. Dr. **L. Friedländer** in Königsberg	209
XVII.	Ein päpstliches Conclave im vorigen Jahrhundert. Von **Otto Hartwig**	243
XVIII.	Californien. Von **E. Reyer.** II. Im Küstengebirge. III. Sacramento; das Pionierleben	259

(Fortsetzung umstehend.)

		Seite
XIX.	Der Odyssee letzter Theil. Von **Ernst von Wildenbruch**	270
XX.	Eingeschneit in Eagles. Erzählung von **Bret Harte.** (Schluß)	274
XXI.	Die Berliner Theater. Von **Karl Frenzel**	299
XXII.	Politische Rundschau	310
XXIII.	Literarische Notizen	316
XXIV.	Bibliographie	319
XXV.	Die Vernichtung Roms. Ein Brief. Von **Herman Grimm**	321
XXVI.	Die Bären. Von **W. Garschin.** Aus dem Russischen von **August Scholz**	334
XXVII.	Taine's Darstellung der französischen Revolution. Von **Lady Blennerhassett.** II. (Schluß)	348
XXVIII.	Bemerkungen über die englische Gesellschaft. . . .	366
XXIX.	Erinnerungen an Gustav Nachtigal. Von **Dorothea B.** III.	385
XXX.	Das Kauffahrteiwesen der Gegenwart, insbesondere Deutschlands. Von **H. Nees von Esenbeck**	401
XXXI.	Ueber die amerikanische Romandichtung der Gegenwart. Von **Anton E. Schönbach.** I./III.	416
XXXII.	Die Verschwenderin. Nach dem Spanischen des **Pedro Antoni de Alarcon**	434
XXXIII.	Aus dem Berliner Musikleben. Von **Theodor Krause** .	458
XXXIV.	Politische Rundschau	467
XXXV.	John Morley	473
XXXVI.	Georg Brandes über Holberg. Von **Julius Hoffory** .	474
XXXVII.	Literarische Notizen	477
XXXVIII.	Bibliographie	480

Martin Salander.

Roman
von
Gottfried Keller.

I.

Ein noch nicht bejahrter Mann, wohl gekleidet und eine Reisetasche von englischer Lederarbeit umgehängt, ging von einem Bahnhofe der helvetischen Stadt Münsterburg weg, auf neuen Straßen, nicht in die Stadt hinein, sondern sofort in einer bestimmten Richtung nach einem Punkte der Umgegend, gleich Einem, der am Orte bekannt und seiner Sache sicher ist. Dennoch mußte er bald anhalten, sich besser umzusehen, da diese Straßenanlagen schon nicht mehr die frühern neuen Straßen waren, die er einst gegangen; und als er jetzt rückwärts schaute, bemerkte er, daß er auch nicht aus dem Bahnhofe herausgekommen, von welchem er vor Jahren abgefahren, vielmehr am alten Ort ein weit größeres Gebäude stand.

Die reich gegliederte, kaum zu übersehende Steinmasse leuchtete auch so still prächtig in der Nachmittagssonne, daß der Mann wie verzückt hinsah, bis er von dem Verkehrstrubel unsanft gestört wurde und das Feld räumte. Aber der erhobene Kopf, die an der Hüfte gelind sich hin- und herwiegende Reisetasche ließen erkennen, wie er vom Schwunge der Gedanken bewegt, von Genugthuung erfüllt dahin schritt, um Weib und Kinder aufzusuchen, wo er sie vor Jahren gelassen. Jedoch vergeblich forschte er zwischen der rastlosen Ueberbauung des Bodens nach Spuren früherer Pfade, die sonst zwischen Wiesen und Gärten schattig und freundlich hügelan geleitet hatten. Denn diese Pfade lagen auch weiterhin unter staubigen, oder mit hartem Kies beschotterten Fahrstraßen begraben. Obgleich das Alles seine Bewunderung stätig erhöhte, war er endlich doch angenehm überrascht, als er unvermerkt, um eine Ecke biegend, sich in einen Häuserwinkel versetzt fand, den er augenblicklich an seiner verjährten ländlichen Bauart wieder erkannte. Die vorspringenden Dächer, das rothe Balkenwerk, die kleinen Vorgärtchen waren die nämlichen, wie seit Menschengedenken.

„Da ist ja der Zeisig!“ rief der Wandersmann, indem er stillstand und mit warmem Heimathgefühl die alte Localität betrachtete, „wahrhaftig der Zeisig! Im Zeisig, heißt es hier! Wer kann sagen, warum einem eine solche Sache und ein solches Wort während sieben Jahren nicht ein einziges Mal eingefallen ist, und haben wir doch als Schüler hier so schönen Apfelmost getrunken, wenn wir einen Batzen besaßen! Und der alte Brunnen steht auch noch, mit welchem man den Zeisigbauer aufzog, daß er Most und Milch daraus speise!“

In der That sprudelte aus der uralten Holzsäule das klare Bergwasser in denselben Trog, wie ehemals, und zwar durch den gleichen abgesägten Flintenlauf, der statt einer eisernen Brunnenröhre darin steckte. Diese Entdeckung erregte dem Mann eine neue Begeisterung.

„Sei mir gegrüßt, ehrwürdiges Zeichen friedlicher Wehrkraft!“ dachte er halblaut; „dies Rohr, das einst Feuer gesprüht, spendet das lautere Quellwasser für Mensch und Thier! Aber schon hängt in jedem Hause, wie ich vernehme, das gezogene Gewehr und harrt der ernsten Prüfung; möge sie der Heimath lange erspart bleiben!“

In diesem Augenblicke näherte sich ein Trupp spielender Kinder dem Brunnen, kleines Volk von zwei bis sechs Jahren. Letztern Alters konnten zwei Knaben und überdies Zwillinge sein, weil sie genau dieselbe Größe, ganz ähnliche runde Köpfe mit dicken Backen, und vor den Bäuchen aus gleichem Wachstuch geschnittene, mit Blümchen bedruckte Schürzen aufwiesen, offenbar ebensowohl als Auszeichnung, wie zum Schutze der Kleider. Etwas seitwärts stand einsam ein bleicher Junge, der seinen achten Sommer zählen mochte, und Anlaß zu einer kleinen Begebenheit bot, welche die Aufmerksamkeit des heimkehrenden Mannes von dem alten Flintenlauf ablenkte.

Einer der beiden Schurzträger rief nämlich den einsamen Jungen hochmüthig an:

„Was thust Du denn hier? Was willst Du?“

Als der Angerufene nicht antwortete und nur melancholisch herüberblickte, trat der andere Zwilling, die Hände auf dem Rücken, den beschürzten Bauch vorstreckend, näher hin und sagte patzig:

„Ja, auf was wartest Du hier?“

„Ich warte auf meine Mutter!“ erwiderte nun der Junge, unsicher werdend, ob er das Recht habe, dort zu stehen. Der andere aber versetzte trocken und verächtlich wie ein Alter: „So, Du hast eine Mutter?“ während sein Bruder laut auflachte und schrie:

„Ha ha! Der hat eine Mutter!“

Sogleich sang der ganze Kinderchor mit drollig nachgeahmtem Gelächter: „Der hat eine Mutter!“

Und nie hörte man ein fröhlicheres Lachen so kleiner Leute. Als ob das lustigste Ereigniß sie königlich erheitere, holten sie immer ein neues „Hahaha“ aus der Tiefe ihrer arglosen Kinderherzchen herauf und standen dabei im Kreise beisammen, innerhalb dessen ein zweijähriges Watschelbübchen, indem es sich mit den fetten Händchen die Seiten hielt, wiederholte:

„Oh! eine Moder hat der!“

Als dies Vergnügen, wie Alles hienieden, allmälig sein Ende erreicht, fragte der mit der Reisetasche, der es wohl beobachtet hatte und nichts davon verstand, mit freundlichen Worten:

„Warum lacht Ihr Kinder so darüber, daß der Knabe eine Mutter hat? Habt Ihr denn keine Mutter?"

„Nein! Wir sagen Mama!" erklärte der eine Rädelsführer der Kleinen, und gleichzeitig nahm er einen Thonscherben von dem Boden, schöpfte Wasser aus dem Brunnenbecken und schleuderte es auf den Inhaber einer Mutter. Der verlor aber die Geduld. Er sprang herbei, um den bösen Zwilling ein Weniges zu zausen, worauf beide Brüder zu zetern und „Mama! Mama!" zu schreien begannen.

„Isidor! Julian! Was gibt's denn, was habt Ihr wieder?" ließ sich eine Stimme vernehmen, und aus einem der Häuser kam eine rüstige Frau, unzweifelhaft vom Waschzuber weg. Die feuchte Schürze war zurückgeschlagen, auf der einen Faust hielt sie einen modisch mit Blumen und Seide aufgeputzten Strohhut vor sich hin, während sie mit dem andern rothbraunen Arm den Schweiß von der Stirn zu wischen suchte und der ihr folgenden Putzmacherin schmählend zurief, der Hut sei nicht gerathen, die Blumen stellten nichts Rechtes vor, sie wolle eben so schöne und große, wie andere Frauenzimmer, und weiße Bänder, statt der braunen. Sie wüßte nicht, warum sie nicht ebenso gut weiße Bänder tragen dürfte, wie Diese und Jene, und wenn sie auch keine Räthin sei, so werde sie dereinst vielleicht eines oder zwei solcher Stücke zu Schwiegertöchtern bekommen!

Die Modistin, welche ihr den Hut inzwischen abgenommen, versetzte bescheiden schnippisch, es sei gut, daß die Bänder nicht schon weiß gewesen, sonst würden sie von den nassen Händen der Frau bereits verdorben sein, und es frage sich, ob diese befleckten braunen sauber herzustellen seien. Sie wollte sehen, was die Meisterin dazu sage. Hiermit legte sie den Hut wieder in die Schachtel, in der sie ihn hergetragen, und begab sich verdrießlich hinweg, indessen die Waschfrau ihr nachrief, sie solle nur machen, daß sie den Hut bis nächsten Sonntag erhalte, denn sie wolle damit zur Kirche gehen. Dann sah sie endlich nach ihren Buben Julian und Isidor, welche zu schreien nicht aufhörten, obgleich der fremde Knabe sich an seinen Standort zurückgezogen hatte.

„Was ist denn mit Euch? Wer thut Euch was?" rief sie, worauf Jene schrieen: „Der dort will uns hauen!"

Nun aber mischte sich der stets aufmerksame Wandersmann in den Handel und belehrte die Frau, die beiden Jungen hätten den andern zuerst mit Wasser begossen und ihn ausgelacht, weil er nur eine Mutter und keine Mama besitze.

„Das ist nicht schön von Euch!" sagte die Frau mit milder Zurechtweisung zu ihren Sprößlingen; „er ist nicht schuld, wenn er arme oder ungebildete Eltern hat, und Ihr könnt Gott danken, daß es Euch besser geht!"

Der mit der Reisetasche konnte sich nicht enthalten, zu fragen, ob es denn hier zu Lande ein Zeichen von Armuth oder Verwahrlosung sei, wenn unter dem Volke die Eltern noch Vater und Mutter genannt werden, und er that diese Frage mit anständiger Wißbegier, ohne Spott, gewärtig, schon wieder

etwas Neues, vielleicht Günstiges und Rühmliches zu erfahren. Die Frau aber sah ihn groß an, besann sich ein wenig, bis sie zu erkennen glaubte, daß es sich um einen unvorgesehenen unbefugten Angriff handle, und erwiderte alsdann mit geschärfter Betonung:

„Wir sind hier nicht Volk, wir sind Leute, die Alle das gleiche Recht haben, empor zu kommen! Und Alle sind gleich vornehm! Und für meine Kinder bin ich die Mama, damit sie sich nicht vor dem Herrenvolk zu schämen brauchen und einst aufrechten Hauptes durch die Welt gehen dürfen! Jede rechte Mutter hat die Pflicht, dafür zu sorgen, weil es Zeit ist!"

„Was machst Du denn für einen Lärm, Frau?" sagte der hinzugekommene Mann derselben; er setzte einen großen Korb voll gelber Rübchen neben den Brunnen nieder, indem er beifügte: „Da ist Gemüse zu waschen! Ich will gleich das Beet umgraben und wieder ansäen; die Buben können das Zeug abspülen! Damit sie das Wasser im Trog nicht verunreinigen, gib ihnen einen Zuber, Frau, und achte doch darauf, daß dem Vieh das Trinkwasser nicht immer getrübt wird von den Kindern!"

Hierdurch schien die wackere Frau, in Gegenwart des Fremden, noch gereizter zu werden. Die Knaben seien jetzt ordentlich angezogen und sollen sich nicht schon wieder versauen! Sie wolle die Rübchen nachher schon abspülen, wozu noch alle Zeit sei, denn sie würden erst am nächsten Morgen geholt.

Und die Zwillinge riefen ihrerseits: „Vater, die Mama sagt, wir dürfen uns nicht versauen! Was sollen wir nun thun? Können wir laufen, wo wir wollen?"

Ohne die Antwort abzuwarten, sprangen sie mit den andern Kindern davon; der Fremde aber, statt ihrem Beispiel zu folgen, blieb immer noch stehen, in Nachdenken verloren über die neue Thatsache, daß der Mann der Mama doch ein einfacher Vater sei vor seinen Kindern, dabei freilich auch nicht so viel zu gelten schien, wie jene.

In diesen Gedanken unterbrach ihn der Landwirth oder Gemüsegärtner und fragte: „Und was ist's mit dem Herrn hier, was wünscht er?"

„Er wird wohl nichts zu wünschen haben!" rief die Frau dazwischen; „er hat uns bloß Volk genannt und sich verwundert, wieso die Buben mir Mama rufen sollen!"

„Das war nicht so gemeint!" sagte der Fremde lächelnd, „ich habe mich ja im Gegentheil über die Verfeinerung der Sitte hierzulande gefreut, über die zunehmende Gleichheit der Bürger; gewahre nun aber doch, daß das Familienhaupt noch Vater genannt wird und nicht Papa! Wie darf ich mir nun das wieder erklären?"

Die Frau blickte ärgerlich auf ihren Mann, der ihr in diesem Punkte genugsam Verdruß gemacht haben mochte, und verhielt sich im Uebrigen still. Der Mann seinerseits betrachtete den Fremdling nun ebenfalls mit prüfendem Blicke, wie vorhin die Frau, und als er dessen offenes und gutmüthiges Gesicht wahrnahm, ließ er sich zu einer vertraulichen Rede herbei:

„Seht, guter Freund! Das ist eine Sache, wovon Manches zu berichten wäre! Die Gleichheit ist allerdings vorhanden und Alle streben wir aufwärts.

Am eifrigsten sind die Weiber dahinter her; eine nach der andern nimmt jenen Titel an, wogegen wir Mannsleute bei unserer Hantirung dergleichen Zierrath nicht brauchen können. Wir würden uns selbst auslachen, wenigstens einstweilen noch, und dann, was die Hauptsache ist, so würde man uns die Steuern hinaufschrauben, wenn wir den Papatitel annehmen. So hat der Herr Pfarrer in der Schulpflege zu verstehen gegeben, wo die Sache zur Sprache kam, weil ein Schulmeister einen Theil der Schüler mit Papa und Mama tractirte, wenn er von ihren Eltern zu sprechen hatte. Es waren dies natürlich solche Kinder, die schöne Geschenke brachten. Bei den Frauen, sagte der Pfarrer, habe das nicht so viel zu bedeuten, weil ihre Eitelkeit bekannt sei; wenn aber die Mannsbilder sich Papa rufen ließen, so urkundeten sie hiermit, daß sie sich zu den Wohlhabenden und Fürnehmen rechnen, und da sie ohnehin zu wenig versteuern, so würde man sie bald höher einzuschätzen wissen. Es wurde dann auch sofort allen sechs Lehrern strengstens befohlen, in der Schule von gleichheitswegen das Wort Papa zu vermeiden und bei Reich und Arm nur Vater zu sagen!"

Die Frau war schon bei Anfang dieser Rede zornig in ihre Küche zurückgelaufen; der Landmann ging auch hastig seiner Wege, indem er sich besann, daß er noch genug zu thun und schon zu lang geschwatzt habe, und der Fremde stand allein auf dem stillen Platze. Erst jetzt las er an dem alten Hause die Inschrift „Gemüsegärtnerei und Milchwirthschaft von Peter Weidelich". Also Weidelich heißen diese Leute, sprach er vor sich hin, ohne selbst darauf zu achten. Er rieb sich sacht ein wenig die Stirne, wie Einer, der nicht recht weiß, wo er sich im Augenblick befindet, bis er sich besann, daß er ja noch höchstens zehn Minuten zu gehen brauche, um die Seinigen zu sehen. Doch wie er sich wandte und den Fuß ansetzte, fiel ihm eine Hand auf die Schulter und eine Stimme fragte:

„Ist das nicht der Martin Salander?"

Er war es wirklich; denn er kehrte sich wie der Blitz um, da er auf dem heimischen Boden zum ersten Mal seinen Namen hörte und nun auch das erste bekannte Gesicht erblickte.

„Und Du bist der Möni Wighart, wahrhaftig!" rief er. Beide schüttelten sich die Hände, einander aufmerksam aber nicht unerfreut betrachtend als gute alte Freunde, von denen keiner dem andern etwas zu danken oder je etwas von ihm gewollt hatte. Das ist immer eine gute Begegnung an der Schwelle jeglicher Heimath.

Der genannte Möni oder Salomon schien um zehn Jahre älter, als Herr Martin Salander, sah aber noch so frisch und sauber mit seinen Schnurr- und Backenbärtchen aus, wie ehemals, und trug denselben Rohrstock mit vergoldetem Hundekopf, wie vor zwanzig Jahren. Mit allen ordentlichen Leuten stand er auf Du und Du, obgleich keiner deutlich wußte, seit wann. Trotzdem hatte er nie einen Feind; denn er war für Jeden, der ihn traf, ein Ruhepunkt und eine Pause in den Sorgen und Gedanken, die ihn bewegten, oder auch, wenn der Betreffende just zerstreut dahintrieb, ein kommlicher Anhalt zur Sammlung.

„Martin Salander! Wer hätte das gedacht! Und seit wann bist Du wieder im Land? Oder kommst Du erst?" fragte er abermals.

„Soeben komm' ich vom Bahnhof!" war die Antwort.

„Was Du sagst! Ich komme doch auch daher, trinke alle Tage meinen Kaffee dort und sehe, wer abgeht und ankommt, und habe Dich nicht bemerkt! Der tausend noch einmal! So so, da ist der Martin Salander wieder! Nicht wahr, Du kommst gradenwegs aus Amerika?"

„Aus Brasilien, d. h. ich habe mich sechs Wochen in Liverpool aufgehalten in etwas Geschäften. Nun aber ist's Zeit, daß ich meine Frau aufsuche, habe seit einem halben Jahre keine Nachricht von ihr und meinen drei Kindern, sie müssen mich längst erwarten. Hoffentlich steht es gut mit ihnen!"

„Ja wo sind sie denn? Hier oben auf der Höhe?" Diese Frage that der alte Freund nur mit halber Sicherheit seiner Stimme, und der Andere schien auch etwas betreten, indem er erwiderte:

„Ei freilich, sie hat ja seit Jahren eine kleine Sommerwirthschaft und Fremdenpension auf der Kreuzhalde gepachtet, es kann nicht sehr weit von hier sein!"

Bei sich selbst dachte er: Nun weiß der nichts davon oder thut wenigstens so; ein Zeichen, daß er nicht ein einziges Mal dort war, der ewige Spaziergänger und Schoppenstecher! Es muß also nicht glänzend gehen, und jedenfalls hat die arme Marie keinen vorzüglichen Wein zu verzapfen!

Die kleine Verlegenheit überspringend, ergriff Wighart die Hand, welche Salander zum Abschiede bot, und hielt sie fest.

„Ich würde gleich mit kommen; das geht aber natürlich jetzt nicht gut an bei euerem ersten Wiedersehen, da kann man keine Störer und Gaffer brauchen! Allein zehn Schritt von hier, um die Ecke, hat der alte Friedensrichter Hauser im rothen Mann einen Letztjährigen, der trinkt sich wie Himmelsluft. Ich nehme bei schönem Wetter täglich ein Schöppchen davon. Nun thu' ich es nicht anders, Meister Martin, Du mußt zum Willkomm eine Flasche mit mir leeren! In einem halben Stündchen, in zwanzig Minuten ist es gethan und der Nachmittag ist noch lang! Komm! Mach' keine Umstände! Ich will durchaus das erste Glas mit Dir trinken und verspreche Dich nicht lange aufzuhalten!"

Martin Salander, dessen Hand der gute alte Freund nicht fahren ließ, sträubte sich ernstlich, vom Verlangen nach Frau und Kindern beseelt, denen er so nahe war; als ein so Weitgereister jedoch, der oft größere Umwege und Aufenthalte vergeblich gemacht und den sieben Jahren seiner Abwesenheit leicht eine Viertelstunde hinzufügen durfte, um der unverhofften Begegnung eine Ehre anzuthun, gab er endlich nach. Er wußte zwar, daß es den geselligen Herrn vornehmlich gelüstete, in aller Eile etwas Näheres von seinen Schicksalen zu erfahren und nebst der Ankunft Abends als der erste in der Stadt erzählen zu können; aber auch er selbst empfand jetzt plötzlich ein Bedürfniß, über die Dinge in der Heimath von dem stets unterrichteten Manne Vorläufiges zu vernehmen. So wandte er sich denn, statt den Weg in die Kreuzhalde fortzusetzen, mit dem Möni Wighart in anderer Richtung hinweg und folgte diesem nach dem rothen Mann, einem Bauerngute, wo ein alt angesessener reicher Landwirth nebenher sein reingehaltenes Eigengewächs ausschenkte.

Der Platz um den Brunnen war nun gänzlich still und leer; nur in einer

Ecke stand noch der Knabe, der auf die Mutter wartete und das jüngste Kind Salander's war, der eben hinweg gegangen.

II.

Die beiden Männer hatten in der That nicht weit zu gehen, bis sie das hinter Obstbäumen verborgene Haus fanden. Die Wohn- und Gaststube des Wirthes war leer, als sie eintraten; eine Frauensperson, irgendwo beschäftigt, kam auf Wighart's Klopfen herbei.

„Wo haben wir den Herrn Friedensrichter?" fragte er, zugleich eine Flasche Wein bestellend.

„Sie sind alle in den Reben," gab die Magd zur Antwort, während sie eine weiße Flasche aus dem Schranke nahm, sie ins Wasser des blanken Kupferkessels tauchte, auf welchem ein halbmondförmiger geschuppter Fisch getrieben war, zu beiden Seiten die Namenszüge eines Vorfahren und darunter eine Jahrzahl aus dem achtzehnten Jahrhundert. Jene ging, den Wein frisch im Keller zu holen, indeß die Gäste sich an den breiten Nußbaumtisch setzten.

Martin Salander schaute sich um, holte tief Athem und sagte: „Wie ruhig und still ist es hier! Seit sieben Jahren bin ich nicht hinter einem Tisch wie dieser gesessen!"

Durch die Fenster sah man nur Grünes, Apfelbäume, Wiesen und statt der blauen Luft, so weit der Blick zwischen den Stämmen und Aesten den Weg fand, im Hintergrunde den ansteigenden Weinberg, dessen Erde soeben sorgfältig gelockert wurde. Nur hie und da sah man von den gebückten Werkleuten einen Kopf aus dem Laube emportauchen, und man glaubte die sonnige Ferne selbst zu erblicken, in die er hinaus schaute.

„Sieben Jahre, bei Gott! Ist es schon so lang, daß Du fort bist," sagte Wighart.

„Und drei Monate!"

Die Magd brachte den Wein und ein paar Schnitte gutes Roggenbrot, und als die Gäste nichts weiter verlangten, ging sie wieder an ihre Arbeit. Wighart schenkte beide Gläser voll.

„Also sei willkommen!" begrüßte er, mit ihm anstoßend, wiederum den Heimkehrenden, der noch nicht ganz zu Hause war und vor der Zeit die Ruhe kostete; „auf Deine Gesundheit! Aber gut siehst Du ja schon aus, wirklich wie die Gesundheit selber! Also laß uns annehmen, es sei Dir gut gegangen und Alles wohl gelungen!"

„Auf jede Art ist es mir ergangen; doch habe ich mich gewehrt und getummelt und wenig geschlafen, das kann ich Dir sagen, und endlich mich von dem Schlag erholt, der mich damals so schmählich getroffen hat. Es dauerte freilich länger, als ich meinte, daß es gehen würde!"

„Wenn ich nicht irre, so bist Du durch eine Bürgschaft ins Unglück gekommen? Ich war zu jener Zeit auf Reisen, und als ich wieder kam, hieß es, Du seiest fort."

„Freilich, die Geschichte mit dem Louis Wohlwend!"

„Richtig! Jeder nahm Theil an Deinem Mißgeschick, aber allgemein wurde

auch gefragt, wie Du Dein Vermögen durch eine so unbedachte Handlung aufs Spiel setzen konntest?"

„Ich habe nichts aufs Spiel gesetzt, ich wollte nichts gewinnen, sondern einfach ein Gebot der Freundespflicht erfüllen, das heißt — ich glaubte eben nicht, daß es zum Zahlen käme, war vielmehr der Meinung, so viel mir noch vorschwebt, die Suppe würde wohl nicht so heiß gegessen werden, wie sie gekocht sei, und jeder wahre Freundesdienst sei mit einem Wagniß verbunden, sonst wäre es keiner. Wir waren im Lehrerseminar schon gute Freunde. Er lernte schwer und hielt sich deshalb an mich, dem es leichter ging; vor den Anderen schien es eher, als ob ich von ihm lernte, Gott weiß wie es zuging! Es machte mir jedoch Spaß; denn er war sehr drollig, zutraulich und gescheit, und wo zwei bei einander standen, trat er hinzu, selbst unter den Lehrern und Professoren. Mit diesen wußte er sich sehr ergötzlich zu benehmen, wenn die Jahresprüfungen da waren. Er forschte nicht etwa, worüber sie ihn besonders fragen würden, sondern wußte ihnen geradezu beizubringen, was er wollte, das sie ihn fragen sollten, worauf er sich die bezüglichen Gegenstände extra von mir eintrichtern ließ oder wie ich es nennen soll. Es war, wie wenn er eine Gabe hätte, die Gedanken der Menschen mit wenig Wörtchen zu reihen, hin und her gehen zu lassen und aufzulösen, und doch war er nicht im Stande, selbst eine dauernde Gedankenordnung festzuhalten. Aber Alles war, wie gesagt, spaßhaft, und Jeder ließ ihn gewähren. Er erhielt auch richtig die Verweserei einer ländlichen Elementarschule, wo es herrlich und in Freuden ging; als er aber Realclassen übernahm, d. h. den Unterricht der größeren Kinder, begann er bald von Ort zu Ort zu rutschen und gab in kurzer Zeit das Schulmeistern auf. Ich hatte mich indessen noch zum Secundarlehrer ausgebildet und ordentlich Fleiß darauf verwendet; auch verwaltete ich die Schule, an die ich gewählt wurde, nicht allein mit der üblichen Begeisterung, sondern auch mit einigem Pflichtgefühl und bemühte mich redlich, die Schüler so durchgehend als möglich emporzuarbeiten. Ich freute mich schon der späteren Tage, wo ich manchem Landmann zu begegnen hoffte, der es mir danken würde, wenn er eine richtige Berechnung anstellen, ein Stück Feld ausmessen, seine Zeitung besser verstehen und etwa ein französisches Buch lesen könnte, alles ohne die Hand vom Pfluge zu lassen! Allerdings hab' ich es nicht erlebt; denn die Buben schwanden Einem vorweg aus den Augen und verkrochen sich in alle möglichen Schreibstuben. Keinen sah ich je wieder auf dem Feld und an der Sonne!"

Salander hielt inne und besann sich; dann that er einen leichten Seufzer und redete weiter!

„Aber hab' ich es denn besser gemacht? Bin ich nicht selbst vom Pfluge weggelaufen?"

„Du meinst, als Du den Lehrerberuf aufgabst?" sagte Wighart, da der Andere ein Weilchen wieder verstummte; „wie bist Du denn dazu gekommen?"

„Vater und Mutter starben mir in der Heimath in derselben Woche an einem bösartigen Fieber. Im Stall war ihnen ein krankes Kälbchen zu Grunde gegangen, das haben sie oberhalb des Hauses in der Wiese vergraben, unfern unserer guten Brunnenquelle, und sich so das Wasser in aller Unschuld vergiftet.

Knecht und Magd entrannen dem Tode mit Noth. Die Ursache ward erst später entdeckt. Mir aber wandelten sich Schreck und Trauer bald in eine große Unruhe, als ich mich im Besitze des elterlichen Vermögens sah, das nach dem Verkaufe des Hofes für einen Schulmeister artig genug ausfiel. Ich heirathete meine Frau, die mir schon länger in die Augen gestochen, und auch sie besaß baare Mittel. Da wurde es mir plötzlich zu eng in der friedlichen Schulstube, in der entlegenen Landschaft; ich zog hierher, in die Stadt dort hinter den Bäumen, wollte mitten im Verkehre stehen, unter Erwachsenen, auf Freiheit und Fortschritt ausschauen, ein Geschäftsmann, ein Muster von Brotherrn sein, ja sogar noch den Militärdienst nachholen und Officier werden, um meinen Mann zu stellen. Denn ich glaubte Alles schuldig zu sein, weil ich etwas Vermögen besaß, das im Grunde doch kein Reichthum zu nennen war.

„Zunächst betheiligte ich mich an einer bescheidenen Gewebefabrik, die von einem kundigen Manne geleitet wurde; daneben übernahm ich einen herrenlosen Handel mit Strohwaaren; nun, das ist Dir ja bekannt, es ging gar nicht übel. Ich hielt mich fleißig und aufmerksam an die Sache, ohne der Welt den Rücken zu kehren. Da war denn auch der Louis Wohlwend; der betrieb ein Commissionsgeschäft, wie Du auch weißt, nebst einigen Agenturen und war immer noch der gleiche zuthuliche und vertrauliche Gesell und Hans in allen Gassen, von dem Jeder den Eindruck empfing, daß es ihm gut gehe und er wohl wisse, was er wolle. Auch zu mir hielt er sich fleißig, so oft er Zeit fand, und bald stand ich im Rufe seines Specialfreundes und wehrte mich nicht dagegen, obschon mir im Stillen Manches auffällig war, was ihm anhaftete. In einem Gesangverein, in den er mich einführte, bemerkte ich, daß er immer falsch sang; ich dachte aber, er könne nichts dafür, und nachher beim Glase Wein war er um so kurzweiliger und beliebter, und er behauptete sich, trotzdem der Uebelstand offenkundig, im zweiten Tenor. Das ärgerte mich zuletzt ernstlich; er that aber, als ob er keine Ahnung hätte, und am Ende sagte ich mir, das sei eigentlich auch ein Idealismus, wenn ein armer Teufel, der kein Gehör habe, durchaus singen wolle.

„Als ich eines Abends in der Weihnachtswoche an meinem Rechnungsabschlusse saß mit dem Vorsatze, bis nach Mitternacht zu arbeiten, kam er, mich in seinen Verein abzuholen, wo Christbaum- und Hauptvergnügen sei. Ich wollte nicht mitgehen; er gab nicht nach, und da meine Frau mich ebenfalls zu gehen bat, mir die Erholung gönnend, that ich es. Dies war der Unglückstag.

„Unterwegs kaufte ich zum Ueberflusse auch noch eine Gabe für den Christbaum, ein artiges Bildungsbuch in Goldschnitt, und erhielt bei der Verloosung dafür einen westphälischen Schinken. Als das Essen, das folgte, vorüber und die Rennbahn für die komischen Sänger, die Declamanten und Travestanten eröffnet war, bestieg auch Louis Wohlwend das Podium, den Vortrag der Schiller'schen Ballade „Die Bürgschaft" ankündigend und sogleich beginnend. Er wußte das Gedicht zu meiner Verwunderung auswendig und trug es mit einer gewissen Erregung oder Ueberzeugung, mit halb zitternder Stimme vor, aber mit durchgehend so verflucht falscher Betonung, daß die Wirkung mehr verdrießlich als lächerlich war. Unbewußt sprach er in jenem Tone ungebildeter Leute, welche klagend oder keifend ein Schriftstück vorlesen, dabei auf den Tisch

klopfen und aus Leidenschaft die Rede verzerren, die Worte aus einander dehnen und wie aus Wuth die Nebensilben beschreien, da ihnen die Hauptsilben nicht ausreichen. Gleich den Schluß der ersten Strophe gab er mit steigenden Noten so:

Die Stadt vom Tyrannen **be**freien!
Das sollst Du am Kreuze **be**reuen!

dann schloß er die zweite Strophe:

Ich lasse den Freund Dir als Bürgen,
Ihn magst Du, entrinn' **ich,** erwürgen.

Ganz heillos klang es, wie er fortfuhr:

Da lächelt der König mit arger List,

und dazu wirklich ein Lächeln und eine arge Gesinnung auf seinem Gesichte zu mischen suchte. Das Ende des Gedichtes klang dagegen gemüthlich aus:

Ich sei, gewährt mir die Bitte,
In eurem Bunde **der** Dritte.

Es sind jetzt sieben Jahre her und die Dummheiten mir dennoch so genau im Gedächtniß, als wären sie gestern Abend geschehen.

„Ich war etwas verstimmt, als Wohlwend, von seinem erhöhten Aufenthalte herunter gestiegen, sich wieder neben mich setzte, und da es bereits auf Mitternacht ging, erhob ich mich, um Hut und Mantel zu suchen, und begab mich hinweg. Kaum war ich aber auf der Straße, so holte er mich ein, lief neben mir her, räusperte sich, als wolle er ein neues Stück recitiren. Ihn unterbrechend, fragte ich, was er für eine Freude daran finde, ein Gedicht, überhaupt eine Rede, so schlecht herzusagen, so aufgeregt und zugleich so grundfalsch zu declamiren?

„Ja, antwortete er mit immer noch nachzitternder Stimme, aufgeregt sei er und schön werde er allerdings nicht declamirt haben, weil er selbst derjenige sei, der den Bürgen suche, und auf einem kritischen Wendepunkt schwebe.

„Mit ganz veränderter, ganz vernünftiger Stimme gab er unverweilt seine Angelegenheit kund. Er hatte eine folgenreiche Unternehmung gewagt, welche bedeutenden Capitaleinsatz verlangte, während sein Bankcredit durch das laufende Geschäft schon vollständig in Anspruch genommen war und ferner genommen wurde. Auf keiner Seite durfte er rückwärts gehen ohne Schaden an Gut und Ehre; das Vorschreiten aber konnte beides nur mehren; kurz, es handelte sich um Oeffnung eines neuen Credites gegen Bürgschaft, die mit drei Unterschriften zu leisten war. In fünfzehn Minuten hatte ich als solidarischer Bürge und Selbstzahler die erste Unterschrift auf ein in Wohlwend's Hause bereit liegendes Document gesetzt und ging gleich darauf schlafen. Die zwei andern Unterzeichner habe ich nie gesehen; es waren ein paar stille ordentliche Männer und Nichtzahler, welche sich vor der Katastrophe ruhesam verzogen, nicht ohne ihrerseits selbst verschiedene Bürgen oder deren Gläubiger geschädigt zu haben, insofern solche wirklich etwa bezahlten.

„Gut also, vor Ablauf eines Jahres erklärte Louis Wohlwend sich zahlungsunfähig, und was gleich mit Beginn der Concursverhandlungen voll und unweigerlich gedeckt werden mußte, war der Betrag meiner Bürgschaftsleistung.

Sie fraß auf, was ich und mein Weib besaßen, und zugleich liquidirte sich mein eigenes Geschäft ebenso rasch als reinlich, Dank der guten Ordnung, die darin herrschte, und ich konnte gehen, wo ich wollte! Ich war für einmal fertig! Jetzt wäre es Zeit gewesen, in die Schulstube zurück zu kehren; aber ach, es lag mir ferne! Wohlwend aber lebte noch Jahr und Tag in und von dem Concurse, der im Sande verlaufen sein soll, ich weiß nicht auf welche Weise."

„Aber wie mochtest Du Dein Frauenvermögen so preisgeben?" unterbrach ihn Wighart, „die Frau konnte es ja nach Gesetz und Recht an sich ziehen!"

„Die Frau wollte nicht," sagte Salander, „wegen der Zukunft der Kinder, denn ich wäre bankerott geworden. Wir waren jung und glaubten an unsere Zukunft, die wir nicht verderben mochten!"

„Aber warum nahmst Du die Familie nicht mit oder holtest sie nachträglich, als es Dir gut ging?"

„Weil ich im Vaterlande leben und sterben will, ich bin kein Auswanderer! Und dann hätte ich mich nicht drehen und tummeln können, wie ich thun mußte; hatte auch zweimal das Fieber und bezahlte sonst genug Lehrgeld, fing wiederholt von vorn an. Als ich hinüber ging, nahm ich einige Kisten Strohhüte mit, die man mir anvertraute; etwas leichtere Seiden- und Baumwollsachen bekam ich auch mit, und so machte sich nothdürftig ein Anfang, mit dem ich bescheiden am Ufer hinsteuerte, bis ein junger Mensch, den ich zu mir genommen, mich bestahl und durchging, während ich wehrlos im Fieber lag. Nothgedrungen trat ich in den Dienst eines größeren Hauses und bereiste die brasilianischen Provinzen mit Kauf und Verkauf. Ich lernte dadurch den dortigen Binnenhandel, den ich in der Folge auf eigene Rechnung betrieb, natürlich nach Verhältniß meiner Mittel. Nun, ich bin jetzt durch und habe den Schaden ersetzt, mehr wollte ich nicht, und kann die Arbeit hier bei den Meinigen und in meinem Lande wieder aufnehmen. Hier habe ich Mosen und die Propheten!"

Er schlug auf seine trefflich gearbeitete Reisetasche, rief jedoch, sich endlich besinnend:

„Sieh einmal, das ist eine schöne Heimreise! Sechs Wochen in Liverpool, und hier, fünf Minuten von der Frau, bleib' ich noch hangen! Trink' die Flasche allein fertig, Freund, Du wirst wohl noch sitzen bleiben! Der grüne Schattenwinkel hier ist wirklich zu gelungen!" Der alte Freund hingegen, auf die Tasche deutend, hielt ihn auf.

„Du hast gewiß," sagte Wighart, „gute Papiere bei Dir? Solltest Du etwa das eine oder andere schöne Inhaberstück abgeben wollen, so bitte ich, mir die Gelegenheit zu gönnen, Du weißt, man hat in diesen papiernen Zeitläuften immer etwas zu besorgen oder besser zu stellen!"

„Nichts derartiges ist da!" versetzte Salander; „in der letzten Zeit ließ ich alles Erworbene bei der atlantischen Ufer-Bank in Rio de Janeiro zusammenlaufen, einem kräftig sich entwickelnden jungen Institut, und trage nun den Werth meiner nicht ganz drei Dutzend Contos de Reis in einer Anweisung bei mir, baar 10 Tage nach Sicht!"

Abermals schlug er vergnügt auf die Tasche.

„Donnerwetter, ein saftiger Wechsel!" meinte Wighart.

„Seit zwei Monaten oder länger avisirt, wie ich denke!“ der Andere.

„Bei welchem Hause? Gewiß beim großen Kasten? Oder der alten Commode? Oder bei der neuen Commode? Das sind nämlich die neuesten Scherznamen unserer Banken.“

„Xaverius Schadenmüller & Comp. heißt's, wart', ich hab's im Carnet!“ Er zog das Büchlein aus der Seitentasche seines Rockes.

„Ja, Schadenmüller, Xaverius, & Comp.“

Wighart sah ihn mit weit aufgesperrten Augen an, bis er das Wort fand. „Schadenmüller, sagst Du? Weißt Du, wer das ist?“

„Jedenfalls eine rührige Firma, wenn auch vor sieben Jahren noch unbekannt!“

„Unglücksmann! Es ist Louis Wohlwend und kein Andrer!“

Martin Salander erhob sich langsam hinter dem Tische, ganz fahl und blaß geworden, setzte sich aber gleich wieder und sagte:

„Es scheint, daß jeder Mensch einen Oelgötzen hat, der allerorts wieder dasteht und ihm entgegen glotzt. Denkst Du am wenigsten dran, so ist er da. Das ist mir jetzt eine angenehme Lage! Wer sagt indessen, daß er nicht zahlen werde? Er wird sich erholt und emporgeschafft haben, wie, kann mir gleich sein! Meine atlantische Ufer-Bank ist doch auch nicht von Stroh und weiß, was sie thut. Am Ende will das Schicksal, daß ich wieder zu meinem früheren Vermögen gelange, wenn der Bursche so zu Kräften gekommen ist!“

„Unglücksmann noch einmal! Der, welcher Schadenmüller heißt, ist schon vor zwei Jahren fort, sein Nachfolger, Wohlwend's Gesellschafter, vor sechs Monaten, und vom jetzigen alleinigen Vertreter der Firma, Wohlwend, heißt es seit gestern, er habe wieder einmal eingestellt, die Proteste regnen nur so und das Comptoir sei geschlossen!“

Salander sprang auf und mitten in die Stube, wo er unentschlossen sich umschaute, seine Reisetasche rückend. Er ermannte sich bald ein wenig und seufzte: „Die arme Frau! Ich hatte ihr verlornes Weibergut so vergnüglich ausgeschieden in meinem Buche und um die Zinsen vermehrt, um es sofort nach der Heimkehr sicher zu stellen! Nun hat's der Wohlwend zum zweiten Mal! Ein Kerl, der so falsch singt und noch schlechter declamirt!“

Der gute Mann wischte sich ein paar bittere Thränen von den Augen. Wighart, von Theilnahme und Entrüstung ungewöhnlich bewegt, stand bei ihm und redete ihm zu, keine Zeit zu verlieren.

„Vor Allem,“ sagte er, „mußt Du stehenden Fußes in die Stadt hinunter, Wohlwend's Comptoir aufsuchen und Dich überzeugen, wie's dort steht. Es ist in der Winkelriedsgasse.“

„Wo ist denn die? So eine gab es früher nicht.“

„Es ist eine vornehme, stille Seitenstraße im Westend; keine Verkaufsläden, nur blanke Metallplatten an den Hausthüren und daneben, da wirst Du Schadenmüller & Comp. gleich finden. Ich würde mit Dir gehen; allein es wird vielleicht besser sein, wenn ich unterdessen Deine Frau von Deiner Ankunft benachrichtige und auf irgend eine zweckmäßige Weise vorbereite.“

Salander ergriff ihn beim Arm. „Nein!“ rief er, „gehe nicht hin! Ich

muß es selbst über mich nehmen. Seit ich in Europa bin, habe ich der Frau nicht geschrieben, weil ich sie immer überraschen wollte und nicht dachte, so lange in England hingehalten zu werden, wo ich noch Einiges zu ordnen und Zukünftiges einzuleiten hatte. Nun kann ich es nicht über mich bringen, die arme Frau einer fremden Mittheilung auszusetzen. Es wird besser sein, wenn sie mich zuerst nur einmal wiedergesehen hat."

„Wie Du willst! Dann komm' ich aber mit Dir und führe Dich zum Notar, wenn es nöthig ist, wie ich glaube; denn das Nächste wird sein, für den Protest zu sorgen. Am Ende hast Du den Regreß auf Deine oceanische Uferbank, oder wie sie heißt. Die Notariatscanzlei befindet sich nämlich auch nicht mehr, wo sie vor sieben Jahren gewesen. Es nimmt mich nur Wunder, woher sie in Rio so bedeutend mit Wohlwend in Verkehr stehen!"

Hierauf rief Wighart die Wirthsmagd, bezahlte die kleine Zeche, und die Männer eilten abwärts nach dem schönen Stadttheil mit der Winkelriedsgasse.

III.

Während der Zeit hatte der Knabe im sogenannten Zeisig noch eine Weile auf die Mutter gewartet und war dann wiederholt ihr eine Strecke entgegengegangen, aber immer wieder auf seinen Standpunkt zurückgekehrt, aus Furcht, sie zu verfehlen; denn der kürzeste Weg von der Kreuzhalde nach der Stadt führte eigentlich nicht hier durch, weshalb die kleine Familie von den Leuten im Zeisig auch nicht gekannt war.

Frau Salander hatte zum ersten Male diesen Weg genommen, weil am andern Wege der Bäcker wohnte, welchem sie zum ersten Male die aufgelaufene Monatsrechnung nicht berichtigen konnte und das eine der Töchterchen, welches sie nach Brot geschickt, unverrichteter Dinge heimkam. Das hatte sie, nachdem sie in stündlicher Erwartung des Gatten sich schon lange kärglich beholfen und gespart, wie ein Schimpf getroffen, und die harte Noth war plötzlich gleich einem einfilbigen Gerichtsboten eingekehrt.

So unversehens war der schweigende Gast da, daß sie den Kindern am heutigen Tage nichts als etwas leere Milch zu vertheilen im Stande gewesen, am frühen Morgen; sie selbst hatte noch nichts genossen. Und heute gewärtigte sie dazu die beinah einzige Familie, welche bei schönem Wetter zuweilen noch gegen Abend kam, um den Kaffee im Freien zu trinken. Andere Gäste hatte sie seit Wochen nicht gesehen und sie besaß deshalb auch kein baares Geld mehr. Anstatt dieser Thatsache lange nachzusinnen, brauchte sie ihre Gedanken, mit den Kindern durch den Tag zu kommen, weil die andere Thatsache, die Ankunft des Mannes, auch bevorstehen mußte.

Sie lief daher nicht, von ihrem beweglichen Besitzthum zu verkaufen oder verpfänden, sondern ging zum bekannten Kleinbäcker in die Stadt, von welchem sie sonst die Semmeln und dergleichen Gebäck bezogen hatte, und dem sie nichts schuldete. Ohne viel Worte zu verlieren erhielt sie den gewünschten Vorrath von Brötchen und Hörnchen, ebenso beim Krämer ein Dütchen gerösteten Kaffee und den dazu erforderlichen Zucker, bei einem andern ein Stück guten Schinken und

ein halbes Pfund frische Butter, und überall war sie wohl angesehen, weil sie eine stille zurückgezogene Frau war, die sonst nie borgte. Nur der Bäcker in ihrer Nähe hatte nicht mehr getraut, weil er am Wege wohnte und sah, daß fast Niemand mehr hinauf ging, und klüglich das Ende bedachte.

Trotz des willigen Entgegenkommens der Leute in der Stadt nahm sie aber nicht ein Loth mehr von den Sachen, als das augenblickliche Bedürfniß erheischte, obgleich es in Einem hingegangen wäre, wenn sie sich auf einige Tage versehen hätte. In diesem unscheinbaren Zuge mochten drei Dinge sich vereinigen: ihre redliche Bescheidenheit, die Gewohnheit des Vertrauens auf die nächste Sonne und wahrscheinlich nicht am wenigsten ein feiner, wenn auch unbewußter Sinn, den nächsten Zweck zu schonen.

So kam denn Frau Marie Salander, einfach und sauber gekleidet, ohne Blumen auf dem Hut und eher schmal als breit, den Korb am Arme, endlich den Weg über den Zeisig herangegangen.

„Gelt, Du hast lange warten müssen, Arnold!“ rief sie dem Knaben entgegen, der sehnlich aus dem Scheunenwinkel hervorsprang, wo er schließlich sich auf ein Mäuerchen gesetzt hatte. „Ich habe die Eßwaaren erhalten, wenn ich sie auch nicht bezahlen konnte. Nun wollen wir schnell heimgehen, damit wir bereit sind, wenn wirklich Leute kommen! Gott sei Dank muß ich heute noch nicht sagen, es sei nichts mehr im Hause!“

„Aber wenn sie Alles aufessen,“ sagte der Knabe, „müssen wir dann weiter hungern?“

„Ei, sie essen ja nie Alles, sie nehmen höchstens die Hälfte zu sich, und mit dem Uebrigen müssen wir uns bis morgen begnügen, wo ich ja dann etwas Geld habe! Kommen sie aber nicht, so trinken wir lustig den Kaffee und essen, so viel wir mögen, und morgen ist auch ein Tag!“

Bald erreichten sie die höher gelegene Kreuzhalde, wo sich die Aussicht auf die Stadt und die weite Landschaft öffnete, in der sie lag oder liegt. Sogleich kamen die beiden Schwestern Arnold's herbei, Setti und Netti, der Mutter den Korb abzunehmen; sie waren zehn und neun Jahre alt, von derselben feinen Bläße, wie der Bruder, nämlich der Bläße gesunder Kinder, welche von einem unwilligen Kummer befallen sind, der ihnen unerklärlich ist. Doch glänzten die Augen der Mädchen ungeduldiger und gieriger, als die des Knaben, der gelassener Art zu sein schien.

Frau Salander ging den Kindern voran ins Haus und sie folgten höchst neugierig. Ohne Verzug entledigte sie sich des Hutes und legte eine reine weiße Schürze um, worauf sie den Korb auspackte, das Brotgebäck auf einem größeren Teller aufbaute, die Butter auf einen kleineren legte, den Schinken schnitt und eine Schüssel damit bekleidete, daß sie sich als reichlich gefüllt darstellte. Dies Alles, ohne daß sie einen einzigen Bissen nach dem Munde zu führen sich vergaß, um den armen Kindern, welche die Ellenbogen rings auf den Tisch gestützt zuschauten, nicht ein böses Beispiel zu geben.

„Frisch, Kinder!“ sagte sie mit einem leidlich muntern Lächeln, „nehmt Euch zusammen, habt Geduld! Alles nimmt ein gutes Ende, wenn der Vater kommt! Jetzt müssen wir noch ein Weilchen zusehen, wie Andere essen; wir wollen doch

für den Spaß probiren, ob wir trotzdem etwas thun können! Habt Ihr die Ferienaufgaben wirklich fertig, nichts mehr zu rechnen, zu schreiben oder auswendig zu lernen? Nehmt einmal euere Bücher vor! Ich glaube fast, die Sprüche und Liederverse bleiben Euch gerade wegen dieses merkwürdigen Hungertages besser im Gedächtniß, als sonst."

Die Mädchen wollten vom Lernen nichts hören; Setti nannte das Hohlgefühl ihres Leibes altklug einen Magenkrampf; Netti fürchtete Kopfweh zu bekommen, und beide wollten lieber häkeln, wenn sie durften, da jedes für den Vater einen Geldbeutel angefangen hatte. Nur Arnold faßte ein tapferes Vertrauen zu der Schwindelei der guten Mutter und erklärte, die Gelegenheit zu benutzen und sein schweres Lied für die nächste Kirchenlehrstunde in Angriff zu nehmen; es enthalte vier Verse von je zehn Zeilen, von denen jede sich so lang strecke, daß sie keinen Platz habe und das Ende umgebogen sei, wie die Schlingen für die Krametsvögel. Die Mutter billigte Alles und eilte in die Küche, den Milchvorrath bereit zu stellen, den sie am Morgen streng abgetheilt und für alle Fälle weggeschlossen hatte. Dann holte sie aus dem Schranke den Honigtopf hervor, der in Folge der schlechten Begangenschaft leider nur zu viel der Süßigkeit enthielt. Sie füllte daraus eine hübsche Krystallschale, und zugleich fiel ihr bei, daß ein Löffel voll des dicken kräftigen Saftes den Kindern ihr junges Leiden für eine kurze Zeit wohlthätig verhüllen dürfte. Gedacht, gethan, ging sie mit dem Topfe von einem Kinde zum andern, hieß es den Mund aufmachen und strich den Honig hinein.

Ermüdet ließ sie sich endlich auf einen Stuhl nieder und überblickte mit einem Seufzer die sonderbare Anstalt, mit der sie das dunkelwaltende Schicksal bestreiten oder wenigstens aufhalten wollte. Nicht nur in Feindesheeren, Erdbeben und Gewitterstürmen und allgemeinen Nothausbrüchen fährt ja dasselbe einher; auch in den unscheinbarsten Vorgängen im stillen Leben eines Haushalts tritt es jählings zerstörend, ehrenrührig hervor. Wenn die heutige Vorsorge scheitert oder am Ende doch eine Beschämung herbeiführt, kann sie alsdann die Vorspiegelungen wiederholen, daß sie eine wohlversehene Wirthin sei? Schon vor so vielen Wochen muß das Schiff, das ihren Mann und sein Gut trägt, abgefahren sein; wenn es nun untergegangen ist? Mit diesem bloßen Gedanken vergaß sie sogleich sich selbst und ihr Geschick, einzig und allein das dunkle Bild des lang entbehrten Gatten suchend. So in sich selbst versunken wie auf dem Grund eines Meeres, schrak sie auf, als draußen Stimmen hörbar wurden und die Gartenglocke erscholl, auch die Kinder schon an die Fenster liefen und verkündeten, daß die Professorsfamilie da sei.

Auf dem Hof- oder ehemaligen Gartenland der Wirthschaft war von einem nun verschwundenen Hain großer Bäume eine einzige Platane stehen geblieben, welche mit ihren ausgebreiteten Aesten einen letzten Tisch überschattete. Eine Familie, bestehend aus einem weißhaarigen Herrn und seiner Matrone nebst zwei ältlichen Töchtern, hatte bereits am Tische Platz genommen. Die Kinder am Fenster aber riefen: „O weh, es ist noch Einer dabei, ein langer Fremder, der gewiß den Schinken aufißt!"

Und wirklich war so ein langer Ueberzähliger noch herangestiegen, bis Frau Marie unten anlangte und die Herrschaft begrüßte.

„Wie geht es Ihnen, Frau Salander?“ empfing sie der alte Herr, „Sie sehen, wir bleiben Ihnen treu, so lang noch ein Baum dasteht! Bringen Sie uns den üblichen Kaffee sammt Butter wie Elfenbein und dem flüssigen Bernstein! Dies für die Damen!“

„Papa meint mit dem Bernstein den schönen Honig, den Sie uns das letzte Mal vorsetzten!“ belehrte die Frau Professor die Wirthin, welche diese Erklärung ebenso oft gehört hatte, als das Gleichniß, allein dermalen aus Zerstreutheit zu lächeln vergaß.

„Sodann, was uns Männer betrifft,“ fuhr der Herr Professor fort, „so trinken wir allenfalls zusammen eine Flasche jenes süß abgekelterten rothen Fünfundsechzigers, der durch dies Verfahren zwar kein Goethe, wohl aber ein Schiller geworden ist und angenehm prickelt, sobald er das Theatrum der menschlichen Zunge betreten hat, um seine Spiele aufzuführen. Dazu nehmen wir der Beschäftigung halber einige Schnitten geräucherter Rindszunge, wenn Sie davon noch so zarte besitzen, wie neulich.“

„Zunge ist leider nicht mehr da,“ sagte die Frau leicht erröthend, „dafür könnte ich mit Schinken aufwarten.“

„Auch gut, bringen Sie uns Schinken!“

Sie eilte ins Haus, Kaffee und Milch zum Kochen aufzusetzen, und übertrug die Aufsicht den Mädchen, während sie mit weißem Zeug und Geschirr den Tisch so sauber deckte, als wäre das Haus im besten Flor. Bald standen auch die Speisen einladend dazwischen, nur noch der Wein fehlte. Im Keller bewahrte Frau Salander noch die letzten zwei Flaschen des erwähnten Weines, sonst war überhaupt kein Getränke mehr vorhanden, als ein halbes Dutzend Flaschen abgezogenen Bieres, von welchem sie nicht wußte, ob es noch trinkbar sei. Den Wein hingegen hatte sie für den Mann bei Seite gelegt, auf den sie harrte. Mit einem Seufzer nahm sie eine der Flaschen und trug sie auf, ersorgend, daß nicht nur die zweite, sondern auch eine dritte verlangt werden könnte und so eine neue Gefahr erwuchs der Offenbarwerdung ihres Unvermögens. Dann trug sie den dampfenden Kaffee hinaus und versäumte nicht, eine Flasche lauteren kühlen Wassers vom Brunnen zu holen.

Schon aber führte die Sorge sie ins Haus zurück, um die Kinder, welche aus der Thüre kamen, dort fest zu halten und in die Stube zu bannen; denn sie befürchtete, die ärmsten würden sich mit gierigen Blicken um die Gäste herumstellen und den gesprächigen Herren, sowie der kritischen Neugier der Frauen ihren Hunger verrathen. Doch konnte sie nicht hindern, daß die Kinder Kopf an Kopf durch das Fenster schauten und keinen Blick von dem Tische der sich rüstig erfrischenden Leute verwandten. Sie sahen, wie die Frauen ihre Butterbrötchen schnitten und bestrichen, zu Munde führten und im eifrigen Gespräche das gleiche Geschäft immer von Neuem vornahmen. Mit mehr Wohlgefallen bemerkten sie, daß der alte Herr seinen Teller bald zurückschob, um seine Cigarrentasche auszukramen; aber mit Schrecken sahen sie, wie der lange Unbekannte mit dem breiten Maule und dem Bocksbarte in den Speisen herumwüthete und eine

förmliche Fabrik von Schinkenbrötchen betrieb, die er auf seinem Teller im Kreise neben einander legte und dann eines nach dem andern ganz in den Mund steckte. Die Kinder schauderten, und auch der Mutter wurde es nicht wohler, als durch die Schuld des Unheimlichen die Weinflasche früh leer stand und der Professor nach der zweiten rief.

Ein neues Unheil that sich in einer Kinderschaar auf, die lärmend, mit abgerissenen Zweigen und Ruthen, über den offenen Hofraum gezogen kam und alsbald vor dem Tische der kleinen Gesellschaft gaffend anhielt. An der Spitze der Truppe standen die Zwillinge Isidor und Julian, die Hände auf dem Rücken und ihre beschürzten runden Bäuchlein vorstreckend; sie beschauten sehr aufmerksam den Tisch und die Blicke saßen auch auf den Schinkenbrötchen und fuhren mit ihnen in den Rachen des Breitmäuligen hinunter, bis dieser mit dem Geschäfte zu Ende war. Der Professor stach mit der Gabel von dem Vorrath in der Schüssel ein Scheibchen heraus und hielt es dem Zwilling Isidor vor die Nase, mit den Worten: „Mund auf, Augen zu!" Dieser gehorchte unverweilt und erschnappte den Bissen sammt dem Brothäppchen, das jener ihm dazu in den Mund steckte. Das gleiche geschah mit dem kleinen Julian und so abwechselnd mit beiden, die immer zu vorderst standen, bis der letzte Rest des Schinkens verschwunden war. Mit den übrigen Kleinen machten es die zwei Fräulein ebenso, indem sie ihnen Butterbrötchen in den Mund steckten und sich über die drolligen Gesichter freuten, die sie dazu machten. Binnen Kurzem waren alle Teller rein und nichts Eßbares mehr auf dem Tische zu erblicken.

Frau Salander stand hinter ihren Kindern am Fenster und sah, wie auch hier der Welt Lauf erging und die Einen verschlangen, was den Andern bestimmt war. Es dunkelte ihr vor den Augen, was indessen auch davon herrührte, daß eine Regenwolke unvermerkt heranzog und einzelne Tropfen bereits gegen die Scheiben schlugen. Und im Laube der Platane rauschte ein unwirscher Luftzug. Die Gesellschaft erhob sich sehr eilig. Der alte Herr pochte mit dem Stock auf den Tisch und verlangte von der herbeieilenden Frau schleunige Rechnung. Ehe sie antworten konnte, rief er: „Nun habe ich auch noch die Börse vergessen oder gar verloren!" Vergeblich in allen Taschen suchend nahm er den langen Gastfreund in Anspruch: „Herr Doctor! Helfen Sie uns aus der Noth! Sind Sie vielleicht mit Spießen bewehrt?"

Der war aber schon so vielfach, kreuz und quer, in einen gelblichen Plaid eingewickelt, daß er mit großer Mühe suchte, zu seinem Geldtäschchen zu gelangen. Es dauerte dem Alten zu lange.

„Lassen Sie," rief er, „wir müssen springen, wenn wir noch den nächsten Droschkenplatz erreichen wollen! Ich bezahle das nächste Mal, liebe Frau, Sie kennen uns ja!"

„Bitte, Herr Professor, das macht ja gar nichts, kommen die Herrschaften nur gut nach Hause!" sagte Frau Marie Salander mit guter Haltung, jedoch die Leute, die sich nicht mehr umschauten, mit etwas unsichern Schritten bis zum Ausgange des Grundstückes begleitend.

Zurückkehrend sah sie noch, wie die Zwillinge die Zuckerbüchse vollends aus-

räumten und mit ihrem Gefolge gleichfalls davonstoben. Der Honig war auch ausgelöffelt.

Ihre eigenen Kinder hatte sie vorhin eingeschlossen und den Schlüssel eingesteckt; so stellte sie jetzt ohne deren Hilfe das sämmtliche Geräthe auf das große Kaffeebrett, legte das Tischtuch ordnungsgemäß zusammen, nahm es unter den Arm, trug das Brett mit einigem Klirren ins Haus und ging dann zu den Kindern hinein, die an einem Häuflein standen.

Als sie sahen, daß die Mutter mit Kummer auf einen Sessel sank, unterdrückten sie den Ausdruck ihrer kindlichen Ansprüche auf die Vorsorge und den Schutz der Mutter, die sich heute zum ersten Male als unzuverlässig erwiesen. Ihr leises Weinen wurde durch das Rauschen eines tüchtigen Regenschauers übertönt, der jetzt herniederfiel und die Luft verdunkelte, und so blieb es eine gute Weile still in dem dämmernden Gemach. Frau Marie benutzte den Augenblick, ihre Lebensgeister zu versammeln. Sie beschloß bis zuletzt auszuhalten und mit den Kindern für diesmal lieber ungegessen schlafen zu gehen, als den Ruf des zurückkehrenden Mannes durch die Anzeichen ihres zerrütteten Zustandes zu gefährden.

Der Himmel selbst schien ihr zu Hilfe zu kommen, denn es ward heller um sie her; die sinkende Sonne beherrschte wieder das Feld und hatte die Regenwolke den Berghang hinauf an den Waldrand getrieben, wo sie als eine dunkle graue Wand hängen blieb, auf welcher der breite Fuß eines Stückes Regenbogen sehr kraftvoll leuchtete, indem er auf einer frisch bethauten funkelgrünen Waldwiese stand. Es war ein so starker Farbenschimmer, wie man ihn nur wenige Male im Leben sieht und dann fast immer im Gedächtniß behält. Da die Erscheinung ziemlich nah aufglühte, sah man links und rechts ein Paar schlanke Birken oder Eschenbäumchen sich abheben und deren Kronen in dem bunten Glanze verfließen.

Ohne langes Ueberlegen benutzte die Mutter sofort das schöne Farbenspiel, die Gedanken der Kinder womöglich von ihren Kümmernissen abzulenken und zu beschäftigen, bis vielleicht die Dunkelheit heranschliche und nochmals den lieben Schlaf brächte. Für diesen Fall wollte sie zugleich die Kinder mit den Schilderungen einer herrlichen Schmauserei unterhalten und ihre Phantasie ganz damit anfüllen, weil sie schon hatte sagen hören, daß hungernde Leute, wenn sie im Schlafe von guten und leckern Dingen träumen, die Nacht soweit ganz leidlich durchkommen; und sie hoffte sogar selbst ein bischen mit zu schmausen.

„Seht doch, welch ein schöner Regenbogen!" rief sie und weckte damit die Kinder aus ihrem Brüten. Sie guckten auf und staunten die Pracht mit großen Augen an, die darüber trocken wurden.

„Die haben's dort jetzt besser als wir, wenn das Märchen wahr ist!" rief sie wieder.

„Wer denn? Wer denn?" die Kinder.

„Nun, die kleinen Leutchen aus dem Berge! Habt ihr noch nichts davon gehört? die Erdmännchen und Weibchen, die so alt werden, daß sie eine kleine Unsterblichkeit auf ihren Buckelchen haben, natürlich nur im Verhältniß; denn sie sind nicht größer, als ein kleiner Finger. So um tausend Jahre herum sollen sie alt werden. Wenn sie nun merken, daß ihr Geschlecht ausstirbt in einer

Gegend, so kommen die letzten hundert Leutchen in den besten Feierkleidern zusammen und halten ihren ewigen Abschiedsschmaus unter einem Regenbogen oder vielmehr im Erdgeschoß desselben, das ein wahrer Zaubersaal ist. Seht nur, ihr könnt's von außen merken, wie das inwendig in allen Farben glitzern muß! Auch noch aus einem andern Grunde sollen sie einen solchen Abschied feiern; nämlich wenn das große Volk im Lande anfängt auszuarten und dumm und schlecht zu werden und die gescheiten Leutlein unten ein betrübtes Ende voraussehen, dann beschließen sie auszuwandern und dem Ende aus dem Wege zu gehen. Auch dann kommen sie in vielen Regenbogen zusammen und sind noch ein Stündchen vergnügt. Sei dem, wie ihm wolle, so weiß ich nicht, welchen Anlaß wir hier vor uns haben. Es wird sich wohl um ein Aussterben handeln, und da sind es, wie gesagt, höchstens hundert Männlein und ihre Frauen, die dort sind. Den ganzen Tag haben sie in ihren Felsstuben, im Waldesdickicht und an den verborgenen Bachquellen gebacken und gebraten und gebraut und alles Gute vorausgeschickt, und nun sind sie hineinspaziert, Jeder sein goldenes Schüsselchen in einem seidenen Säcklein mit einem Quästlein auf dem Rücken tragend, für uns nicht größer, als ein alter Batzen, für Zwerglein aber ein gehöriger Teller. Lange Tische sind mit dem feinsten Tuche bedeckt, das über einige Dachschindeln gespannt ist. Da ziehen sie in feierlichem Zuge herum. Voran marschieren zehn geharnischte Ritter in roth gesottenen Krebsnasen als Brustpanzer und die übrigen Schalenringe als Arm- und Beinschienen umgelegt; als Helme haben sie zierlich gewundene Schneckenhäusel auf den Köpfen. Sie tragen die alten Silber- und Goldkannen und andere Kleinode des Geschlechtes. Wie die Erdleutchen nun um die Tische herum gehen, zieht jeder seine Schüssel aus dem Säcklein, legt sie an seinen Platz und setzt sich dahinter, und jeder schüttelt seinem Nachbar ernsthaft die Hand. Freilich folgt nun ein desto fröhlicheres Essen, daß die goldenen Teller, die feinen Messer und Gabeln nur so klingen. Zuerst kommt der delikateste Reisbrei mit Rosinchen, belegt mit kleinen Bratwürstchen, die aus Feldlerchen und zartem Ferkelfleische gemischt und gehackt sind. Herrlich sind diese Würstchen geröstet. Je drei oder vier Mann haben zusammen eine Bowle vor sich, nämlich einen prächtigen reifen Pfirsich, aus welchem der Kern genommen, das dadurch entstandene Loch aber mit Muskatwein gefüllt ist. Ihr könnt euch denken, wie sie mit ihren Löffelchen da hinein bohren!"

So fuhr sie mit eifriger Mühe fort, nicht nach den Geboten der Wahrscheinlichkeit, sondern nach ihrer Kenntniß der kindlichen Gelüste das Banket der Wichtelmännchen auszumalen, bis sie nichts mehr wußte und darum den Schluß herbeiführte, zumal der Regenbogen verblichen war und der letzte Abendschein der Dämmerung wich.

„Haben sie nun genug gegessen und getrunken und von ihren jungen Tagen, mittleren Jahren und alten Erfahrungen gesprochen, so stehen sie unversehens Alle mit einander auf, schütteln sich abermals, und zwar durcheinander gehend, die Hände und sprechen etwas kleinlaut: „Wünsche wohl gespeist zu haben!"

„Plötzlich aber suchen sie das Loch, wo sie hereingekommen sind, und fangen an, hinaus zu drängeln, sich auf die Fersen zu treten und in den Rücken zu knuffen, bis Alle verschwunden sind und die Tische im Saal mit Allem, was

darauf steht, verlassen sind. Ein einziges lediges Weiblein, das allerjüngste von etwa zweihundert Jahren, was bei unser einem einer Person von ungefähr zwanzig Jahren gleich käme, ist noch da geblieben. Es hat die Pflicht, das ganze Geschirr zu reinigen, trocken zu reiben und in eine eiserne Truhe zu verschließen, die sie an der Stelle, wo der Regenbogen stand, in den Boden vergräbt. Hierbei helfen ihr die zehn Ritter, die mittlerweile draußen noch zurückgeblieben sind und ihre Pfirsichbowlen ausgeschlafen haben. Und wie Bauern, wenn sie Marksteine setzen, vorher rothe Ziegelscherben als sogenannte Zeugen in die Grube legen, so werfen sie die Krebsschalen mit hinein und gehen dann auch fort, sich schlafen zu legen. Was thut aber nun das letzte Weiblein? Es nimmt das Säcklein, worein es sein eigenes Goldschüsselchen gesteckt, auf den Rücken, einen Stecken zur Hand und wandert seelenallein in die Ferne, um einem andern Volk dieser Art das Gedächtniß des ausgestorbenen zu überbringen. Es soll schon vorgekommen sein, daß eine solche Person sich in der Fremde noch glücklich verheirathen konnte bei einem jüngeren Geschlechte."

Hier schwieg Frau Marie Salander, doch etwas betroffen über die Flunkerei, die sie den Kindern vorgemacht, während diese sich noch ein Weilchen still verhielten und dem Märchen nachschauten, das wie der Regenbogen verduftete. Kaum sahen sie noch das letzte Fräulein mit Stab und Schüsselchen in Gras und Ackerfurchen dahinziehen.

Da richtete sich die Mutter auf; von einem Einfall ergriffen, schritt sie rasch auf ihr Kommodenschränklein los, öffnete die Thürlein, zog die Lädchen und aus einem derselben eine kleine Schachtel hervor, welche etwas Goldschmuck enthielt. Als Brautgeschenk ihres Mannes war der bescheidene Hort unantastbar und nicht das, was sie suchte. Aber unter anderm Kleinzeug lag auch ein Papierwickelchen dabei, das sie packte und aufmachte. Ein glänzendes, goldenes Regenbogenschüsselchen trat zu Tage, nämlich eine uralte Hohlmünze, Brakteat genannt. Solche Münzalterthümer wurden ehedem gern in wohlbestehenden Familien aufbewahrt und als besondere Gunst nur etwa zu Pathengeschenken verwendet. Auch Marie Salander hatte das Stück, das sie in Händen hielt, bei der Taufe ins Wickelband bekommen und nun sich unvermuthet an dessen Besitz erinnert. Auf den vertieften Grund war ein unvollkommener Mannskopf geprägt und neben dem Bilde in zerstreuten Zeichen die Inschrift Heinricus rex. Auf dem Papierschnitzel stand von der Hand Salanders die Notiz geschrieben, der Goldwerth betrage zehn Franken, der Verkaufswerth könne aber auf das Zehnfache und höher steigen.

Sie wunderte sich, daß sie nicht früher an diese Zuflucht gedacht. Beinahe kam sie sich vor, als ob sie das ausgewanderte Erd- oder Bergweibchen wäre, das im fremden Lande ein Trüppchen Kinder erworben hat und nun die ererbte Goldschüssel verkaufen muß, um sie füttern zu können.

„Nun ist's gut!" sagte sie zu ihnen, „noch diese kurze Nacht heißt es gefastet oder vielmehr geschlafen; morgen früh aber reisen wir in die Stadt, verkaufen den Denkpfennig und leben wie an der Kirchweih!"

Die Kinder blickten sie zweifelhaft an; sie mochten die Rede für eine Fort-

setzung des Märchens halten, dessen Glaubwürdigkeit mit dem wieder erwachenden Hunger abzunehmen schien.

Da klang die Hausglocke. Es war Martin Salander, der nach allen Umtrieben wegen seines Vermögens noch seine Reisekoffer und Kisten auf dem Bahnhofe geholt und durch zwei Männer hatte herbringen lassen, um nicht ganz ohne Habe bei den Seinigen zu erscheinen; eine seltsame, aber verzeihliche Selbsttäuschung.

Noch ehe die Frau Licht angezündet hatte, stand er in der offnen Stubenthüre und sagte in das Halbdunkel hinein, in welchem er nur undeutliche Gestalten erkannte, mit bewegter, nicht lauter Stimme: „Guten Abend!"

Seinen Ton erkennend, erhob die Frau die Arme und ging ihm, vom Schreck gelähmt, langsam entgegen und fiel ihm um den Hals, nicht lange danach vor Freude weinend.

„Ach, mein lieber Mann!" sagte sie mit halb erstickten Lauten, „kommst Du? Bist Du endlich da?"

„Ja, meine gute Marie! und ich fühl' es, eh' ich Dich sehen kann, Du bist meine treue, liebe Hälfte, jeder Zoll mein Weib!" sagte er, als er sie fest in den Armen hielt und ihre Schultern, ihre Arme streichelte und die schönflächigen Wangen.

Sie schloß ihm den Mund mit Küssen und rief, ohne den Mann fahren zu lassen: „Kinder, zündet doch die Lampe an, damit der Vater euch sieht!"

Das thaten die beiden Mädchen, und als es hell wurde, standen sie mit dem Bruder in der Reihe. Die Mädchen waren zur Zeit der Trennung zwei und drei Jahre alt gewesen und besaßen noch ein schwaches Erinnerungsbild des Vaters; sie erkannten ihn deshalb bald mit Hilfe ihres kindlichen guten Willens. Traulich und neugierig schauten sie ihn an. Der Knabe Arnold hingegen war erst einjährig gewesen und konnte den Vater nicht erkennen, so viel die Mutter von ihm erzählt hatte. Er schlug daher verschüchtert die Augen nieder und blickte dann doch wieder von der Seite auf den fremden Mann, der ihm jetzt entgegenschritt, ihm das Kinn aufhob, dann den Töchterchen, eh' er alle in die Arme nahm und abküßte, sie immer von Neuem betrachtend.

„Du gute Frau," flüsterte er, sie abermals umarmend, „wie liebe, hübsche Kinder hast Du mir da herangezogen! Und wie froh bin ich, auch noch etwas mithelfen zu dürfen!"

„Sie sind auch brav!" sagte sie ihm ins Ohr und voll Vertrauen, nachdem sie ihn während der Kindererkennung bei Licht gesehen, wie er von der Tropensonne wohl gebräunt, aber kaum älter erschien, als vor sieben Jahren, und nichts Fremdes an ihm haftete.

Die Männer, welche das Gepäck gebracht, klopften an der Thüre, ihre Abfertigung begehrend. Frau Salander wies den Platz für die Sachen an, der Mann lohnte sie ab und entließ sie, worauf er in veränderter Gedankenrichtung, doch in guter, fast vergessensfroher Laune rief:

„Aber nun, Frau Wirthin! Was hast Du etwa zu essen und zu trinken für Deinen Mann? Ich habe Hunger wie ein Wolf und seit heut' morgen nicht viel genossen!"

„Wir Alle haben heute, aber gewiß zum ersten Mal, noch gar nichts gegessen!“ sagte die Frau mit einem Lächeln, das ihm die Bitterkeit versüßen sollte; „wir sind just, eh' Du kamst, vollständig abgebrannt; allein sei sicher, wir haben noch keine Schulden gemacht, als für einen Monat Milchgeld!“

Mit starren Augen maß er Frau und Kinder der Reihe nach, sprachlos, doch innerlich seufzend: Das kommt immer besser! bis er rief:

„Aber um des Himmels willen, Marie, warum hast Du mir denn seiner Zeit geschrieben, ich solle Dir kein Geld mehr schicken, Du könnest es machen?“

„Weil ich es früher auch konnte,“ erwiderte sie, „und weil ich wünschte, daß Du allen Deinen Erwerb zusammenhalten und um so wirksamer damit schalten möchtest!“

„Das kann uns jetzt nichts helfen, wir müssen essen, vor Allem die Kinder und Du! Ihr habt also nichts im Hause?“

„Nicht einen Bissen!“

„Dann wollen wir augenblicklich in die Stadt, ein gutes Wirthshaus aufsuchen und ein Nachtessen bestellen. Ihr armen Tröpfe, ja wohl! Eilt euch, zieht an, was nöthig ist! Haben die Kinder Jacken und Hütchen?“

Schon flogen sie hinaus und kamen bald mit Sonntagskittelchen, Krägelchen und Hüten zurück. Die Mutter setzte auch den bessern Hut auf, schlug ein Tuch um und zog Handschuh' an.

„Gelt, das geht uns heut' noch besser, als wir gedacht!“ sagte sie froh gerührt zu den Kleinen, die sie fröhlich zu ätzen hoffte. Dann ergriff sie den Arm des Mannes, die Kinder voranschickend. Als er aber auf dem Flur die gebrauchten Eß- und Trinkgeräthe vom Nachmittage stehen sah, sagte er, einen Augenblick stehen bleibend:

„Da ist jedoch gegessen und getrunken worden, oder woher kommt denn das Geschirr?“

„Ja, es wurde gegessen und getrunken, aber wir haben zugesehen! Komm, ich will Dir morgen erzählen, was ich für eine Wirthin bin!“

So gingen sie aus dem Hause; die Mutter schloß die Thüre, und lebhaft ging es den Bergweg hinunter, so matt sie sich eben erst gefühlt hatten. Die Frau freilich stützte sich tüchtig auf den Arm des Mannes, von dessen Mühsalen sie nichts ahnte. Indessen steuerte er nach einer Gegend, wo er mit Henne und Hühnchen ungestört zu sein hoffte; als sie aber an einem großen, hell erleuchteten Garten vorüberkamen, in welchem Musik gemacht wurde und viele Leute saßen, gelüstete es die Kinder, ihren Hunger unter Geigen- und Flötenklang zu stillen; denn sie standen still und schauten sehnsüchtig durch das Gitter, wo sie übrigens auch überall an gedeckten Tischen essen sahen.

„Sie haben Recht!“ sagte der Vater zur Frau, „warum sollen sie heute nicht eine Tafelmusik haben? Bleibe hier einen Augenblick mit ihnen stehen, ich will sehen, ob ich nicht einen Winkel für uns finde, wo wir unter uns sind!“

Er ging in das Haus und fand im Erdgeschoß des Gebäudes einen Saal mit offenen Fenstern, in welchem einige Leute saßen; ein kleineres Nebenzimmer jedoch war ganz leer, obgleich ein gedeckter, runder Tisch darin stand. Sogleich

holte er Frau und Kinder herein und ließ sie den Tisch einnehmen, über welchem ein Gasleuchter hing.

O wie zufrieden blickten die Kinder nun drein, als sie die Hände auf dem Tischtuche über einander legten, zuweilen mit den Fingern ein wenig trommelnd.

Martin Salander gab seiner Frau, die neben ihm saß, die Hand, dann über den Tisch reichend auch den Kindern, einem nach dem andern. Er sagte nichts dazu und war glücklich, alles Andere vergessend. Ein Kellner kam, nach dem Begehr fragend.

„Marie, befiehl Du, was Du wünschest und für die Kinder gut ist! Ich werde dann mit Erlaubniß hinterdrein schon nachbessern, wenn Du zu knauserig bist!" sagte Salander.

„Warme Suppe ist jetzt wohl nicht da?" fragte sie den Kellner.

„O ja, an Concertabenden werden nach Belieben ganze Soupers servirt!" versetzte Jener.

„Das ist ja ganz unser Fall," meinte Salander, „da brauchen wir uns nicht die Köpfe zu zerbrechen, nicht wahr, Marie?"

„Ich bin sehr zufrieden!" antwortete sie froh, „des Weiteren enthoben zu sein." Schnell legte der Kellner die Gedecke auf, die übrigen Zubehörden glänzten in blankem Christoffel schon auf dem Tisch. Bald erschien er auch mit der Schüssel, in welcher eine würzige Suppe dampfte.

„Setzen Sie das Ding nur auf den Tisch!" sagte Salander, „und beeilen Sie sich auch mit den übrigen Speisen nicht, wir wollen uns Zeit lassen! Es soll nicht Ihr Schade sein!"

„Sehr wohl!" empfahl sich der Kellner und ließ die Herrschaft vor der Hand mit der Suppe allein. Als Salander bemerkte, daß die Gattin so wohlig im Stuhle zurück lehnte und sich eben aufraffen wollte, die Teller zu füllen, hielt er sie zurück und schöpfte an ihrer Stelle die Suppe, welche wie Ambrosia duftete. Und wie sie die Löffel zur Hand nahmen, fiel im Garten draußen das Orchester mit einem gewaltthätigen Musikstück ein, daß die Kinder in dem Posaunen- und Paukengewitter die ersten Löffel mit einer seltsamen Mischung von Heißhunger und Herzensjubel zum Munde führten. Auf den anfänglichen Lärm folgte jedoch bald ein Pianissimo, dem das Publikum im Garten lautlos lauschte; die drinnen löffelten achtlos fort, ein Sch! zischte draußen, worüber Frau Marie erschrak, die Kinder lachten und Martin Salander das Fenster schloß.

„Eßt fort, kümmert Euch nicht darum!" mahnte er. So geschah es, und als eine kleine Stunde vorbei, vergnügten sich die Kinder wohlgesättigt an dem ungefährlichen Nachtisch. Jedes hatte ein Glas Wein bekommen, die Mutter aber deren drei getrunken, und nun dünkte der Mann sich im Paradiese zu sitzen, als die aufblühenden, leicht sich röthenden Antlitze mit frohen Augen ihm entgegen glänzten, wohin er blickte, als wollten sie ihm sagen, was das Glück sei, eine Art Kräutlein Kommnichtum!

Wenigstens sagte er sich in seinen Gedanken: Dies, was ich sehe, ist die Wahrheit, und nicht das, was ich weiß!

Die Kinder wurden immer munterer; Arnold hatte sich dicht an die Seite des Vaters geschmuggelt und sagte plötzlich: „Aber Vater, weißt Du nicht, daß

ich Dich heute schon gesehen habe, bei dem Brunnen, wo die Weidelichbuben mich auslachten, daß ich nur eine Mutter und keine Mama habe!"

Salander hatte über den nachherigen Ereignissen den Auftritt und das Gesicht des Knaben gänzlich vergessen; er nahm es jetzt in die Hände und rief:

„Bei Gott, es ist ja wahr! Wo hab' ich nur meine Gedanken! Hätt' ich doch gewußt, daß ich meinem Blute so nah' war!" Erstaunt schaute Frau Marie auf.

„Bist Du denn Nachmittags schon hier in der Nähe gewesen und nicht zu uns gekommen?" fragte sie, fast bekümmert. Er fühlte jetzt, daß seine üble Lage doch eine Wirklichkeit war, faßte sich jedoch, weil es sein mußte und er das neue Unglück nicht hier und zu dieser Stunde verkünden konnte. Er gehörte zu denen, welche dergleichen lieber verschweigen möchten, wie ein Vergehen, das ihnen selbst und nicht fremder Schlechtigkeit zur Last fällt.

„Freilich," sagte er, „bin ich schon um zwei Uhr oben gewesen, auf dem Wege zu Euch! Im Zeisig traf ich einen alten Bekannten, den Möni Wighart, der schleppte mich mit Gewalt in den rothen Mann, dort fiel uns ein, wir wollten mein Gepäck auf dem Bahnhof holen, damit das abgethan sei; dann mußte ich die Verzollung besorgen, wobei sie mir Umstände machten; dann wechselte ich unterwegs englisches Geld aus, das ich bei mir hatte, auch kamen noch Andere herzu, kurz, wie es geht, die Zeit verzettelte sich und es wurde Abend. Aber nimm es nicht ungut auf, es geschah von selbst, wie der ganze Weltlauf!"

Sie war schon lang zufrieden und im Innern froh, daß der Weltlauf sich so gefügt, der Mann nicht zu ihrer sonderbaren Bewirthung kam und die Fremden zu unwillkommenen Zeugen des Wiedersehens wurden.

Erst gegen elf Uhr traten sie den Rückweg nach der Kreuzhalde an. Der Mond war inzwischen aufgegangen, und in seinem hellen Scheine zogen sie dahin, die Kinder voran, welche bald zu singen anfingen, zur Erbauung des Vaters mit gutem Ton und Gehör und frischen Stimmen. Die Frau verließ den Arm des Mannes nicht, fragte, erzählte, plauderte und überließ sich ganz dem Genusse einer freundlichen Schicksalswendung.

Aber je näher sie dem Hause kamen, desto schwerer wurde dem Manne wieder das Herz; denn der Augenblick nahte, wo er die arme Frau aus ihrem Himmel reißen mußte.

Nein, heute nicht mehr, sagte er sich, sie soll diese Nacht noch einen guten Schlaf in Glück und Sorglosigkeit thun, den sie so lang verdient hat! Morgen ist ein neuer Tag!

Das Haus lag im Mondschein still vor ihnen; sie schlossen auf, die Kinder sprangen wieder voraus und machten Licht, und die Stube ward so belebt, wie lange nicht zu dieser Stunde. Die Mutter sah ihr Regenbogenschälchen im Papierchen am Boden liegen, hob es unbemerkt auf und machte sich am Schränkchen zu schaffen, um es im Stillen wieder zu verwahren. Es that ihr im Glücke wohl, an das artige Besitzthum und Abenteuer seinen kleinen Aberglauben zu heften, daß es auch künftig vielleicht Heil ankündigen möge, so lange es da sei.

„Nun macht, daß ihr zu Bett kommt, Kinder! Morgen bei Zeiten müßt

ihr ausfliegen und für den Vater und uns das Frühstück herbeischaffen. Späterhin reis' ich selber aus."

Hiermit trieb sie die aufgeregte Jugend in die Kammer, wo sie mit den Kindern zu schlafen pflegte. Der Vater kam mit, um zu sehen, wo sie hausten, und ihnen die Decken über die Nasen zu ziehen. Es sah nicht aus, wie bei Leuten, die soeben nichts mehr zu beißen hatten, sondern Alles war in reinlicher guter Ordnung, noch mehr in dem Zimmer daneben, wo die Frau das Lager des Mannes schon seit Monaten bereit hielt.

„Wenn Du heute nicht gekommen wärst," sagte sie scherzend, „so hätte ich morgen mit Deinem Bette den Anfang gemacht und es als überflüssig verkauft, das siehst Du wohl ein!"

„Vollkommen! Hättest Du's nur schon früher gethan, anstatt solche Teufelei und Hungersnoth anzustellen! Aber ich wollte schon ein paar Mal fragen," fuhr er fort, aus dem offenen Fenster auf das mondhelle Umgelände hinausdeutend: „Wo sind denn nur die vielen schönen Bäume hingerathen, die sonst vor und neben dem Hause standen? Hat sie der Eigenthümer abschlagen lassen und verkauft, der Thor? Das war ja ein Capital für die Wirthschaft!"

„Man hat ihm das Land weggenommen oder eigentlich ihn gezwungen, Bauplätze daraus zu machen, da einige andere Landbesitzer den Bau einer unnöthigen Straße durchgesetzt haben. Nun ist sie da, jedes schattige Grün verschwunden und der Boden in eine Sand- und Kiesfläche verwandelt; aber kein Mensch kommt, die Baustellen zu kaufen. Und seit die guten Bäume dahin sind, ist auch mein Erwerb dahin!"

„Das sind ja wahre Lumpen, die sich selbst das Klima verhunzen. Nun wollen wir aber auch zur Ruhe. — Du, Marie!"

„Was, Martin?"

„Eines, will ich wetten, hast Du gewiß vergessen!"

„Was denn?"

„Meinen alten Stiefelknecht!"

„Hier ist er!"

Sie zog ihn unter dem Fußende des Bettes hervor.

IV.

Salander hatte nach allen Bewegungen und Erregungen des vergangenen Tages endlich dem Schlafe nicht widerstanden. Doch mit dem ersten Frühscheine, der am Himmel herauf kam, weckte ihn die schwere Sorge, die keineswegs eingeschlafen war. Er sah seine Gattin, die im tiefsten Frieden lag und schlief, jeder Zug ihres Gesichtes in seiner Ruhe und Zufriedenheit der Herold einer wohl geborgenen Seele. Und diesen Frieden sollte er mit einem Worte von Grund aus zerstören; die Stunde war unwiderruflich da.

Das neue Unglück schien ihm erst jetzt wirklich geboren, und er bereute bitter, daß er gestern nicht stehenden Fußes wieder geflohen oder mit der bösen Nachricht gleich ins Haus gefallen war.

Als er, von dem alten guten Bekannten geführt, das Haus Schadenmüller und Comp. gefunden, hatte er bemerkt, daß an diesem Hause wirklich Arnold

von Winkelried mit den Speeren im Arm auf Goldgrund gemalt, prangte, nebst einer Inschrift: Sorget für mein Weib und meine Kinder! Das Haus gehörte dem Herrn Louis Wohlwend, der auch das Bild malen ließ, aber nicht bezahlte, wie sich später zeigte.

Salander hatte seinen Begleiter mit Dank verabschiedet, weil er doch lieber allein vor seinen alten und muthmaßlich neuen Schuldner treten wollte. Er stieg die Treppe hinan und stieß gleich im ersten Stockwerk abermals auf ein Schild mit „Schadenmüller und Comp.", dabei aber auch eine Visitenkarte mit „Louis Wohlwend". Er zog die Klingel an, es schlürfte Jemand in schlechten Pantoffeln herbei, und als die Thüre aufging, stand ein schäbiger, unreif aussehender junger Mensch vor ihm, einen Gummipinsel in der Hand, und fragte, zu wem er wolle?

„Ist der Herr des Geschäftes hier?" fragte Salander entgegen.

„Das Geschäft ist zur Zeit geschlossen, Herr Wohlwend ist da, wie ich glaube; wen soll ich anmelden, wenn er zu sprechen ist?" erwiderte mißtrauisch der junge Mann.

„Führt mich nur gleich hinein, wo er ist, er wird mich schon kennen!" sagte Salander etwas barsch, indem er den Menschen drehte und vor sich her schob.

Der ging ihm in eine leere Comptoirstube voran, bat ihn, da zu warten, und begab sich in das Cabinet des Herrn Wohlwend. Salander sah sich inzwischen etwas um und gewahrte, daß man hier beschäftigt war, Abzüge eines unordentlich autographirten Circulars zu falten, in Umschläge zu stecken und mit Gummi zu verkleben. Es dauerte einige Minuten, bis der junge Mensch zurück kam und ihn ersuchte, in das Cabinet zu treten. Salander klopfte zweimal, bis Jemand herein rief. Als er eintrat, sah er an einem breiten Schreibtisch von Mahagoni, in einen großblumigen Schlafrock gekleidet, einen Mann sitzen, der ihm den Rücken zuwandte und eifrig zu schreiben schien, ohne sich aufzurichten.

„Herr Wohlwend?" sagte Salander, um sich bemerklich zu machen.

„Stehe gleich zu Diensten," sagte Jener, immer fortschreibend, schaute dann aber einen Augenblick auf, kehrte sich wie der Blitz wieder ab, drehte sich abermals um und warf dem Fremden einen stechenden Blick zu, wie man es etwa einem Todfeinde gegenüber thut und auch dann nur, wenn man selbst bös ist. Doch eben so schnell nahm er sich zusammen, erhob sich, ging einen Schritt vorwärts und stellte sich, als ob er erst jetzt nach und nach seinen Besucher erkennen würde.

„Irre ich nicht? Ist das nicht der Martin Salander?" Martin mußte sich den Mann im Schlafrock auch erst ein wenig betrachten, um ihn zu erkennen, obschon in dessen Aussehen, außer einer ganz leisen Verwitterung, fast keine Aenderung eingetreten war, als daß er in dem früher glatten Gesicht einen Schnurrbart hatte stehen lassen, der sich nicht am Platze fühlte und mit seinen Härchen sich nach allen Seiten sperrte und um sich stach. Durch diesen einzelnen Gegenstand aber erschien das Gesicht urplötzlich ungeheuer leer, unwirthlich und trostlos, für den, welchem der Schnurrbart neu war.

„Ja wohl bin ich's!" sagte Salander.

„Ei der tausend, so sei willkommen," sagte der Andere, die Hand hinhaltend und den unwillkommenen Ankömmling prüfend anblinzelnd, eher wie ein kritischer Gläubiger, als wie ein böser Schuldner; „es ist lange her, seit wir uns zuletzt gesehen haben? Und was führt Dich für ein guter Stern her?"

„Dies!" erklärte Salander kurz, von der tollen Manier beleidigt. Er hielt ihm die aus der Brieftasche gezogene Anweisung hin.

Wohlwend empfing sie mit zwei Fingern, wie einen Krebs, zog die Augenbrauen in die Höhe und las den Zettel.

„Ah!" sagte er, „die atlantische Uferbank in Rio. In der That, wir stehen mit derselben im Verkehr!"

„Ist es etwa nicht angezeigt worden?"

„In der That, ich erinnere mich an etwas dergleichen, habe aber nicht beachtet, wen es betrifft. Unsere Geschäfte haben sich leider durch zu raschen Aufschwung so sehr ausgedehnt, daß ich den Ueberblick momentan nicht zur Verfügung habe. Die Bank hat ein bedeutendes Guthaben bei uns; indessen, wir stehen in Gegenrechnung und ich müßte nachschlagen. Sapperment! Hundertsechzigtausend Francs! Du machst ja große Geschäfte, Freund!"

„Es ist so ziemlich, was ich in sieben Jahren aufgebracht habe! Aber es wäre mir lieb, wenn Du nachschlagen wolltest!"

„Das kann ich augenblicklich nicht, guter Martin! Du mußt wissen, daß wir uns in einer unversehens hereingebrochenen Krise befinden, welche hoffentlich vorübergehend ist!"

„Wer sind denn die Wir?"

„Nun, die Firma und ich, deren Inhaber! Früher war ein gewisser Schadenmüller dabei. Kurz, die Bücher liegen auf der Kanzlei, und da begreifst Du, daß ich jetzt nicht nachschlagen kann!"

„So schreibe wenigstens auf das Papier, daß es von Dir eingesehen wurde!"

„Nichts schreibe ich darauf, bis ich orientirt bin!"

Dieses Benehmen brachte Salander etwas auf, so sehr er an sich hielt.

„Es ist jetzt das zweite Mal, daß Du so zu mir stehst, und Du scheinst Dir nichts daraus zu machen, mich wo möglich auch diesmal um Alles zu bringen!" sprach er mit strengerem Blick. Allein Wohlwend ließ sich nicht beirren.

„Bitte, nicht schimpfen!" sagte er mit gehobener Stimme, „noch bin ich nicht fallit! Und nie gewesen! Und wenn ich es wäre, so stehe ich in der Hut der Gesetze und des Rechtes und ist überall mein Haus meine Burg!"

Salander fiel voll Erstaunen und wie erschöpft auf einen mit Plüsch bezogenen Armsessel, der mit kopfgroßen Rosen bedruckt war. Wohlwend setzte seine Rede mit begütigter Stimme fort:

„Lieber alter Freund! Mach' es wie ich, behalte den Kopf oben! Sieh' her, in meiner unfreiwilligen Muße bin ich nicht müßig, grüble nicht über Unabwendbares; ich werfe mich auf Wissenschaft und Kunst. Hier treibe ich Heraldik, mit Einbeziehung der bäuerlichen Hauszeichen, der Handwerksinsignien und verwandter Dinge!" Ein paar abgegriffene Wappenbücher, wie sie die Petschaftstecher und Löffelgraveurs auf den Messen und Jahrmärkten auf ihren Tischchen bereit halten, lagen auf dem Schreibtische, dabei eine Farbenschachtel, wie die Knaben sie

brauchen, wenn sie Bilderbogen illuminiren, und einige Papierblätter mit ganz kindisch nachgemalten Wappenbildern. Auch eine verworrene Scriptur machte sich breit.

„Hier lassen sich alte Fäden politischer und cultureller Entwickelung offen legen und neue anknüpfen im Sinne einer neuen Vertheilung der Volksehren —"

Martin Salander hörte nicht länger auf die nachfolgenden Reden des Mannes; er griff nur noch mechanisch nach einem schmierigen aufgeschlagenen, aber auf dem Bauche liegenden Buche, mitten auf dem Tische des Kaufherrn und Mäcens. Es war ein uralter Räuberroman mit dem Zeichen einer Leihbibliothek, offenbar die eigentliche Lectüre des Possenreißers in seiner unfreiwilligen Muße.

Er nahm seine brasilianische Anweisung dem guten Freunde aus der Hand, steckte sie sorgfältig ein, unterbrach die Rede und fragte nur noch: „Bist Du verheirathet, Louis Wohlwend?"

„Wieso fragst Du das? Nein!" erwiderte dieser.

„Ich meinte nur wegen des schönen Winkelriedspruches, der an Dein Haus gemalt ist! Du bist wohl im Allgemeinen ein Beschützer der Wittwen und Waisen oder solcher, die es werden könnten?"

„Du weißt, daß ich von jeher einem idealen Zuge nachgehangen bin, und die Wohnhäuser freier Bürger mit edeln Sinnsprüchen historischen oder moralischen Gehaltes zu schmücken und dazu Anregung zu geben, dünkt mich lobenswerth!"

Nach diesem Spruche Wohlwends setzte Salander seinen Hut mitten in der Stube auf den Kopf und verließ ohne ein weiteres Wort das Haus.

Er rief eine Droschke herbei und ließ sich nach der städtischen Notariatskanzlei fahren. Der Notar las die Anweisung, die ihm Salander nach Mittheilung der Umstände vorlegte, rückte die Brille zurück und sagte:

„Sind Sie selbst der Herr Martin Salander? Ja? — Es ist eben eine böse Sache! Morgen erscheint die amtliche Publication der Concurseröffnung mit den üblichen Fristen, soweit haben Sie noch alle Zeit. Ich will auch heute selbst noch hingehen und den Mann amtlich einvernehmen bezüglich Ihrer Forderung."

„Das Dringendste," warf Salander ein, „scheint mir zu sein, daß schleunigst die Verwahrung an die Bank in Rio abgeht! Ich bin bereit, die Kosten der nöthigen Kabeldepeschen zu hinterlegen!"

„Das ist leider Gottes nicht mehr das Nächste für Sie, Herr Salander!" erwiderte der Notar mit ernster Theilnahme, „vorgestern lief die sichere Nachricht ein, die atlantische Uferbank in Rio de Janeiro zahle nicht mehr, gestern kam der Nachtrag, die Direktoren seien verschwunden und die Angestellten aus einander gelaufen. Hiesige Häuser haben schon vor zwei Wochen schlimme Berichte erhalten, und was das Schlimmste ist, man hält bereits die aufgeflogene Bank und was drum und dran hängt, für ein ausgebreitetes Raubgeschäft. Ich fürchte, viele anvertraute Gelder sind ins Wasser gefallen, wo es am tiefsten ist."

Salander mußte sich am Pulte des fleißigen Mannes halten und sagte nichts.

Der Notar sah nach der Uhr.

„Ich werde mit Ihnen zum Gerichtspräsidenten gehen, es ist gerade noch Zeit; denn es ist für alle Fälle nöthig, daß Sie eine gerichtliche Beschlagnahme des Guthabens der Bank auswirken, welches die Anweisung angeblich decken soll."

„Ich habe unten eine Droschke stehen," sagte Salander. Sie fuhren hin und erhielten die gewünschte Verfügung, welche freilich kaum einen greifbaren Werth vorfand.

Solch' ein trauriger Bericht wartete auf Marie Salanders Erwachen, und als das wachsende Frühroth am wolkenlosen Himmel ihr schlummerndes Gesicht wie ein glückseliger Traum zu beleben schien, verschob der Mann abermals das Gericht seines Leichtsinns, dessen er sich nun beschuldigte, bis die Kinder zum Einkauf der Lebensmittel ausgesandt worden, dann wieder, bis das Frühmahl eingenommen wäre. Er wollte nicht, daß die Frau am ersten Morgen der Wiedervereinigung in Thränen am Herde stehen sollte.

(Fortsetzung im nächsten Heft.)

Telepathie
und Geisterseherei in England.

Von
Professor **W. Preyer** in Jena.

„Telepathie" ist ein neues Wort, dem Niemand ansehen kann, was es bedeuten soll. Es kommt aus England und findet in Deutschland keine freundliche Aufnahme; aber es läßt sich nicht verdeutschen. Vielleicht wird es eben deshalb sich einbürgern, wie „Teleskopie", „Telegraphie" und „Telephonie", die durch „Fernsehen", „Fernschreiben", „Fern-Hören, -Tönen und -Sprechen" nur unvollkommen wiedergegeben werden. „Telepathie" soll im Allgemeinen eine geistige Fernwirkung bezeichnen, man könnte sagen: ein Fernfühlen, Fernwollen, Erndenken, ein Afficirtwerden durch das Fühlen, Wollen, Denken eines Anderen ohne die Möglichkeit eines materiellen Vermittlers, ohne irgend ein Verständigungsmittel, wie etwa die Sprache, Zeichengebung oder Berührung. Es fallen somit unter diesen Begriff die „psychische Strahlung" und „autonoëtische Kraft", das „Hellsehen" (Clairvoyance), die „Gedankenübertragung" (thought-transference, suggestion mentale), eine Menge von Spuk- und Gespenstergeschichten, Visionen, Tischklopfereien und anderen sogenannten spiritualistischen oder spiritistischen Vorstellungen.

Um die Gesammtheit der auf eine unmittelbare seelische Fernwirkung zurückgeführten wirklichen und vermeintlichen Divinationen, Coincidenzen, Geistererscheinungen u. dergl. mit einem nichtssagenden Namen zu taufen, der langathmige Aufzählungen von Wörtern und Umschweife erspart, mag der Ausdruck „Telepathie" beibehalten werden; nicht aber darf er eine Erklärung einschließen, wie Manche es wollen, und zwar aus einem einfachen Grunde.

Wenn irgend etwas erklärt werden soll, so muß vor Allem das zu Erklärende feststehen. Die Thatsache muß allgemein anerkannt sein, ehe der Erklärungsversuch, und sei er noch so geistreich, auf Anerkennung rechnen darf. Wer Papiergeld ausgibt, ohne im Besitze von Werthgegenständen zu sein, hat keinen Credit. Seine Scheine sind werthloses Papier. Man glaubt nicht an das, was darauf geschrieben steht. Ebenso in der Wissenschaft. Wenn Jemand

ein neues Erklärungsprincip in die Welt schickt, ohne im Besitze vollwichtiger werthvoller Thatsachen zu sein, welche jene Erklärung, Hypothese oder Theorie stützen, so verliert er seinen wissenschaftlichen Credit, falls er vorher sich eines solchen erfreute, und gewinnt keinen, falls er noch keinen hatte. So verlor der irregeführte Professor Zöllner in Leipzig gegen Ende seines Lebens das Ansehen bei seinen Fachgenossen, weil er auf Grund ungenügender Beobachtungen und Experimente zur Erklärung schwieriger Taschenspielerkunststücke eine vierte Raumdimension in die Wirklichkeit einführen wollte. So auch beginnt der Ruhmeskranz zu verwelken, den fast alle Biologen dem scharfsinnigen Alfred Russel Wallace zuerkannten, als er noch nicht von den Banden des Spiritismus gefesselt und unabhängig von Darwin Darwinist war.

Gerade auf dem fraglichen Gebiete ist es besonders schwierig, eine Thatsache festzustellen. Im physikalischen oder chemischen Laboratorium, im geologischen oder mineralogischen Museum, im archäologischen oder numismatischen Cabinet hat man es mit unbelebten, willenlosen Objecten zu thun, die nach Maß, Zahl und Gewicht sich genau unterscheiden und wiedererkennen lassen, durch Vergleichung und Zerlegung neue Thatsachen mit Sicherheit festzustellen gestatten. Sowie aber das Untersuchungsobject lebendig ist, wie im physiologischen Institut, dann wird die Ermittlung des thatsächlichen Verhaltens schon viel schwerer, denn das Lebende verändert sich fortwährend und zeigt doch nicht von selbst jeden Augenblick dem Beobachter ein anderes Bild. Am schwierigsten wird jedoch die sichere Begründung einer Thatsache, wenn das Untersuchungsobject ein lebender Mensch ist, weil die Anzahl der Fehlerquellen dann ihr Maximum erreicht. Auch einzelne Thiere können unter gewissen Umständen den Beobachter absichtlich täuschen; es gibt aber nur wenige Menschen, welche in dem Moment, wo die Aufmerksamkeit eines Andern sich auf sie concentrirt, so daß sie es merken, noch vollkommen natürlich sein können; die meisten verhalten sich dann anders, als sie sich verhalten, wenn sie wissen, daß sie nicht beobachtet werden, oder wenn sie nicht wissen, daß sie beobachtet werden. Zähle ich z. B. unbemerkt die Athemzüge eines Anderen, so erhalte ich nicht dieselbe Frequenz, wenn er weiß, daß ich sie zähle.

Um daher die Wahrheit zu finden, genügt es nicht, die gewöhnlichen Methoden der Beobachtungs- und Experimentir-Kunst — welche übrigens Niemand ohne Uebung richtig handhaben würde — anzuwenden, sondern es muß von Fall zu Fall mit dem äußersten Mißtrauen vorgegangen, der Individualität Rechnung getragen werden, und erst wenn alle erdenklichen Quellen der Täuschung ausgeschlossen worden sind, kann der Experimentator als Ergebniß seiner Untersuchung mit gutem Gewissen sagen: es ist eine Thatsache! Dann ist er aber auch in der Lage, sie durch directe Sinneswahrnehmung und logische Deduction als richtig zu beweisen. Man *muß* sie für wahr halten.

Für die sämmtlichen bis jetzt bekannt gewordenen telepathischen Angaben treffen nun diese Fundamentalbedingungen aller wissenschaftlichen Forschung nicht zu. Statt wie der Untersuchungsrichter den geringfügigsten Andeutungen nachzugehen, wie der Staatsanwalt rastlos nach Indicien zu suchen, nur den erfahrensten Sachverständigen zweifelhafte Spuren vorzulegen, zur Aufhellung des

Thatbestandes nur glaubwürdigen Zeugen eine maßgebende Stimme einzuräumen, lassen die Vertheidiger der Telepathie es bis jetzt wenigstens bei einer Häufung oberflächlicher Versuche und Beobachtungen bewenden, ziehen erfahrene fachmännische Beurtheiler menschlicher Seelenzustände, wo es nöthig ist, gar nicht zu Rathe, lassen überhaupt sachverständige Specialisten bei Seite, schenken Unbekannten allzuoft sofort volles Vertrauen, halten ohne Weiteres gesprochene, geschriebene, gedruckte Berichte, welche sich auf längst Vergangenes beziehen, von einem einzigen unbekannten Individuum herrühren und von diesem nicht einmal beschworen oder auf Ehrenwort für völlig wahrheitsgemäß abgefaßt bezeichnet wurden, für wahr und übersehen die wichtigsten Fehlerquellen bei ihren eigenen Beobachtungen und Versuchen.

Alle diese Vorwürfe müssen namentlich der in England immer mehr Anhang findenden, eigens zur Untersuchung telepathischer Erscheinungen gegründeten Gesellschaft der Seelenforscher, der Society for psychical research in London, gemacht werden. Wenn in dem Lande, welches vorzugsweise die Pflegestätte des gesunden Menschenverstandes zu sein sich rühmt, in dem matter-of-fact-Lande, der Heimath eines Newton, eines Faraday, mehrere begabte Männer sich vereinigen, um zu ermitteln, was Wahres an den immerzu wiederholten telepathischen Geschichten sei, so muß man ein solches Beginnen anerkennen, schon weil es die Entstehung alter Irrthümer aufhellen kann. Wer aber genau untersucht, *wie* der Plan ausgeführt wurde, der wird bedauern, daß man soviel Zeit und Mühe verschwendete.

Das außerordentliche Interesse, welches die genannte Gesellschaft in den letzten Jahren in Großbritannien und Frankreich erregt hat, macht es wahrscheinlich, daß auch in Deutschland über kurz oder lang ihr Thun und Treiben Nachahmung finden wird. Es ist daher Zeit, von etwas mehr als ihrer bloßen Existenz Kenntniß zu nehmen, um davor zu warnen.

Die Gesellschaft hat bereits acht Hefte ihrer Verhandlungen (Proceedings of the Society for Psychical Research, bei Trübner in London) veröffentlicht und darin über ihre sonderbare Thätigkeit berichtet. Das erste Heft erschien im October 1882 (zwei Auflagen), das zweite im April 1883 (drei Auflagen), das dritte im Juli 1883 (zwei Auflagen), das achte im Mai 1885. Diese Verhandlungen sind es, welche die sensationellen Leistungen der modernen Psychiker enthalten und über ihre Versammlungen Aufschluß geben.

Am 6. Januar 1882 fand in London die erste statt, eine von dem Professor der Physik in Dublin, Namens Barrett, zusammenberufene Conferenz, welche den Vorschlag, eine Gesellschaft zur Erforschung seelischer Vorgänge zu gründen, annahm. Die Gesellschaft wurde definitiv constituirt am 20. Februar 1882 und stellte sich folgende Aufgaben:

1. Untersuchung des Einflusses, welchen ein Geist auf einen anderen, unabhängig von irgend einer allgemein anerkannten Art der Wahrnehmung, ausüben mag.

2. Studium des Hypnotismus und des Hellsehens, sowie der mit Unempfindlichkeit gegen schmerzhafte Eingriffe verbundenen sogenannten Mesmerischen Schlafzustände.

3. Kritische Revision der Reichenbach'schen Versuche mit „Sensitiven" und

Untersuchung, ob dieselben, außer einer höchst gesteigerten Empfindlichkeit der bekannten Sinnesorgane, irgend ein besonderes Wahrnehmungsvermögen besitzen.

4. Sorgfältige Prüfung irgend welcher auf schwerwiegenden Zeugnissen beruhenden Berichte über Erscheinungen im Augenblick des Sterbens oder in Häusern, von denen man sagt, daß es darin umgehe; hierher gehören also richtige Spuk- und Gespenstergeschichten.

5. Ermittlung der physischen Vorgänge, welche gewöhnlich spiritistisch genannt werden (wie unerklärtes Klopfen, Leuchten u. dgl.).

6. Sammlung, Prüfung und Vorlegung von Beweismitteln und von Materialien zur Geschichte dieser Gegenstände, einschließlich der Traumdeutung, des zweiten Gesichts u. dgl.

Der Wunsch der Gesellschaft ist es, alle diese Probleme ohne Voreingenommenheit und Vorurtheile in Angriff zu nehmen und in demselben leidenschaftslosen Geiste zu behandeln, welcher der Wissenschaft es ermöglicht hat, nicht weniger dunkle Probleme zu lösen.

Zunächst wurden Untersuchungscommissionen ernannt, und zwar den sechs obigen Aufgaben entsprechend sechs. Fünf davon haben bereits kürzere oder längere Berichte über ihre Recherchen und eigenen Experimente erstattet. Nur die zur Ermittlung der physischen, aber als spiritistisch bezeichneten Vorgänge ernannte Commission hat noch nichts von sich hören lassen.

Außer diesen sechs Commissionen, dem Kern der Gesellschaft, ernannte dieselbe einen Präsidenten (Professor Sidgwick) und acht Vicepräsidenten, einen Schatzmeister, einen Secretär und einen aus 18 Mitgliedern bestehenden Ausschuß, welcher die neu aufzunehmenden Mitglieder und Theilnehmer wählt. Sie besitzt eine eigene Bibliothek, verfügt über besondere Räumlichkeiten u. s. w. Ausdrücklich wird hervorgehoben, daß die Mitgliedschaft nicht die Annahme irgend einer besonderen Erklärung der untersuchten Erscheinungen oder den Glauben an andere in der körperlichen Welt wirkende Kräfte, als die anerkannten, bedingt. Weniger vertrauenerweckend ist dagegen die Erklärung, daß der Ausschuß seine Recherchen, soweit es möglich ist, auf Privatwegen durchzuführen wünscht und die ihm zugehenden schriftlichen Mittheilungen auf Wunsch als private und vertrauliche behandeln werde. Ein Bericht über wissenschaftlich sein sollende Experimente, deren Autor nicht genannt sein will, kann natürlich auf wissenschaftlichen Werth keinen Anspruch erheben. Wer nicht den Muth hat, eigene, zu wissenschaftlichen Zwecken Anderen mitgetheilte Beobachtungen und die Richtigkeit ihrer Darstellung mit seinem Namen öffentlich zu vertreten, erweckt Zweifel, ob er glaubwürdig sei. Daß übrigens von vornherein strenge Wissenschaftlichkeit nicht als Devise der Societät anzusehen ist, geht schon aus der großen Zahl von weiblichen Mitgliedern und Theilnehmern hervor. Im September 1882 betrug die Gesammtzahl gerade 100, darunter 29 Damen, und im Juli 1883 schon 238, darunter 62 Damen, im Januar 1885 aber 520, darunter 27 honoris causa und über 140 Damen.

Es würde für deutsche Gelehrte und Ungelehrte kaum ein Anlaß vorliegen, sich näher mit der Thätigkeit eines so bunt gemischten, wenn auch Aufsehen erregenden, an die zur Untersuchung des Mesmerismus zu Ende des vorigen

Jahrhunderts errichteten „harmonischen" Societäten erinnernden Vereins bekannt zu machen, wenn nicht zum Vorstande desselben, außer dem Gründer, noch mehrere im Experimentiren erfahrene Physiker, wie Professor Balfour Stewart vom Owen's College in Manchester und sogar Lord Rayleigh von der Universität in Cambridge, gehörten, und mehrere Mitglieder ihren Namen mit den drei Buchstaben F. R. S. eingetragen hätten. Es ist auch ein Physiologe (Bowditch, Professor der Harvard Medical School in Boston) unter den correspondirenden Mitgliedern zu finden. Doch unterliegen diese einer jährlichen Neuwahl. Nicht wenige Professoren, z. B. der Astronomie und Chemie, Aerzte, mehrere Geistliche, Parlamentsmitglieder und viele angesehene, als wissenschaftlich bekannte Persönlichkeiten, sind Mitglieder oder Theilnehmer, Wallace und Crookes Ehrenmitglieder. Also ist es wohl der Mühe werth, zu ermitteln, was den vereinten Bemühungen so vieler Forscher zu leisten bis jetzt gelang. Ich beschränke mich auf die Commissionsberichte und beginne mit dem Hauptresultate, auf welches die Gesellschaft selbst das größte Gewicht legt: dem unmittelbaren Uebergang einer lebhaften Vorstellung von einem Menschengehirn auf ein anderes ohne irgend welche Betheiligung der bekannten Sinneswerkzeuge.

Die erste Commission hat mehrere Individuen entdeckt, welche wenigstens zeitweise des Vermögens sich erfreuen sollen, von Anderen Gedachtes ohne Weiteres richtig anzugeben, nämlich vier Schwestern, damals im Alter von 10 bis 17 Jahren, Töchter des Pfarrers Creery in Buxton, dessen Hausmagd und einen gewissen Herrn G. A. Smith aus Brighton, denen sich zwei in einem großen Geschäft in Liverpool angestellte ungenannte 20jährige Gedankenleserinnen anreihen. Es handelt sich aber bei allen mit diesen Individuen angestellten Versuchen um etwas ganz anderes als Gedankenlesen. Das letztere wird richtig als „Muskellesen" bezeichnet und von vornherein die physiologische Erklärung, welche alle die erstaunlichen Leistungen Brown's, Bishop's und Cumberland's verständlich macht, anerkannt, daß sie nämlich auf unwillkürlichen Muskelbewegungen beruhen und ohne Berührung oder sinnliche Wahrnehmungen nicht zu Stande kommen können.

Um solche Gedankenerkennung durch das Fühlen schwacher Muskelzusammenziehungen[1]) handelt es sich nicht, sondern um unkörperliche „Transferenz". Diese erschien der Commission sichergestellt, nachdem binnen Jahresfrist die Familie des genannten Herrn Creery von ihr siebenmal besucht und mit dessen Kindern experimentirt worden war. Der Vater hatte nämlich mitgetheilt, daß seine vier ältesten Töchter und eine seit zwei Jahren in seinem Hause dienende Jungfer oft im Stande seien, ohne Berührung oder Zeichen eine von Anderen in deren Abwesenheit gemerkte Karte, Ziffer u. v. a. richtig anzugeben. Es wurde nun eines von den Mädchen ersucht, das Zimmer zu verlassen und in einiger Entfernung zu warten, ihm aber im Allgemeinen mitgetheilt, was, ob eine Karte oder ein Name oder eine Zahl, die man im Zimmer auf Papier schreiben werde,

[1]) Ich habe dieselben direct nachweisen können und die Hand des zu Errathenden, ohne daß er es wußte, die von ihm gedachte Zahl aufschreiben lassen, während ich sie zugleich (passiv) aufschrieb. Vgl. „Die Erklärung des Gedankenlesens" von W. Preyer, Leipzig, Th. Grieben. 1886.

von ihm errathen werden sollte. Gewöhnlich wurde der Zettel den im Zimmer anwesenden Familienmitgliedern gezeigt. Aber es war keines derselben immer zugegen, bisweilen blieb vielmehr die Commission (Barrett, Gurney und Myers) mit dem „Medium" allein. Dasselbe wurde, nachdem das beschriebene Blatt von Hand zu Hand gegangen war, zurückgerufen, indem einer der Herren sich jedesmal überzeugte, daß es sich in beträchtlicher Entfernung von der Thür befand. Doch hielt man das für eine überflüssige Vorsichtsmaßregel, da Niemand von der Commission aussprach, was aufgeschrieben worden war. Nach seinem Eintritt in das Zimmer stand das Mädchen — manchmal mit dem Gesichte der Wand zugewendet, öfter mit gesenktem Blick, meistens seitab von den Ihrigen, dicht bei den Herren der Commission — einen Augenblick bis höchstens eine Minute lang stumm da, worauf es eine Karte, eine Zahl, einen Namen oder dgl. ausrief. War das Gesagte unrichtig, dann erlaubte man gewöhnlich eine zweite und gelegentlich eine dritte Probe.

Die Resultate waren überraschend.

Denn es wurden gedachte Gegenstände richtig bezeichnet vierzehnmal in 26 Versuchen, in der Hand versteckte fünfmal in 6 Versuchen, auf gut Glück gezogene Karten 44 unter 87, Personen- oder Städtenamen 14 unter 29. Diese Rathversuche fanden nebst anderen im April 1882 statt und sind im Einzelnen durch den Druck veröffentlicht. Im Ganzen aber betrug die Zahl der Versuche mit Creery's Kindern zu jener Zeit 382 mit 127 Treffern beim erstmaligen Rathen allein, also einem Drittel aller Fälle. Dazu kommen 56 beim zweitmaligen und 19 beim drittmaligen Rathen, zusammen 202 Treffer, also mehr als die Hälfte aller Fälle. In den meisten Fällen mit ganz falschen Antworten, deren 180 im Ganzen verzeichnet wurden, gestattete man zweimaliges Rathen, aber die Rathende erklärte sich in manchen Fällen für unfähig und lehnte ab; nie wurde mehr als dreimaliges Rathen erlaubt. Es zeigte sich übrigens, daß unter den falsch erkannten Karten die zugleich nach Farbe und Werth (Couleur) und Zahl falsch bezeichneten eine kleine Minorität bilden. Es waren z. B. von den 58 mitgetheilten Kartenversuchen vom 17. April 1882 erstmalig 33 falsch gerathen worden, aber nur 10 davon in der Farbe (ob roth oder schwarz?) falsch und nur 16 dem Werthe nach (ob Herz, Carreau, Pique, Trefle) falsch. Also ist der reine Zufall ausgeschlossen. Noch besser als durch die Zahlen wird dieses durch Betrachtung der unrichtig angegebenen Namen bewiesen. Denn es wurde von den Mädchen gesagt z. B.

Wilson	statt	Willis,
Freemore	„	Frogmore,
Singrore	„	Snelgrove,
Tom	„	Tim (othy),
Wild	„	Williams,
Enry	„	Emily.

Viele Namen wurden aber ganz richtig angegeben, z. B. Stubbs, Harding, Sophia Shaw, Esther Ogle. Kurz, die neue Art der Gedankenübertragung scheint den Herren durch solche ihnen unerklärliche Treffer sichergestellt.

Ich hegte dagegen, sowie ich die Lectüre ihres Berichtes beendigt hatte, die

Ansicht, daß es sich nur um eine grobe Täuschung handele und zwar um eine directe Wahrnehmung der von ihnen auf Papier geschriebenen Buchstaben, sowie der Gegenstände selbst, namentlich der Karten oder ihrer Spiegelbilder, mittelst des Gesichtssinnes. Nirgends ist angegeben, daß die Thür, welche das hellsehende Kind von der Gesellschaft trennte, kein Schlüsselloch, keine Spalte, keine Bohröffnung hatte (welche nachher leicht mit Wachs von der Farbe des Anstrichs unsichtbar gemacht werden könnte); im Gegentheil, es wird versichert, daß das Kind bei einem früheren Besuche seitens eines Commissionsmitgliedes den gewünschten Namen durch die geschlossene Thür oder vom Nebenzimmer aus gerufen habe, was beweise, daß auch bei völliger Isolirung vom Anfang des Experiments bis zum Ende desselben, d. h. ohne Zeichengeben durch die Angehörigen, die „Gedankentransferenz" stattfinde. Aber das Kind befand sich allein in dem Nebenzimmer!

Wer, wie ich, sich selbst überzeugt hat, wie leicht durch sehr kleine Oeffnungen in einer Thür oder Wand oder in einem dicken Vorhange an den Bewegungen eines Bleistiftes oder einer Feder eines Schreibenden gesehen werden kann, was er schreibt, und wie leicht beim Herumgeben eines Zettels oder einer Karte die Schriftzeichen, Farben, Bilder darauf vom Nebenzimmer aus durch eine winzige Bohröffnung erkannt werden können, besonders wenn, wie es hier der Fall war, vorher die Beschaffenheit des zu Nennenden im Allgemeinen bekannt ist (ob Karte, Name, Ziffer u. s. w.), der wird meine Meinung nicht unwahrscheinlich finden. Denn daß man beim Zurückrufen die Mädchen nicht dicht an der Thür fand, erklärt sich leicht durch die Möglichkeit, unmittelbar nach der Kenntnißnahme des zu Errathenden durch die Thür hindurch, einige Schritte zurückzutreten. Bis der „Herein!"Rufende aufgestanden, an die Thür gegangen und diese aufgemacht hat, um sich zu überzeugen, daß man nicht lauscht, ist eine dazu hinreichende Zeit verflossen.

Daß in der That die Wahrnehmung nicht durch das Ohr stattfand, ergibt sich aus den irrigen Fällen, besonders deutlich aus den Namen (oben S. 35). Vocale wie i und e, i und o (im Englischen ee und o), auch ei und i (in Wild und William) klingen allzu verschieden. Bei schnellem Schreiben oder flüchtigem Lesen des Geschriebenen können sie, wie die Consonanten, verwechselt werden, besonders wenn die Beleuchtung ungünstig ist. Die Fehler beim Errathen der Karten sind ebenfalls sämmtlich der Art, daß sie durch *Versehen* beim Lesen des Niedergeschriebenen oder beim schnellen Hinblicken auf die gezogene Karte selbst — durch eine kleine Oeffnung in der Thür — verständlich werden. Nicht aber können sie durch ein *Verhören* von Gesprochenem oder Geflüstertem zu Stande kommen. Auch herrschte völlige Stille während des Experimentirens.

Ich hoffte nun beim weiteren Studium der Berichte der Gesellschaft einer Widerlegung oder wenigstens einer Erwähnung des so nahe liegenden Einwandes zu begegnen, aber nichts von alledem findet sich in den bis jetzt erschienenen acht Heften der Verhandlungen. Dagegen fand ich eine Anzahl von ähnlichen Versuchen theils beschrieben, theils nur erwähnt, welche von den übrigen sich dadurch unterscheiden, daß „manchmal" ein Mitglied der Commission sich zur Beobachtung des isolirten Pfarrerstöchterleins mit diesem zusammen in das Nebenzimmer

oder hinter einen dichten Vorhang begab. Jetzt waren die Ergebnisse nicht im Geringsten überraschend, denn in siebenundzwanzig nach einander angestellten Versuchen fielen die Antworten falsch aus (1. August 1882), dann waren in zehn nur zwei richtig (2. August), endlich in fünfundzwanzig nur zwei richtig (4. August). Also waren von zweiundsechzig Antworten nur vier richtig; diese wenigen richtigen Antworten können sehr wohl zufällig sein. Dafür zeugt, daß jetzt nicht, wie früher, die Farbe der Karten (ob roth oder schwarz?) öfter als dem Zufall entspricht, richtig genannt wurde. In zehn Fällen erräth man dieselbe durchschnittlich fünfmal richtig; sie wurde beim erstmaligen Rathen jetzt nur viermal richtig angegeben und der Werth (ob Herz, Pique u. s. w.) nur dreimal, was sich erwarten ließ ($2^1/_2$). Auch zeigt die Vergleichung der falschen Antworten mit den verlangten Kartenbenennungen, daß zwischen den Zahlen und Bildern durchaus nicht solche Beziehungen bestehen, wie bei den früheren Versuchen, wo fast alles für ein „Sich *versehen*" und nicht ein „Sich *verhören*" und gegen das Walten des Zufalls spricht. Weshalb den Rathenden die Ohren nicht zugestopft und die Augen nicht zugeklebt wurden, wo es sich darum handelte, die einen wie die anderen auszuschließen, ist unerfindlich. Ein Gefühl von Höflichkeit, welches die Berichterstatter für nicht nothwendiger Weise unwissenschaftlich erklären, hielt sie ab, wie sie selbst bemerken, ausdrücklich zu sagen: „Man sieht hieraus, daß unsere Resultate bestehen bleiben, wie sehr auch die Familie Creery sich vereinigt haben mag uns zu betrügen." Also lieber höflich und vertrauensselig gegen Mägdlein von 10 bis 17 Jahren und eine Hausmagd, als streng und kritisch bei der wissenschaftlichen Prüfung einer angeblichen Epoche machenden Entdeckung! Und doch erklären die allzu gefälligen Experimentatoren mit ihren Kritikern darin völlig übereinzustimmen, daß man sich in allen diesen Fällen höchst sorgfältig sowohl gegen bewußte als auch gegen unbewußte Täuschung schützen müsse! Jedoch aus Höflichkeit thaten sie es nicht.

Als nun bei schärferer Controle und in fremder Umgebung (in Cambridge) die Anzahl der richtigen Antworten aller der Mädchen abnahm, schließlich die vermeintliche Fähigkeit des telepathischen Gedankenerkennens bei ihnen (schon im Jahre 1882) fast erlosch und andere, trotz der Bemühungen des Vaters, des Nachbars Kinder dafür zu gewinnen, nicht dauernd zu fesseln waren, da stellte man die Hypothese auf, *jenes Vermögen sei überhaupt nur Einigen und diesen nur zu gewissen Zeiten eigen!* Es wurde deshalb weiter nach solchen bevorzugten Menschen gesucht und ein als „Mesmerist" bezeichneter 19jähriger Herr G. A. Smith in Brighton geeignet befunden, über dessen Glaubwürdigkeit, Studien und Fähigkeiten übrigens nichts mitgetheilt ist. Dieser junge Mann wurde von einem Zeitungsredacteur Douglas Blackburn in Brighton empfohlen. Beide hatten nach häufigen gemeinsamen Uebungen im Gedankenlesen es darin zu einer solchen Virtuosität gebracht, daß Smith (S.) Farben, Ziffern, Namen, Bilder, welche Blackburn (B.) sah oder sich dachte, oft richtig angab, wenn nur dieser seine Hand hielt. Da jedoch Viele unter solchen Umständen selbst das Gedachte mittelst der berührten Hand aufschreiben und aufzeichnen, man auch mit der Hand sehr leicht abwechselnd stark und schwach drücken und dadurch, wie mit dem Morse'schen Telegraphen-Alphabet, nur

schneller, gleichsam stenographisch abkürzend, sich verständigen kann, endlich diese Versuche allzu kurz beschrieben sind, so will ich sie nicht näher beleuchten. Dagegen erfordern die ohne Contact angestellten eine Erläuterung.

Wenn B. sich eine Figur, z. B. ein gleichseitiges Dreieck, sehr lebhaft vorstellt und wünscht, daß ein Anderer (S.) mit verbundenen Augen und verstopften Ohren es zeichnen soll, ohne daß die Anwesenden merken, wie dieser Kenntniß von dem gedachten Dreieck erhält — er weiß im vorliegenden Falle nur, daß es sich um eine geometrische Figur handelt, welche ein Commissionsmitglied aufzeichnete und B. zeigt — so wird dieser nur während einiger Secunden eine Fingerspitze seiner Hand unter die des Anderen zu halten und unbemerkt das Dreieck △ auf seiner Handfläche tastend zu beschreiben brauchen, so genügt ihm diese Andeutung zur kenntlichen Reproduction; sogar ein Handschuh von dünnem Leder hindert, wie ich finde, die Wahrnehmung nicht. In dieser Weise können solche Experimente, wie ich mich überzeugt habe, in großer Zahl und kurzer Zeit gelingen. Wenn aber auch die momentane directe Berührung nicht gestattet wird, dann kann eine andere Zeichensprache an die Stelle treten. Die Nachbildungen des S. ohne allen Contact sind so unvollkommen und unsicher (zum Theil mißlangen sie gänzlich), daß es vorläufig nicht der Mühe werth erscheint, die verschiedenen Möglichkeiten einer solchen vorher eingeübten Zeichensprache zu discutiren. Mag auch das Scharren auf dem Teppich, das Hüsteln, das laute und leise Athmen, an welches die Berichterstatter selbst dachten, außer Frage sein, so geben die letzteren doch zu, daß die Möglichkeit akustischer zwischen B. und S. *verabredeter Zeichen nicht absolut ausgeschlossen gewesen sei*. Sie hoffen durch künftige Versuche unter abgeänderten Bedingungen diese Hypothese zu beseitigen. Bis dahin ist also von B. und S. die rein psychische Gedankenübertragung nicht nur nicht dargethan, sondern auch nicht einmal wahrscheinlich gemacht. Nun sollen aber andere Versuche des S. mit verbundenen Augen für dieselbe zeugen. Er konnte öfters erkennen, ob ein hinter ihm auf ein Blatt Papier gezeichneter von B. gesehener Pfeil mit der Spitze nach oben, unten, rechts oder links zeigte, falls nur sein Verbündeter B. in seiner Nähe blieb. Dabei ergab sich folgendes: vierzehnmal war die Spitze oben und vierzehnmal die Antwort richtig, sechsmal unten, die Antwort sechsmal richtig, siebzehnmal links oder rechts, die Antwort nur sechsmal richtig. Dieses Resultat erklärt sich einfach, wenn B. und S. für „oben" und „unten" ein Zeichen verabredet hatten, z. B. hörbares Schlucken, hörbares Ausathmen oder Einathmen durch die Nase oder eben hörbares Hauchen, Stiefelknarren u. dergl. Denn wenn von den vier Möglichkeiten nur eine bestimmt ist oder gar mehr als eine, dann liefert schon der Zufall für die übrigen genug Treffer (bei zweien die Hälfte aller Fälle, also bei 17 sogar 8 bis 9 statt der gefundenen 6) um im Ganzen eine stattliche Majorität der richtigen Antworten herbeizuführen. Auch solche Versuche habe ich mit dem größten Erfolge ohne einen einzigen Irrthum in einer langen Reihe ausgeführt. Bei B. und S. waren von 37 Rathversuchen 26 richtig, so lange B. zugegen war. Als er fortging und der Zufall allein waltete, kam aber auf fünf Versuche nur eine richtige Antwort. Mehr sind nicht mitgetheilt und, wie es scheint, auch nicht verzeichnet worden. Der „junge

Mesmerist" konnte eben nur mit dem einen Blackburn zusammen öfters richtig rathen und dieser übte auf keinen Anderen seinen Einfluß aus!

Solche Beobachtungen, bei denen nach der Berichterstatter eigener Erklärung die Möglichkeit vorheriger Verabredungen nicht absolut ausgeschlossen war, sind also sehr wenig werth. Dasselbe gilt von dem Berichte der Commission über Versuche zweier Mädchen in Liverpool, mit verbundenen Augen anzugeben, was ein oder zwei Mitglieder derselben schmeckten, während sie eine Hand auf eine Schulter oder Hand der „Hellseherinnen" legten. Nur 32 solcher Versuche werden mitgetheilt, von denen nur sechs sogleich vollkommen richtig ausfielen, und fünf von diesen sind verständlich, da es bei ihnen sich um stark riechende Stoffe handelte; der sechste kann zufällig richtig sein; 18 Versuche mißlangen gänzlich und die übrigen acht waren zum Theil richtig, aber ungenau. Für die richtigen Antworten kommt außer dem Geruch das Geräusch im Munde in Betracht, z. B. das Anschlagen der zu lösenden Bonbons (jujubes, peardrops) gegen die Zähne, das hörbare Knirschen (beim Kümmel), das hörbare Schlucken beim Auflösen im Munde. Auch die Hand des Schmeckenden kann unwillkürliche Zeichen geben. Wenn z. B. der erste Ausruf lautet: „Ein Dintengeschmack!" und es erfolgt ein (Gedankenlesern wohlbekannter) zum Fortfahren auffordernder Zustimmungsdruck der Hand auf der Schulter, so wird etwas anderes ähnliches geäußert, „Eisen!" wieder ein solcher Druck, „Essig!" nochmals eine unbewußte Aenderung der Berührung „Alaun!" (Richtig). Die Hauptsache ist Rathen. Es liegt bis jetzt keine beglaubigte Thatsachenreihe vor, welche die Annahme eines unmittelbaren Ueberganges von Geschmacksempfindungen von einem Individuum auf ein anderes gerechtfertigt erscheinen ließe.

So viel über die vier Berichte der Untersuchungs-Commission zur Prüfung der Angaben über die immaterielle Gedankenübertragung. Ihnen reihen sich mehrere Privatmittheilungen an, für welche aber der Vorstand und Ausschuß der Gesellschaft nicht verantwortlich gemacht werden können. Der letztere erklärte vielmehr ausdrücklich im Mai 1885, daß allein die Verfasser der in den Verhandlungen der S. P. R. (Society for psychical research) erscheinenden Abhandlungen für die darin mitgetheilten Thatsachen und Reflexionen verantwortlich seien. Bis zu jener Zeit hingegen übernahm der Ausschuß die Verantwortlichkeit für die Berichte der Commissionen. Nur von diesen soll hier die Rede sein, denn es wäre eitel Zeitverschwendung, all den Erzählungen von Salon-Unterhaltungen u. dergl. mit vermeintlicher Gedanken-Transferenz, welche von Laien in Zeitungen, Briefen und Gesprächen verbreitet werden, nachzugehen. Bis jetzt kann die Fundamentalfrage der Psychiker, „gibt es eine unmittelbare Gedankenübertragung?" nicht bejaht werden. Denn die angestellten Versuche sind nicht frei von Einwänden. Alle, bei denen eine körperliche Berührung stattfand — d. h. die weit überwiegende Mehrzahl — fallen als Beweismittel fort. Von den anderen, ohne jeden Contact, mißlangen sehr viele, wenn nicht die meisten, gänzlich, viele zum Theil, und bei den vollständig geglückten Rathversuchen, dem Erkennen von Spielkarten, Gegenständen, einfachen Zeichnungen, geschriebenen Zahlen und Namen mit verbundenen Augen, kann sehr wohl eine Reihe von äußerst schwachen Gehörseindrücken, der Zufall und in einigen Fällen

eine Reihe von verabredeten Zeichen, in anderen directe Wahrnehmung mittelst des Auges zur Erklärung herangezogen werden.

Bevor eine Telepathie als Hypothese zugelassen wird, müssen alle diese Fehlerquellen definitiv beseitigt sein. Bis jetzt sind sie es nicht und die Telepathie durch die bis jetzt veröffentlichten Berichte der Engländer ebenso wenig wahrscheinlich gemacht wie durch die vielen tausend Versuche der Pariser [1]), welche der Professor der Physiologie Charles Richet in der „Revue philosophique" im December 1884 bekannt gemacht hat [2]).

Alle derartigen Bemühungen erinnern so sehr an die Hellseherei in Frankreich, welche in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts viele Köpfe verwirrte, daß man beim Lesen der neuesten Erzählungen von Clairvoyance jene alten Beschreibungen vor sich zu haben meinen könnte. In dem „Archiv für thierischen Magnetismus" vom Jahre 1817 findet sich eine lange Krankheitsgeschichte von einem schlauen 13jährigen Knaben, der im hypnotischen Zustande einige auf seine Magengrube gelegte Spielkarten richtig bezeichnete und das auf einen eben dahin gelegten Zettel geschriebene Wort „China" im Dunkeln richtig buchstabirte. Damals fand man solche Leistungen nicht wunderbar, weil die Transposition der Sinne und die Mesmerische Sympathie zwischen dem Operateur und Patienten annehmbar erschien. Wenn heute ein solcher Hellseher mir begegnete, würde ich zunächst ermitteln, ob es im Zimmer auch dunkel genug war, um das Sehen der Karten mit den Augen unmöglich zu machen, ob für den kleinen gern Karten spielenden Patienten die unter einer Decke aufgelegten dem Arzte und ihm selbst unbekannten Karten mit vorher versteckten ihm bekannten zu vertauschen keine Möglichkeit bestand, ob beim hörbaren Abzählen der Points seinerseits keine Bewegung des Arztes die richtige Anzahl verrieth, wenn der letztere die aufgelegte Karte kannte, ob die Karten gezeichnet und dem Tastsinn kenntlich waren, ob der Zufall dabei sein Spiel trieb. Nur vier solcher Kartenversuche werden beschrieben, und es ist nicht ausgeschlossen, daß vom Bett aus direct gesehen werden konnte, wie der Arzt im erleuchteten Nebenzimmer das Wort „China" aufschrieb. Von der enorm gesteigerten Sinnesschärfe Hypnotisirter habe ich mich wiederholt überzeugt — sie unterscheiden z. B. in zwei bis drei Meter Entfernung beim Hauchen gegen den Nacken den bekannten Arzt von einem fremden, während ein Anderer überhaupt gar keinen Hauch merkt — aber niemals ist mir aus eigener Erfahrung etwas bekannt geworden, das zur Annahme einer Empfindungstransferenz oder Gemeinsamkeit des Empfindens bei dem Hypnotisirten und dem Operateur berechtigte.

Auch hier kommen die Londoner Psychiker zu einem anderen Ergebniß.

Ihre zweite Untersuchungs-Commission hat drei Berichte über den Mes-

[1]) Die Widerlegung der gegentheiligen Ansicht Richet's in meiner Schrift „Erklärung des Gedankenlesens", Leipzig 1886.

[2]) Wenn ein sehr geübter Gedankenleser (Muskelleser) es ohne Berührung zu Stande bringt, einen lebhaft an eine bestimmte Stelle im Zimmer Denkenden dahin zu dirigiren, so geschieht es mittelst anderer Wahrnehmungen, z. B. der der Körperwärme, des Geräusches seiner Schritte, oder des Applaudirens der Zuschauer, wenn er zufällig die richtige Richtung eingeschlagen hatte, des Schweigens derselben im entgegengesetzten Falle u. dgl. m.

merismus veröffentlicht, welche neben mehreren Beschreibungen der schon von Braid entdeckten und in der neuesten Zeit oft geschilderten künstlichen Hallucinationen Hypnotisirter, Versuche über den Uebergang verschiedener Schmerz- und Geschmacksempfindungen von dem oben genannten jungen Mesmeristen Smith auf den 20jährigen als willfährig und intelligent bezeichneten Bäckersohn Fred Wells erwähnen.

Diese Versuche, welche ganz im alten Stile angestellt wurden und den sogenannten Rapport beweisen sollen, verliefen folgendermaßen.

Wells (W.) wird von Smith (S.) hypnotisirt, an einer Hand gehalten und, sowie Jemand ihn (S.) kneift oder sticht (am Ohr, Bein, Kinn, Arm u. s. w.), von ihm gefragt: „Fühlen Sie irgend etwas?" Von 16 derartigen Versuchen gaben 13 am 4. Januar 1883 ein günstiges Resultat, sofern nur in drei Fällen eine der schmerzenden Hautstelle des S. entsprechende von W. an sich selber nicht bezeichnet wurde, sondern eine ganz andere oder keine. Sechs Tage später gelangen sechs Versuche unter sieben ohne Berührung und wie anfangs mit verbundenen Augen (des W.). Auch wurde ein Schirm oder Vorhang zwischen W. und S. angebracht. Nun gelangen aber die Schmeckversuche nicht. Dreimal fielen sie gänzlich verkehrt aus und im vierten wurde „Cayennepfeffer" statt „Ingwer", den S. im Munde hatte, von W. angegeben. Endlich weigerte sich W. längere Zeit zu sprechen, nachdem des S. rechtes Bein gekniffen worden, doch zog er schließlich heftig sein rechtes Bein empor und begann es zu reiben.

Aus solchen Versuchen folgert man die Realität der „mesmerischen Sympathie"! Weil ein halberzogener, willfähriger und intelligenter 20jähriger Jüngling im hypnotischen Zustande öfters richtig angibt, wo ein professioneller „Mesmerist" sich zwickt und sticht oder kneifen läßt, soll man die Gedankenfreiheit opfern! Ich denke hier zunächst wieder, wie bei früheren ähnlichen an Magnetiseuren gemachten Erfahrungen, an eine zwischen W. und S. verabredete Zeichensprache. Beide stammen, wie ausdrücklich angegeben ist, aus Brighton, können sich also vor Anstellung dieser Versuche, ohne daß es die Commission weiß, eingeübt haben. Die bei jeder Probe von S. gesprochenen Worte „Fühlen Sie irgend etwas?" oder „Fühlen Sie etwas?" genügen, um wenigstens dreißig verschiedene Körperstellen zu bezeichnen, da jede Silbe ohne und mit kleinen Pausen, laut und leise, schnell und langsam, hoch und tief ausgesprochen, der Accent auf das erste, zweite, dritte Wort gelegt werden kann[1]). Die enorm

[1]) Vgl. „Deutsche Rundschau", 17. Bd., S. 85. 1878. Durch scharfe Betonung einiger Stichwörter, wie „Nun, jetzt, geschwind, was," auch durch leise Schnalzlaute, welche mit gewissen Körperstellungen combinirt werden, bringen es einzelne Hundeliebhaber dahin, daß die Hunde vor ihnen befindliche, mit Zahlen oder Buchstaben beschriebene, an einer Ecke umgebogene Karten in gewisser Reihenfolge erfassen, so daß von Fremden aufgegebene Wörter, Additionen und Subtractionen herauskommen. Dabei besteht die Dressur in der Einprägung der Zusammengehörigkeit des Schalles „Nun" und der Stelle, wo die Karte liegt. Buchstabiren, Addiren, Subtrahiren übernimmt natürlich allein der Lehrer. Vgl. hierüber das ergötzliche Büchlein: „Die mnemonische Dressur des Hundes oder neu entdeckte Methode, jeden Hund als unübertrefflichen Rechenmeister, Kartenkünstler, Wahrsager, Correspondenten, Musikvirtuosen, Karten- und Dominospieler, und

gesteigerte Sinnesschärfe Hypnotisirter ermöglicht es, selbst dann feinste Unterschiede der Klangfarbe, Tonstärke und Tonhöhe der wohlbekannten Stimme zu erkennen, welche allein noch gehört wird, wenn alle Anwesenden versichern, sie sei ganz monoton und es sei das eine Mal wie das andere Mal gefragt worden. Ob aber die Antworten so oft richtig ausgefallen wären, wenn ein Anderer als der Operateur gefragt hätte und zugleich dieser ausnahmslos unsichtbar und unhörbar geblieben wäre, ist sehr fraglich. Diejenigen Fälle, in denen die Möglichkeit zu sehen bestand, welche durch Verbinden der Augen gewöhnlich nicht beseitigt wird, können zum Theil auch auf Nachahmung beruhen. Wenn der Operateur sich selbst an das Ohr, das Kinn, das Knie faßt, wird es der Hypnotisirte ebenfalls thun. Daß auch im Dunkeln, wo die Experimentatoren nichts deutlich sehen, Hypnotisirte noch kleine Druckschrift leicht lesen können, ist in der neuesten Zeit auch von O. Berger bewiesen worden; wie viel weniger Zeit sie zu ihren Wahrnehmungen brauchen, als im Normalzustande, zeigte Stanley Hall, und welche erstaunliche Feinheit ihr Tastsinn und Muskelsinn, ihr Geruchsinn und Temperatursinn erreicht, war schon Braid bekannt. Also muß man noch sehr viele Controlversuche anstellen, ehe die Telepathie bei Hypnotisirten, d. h. Mesmerisirten, auch nur als extreme Hypothese discutabel werden kann. In den Mittheilungen der Engländer fehlt diese Controle. Zwar wurden noch mehrere Versuche ausgeführt, um auch die stumme Willensäußerung des S. zu prüfen, aber nichts widerlegt bis jetzt den Einwand, daß der überempfindliche Hypnotisirte an einer Anderen nicht merklichen Veränderung, z. B. einem Hauchen, erkannt habe, ob er antworten oder schweigen solle, während man ihm eine tönende Stimmgabel an das Ohr hielt und fragte „Hören Sie?" Dem Operateur war vorher ein Verzeichniß von Bejahungen und Verneinungen eingehändigt worden und diesem entsprechend dirigirte er seinen Willenseinfluß, während ein Anderer fragte; 12 Versuche gelangen, d. h. 6 mehr als zu erwarten wären, wenn der Zufall allein waltete. Aber als weiter in dieser Art geprüft wurde, um den Einfluß der Entfernung — von 3 bis etwa 17 Fuß — zu ermitteln, mißglückte von 43 Proben keine. Eine solche Leistung spricht sehr zu Gunsten der Annahme, daß der im Lehnsessel scheinbar Schlafende unter den nicht vollständig geschlossenen Augenlidern seinen Meister sah und auf die Frage des Hrn. Barrett „Ja" sagte, wenn S. ihn z. B. anblickte, dagegen schwieg, wenn es nicht der Fall war oder „Ja" sagte, wenn er ihn (S.) athmen hörte, dagegen schwieg, wenn er (S.) den Athem anhielt.

Die Anzahl der möglichen Verständigungsweisen unter solchen Umständen ist keine kleine.

Dasselbe gilt für die von abermals demselben Operateur, G. A. Smith, mit einem als sehr intelligent bezeichneten jungen Kunsttischler Namens Conway angestellten Experimente über die Uebertragung von schmerzhaften Hautgefühlen und starken Geschmacksempfindungen. Nur stand S. dabei hinter dem Stuhle

vortrefflichen Gesellschafter abzurichten," von Ed. Zborzill. 6. Aufl. Berlin, S. Mode's Verlag (ohne Jahreszahl). S. 26 flg. und W. N. Hutchinson, „Dog-breaking". 5. Aufl. London, Murray 1869. S. 244—248.

des hypnotisirten C. und wurde von dem Commissionsmitgliede Gurney gekniffen. C. gab dann zweimal die Stelle richtig an, zweimal unrichtig. Von 6 Schmeckproben fielen nur 3 richtig aus.

Aehnliche Ergebnisse erzielte ein anderer Mesmerist, Namens Kershaw, mit einer Amme, Namens Firth; doch wird hierbei ausdrücklich angegeben, daß der Operateur eine gewisse hörbare Handbewegung machte, wenn eine Antwort erfolgen sollte, und einen andern „Strich", wenn nicht. Eine hörbare Hauch-Zeichensprache ist auch bei S. möglich.

Kurz die im Verhältniß zur grauen Theorie der Frage kleine Anzahl von Versuchen ist durchaus nicht geeignet, bei einem unbefangenen Leser die Meinung zu stützen, daß Alles mit wissenschaftlicher Gründlichkeit geprüft worden sei, was hätte geprüft werden müssen, ehe man eine so unwahrscheinliche Erklärung ausspricht, wie die in dem einen Worte „Telepathie" ausgedrückte. Die erwähnte enorm gesteigerte Empfindlichkeit mancher Hypnotisirter, ihre Empfänglichkeit für schwache Sinneseindrücke, ihre Abhängigkeit von einzelnen ihnen sympathischen Persönlichkeiten, ihre Willenlosigkeit und Willfährigkeit, ich möchte sagen Beherrschbarkeit, sind zur Erklärung vieler Erscheinungen ausreichend. Andere lassen die Möglichkeit einer verabredeten Zeichengebung, einige die absichtlicher Täuschung auf andere Weise bestehen.

Schließlich hat die Commission für die Untersuchung des Mesmerismus keine neuen Thatsachen ermittelt und ihre Ansicht von dem Vorhandensein einer unwahrnehmbaren Gedankenübertragung nicht zu stützen vermocht.

Auch die von dem „Reichenbach-Comité" angestellten Versuche sind nicht im Geringsten beweisend. Es wurden von ihm 45 Individuen beiderlei Geschlechts im Alter von 16 bis 60 Jahren in einem völlig verdunkelten Zimmer gefragt, ob sie aus einem großen Magneten Licht ausströmen sähen. Nur 3 von diesen bejahten die Frage. Unglücklicher Weise aber sind 2 davon, ebendieselben, welche die oben besprochenen Ergebnisse betreffs der Gedankenübertragung lieferten, nämlich der damals erst 19jährige professionelle Mesmerist G. A. Smith aus Brighton und dessen Medium Fred Wells aus Brighton, der 20jährige Bäckerssohn; der dritte ist ein nur beiläufig erwähnter, ebenfalls bei anderen Versuchen von Smith eingeweihter Hr. S. Beard. Nur die Angaben des Smith sind im Einzelnen veröffentlicht, und nur die einer Sitzung, der vom Abend des 2. Januar 1883. Da trug es sich zu, daß er 14 Mal nacheinander richtig und schnell angab, ob der elektrische Strom, welcher einen großen Elektromagneten umkreiste, unterbrochen oder geschlossen wurde. In letzterem Falle war an beiden Polen Licht zu sehen, wie er sagte. Dieses Licht über den beiden Polen blieb auch, wenn dieselben mit schwarzem Sammt oder Holz bedeckt waren, zweien von den drei genannten sichtbar, verschwand aber, wenn ein undurchsichtiger Gegenstand zwischen das Auge und die Pole gebracht wurde. Athmete man gegen das Licht aus, so neigte es sich, erlosch aber nicht.

Soweit die Behauptungen. Erwägt man, daß die Versuche der Commission, mittels sehr empfindlicher photographischer Platten einen objectiven Beweis für das Leuchten zu erhalten, scheiterten, indem der Magnet keine Veränderung der Platten bewirkte, erwägt man ferner, daß sowohl das Schließen, als auch das

Unterbrechen des elektrischen Stromes, welcher das Eisen magnetisch — und angeblich nur dann leuchten machte — hörbar war, und daß bei den ganz ähnlichen Versuchen Braid's[1]) vom Jahre 1846 die Lichterscheinungen auch ohne Magneten bei höchst gespannter Aufmerksamkeit sich hervorrufen ließen, so wird man kaum die bona fides des S. und seiner zwei Schüler in Zweifel zu ziehen brauchen, um das Berichtete erklärlich zu finden. Denn wenn der auf das, was er sehen sollte, vorbereitete und jedenfalls sehr scharfhörige S. im Dunkeln und bei völliger Stille hörte, wann der Strom einwirkte, wann nicht, so konnte er sich einbilden, in dem Schwarz des Gesichtsfeldes helle Nebel auftreten zu sehen, weil er sie erwartete, und wieder verschwinden zu sehen, weil er auch das fest erwartete. Durch eine starke Anspannung der Aufmerksamkeit, welche auf etwas fest Erwartetes gerichtet ist, wird ein Zustand herbeigeführt, in welchem mancher das Erwartete wahrnimmt, ohne daß es da ist. So sah ein junger Arzt das Blut fließen, ehe er mit dem Schnepper die Ader geöffnet hatte, und so beantworten lebhafte, von Gewissensbissen gefolterte Menschen manchmal zu ihrem eigenen Schaden gefürchtete Fragen, ehe diese ausgesprochen wurden.

Machte hingegen S. seine Angaben nicht bona fide, sondern wie andere „Magnetiseure" es zu thun pflegen, um interessant zu erscheinen, so brauchte er nur zu horchen, wann der Strom geschlossen, wann er unterbrochen wurde, und zu sagen, er sähe ersterenfalls ein Leuchten auftreten, letzterenfalls dasselbe verschwinden. In keinem Falle ist das in rein physikalischer Hinsicht sehr unwahrscheinliche Leuchten der Magnetpole, also die alte Behauptung Reichenbach's, durch diese Mittheilungen wahrscheinlicher geworden. Es gibt Wirkungen des Magneten auf menschliche Nerven, ich habe mich selbst davon überzeugt, namentlich in der Salpêtrière in Paris, wo Charcot und Andere ihre merkwürdigen Beobachtungen darüber anstellten, aber zu diesen Wirkungen gehört das Lichtausstrahlen nicht. Ehe letzteres, trotz der schlagenden Gegenbeweise Braid's, als objectiv dargethan angesehen werden könnte, müßten noch viele Versuche und Controlversuche mit Elektromagneten im luftleeren Raume, mit geräuschlos verhangenen und wieder exponirten und den Ort im Experimentirzimmer wechselnden Magneten, mit anderen „Sensitiven", als den drei Jünglingen Smith, Wells und S. Beard, und mit Verstopfung ihrer Ohren angestellt werden und — positive Ergebnisse liefern. —

Ueber die Thätigkeit der vierten Commission, welche sich bemüht, Erzählungen von Gespensterschern zusammen zu bringen und zu ermitteln, was Wahres an ihnen sein mag, ist vorläufig nichts zu sagen, da noch keiner der zahlreichen von ihr gedruckten Berichte über Häuser, in denen es spukt, über nächtliche Geistererscheinungen, gespenstische Geräusche und dergleichen bezüglich der objectiven Realität zweifelfrei ist. Von den mit vieler Mühe und großem Zeitaufwand zu Werke gehenden Mitgliedern der Commission scheint keins ein Gespenst gesehen zu haben.

Aehnliches gilt von der fünften, der sogenannten literarischen Commission, deren Bemühungen es glückte, 600 Berichte über telepathische Wahrnehmungen

[1]) „Der Hypnotismus." Ausgewählte Schriften von J. Braid, deutsch herausgeg. v. W. Preyer. Berlin, Gebrüder Paetel. 1882. S. 21.

zusammen zu bringen. Dieselben wurden mit einem Kostenaufwande von mehreren hundert Pfund Sterling auf einzelne Papierstreifen gedruckt — ein Mitglied der Gesellschaft, welches nicht genannt sein will, schenkte die Summe — und sollen demnächst in Buchform erscheinen. Etwa 10,000 Briefe wurden allein in dem einen Jahre 1883 geschrieben zur Gewinnung solchen Materials!

Einige von den zum Theil recht unterhaltsamen Geschichten werden schon jetzt in den Verhandlungen der Gesellschaft veröffentlicht. Welcher Art sie sind, zeigt z. B. die folgende Blumenlese einzelner Coincidenzen:

Im Sommer 1858 glaubt der Knabe J. A. Symonds in Harrow eines Tages beim Erwachen in der Dämmerung einen guten Freund seines Vaters, den Hrn. Macleane, an der Thür seines Zimmers zu sehen. Derselbe starb in jener Nacht in Clifton.

Am 8. September 1855, einige Minuten nach 2 Uhr Nachts, glaubte ein Officier, G. F. Russell Colt in Schottland, seinen Bruder mit einer Wunde an der rechten Schläfe in seinem Schlafzimmer zu sehen. Derselbe fiel vor Sebastopol an dem genannten Tage durch einen Schuß in die rechte Schläfe.

Am 24. Januar 1881, um halb 8 Uhr früh, glaubte beim Erwachen Hr. J. G. Keulemans in Paris sein fünfjähriges Kind zu sehen und zu hören, welches zu jener Zeit in London starb.

Im Herbst 1879, eines Nachmittags, etwa um halb 6 Uhr, hört Hr. R. Fryer in Bath seinen Namen rufen und zwar mit der Stimme seines Bruders. Dieser war zu der Stunde beim Aussteigen aus einem Eisenbahnwagen (einige 40 Meilen von ihm entfernt) hingefallen und hatte den Namen gerufen.

Am 8. Juli 1882 bemerkte Hr. F. Corder in Brighton, um 11 Minuten vor 3 Uhr Nachmittags, daß seine Augen thränten. Ungefähr um diese Zeit wurde an seiner Gattin in London eine Augenoperation vollzogen.

Am 21. October 1881, früh um 2 Uhr, glaubte der 72jährige Hr. G. Marchant in Redhill seinen Freund Kelsey in seinem Schlafzimmer zu sehen. An dem genannten Tage starb der Freund in Lingfield.

Aus derartigen Geschichten, meistens offenbar von hallucinirenden Menschen (Geistliche und Frauen, also zum Wunderglauben geneigte Berichterstatter, liefern das beste Material) schließen die modernen Psychiker, daß einige von denjenigen Hallucinationen, welche objectiven Vorgängen in der Ferne entsprechen, verursacht werden durch einen telepathischen Einfluß, also eine Fernwirkung von dem Geiste des Einen auf den des Anderen. Diese Fernwirkung soll sich kenntlich oder merkbar machen durch eine eigenthümliche Veränderung der Sinnesthätigkeit des Hallucinirenden. Die „Externalisation" oder Verkörperlichung seiner Gesichtsbilder u. s. w. soll auf der hypothetischen Fernwirkung beruhen.

Abgesehen davon, daß durch eine solche Annahme nichts erklärt und dem Aberglauben reichliche neue Nahrung geboten würde, ist eine solche Schlußfolgerung überhaupt gar nicht zulässig. Denn wenn man aus den bereits veröffentlichten Fällen dasjenige angeblich Thatsächliche zusammenfaßt, was allen gemeinsam zukommt oder zukommen soll, nach der Ansicht der Berichterstatter, so ist dieses Gesetzmäßige weiter nichts, als daß gleichzeitig, oder nahezu gleichzeitig, zwei räumlich weit von einander getrennte Menschen in ungewöhnlicher

Weise afficirt werden. Der Eine fühlt sich unwohl, hallucinirt, schläft schlecht, erwacht unruhig, bemerkt, daß seine Augen thränen, ist verstimmt u. dergl., während der Andere verwundet wird, stolpert, stirbt oder an Ersteren denkt. Wohlgemerkt ist es nicht einmal nöthig, daß A an B denkt und B an A denkt, denn wenn auch einer von beiden Fällen häufig sein soll, so sind doch viele Erzählungen gesammelt worden, denen zu Folge schon ein einseitiges Afficirtsein ohne Bezugnahme auf ein anderes Wesen die Telepathie beweisen soll; z. B. fühlt ein Student sich unwohl und denkt an seinen Tod. Am folgenden Tage erfährt er, daß sein Zwillingsbruder, an den er nicht dachte, in einer anderen Stadt gestorben ist. Ich will jedoch einen Augenblick annehmen, daß für die Telepathie gerade die Richtung der Aufmerksamkeit von A auf B und umgekehrt nothwendig sei — die Fälle ohne diese Bedingung könnten als zufällig ausgeschieden werden — dann ist es dennoch leicht zu zeigen, daß sehr oft im gewöhnlichen Leben diejenigen Umstände zusammentreffen, welche für die Telepathie charakteristisch sein sollen, und doch nimmt sie dabei Niemand an; also weshalb in jenen anderen Fällen?

Zunächst kommt es unter Eheleuten, Brautpaaren, guten Freunden und Freundinnen, welche getrennt wohnen und sich öfters Briefe schreiben, nicht selten vor, daß beide Theile sich vollkommen gleichzeitig schreiben, so daß sie sogar gleichzeitig die betreffenden Briefe erhalten und in dem Briefe von A eine Frage von B bereits ihre Antwort findet. Fragt z. B. B nach der Stunde der Heimkehr und A schreibt von selbst, wann sie eintreten wird, so ist hier Alles geeignet, eine telepathische Verbindung von A und B zu statuiren. Aber Niemand wird es thun. Daß die Briefe sich kreuzen, ist zu „natürlich". Aber ist nicht ebenso natürlich, daß A und B gleichzeitig aneinander denken?

A sitzt mit der Feder in der Hand am Schreibtisch und steht im Begriffe an B zu schreiben, stellt sich dabei B lebhaft vor, ebenso lebhaft, wie sich B gleichzeitig A vorstellt. A spricht im Geiste mit dem geliebten Wesen. B ist ihm trotz der trennenden Berge und Thäler so nahe, so deutlich im Gesichtsfelde, daß A so schreibt, als wenn er spräche. Diese gesteigerte Thätigkeit der Phantasie grenzt schon an die Hallucination, und wenn nun B in derselben Lage ist, kann es leicht geschehen, daß A dem B und B dem A gleichzeitig erscheint. Unter Liebenden, welche bekanntlich sehr viel aneinander denken, kommt es häufig vor, daß Eines dem Anderen mit plastischer Gewalt erscheint, und doch wird Niemand deshalb eine Telepathie dafür verantwortlich machen, sondern nur die nach der einen Richtung gesteigerte Gehirnthätigkeit, welche häufig sich wiederholende Vorstellungen immer mehr mit den Attributen der Wirklichkeit ausstattet und deshalb leicht zu Geisteskrankheiten mit bleibenden Hallucinationen führt oder nur zur Geisterseherei.

Noch ein Fall aus dem Leben.

Nach mehrjähriger glücklicher Ehe gestattet auf ärztlichen Rath ein pflichttreuer Beamter seiner bleichsüchtigen Gattin einen längeren Landaufenthalt bei Verwandten, welche von seinem Wohnort sehr weit entfernt leben. In den ersten Wochen verläuft Alles befriedigend, dann aber bemächtigt sich des Mannes plötzlich eine eigenthümliche Unruhe, und zwischen den Zeilen eines Briefes seiner

Frau glaubt er etwas zu finden, was seine Anwesenheit nöthig macht. So stark ist die „Ahnung" eines Unheils, daß er, der Gewissenhafte, unter Vernachlässigung seiner Berufspflicht und mit schweren Geldopfern wirklich abreist. Er findet seine Frau zwar in blühender Gesundheit, aber zu seinem Befremden einem andern Manne zugethan.

In diesem Falle war ohne Zweifel die sogenannte Ahnung einzig und allein durch eine nicht einmal im Einzelnen angebbare geringfügige Veränderung der nach wie vor freundlichen Schreibweise der Gattin bedingt. Aber sie erscheint durchaus natürlich. Weshalb hier keine Telepathie? Die Frau denkt mit Unruhe oft an ihren Mann. Sie fürchtet das Wiedersehen. Der Mann ist ohne angebbaren Grund zugleich unruhig geworden. Seine Unbehaglichkeit ist ganz so beschaffen, wie die in vielen Geschichten der Psychiker erwähnte. Offenbar haben diese übersehen, daß in jenem ebenso wie in diesem Falle scheinbar ganz geringfügige Umstände oder nur das Fehlen gewohnter Eindrücke — schon eine wenig veränderte Handschrift, das Nichteintreffen eines erwarteten Briefes — Verstimmungen herbeiführen können, welche nicht zufällig mit fernen Bekannten im Zusammenhang stehen und dennoch die Annahme einer Fernwirkung überflüssig machen.

Schließlich noch ein Beispiel aus dem Leben.

Ein Brautpaar kommt nicht recht zum freudigen Lebensgenuß, weil die Braut, von einer früheren Neigung nicht frei, nur ungern ihr Jawort gab. Sie sieht ihren verlorenen Geliebten im Geiste in den verschiedensten Situationen. Einmal hält sie beim Clavierspiel plötzlich inne und glaubt ihn in einem Vierspänner in eine große Stadt einfahren zu sehen. Wirklich stellt sich heraus, daß er an dem betreffenden Tage mit einem Vetturino nebst Vorspann in Neapel ankam. Man reiste damals in Italien häufig zu Wagen, und sie wußte, daß er sich daselbst aufhielt, hatte seine Reise verfolgt und täglich gedacht, wo er wohl sein werde. Er dachte auch viel an sie. Es ist nicht merkwürdig, daß jenes Bild ihr auch einmal annähernd zugleich mit dem wirklichen Vorgang lebhaft vorschwebte, aber sehr merkwürdig, daß Viele aus solchen Uebereinstimmungen auf eine überirdische oder unterirdische Verbindung von Seelen schließen.

Schält man aus allen bis jetzt vorliegenden Geschichten der Art das objectiv Thatsächliche heraus, entfernt man alle Uebertreibungen, Ausschmückungen, Glaubens- und Meinungssachen aus den durch einmaliges Wiedererzählen schon entstellten Berichten, erwägt man, daß oft wichtige Nebenumstände verschwiegen oder vergessen werden, und bedenkt man, daß selbst verständige Augenzeugen oft genug in ihren Aussagen über den Verlauf einer einfachen Begebenheit sich widersprechen, so wird man finden, daß von den Berichten über das zweite Gesicht, das Sehen in der Dunkelheit und das Halluciniren in der Todesstunde eines in der Ferne weilenden Bekannten außerordentlich wenig sicher Festgestelltes übrig bleibt. Es wird auch dem wohlwollendsten Kritiker nicht entgehen, daß keine einzige der bis jetzt mitgetheilten Geschichten, welche das Erscheinen des Sterbenden in meilenweit entfernten Orten betreffen, genügend beglaubigt ist. Hätten die fleißigen Sammler nicht sechshundert schlecht beobachtete Fälle registrirt, sondern nur sechs ganz sicher beglaubigte, hätten sie alle Ammenmärchen, alle von Furcht und Aberglauben getrübten Erzählungen der Frauen, alle von

Wundersüchtigen erlebte Phantasmen, alle von nicht genügend unterrichteten, unwissenschaftlichen Leuten stammenden eingebildeten Erlebnisse und alle Berichte aus älterer Zeit ausgeschlossen, dann würden sie wenigstens dem Aberglauben nicht so viel neue Nahrung gegeben haben und aus dem Reste vielleicht eine Anzahl wahrer Fälle kritisch haben soweit aufklären können, daß man sie ebenso natürlich finden würde, wie die drei von mir beigefügten Fälle.

Es kommt hierbei ungemein viel auf die Art der Darstellung, das Temperament der Zeugen, deren Anzahl, die Zeit seit der Begebenheit und die Logik der Fragen im Kreuzverhör an. Allbekannt ist, wie verschieden eine und dieselbe Begebenheit wiedererzählt wird, sowie sie an sich in irgend einer Hinsicht ungewöhnlich war. Ein Beispiel genügt zur Erläuterung.

Ein Bericht sagte: Kaum sollte man es für möglich halten und dennoch ist es wahr, daß in unserer Zeit ein geistig gesunder Mann über ein Jahr lang, ohne im Geringsten gemeingefährlich gewesen zu sein, in einem Irrenhause gegen seinen Willen festgehalten werden konnte. Unser angesehener Mitbürger X. X., dessen Lebhaftigkeit und Originalität zwar Fremden gegenüber hier und da Anstoß erregt haben mag, der aber, wegen seines edlen Charakters und seiner Fähigkeiten in dem Kreise seiner Bekannten hochgeschätzt, niemals Anlaß zu Zweifeln über seine Zurechnungsfähigkeit gegeben hatte, wurde, nachdem er mehrere allerdings im Zustande großer Erregung geschriebene, für Uneingeweihte unverständliche und darum verrückt erscheinende Briefe expedirt hatte, auf ärztliche Anordnung einer Irrenheilanstalt übergeben. Ohne Zweifel würde er noch länger daselbst zurückgehalten worden sein, wenn nicht seine Mutter, durch ein noch völlig räthselhaftes Ereigniß bewogen, sich rastlos bemüht hätte, seine Freilassung zu erwirken. Zuweilen erschien nämlich, ehe sie einschlief, in dem noch erleuchteten Schlafgemach ihr Sohn vor ihr, wie er leibte und lebte, und sagte ihr jedesmal dasselbe: „Du weißt, daß ich nicht geisteskrank bin, befreie mich!“ So deutlich klangen die Worte, als wenn der Gefangene selbst im Zimmer gewesen wäre, aber nur seine Mutter sah ihn und hörte ihn, und diese bezweifelt nicht mehr die Verbindung der Seelen, zumal ihr Sohn ganz gesund zurückkehrte.

Der andere Bericht: Durch Ueberanstrengung in seinem Beruf hatte sich Herr X. X. vor längerer Zeit ein Nervenleiden zugezogen, welches seinen Angehörigen große Sorge verursachte, jetzt aber nach einem Aufenthalte im Süden als völlig gehoben bezeichnet werden kann. Mit früherer Kraft übernahm der Genannte seine städtischen Aemter und Ehrenämter wieder.

Diese beiden Darstellungen einer und derselben Thatsache sind gänzlich verschieden und führen zu verschiedenen Auffassungen derselben. Dennoch widersprechen sie sich nicht. Aber sie ergänzen sich auch nicht, denn man weiß nicht, ob sie wahr sind und was an jeder von beiden wahr ist. Nach I war X. X. geistig gesund, aber von Aerzten für geisteskrank erklärt worden, nach II war er nervenleidend, nach I hatten sich die Aerzte geirrt, in II ist von ihnen nicht die Rede, nach I war er nicht nothwendig körperlich gesund, nach II krank durch Ueberanstrengung, nach I hallucinirte die Mutter, nach II hatte sie große Sorgen wegen der Gesundheit ihres Sohnes, nach I war dieser in einer Irrenanstalt, nach II im Süden. Ein sachlicher Widerspruch liegt nicht vor. Denn wenn Einer

aus einem unverständlichen Briefe folgert, der Absender sei verrückt, ein Anderer, er habe nur wie ein Verrückter geschrieben, ein Dritter, er sei nicht geisteskrank, sondern nur sehr erregt gewesen, als er schrieb, so liegen nur abweichende Ansichten über eine und dieselbe Sache vor. Die Sache selbst bleibt davon unberührt. Und durch eine derartige Kritik wird all den Berichte sammelnden Geistersehern der Boden unter den Füßen erschüttert. Man muß nur genau prüfen.

Darstellen, was sie erleben, können die wenigsten Menschen. Nicht zufrieden damit, zu sagen, was sie wahrnehmen, fügen die meisten hinzu, was ihre Phantasie daraus machte, und können das Wirkliche beim Wiedererzählen von den subjectiven Zuthaten nicht mehr trennen. Es ist keineswegs allein die Lust am Erfinden, am Klatschen, am Spiele der Einbildung, die Sucht, sich interessant zu machen, welche das Entstehen der vielen Erzählungen über das zweite Gesicht und telepathische Seelengemeinschaft verschulden, sondern namentlich auch die Unfähigkeit, richtig zu beobachten. Und auf keinem Gebiete ist es schwieriger, den objectiven Thatbestand rein darzustellen, als auf dem hier betrachteten, weil hier die an sich zum größten Theile gewöhnlichen Begebenheiten nur durch eine Hallucination, welche zugleich mit ihnen stattfinden soll, merkwürdig werden. Streicht man die Hallucinationen, welche nur der, der sie hat, beschreiben kann, dann bleibt nichts Interessantes übrig. Streicht man sie nicht aus den Erzählungen, untersucht man aber, wie es mit dem Nachweise der Gleichzeitigkeit ihres Auftretens und des Vorfalles, den sie zum Gegenstande haben, aussieht, so findet man diesen Nachweis fast immer mangelhaft. In dem Zeitalter der Telegraphie und Telephonie ist es so leicht, sich schnell zu informiren, ob ein Traum mit dem Charakter der Wirklichkeit, ob eine nächtliche Vision oder ein Phantasma der Wirklichkeit in der Ferne entspricht, daß man sich wundern muß, von jenen Mitteln so wenig Gebrauch gemacht zu finden und statt dessen unverbürgte, sogar aus dem vorigen Jahrhundert stammende, zum Theil mündlich überlieferte, nicht mehr controlirbare Anekdoten als wissenschaftlich verwerthbar sein sollendes Beweismaterial aufgehäuft zu sehen.

Mit der Behauptung unzähliger Gegner der Telepathie: „Wir glauben alle die Geschichten nicht", ist freilich nichts gewonnen. Darum handelt es sich nicht, ob man an die Wahrheit des wesentlichen Inhalts aller der Geschichten vom zweiten Gesicht glaubt oder nicht, denn Glaubenssachen gehören überhaupt nicht zu den Erkenntnißmitteln der Wissenschaft. Diese aber soll hier entscheiden.

Mehr wäre schon gewonnen, wenn eine Anzahl Naturforscher *meint*, es könne ein Sterbender auf einen Lebenden in großer Entfernung einen Einfluß ausüben, so daß er an ihn denkt, von ihm träumt oder hallucinirt. Denn in diesem Falle wäre nicht nur die Möglichkeit zugegeben, sondern auch die Fiction der geistigen Fernwirkung zur Hypothese vorgerückt und das Suchen nach Beweisen wissenschaftlich sanctionirt. Indessen das quälende: „Es kann sein, es kann aber auch nicht sein!" würde bestehen und die Existenz der Telepathie sich nicht einmal einer solchen Wahrscheinlichkeit rühmen können, wie die der Bewohner des Neptun.

Bis jetzt läßt sich die *Unmöglichkeit* der Telepathie ebenso wenig beweisen

wie die der Planetenbewohner. Darauf stützen sich ihre Vertheidiger. An diesen schwachen Faden hängen sie das ganze Gewicht ihrer Lehre! Die Unmöglichkeit, daß ein Mensch tausend Jahre alt werde, läßt sich auch nicht beweisen.

Alles von Seiten der Psychiker in dieser Richtung erstrebte, die Anerkennung ihrer Bemühungen, würde dagegen erzielt sein, wenn ein echter Naturforscher mit voller Ueberzeugung sagen kann: „Ich weiß, daß ein Sterbender die fragliche Fernwirkung ausüben könnte!“ Denn er wird einen solchen Satz nur aussprechen, wenn er seine Richtigkeit beweisen und Andere davon zu überzeugen vermag!

Die Erwartung, daß es dahin kommen werde, ist aber eine Täuschung, welche auf mangelhafter Unterscheidung dessen, was man überhaupt wissen kann und nicht wissen kann, beruht. Wissen kann man nur Thatsachen und unvermeidliche Schlüsse aus Thatsachen, also wiederum Thatsachen. Und Thatsachen sind einzig und allein aus der Erfahrung zu gewinnen. Fernwirkung ist aber kein Gegenstand einer möglichen Erfahrung, sondern eine Ansicht, Meinungssache oder Theorie, ein Erklärungsversuch, ein Phantasiegebilde, ein Nothbehelf unvermittelte Erscheinungen in einen dem Verständniß zugänglichen Zusammenhang zu bringen; also wird ein Naturforscher, der diesen Namen verdient, niemals sagen können, er wisse, daß eine Fernwirkung existire, er kann es vermuthen, nicht beweisen. Er kann wissen, daß die beiden Begebenheiten, welche durch Fernwirkung zusammenhängen sollen, gleichzeitig stattfinden, die Coincidenzen beweisen, aber nicht ihren nothwendigen Zusammenhang durch Telepathie. Der Schluß wäre nicht unvermeidlich, daß sie nur so zusammenhängen. Manchmal sind vielmehr andere Arten des Zusammenhangs sicher, andere Male möglich, in vielen Fällen der Zufall unbezweifelbar. Wenn z. B. in Fünen und Helgoland gleichzeitig eine Sonnenfinsterniß beobachtet wird, so ist der Zufall ausgeschlossen, weil die Ursache genau bekannt war, schon ehe das Ereigniß eintrat. Eben deshalb denkt auch Niemand dabei an eine Fernwirkung der einen Insel auf die andere. Wenn dagegen nach dem großen Erdbeben in Lissabon vom 1. November 1755 berichtet wurde, man habe auch in andern weit entfernten Gegenden, wie in Antigua, gleichzeitig Erdstöße verspürt, so konnte eine unterseeische Verbindung nicht unwahrscheinlich genannt werden; der Zufall war aber nicht sicher auszuschließen, weil man die Bedingungen für das Zustandekommen der Erdbeben allzuwenig kannte. Endlich: Wenn zwei ausgezeichnete Frauen, welche nichts von einander wissen und von denen die eine in England, die andere in Amerika wohnt, an demselben Tage und zur selben Stunde erklären, sie würden jede einen Sohn von epochemachender Bedeutung haben, und wirklich die eine die Mutter des größten Britischen Naturforschers seit Newton, die andere zu gleicher Zeit die des größten Nordamerikanischen Staatsmannes seit Washington wird, da Charles Darwin und Abraham Lincoln beide an demselben Tage, am Sonntag den 12. Februar 1809 geboren, wurden, so wird doch kein Mensch darin mehr als einen Zufall sehen.

Gleichzeitige Ereignisse, welche für den denkenden und für den phantasiereichen Menschen einen ursächlichen Zusammenhang zu haben scheinen, sind sehr oft nur zufällig gleichzeitig und fließen aus gänzlich verschiedenen Quellen. Oft

aber sind gleichzeitige Begebenheiten einer Ursache zuzuschreiben. Wann das Eine, wann das Andere der Fall sei, ist schwer zu bestimmen, gewiß aber, daß der Zufall nur dann ausgeschlossen werden kann, wenn die einschlagenden Verhältnisse, welche ursächlich in Betracht kommen können, genau bekannt sind.

Also können allein diejenigen, welche viel wissen und eine oft erprobte Urtheilskraft besitzen, mit einigem Anrecht auf Vertrauen im gegebenen Falle das zufällige von dem nicht zufälligen Zusammentreffen unterscheiden. Der ungebildete, urtheilslose Wilde hält sehr wenig für Zufall; ein mit Märchen großgezogener Knabe, im Glauben an den schwarzen Mann und an Gespenster zu Hause ohne den Wetteifer der Schule aufgewachsen, muß schon einen ungewöhnlichen Verstand haben, um sich vom Aberglauben freizuhalten und nicht für ursächlich zusammenhängend zu halten, was nur zufällig zusammen vorkam. Aber derjenige, welcher im Beobachten geübt ist und aus eigener Erfahrung des „Zufalls grausende Wunder" kennt, wird, je mehr er den gesetzmäßigen Verlauf der Naturvorgänge zu erforschen trachtet, um so mehr zu der Ueberzeugung kommen, daß gerade das Spiel des Zufalls ihm am meisten die Erkenntniß erschwert. Noch mehr als auf dem Felde der Naturforschung gilt dieses für die Seelenforschung. Denn noch schwieriger als die Beobachtung der lebenden und todten Körper außer uns, ist uns die Selbstbeobachtung. Man täuscht Andere nicht so leicht, als man sich selbst täuscht.

Diejenigen, welche mit vielen Worten und wenigen Thaten, mit vielen Meinungssachen und keinen Beweisen, mit viel Glauben und nicht viel Fachstudium, mit viel Höflichkeit und Vertrauen, aber wenig Menschenkenntniß die Fernwirkung eines Menschen auf den andern, und sei es nur in der Sterbestunde, als neueste Errungenschaft ermittelt zu haben stolz sind, befinden sich in einer durch ihre Hartnäckigkeit bemerkenswerthen Selbsttäuschung.

Ich schmeichle mir nicht, durch meine Kritik auch nur einen gläubigen — fast hätte ich geschrieben — abergläubischen Psychiker bekehrt zu haben, aber es ist wohl möglich, daß durch dieselbe Zweifelnde erfolgreich gewarnt werden, und ich wäre damit zufrieden. Denn mein Bemühen, einen alten Irrthum auszumerzen, wäre dann nicht vergeblich gewesen, und für die gedeihliche Fortentwicklung der Wissenschaft ist schon die versuchte Beseitigung eines Irrthums oft ebenso wichtig wie die Entdeckung einer neuen Naturerscheinung und die Erfindung einer neuen Methode, und vielleicht mehr noch als diese werth, wo es gilt, weitere Kreise aufzuklären.

Denkwürdigkeiten
eines ehemaligen Braunschweigischen Ministers.

Aus dessen bisher ungedruckten Briefen mitgetheilt von
A. P. in M.

V.

Die Ein- und Durchführung einer geordneten Finanzcontrole hatte es dahin gebracht, daß das Herzogthum Braunschweig finanziell äußerst günstig gestellt war, als das Unglück des Jahres 1806 hereinbrach. Als Preußen im Jahre 1806 den Kampf gegen Napoleon wagte, ward der nunmehr schon einundsiebenzigjährige Herzog Karl Wilhelm Ferdinand, der seit den Tagen des siebenjährigen Krieges dem Königl. Preußischen Hause und seiner Politik treu ergeben geblieben war, zum Oberfeldherrn der preußischen Armee ernannt. Daß Herr von Wolffradt nicht sehr einverstanden damit war, kann nach Allem, was wir über die politische Gesinnung unsres ehemaligen Braunschweigischen Ministers, namentlich im Hinblick auf Preußen, bereits angeführt haben und weiterhin noch anführen werden, nicht überraschen. Wir finden in einem seiner Briefe (vom 19. December 1823) darüber folgende Aeußerung:

„Allerdings war es meines Herzogs Grundsatz: Mit Preußen stehen und mit Preußen fallen, dem er Alles aufopferte. Schon seit 1805, da Preußens kriegerische Stellung durch die Schlacht von Austerlitz vereitelt wurde, und nachdem es sich gelüsten lassen, sich Hannover zuzueignen, war vorauszusehen, daß der Friede nicht lange und ununterbrochen bleiben würde. Seit dieser Zeit suchte ich dem Herzog jeden Gedanken, noch eine neue Feldherrn-Laufbahn zu beginnen, auszureden. Daß er, sobald es keinen Reichskrieg galt, als Herzog von Braunschweig neutral bliebe, verstand sich von selbst. Aber mir war vor dem Preußischen Feldmarschall bange und ich sorgte, wie es auch geschah, daß Napoleon diese Distinction nicht würde gelten lassen. Als der Herzog mir im Januar 1806 von Berlin aus meldete, daß er nach St. Petersburg reisen müßte, bot ich in meiner Antwort Alles auf, ihn davon abzuhalten. ‚Fürchten Sie nicht (war seine Antwort, ich habe den Brief noch), daß meine Reise beim französischen Kaiser Mißfallen erregen möge; sie geschieht vielmehr ganz im Einver-

ständniß mit ihm; ich kann mich über dies Räthsel erst bei meiner Rückkunft erklären[1].' — Er ist mir jedoch diese Erklärung schuldig geblieben. Bei der Anwesenheit der Königin (Luise) 1806 in Braunschweig wollte er, daß ich bei den Unterredungen mit ihr gegenwärtig wäre, gleichsam als ob er Stärkung bedürfe."

Das Weitere kennt man: weder der Herzog noch das Herzogthum entgingen ihrem Schicksal. Am 14. October, dem Unglückstage von Jena und Auerstädt, wurde Karl Wilhelm Ferdinand schon beim Beginn des Kampfes von einer Kugel, die ihn beider Augen beraubte, tödtlich am Haupte verwundet. Nun brach das Elend über Braunschweig herein. Napoleon erklärte, das Herzogthum habe aufgehört zu existiren, und es wurde zu dem nicht lange darauf creirten Königreiche Westphalen geschlagen, welches in Jérôme seinen König empfing. Der bisherige Braunschweigische Minister v. Wolffradt blieb, dem Wunsche seines verwundeten Herzogs folgend, während der Occupation zunächst auf seinem Posten, trat dann in westphälische Dienste, um bei dem Lande zu bleiben, und siedelte 1814 nach Cassel über. Seinen Bericht über die Schlacht und deren nächste Folgen beginnt von Wolffradt wie Aeneas bei Virgil mit der Klage: „Infandum jubes renovare dolorem" und fährt dann fort: „Die letzten Briefe, die ich von meinem alten verehrten Herzog erhalten, waren vom 6. und 8. October. Unterm 11. hatte er mir nur durch seinen Cabinetssecretär Ehrenburg noch einige Nachrichten mittheilen lassen (der Herzog schrieb nämlich nur an mich allein, und selbst seine Gemahlin und Familie erhielten ordentlicher Weise nur die Nachrichten durch mich). Am 14. October (Dienstags) war die Bataille von Jena und Auerstädt. Am 15. (Mittwochs) Abends kam die Königin von Preußen auf ihrer bekannten Flucht in Braunschweig an. Sie reiste den Donnerstag (16.) Morgens um sieben Uhr weiter, und eine Stunde nachher kam der Feldjäger, den sie erwartet hatte, an und verbreitete eine Siegesnachricht der Preußen. Um zwölf Uhr Mittags fuhr ich wie gewöhnlich in die Geheim-Raths-Sitzung. Auf dem Burgplatz hielt das häufig versammelte und sehr in Unruhe um den geliebten Herzog versetzte Volk meine Pferde an und bat um Nachricht von unserem Herrn. Ich sagte: daß ich noch bis diesen Augenblick keine hätte, aber sowie sich die gute Nachricht bestätigen würde, ich sie drucken und an allen Ecken anschlagen lassen würde. Um zwei Uhr komme ich nach Hause, und in dem Augenblick langte der Courier mit der Hiobspost in einem Schreiben des Cabinetssecretärs Ehrenburg vom 15. October, aus Sangershausen datirt, an. Doch über den Ausgang der Schlacht war man noch in Ungewißheit gewesen. Ich sollte das Unglück der Herzogin und der Familie anbringen. Jetzt fing ich an, alles vorher schon Präparirte einpacken zu lassen, unter Anderem auch das Kostbarste aus dem Museo, das berühmte Mantuanische Gefäß u. s. w. (Noch vor ein paar Jahren hat man in einer Braunschweigischen Druckschrift geäußert, daß damals zu wenig weggebracht worden.) — Auf meinen Vortrag an den Herzog, den ich noch mit dessen eigenhändigen Resolutionen habe, waren für das Museum

[1]) Vergl. über die Reise des Herzogs nach Petersburg: Ranke, Hardenberg, I, 564 flg. und II, 431 flg.

drei Wagen vorgeschlagen. Der Herzog setzte sie auf einen einzigen herab. Aus der Salzdahlumer Galerie sollte gar nichts transportirt werden. Die Franzosen nahmen nachhin einige sechzig Gemälde, die aber 1814 und 15 zurückgeliefert worden sind.

„Am Freitag Morgen kamen der Prinz Wilhelm, Bruder des Königs, und Prinz Paul von Württemberg ganz abgerissen auf elenden Pferden an. Dies veranlaßte die sofortige Abreise der Herzoglichen Familie, weil nämlich die Prinzen den Feind sich stets auf den Hacken sahen, obgleich er erst zehn Tage später kam. In der Nacht vom Freitag auf Sonnabend hatte ich Alles fortgeschickt, was gerettet werden sollte; und ohne nur einen Augenblick auszuruhen, saß ich mit Tagesanbruch schon im Wagen, um dem Herzog, von dem ich einen Courier aus Blankenburg erhalten hatte, dorthin entgegen zu gehen. Aber er hatte schon Blankenburg verlassen müssen, und nur mit Mühe verfolgte ich seine Spur, bis ich ihn Sonntags Mittag auf dem Halberstädtischen Amte Hornburg traf. Das Herzzerreißende dieser Zusammenkunft läßt sich mit Worten nicht ausdrücken, am wenigsten schriftlich. Er drückte mir die Hand ohne zu reden, und ich weinte. Wohl mochte er an Alles denken, was ich ihm vorher gesagt hatte. Zu den Gegenständen unserer Unterhaltung gehörte nun vorzüglich meine Vorstellung, sogleich Jemanden mit einem Schreiben des Herzogs von Braunschweig an den Kaiser abzusenden, worinnen der Herzog erklärte, daß er nur als preußischer Feldmarschall Theil an dem Kriege genommen, daß aber das Braunschweigische Herzogthum völlig neutral und ohne alle Theilnahme irgend einer Art geblieben, daher er um Schonung für dasselbe bäte u. s. w. Der Herzog wollte davon durchaus nichts hören: „Sie wissen ja," sagte er, „was er dem Könige von Preußen geantwortet hat; besser wird er mir auch nicht antworten." — Er mußte weiter gebracht werden und sollte die Nacht im Braunschweigischen Amte Achim bleiben. Dort stand ich nochmals an seiner Bahre (denn das Feldbett, worauf er lag, wurde von dazu relaisweise bestellten Trägern auf einer Bahre getragen, da er, der Kopfwunde halber, das Fahren nicht vertragen konnte). Aber er schlief so fest, und der Schlaf war ihm, nach dem Urtheil der mitgebrachten und von mir ihm entgegen geschickten Aerzte, so nothwendig, daß ich ihn nicht wecken mochte, sondern ihm vorauf nach Braunschweig zurückkehrte, um dort Alles zu bereiten. Es war stockfinstre Nacht; mein Wagen ward auf einmal von ein paar Reitern angehalten; an der Sprache nur erkannten wir uns wechselseitig; es war der Herzog von Oels[1]), der vom Weimarischen (nachher Blücher'schen) Corps ab meiner Spur gefolgt war, um zu seinem Herrn Vater zu gelangen. Wir gingen auf einem gepflügten Acker in der größten Dunkelheit querfeldein, um allein zu sein. Er wußte von nichts; ich unterrichtete ihn von Allem, und legte ihm ans Herz, das Seinige zu thun, um den Herzog zu bewegen, Jemanden an den Kaiser abzusenden. So schieden wir, und ich kam wieder nach Braunschweig. Am andern Tage kam der Herzog von Oels zu mir, sagend: der Herzog habe schon früher, als er davon reden

[1]) Friedrich Wilhelm, der Thronfolger, welcher 1805 von seinem Oheim Friedrich August laut Zusicherung Friedrichs d. Gr (1785), das Fürstenthum Oels geerbt hatte.

können, meine Idee völlig gebilligt, ich solle nur Alles in Bereitschaft halten; der Oberkammerherr von Münchhausen solle damit sogleich an den Kaiser. Ich ließ sofort ein Schreiben durch den Geheimen Legationsrath Grafen Gallatin (einen Genfer Emigranten in Braunschweigischen Diensten, jetzt (1823) Württembergischer Gesandter in Paris) entwerfen, machte die nöthigen Abänderungen, ließ es mundiren und legte es dem Herzoge, als er in der Montagsnacht ankam, vor. Er billigte es völlig und unterschrieb. Dies geschah auf folgende Weise: ich contrasignirte und führte dann seine Hand auf die Stelle, wo der Name stehen mußte, dann schrieb er diesen, ohne sehen zu können, ziemlich fest, mit den gewohnten Zügen. Sogleich ging der Obermarschall damit ab und traf den Kaiser in Wittenberg. Ich muß hierbei noch folgende Anekdote erwähnen. Ich wunderte mich freilich etwas über die Wahl des Abgeordneten, dachte aber, da es weniger auf den Vortrag des Abgeordneten, als auf den Inhalt des Schreibens ankomme, daß Gründe den Herzog dazu bestimmt haben könnten. Den Nachmittag, wie der Herzog sich erholt und von der Reise ausgeruht hatte, sitze ich vor seinem Bette, über allerhand Landesangelegenheiten mit ihm redend, denn vom Kriege sprach er sehr selten. Auf einmal frug er mich, etwas übler humeur: „Wen haben Sie mit dem Schreiben an den Kaiser Napoleon abgeschickt?“ — Ich: „Der Obermarschall ist damit abgegangen.“ — Der Herzog: „So, ich gratulire zu der Wahl.“ — Ich: „Gnädiger Herr, es ist die Ihrige, nicht die meinige; der Herzog von Oels hat mir Ihren Befehl überbracht, daß der Obermarschall abgeschickt werden solle, und Ew. Durchlaucht befanden sich nicht so, daß ich weiter mit Denselben darüber hätte reden können. — Der Herzog: „Der Herzog von Oels ist der Herzog von Oels und hat hier nichts zu waschen. Die Wahl hing von Ihnen ab.“ — So fuhr er noch etwas fort und gab mir zu verstehen, ohne es gerade heraus zu sagen, daß ich selbst hätte hingehen sollen. Als ich ihm aber die Gründe vorhielt, warum ich mich unmöglich von ihm und den Geschäften entfernen könnte, schwieg er. An diesem Tage vollzog er die Unterschrift wegen Veränderung der Succession, und der Herzog von Oels unterschrieb vor seinem Bett. Hierauf ließ er Jedermann hinausgehen und hielt eine mir ewig unvergeßliche Anrede an uns, worin er den Herzog von Oels an die wenige Gelegenheit erinnerte, die er bisher gehabt oder benutzt hätte, sich die nöthigen Kenntnisse zu erwerben, an seine ewige Verpflichtung gegen mich, und fügte die Ermahnung hinzu, nie etwas ohne meinen Rath und Wissen zu unternehmen. Der Herzog von Oels blieb kalt; — ich war sehr gerührt, wunderte mich aber im Stillen, daß der sonst so kluge Herr nicht erwog, wie er hierdurch vollends mein Verhältniß zu dem Herzog von Oels verdarb. —

„Nun langte der Herzog von Weimar mit seinem Corps an und hatte die Idee, sich in Wolfenbüttel, als Festung, zu werfen; denn Braunschweig war schon längst demolirt. Da ich der Deliberation beiwohnte, so zeichnete ich mit Kreide auf einen Tisch den Riß der Festung, soviel davon noch stand, und was davon demolirt war, nebst allen den Anhöhen, von denen es dominirt wird; dadurch war ich so glücklich, diese abenteuerliche Idee zu entfernen, und das gute Wolfenbüttel vor dem sac de Lubeck zu bewahren. Der Herzog von Weimar

und der Herzog von Oels fuhren sodann auf einem Wurstwagen, die Pfeifen im Munde, ab, und ich war froh, wie das Corps weiter marschirte. Am Sonnabend, den 25. Morgens, erst kam der Obermarschall zurück mit der mündlichen Antwort des Kaisers, daß, wo französische Truppen den Herzog fänden, er als Kriegsgefangener nach Frankreich transportirt werden würde. (Späterhin sagte der Kaiser zu mir in Berlin: „C'est une distinction jésuitique que vous me faites là, Monsieur, entre le Souverain et le pays. Vous n'êtes pas une république. Quand le Souverain me fait la guerre, c'est le pays qui la fait. D'ailleurs je n'entends pas, qu'un Souverain puisse servir l'autre.")

„Der Herzog beschloß daher, gleich abzureisen. Während der nöthigen Vorbereitungen war ich stets allein bei ihm; er ließ Niemanden anders vor, auch die andern beiden Minister nicht; ich war aber stets um ihn, auch wenn er es nicht wußte, und mir traten jedesmal die Thränen in die Augen, wenn ich ihn zu seinen Kammerdienern sagen hörte: „Bringt das und das an Wolffradt; fragt Wolffradt darnach" u. s. w. Bald ward er ungeduldig, daß es so lange währte, und rief: „Kostet es denn so viel Mühe, einen alten blinden Mann fortzubringen?" In einem dieser Augenblicke hörte ich die einzige Klage, die ich aus seinem Munde vernommen habe. „Ich verlasse nun Alles," sagte er, „und bin von Allen verlassen." — Ich erwiderte, ich erwarte nur seinen mir so erwünschten Befehl, um ihn überallhin zu begleiten. Außer dem, meinem Herzen so theuren Glücke, um ihn zu sein in dieser trüben Zeit, würde ich zugleich tausend Unannehmlichkeiten und Leiden entgehen, die meiner hier warteten. Er faßte meine Hand und schwieg volle fünf Minuten. An den Bewegungen seines so ausdrucksvollen Mundes sah ich, wie seine Seele kämpfte. Endlich ließ er meine Hand plötzlich fahren und sagte voll Bewegung: „Nein, lieber Freund, ich bin nichts mehr, von nun an bekümmern Sie sich um mich nicht mehr, mit mir ist es aus. Bleiben Sie mit meinem Lande;" — ich schwieg. — Er: „Wollen Sie das? ich bitte Sie darum, versprechen Sie es mir" — indem er mir die Hand hinreichte. Ich versprach es. „Nun bin ich zufrieden," sagte er. Man kam zu melden, daß Alles bereit sei. Ein großer, dazu gemachter Korb ward gebracht, mit einer erhabenen Decke von Wachstaft. Dahinein ward sein Bett gesetzt, die Decke geschlossen. Er sprach kein Wort. — So ward er, wie im Sarg, die große Treppe des neuen, von ihm gebauten Schlosses hinabgetragen; ich, begleitet von dem Obermarschall und dem Oberstallmeister von Thilau, folgte ihm, wie einer Leiche. Unten hielt ein Unterwagen, in dessen vier Federn jener Korb gehängt ward. Der Schloßplatz war mit weinenden Menschen bedeckt. Dumpf rollte der Wagen durch die Hallen des Schlosses, den 25. October, Sonnabends Nachmittag vier Uhr.

„Der wahre Vater des Vaterlandes war nun für dasselbe verloren und endete so traurig. Im zweiundsiebenzigsten Jahre, tödtlich verwundet, des Lichtes der Augen beraubt, mußte er fliehen vor seinem Feinde, sein Land, das er nicht wiedersehen sollte, verlassen und in der Fremde eine Zuflucht suchen; zum Lohne seiner treuen Anhänglichkeit an Preußen, das es ihm und den Seinigen nicht dankte, ja das, wäre Alles in statu quo geblieben, wie er mir selbst gesagt hat, nur seinen Tod erwartete, um als nunmehriger Besitzer von Hildesheim und

Goslar Ansprüche gegen Braunschweig und Hannover geltend zu machen, die noch aus den Zeiten Heinrich's des Löwen und der Hildesheimischen Stiftsfehde im 16. Jahrhundert hergesucht waren....[1]).

„Nachdem ich mich von der ersten Betäubung erholt hatte, schritt ich sogleich zur Ausführung eines Plans, den ich schon lange im Stillen bei mir beschlossen hatte, und den meine Lage als Fremder, als der Einzige, der von den Finanzen chargirt gewesen war, außer dem allgemeinen Vortheil noch besonders empfahl. Ich proponirte nämlich meinen Collegen, da wir unseres Fürsten beraubt wären und nach meinen Nachrichten schon morgen den Feind erwarten müßten, dem Lande also wahrscheinlich große Lasten auferlegt werden würden, den engeren Ausschuß der Landstände sogleich auf morgen zusammen zu berufen, uns in allen Angelegenheiten, die aus diesem Unglück entspringen würden, mit denselben zu berathen und uns in dessen Mitte zu versammeln. Dies geschah. Das Ministerium und der engere Ausschuß der Stände (in der Nacht durch Stafetten herbeigeholt) versammelten sich den 26. October Sonntags Morgen acht Uhr in dem neuen Landschaftlichen Hause; die Nacht vorher war ich gar nicht zu Bett gekommen, theils waren hundert Anordnungen zu treffen, theils war ich beschäftigt, meine große Correspondenz mit dem viel abwesenden Herzoge durchzugehen und Alles, was ihn compromittiren konnte, zu vernichten. Wie manches mir liebe und unvergeßliche Blatt ward da den Flammen geopfert! Bei dem bekannten Hasse des französischen Kaisers gegen den Herzog, den er durch alle Anerbietungen nicht hatte gewinnen können, mußte ich als der Minister, der sein Vertrauen vorzüglich besessen hatte, mich auf alle Arten von Gewaltthätigkeiten gefaßt machen, und nur höchst selten, fast möchte ich sagen: nie habe ich mich auf Andere verlassen oder mich ihnen anvertraut. — Kaum war unsere Sitzung eröffnet, als der Feind, ohne Widerstand zu finden, einrückte, die Wachen entwaffnete und sie sowie die Schloßwache entsetzte. Bald darauf ward mir gemeldet, daß der commandirende General nach meiner Wohnung geschickt und mich aufs Schloß habe einladen lassen. Ich wollte mich sogleich dahin begeben und hatte meinen Wagen aus Vorsicht halten lassen. Allein meine beiden älteren Collegen und der ganze Ausschuß der Landschaft wollten mich begleiten. Wir gingen daher zu Fuß, ein Aufzug, wie ihn Braunschweig noch nicht gesehen hatte. Auf dem Schloßplatz fanden wir ein großes Quarré von Cavallerie; der Obrist Barthélemy ritt auf mich zu, salutirte und frug, ob ich der Minister sei. — Antwort: „Ich bin einer von den drei Ministern des Herzogs von Braunschweig, und zwar der dritte in der Ordnung." — Ob ich nicht Wolffradt heiße? — „Ja." — Nun, so möge ich mich aufs Schloß begeben. Er winkte zweien Officieren, die mich begleiteten. Eine Arretirung und Transportirung nach Frankreich war nun das Mindeste, worauf ich gefaßt war. Als ich auf dem Schloß ankam, war der General nicht da; — „wo ist er?" — Er war gegangen, mir die Visite zu machen. — In der That, das sah doch noch

[1]) Wir halten uns nicht für berechtigt, trotz der anti-preußischen Gesinnung unseres Autors, daran zu zweifeln, daß die Aeußerung so gethan worden, wie sie hier erscheint, wiewohl sie jeder inneren Begründung entbehrt.

artig genug aus. Indem kam er zurück, da er mich nicht gefunden hatte. Nach der ersten Begrüßung und der Declaration, daß der Kaiser, da der Herzog von Braunschweig ihm den Krieg als Verbündeter von Preußen gemacht, sich genöthigt gesehen hätte, das Herzogthum im eigenen Namen zu occupiren, dahero wir von nun an keinen anderen Souverän als den französischen Kaiser anzuerkennen hätten u. s. w., fand folgendes Examen statt: „Wo ist der Herzog?" — „Er ist gestern Nachmittag um vier Uhr abgereist." — „Wohin?" — „Das ist mir unbekannt." — „Aus welchem Thore?" — „Aus dem Fallerslebischen." — „Wohin führt das?" (Er hatte eine Karte vor sich.) — „Nach dem ganzen Norden von Deutschland." — „Ist er noch getragen worden oder gefahren?" — „Gefahren." — „Wie weit kann er jetzt wohl sein?" (Er sah nach der Uhr.) — „Das hängt von seinem Befinden und dem Zustande der Wunde ab." — Der General erkundigte sich sehr theilnehmend nach der Beschaffenheit der Wunde. — „Es thut mir leid, ihn nicht zu treffen; ich hatte ihm angenehme Nachrichten vom Kaiser zu bringen." — Ich stutzte einen Augenblick, blieb aber bei meinen Antworten. Nun kamen die gewöhnlichen Materien nach einer solchen Besetzung, als Bekleidung der Truppen u. s. w. aufs Tapet. Meine Frau hatte à tout événement ein déjeûner bereiten lassen; ich lud ihn und die vornehmsten Officiere dazu ein. Nun zeigte der General sich als ein sehr braver Mann. Er nahm mich, bei mir, in ein Fenster und sagte mir: „Ich freue mich über Ihre vorsichtigen Antworten; ich hatte vom Kaiser den Befehl, dem Herzog nachzusetzen, wenn ich ihn hier nicht fände, und ihn nach Frankreich zu transportiren. Meine Cavallerie kann in dem Augenblick vor Ermüdung nicht weiter, und Ihre Antworten, die alle Officiere mit angehört haben, überzeugen uns, daß alle weiteren Versuche vergeblich sein würden und er die Elbe und ein neutrales Gebiet erreichen kann." — Am folgenden Tage sagte er mir im Vertrauen: der Kaiser sei äußerst aufgebracht auf den Herzog, und er fürchte, das arme Land werde es entgelten müssen; er riethe daher dringend, eine Deputation an den Kaiser zu schicken. Zwar würde uns Talleyrand alle Audienz beim Kaiser verweigern, aber er (der General) werde uns Briefe an den Maréchal Lefevre mitgeben, der bei ihm Vaters Stelle vertreten, und der werde uns schon eine Audienz verschaffen. Ob er diesem Maréchal oder dem Maréchal Soult, der ihn detachirt habe, jedem einen Zug Pferde versprechen dürfe? (Diese Pferde wurden nachher von dem Gouverneur General Rivaud an den Kaiser geschickt; die Marschälle durften keine Geschenke annehmen.) Ich sollte durchaus an der Spitze dieser Deputation stehen und das Wort führen. Nach langem Weigern vermochte mich endlich der Gedanke dazu, daß der Herzog unzufrieden geschienen, daß ich nicht gleich Anfangs selbst gegangen war. Von Seiten der Stände wurden der Hofrichter von Münchhausen (dritter Sohn des verstorbenen Geheimraths und Obermarschalls), der Schatz- und Landrath von Plessen und der ritterschaftliche Deputirte von Breymann mir zugeordnet. Die traurige und gefahrvolle Reise mitten durch die um Spandau kantonnirende und bivouakirende französische siegestrunkene Armee, die Audienz am 9. November, in demselben Augenblicke, wo die Preußischen Minister zur Eidesleistung auf dem Schlosse in Berlin anlangten, habe ich schon sonst zu beschreiben die Ehre gehabt."

Diese Beschreibung mag hier eingeschaltet werden: „Der Baron Karl von Schoultz hat die Gefälligkeit gehabt, mir die Memoires des Generals Rapp, die soeben (1823) erschienen sind, zu communiciren; sie sind mir sehr interessant gewesen. Da er sich über den Krieg von 1806 umständlich verbreitet, und er es war, der mich den 9. November zu der schrecklichen Audienz bei Napoleon führte, so erwartete ich, daß er derselben erwähnen würde, und so ist es auch geschehen. Er sagt: es seien Abgeordnete gekommen „de Saxe, de Weimar, de partout. Napoléon les accueillit avec bonté.“ (Dies erfordert eine Berichtigung: nur die Gesandten der Rheinbundsfürsten und diejenigen, die zu Gnaden aufgenommen werden sollten, wurden vorgelassen. Allen übrigen und selbst dem Herzoge von Weimar in Person ward die Audienz verweigert, wenngleich der Abgeordnete der Herzogin, wie später auch folgt, vorgelassen wurde. Talleyrand schlug mir die Audienz zu drei Malen ab; ich benutzte aber einen anderen Canal, den Marschall Lefevre, und durch ihn ließ mir der Kaiser die Stunde bestimmen, wann er mich sehen wollte. Am mehrsten bewirkte es sein Verlangen, seine Galle öffentlich gegen den Herzog und gegen Preußen auszuschütten, wiewohl er sich stets die Miene gab, den König selbst freizusprechen und alle Schuld des Krieges auf den Herzog zu werfen, ob er gleich wußte, daß der Herr nicht für den Krieg gewesen war und daher in Berlin von der kampflustigen Jugend das sobriquet des Friedensfürsten erhalten hatte.)

„Rapp fährt fort: „L'envoyé du duc de Brunsvic, qui recommandoit ses sujets à la generosité française, fut reçu avec moins de bienveillance.“ Nun folgt auf drei Seiten die Rede des Kaisers an mich, dem Sinne und der Substanz nach sehr richtig; doch, wie nicht zu verwundern, mit vielen Ausschmückungen und Weglassungen, da er aus dem Gedächtniß schrieb. Der Kaiser kam, nachdem er die Deputirten der Universität Frankfurt an der Oder angehört hatte, noch einmal zu mir zurück und setzte, wiewohl in milderen Ausdrücken, den vorigen Discours fort, lobte die eigene Regierung des Herzogs, nannte ihn „le père de ses sujets;“ aber vom Kriege hätte er wegbleiben sollen: „la guerre, c'est l'affaire des jeunes gens, et non des vieillards.“ Zuletzt fügte er hinzu: „Pour vous, je suis content de vous, vous resterez à votre place, vous continuerez l'administration comme par le passé, mais songez que c'est à moi, qu'il en faut rendre compte et pas à votre Duc; qu'il s'en aille en Angleterre y chercher son salut.“ Er affectirte nämlich, auch ein besonderes Einverständniß des Herzogs mit England anzunehmen, ob er gleich wohl wußte, daß das Vernehmen gar nicht gut war. Der König von England hatte noch einige Monate vorher an den Herzog geschrieben, und ihm abgerathen, das Commando der Preußischen Armee zu übernehmen, weil es sich eigentlich um den Besitz von Hannover handle, und der Herzog gegen sein eigenes Interesse streite, indem, wie der König wehmüthig hinzusetzte, er wenig Hoffnung zu weiterer Nachkommenschaft hegte, und Hannover an die Descendenz des Herzogs fallen würde. Die Antwort auf dieses schwer zu beantwortende Schreiben hatte ich noch für den Herzog entworfen. Jene Aeußerung Napoleon's fiel am 9. November vor. Und den Tag darauf, den 10., dem Tage unserer Abreise von Berlin, starb der Herzog zu Ottensen.

„Die Rückreise der von Braunschweig an Napoleon gesandten Deputation war sehr beschwerlich. Unsere kaiserlichen Pässe konnten uns nicht die Ueberfahrt über die Elbe verschaffen, die im Rücken der Armee zu passiren bei Todesstrafe verboten war. Auch waren alle Fähren und Kähne verbrannt. Wir reisten also das rechte Elbufer hinunter bis nach Lenzen, wo es endlich gelang.

„Bei unserer Rückkunft fanden wir den Divisionsgeneral Bisson als Gouverneur und den Intendanten Daru vor, einen Bruder des General-Intendanten der Armee. Letzterer war besonders ein sehr braver Mann und ein Literator; ich ließ ihm das Doctor-Diplom von Helmstedt ertheilen, was er sehr hoch schätzte. Wir haben bei allem nothwendigen Druck Erleichterungen gehabt, wie sie wohl nirgends stattfanden, z. B. daß die Tafeln des Gouverneurs und des Intendanten aus der Kammer-Kasse, das ist, auf Kosten des Kaisers bestritten wurden. Nunmehr ward uns mit großer Feierlichkeit publicirt: „que la maison de Bronswic avoit cessé de regner," was wir alle mit heißen Thränen anhörten; alle Wappen wurden abgenommen, Alles mußte im Namen des Kaisers ausgefertigt werden, doch setzte das Ministerium die Regierung fort unter dem Titel: „Le Ministère du Duché de Bronsvic."

„Der Herzog von Oels, Schwager des Russischen Kaisers und des Königs von Bayern, dessen Vater für Preußen Leib und Leben, Land und Leute aufgeopfert hatte, scheint ohne Protection geblieben zu sein; theils wohl durch sein eigenes Betragen, theils war es aber auch wahr, was man mir sagte: „C'est votre position géographique, qui vous tue."

Aus einem späteren Briefe erfahren wir noch den Namen des französischen Generals, welcher zuerst Braunschweig occupirte. Er hieß Malraison, war eigentlich außer activem Dienst, daher auch sonst nicht vorgekommen und, seiner schwachen Gesundheit wegen, in der administration militaire angestellt. Von seinem Nachfolger, dem Divisions-General Bisson, entwirft uns v. Wolffradt folgendes Bild: „Ein Ungeheuer von Figur, an Größe und Dicke, der als Tambour major angefangen hatte; in jeder Hinsicht ein wahrer Sardanapalus. Frühstück, dîner und souper nahm bei ihm den ganzen Tag ein, und gleich bei seiner Ankunft legte er sich eine Maitresse vom französischen Theater in Braunschweig zu, mit der er im neuen Schlosse das Appartement und das Prachtbette einnahm, worinnen noch einige Monate vorher die hochselige Königin von Preußen geschlafen hatte, als sie nach Braunschweig kam, den Herzog zur Uebernahme des Commandos zu bereden[1]). Dem Kaiser mißfiel Bisson's Leben, über den wir sonst nicht zu klagen hatten, und ein am linken Arm verwundeter Divisions-General Rivaud, Comte de la Raffinière, ein sehr braver Mann, nahm seine Stelle ein. Bisson starb als Gouverneur von Mantua. Als er dahin ging, passirte er Cassel mit seiner Frau und Familie und wünschte sehnlichst eine Audienz bei dem Könige von Westphalen. Der König ließ ihn acht Tage warten. Endlich erhielt er den Befehl, sich beim Coucher einzufinden. Der König, indem er die Runde machte, ging bloß bei ihm vorüber und sagte: „Eh bien, Général Bisson, vous n'avez pas maigri." — Das war Alles, und zeigte, wie Bisson beim Kaiser stand."

[1]) Sonst nicht bekannt und sehr unwahrscheinlich.

VI.

Bekanntlich wurde Braunschweig nun dem Königreiche Westphalen einverleibt. Von König Jérôme erfahren wir mancherlei aus den Briefen. So schreibt von Wolffradt: „Der vormalige König von Westphalen ist zu Montpellier geboren, und soviel ich weiß, nie in Corsica gewesen[1]): er hatte daher auch ganz den französischen Accent; dahingegen Napoleon und noch mehr seine Mutter den italienischen Accent hatten; auch Napoleon's Schreibart war voller italienischen Wendungen, weswegen er, wenn er schrieb, was öffentlich erscheinen sollte, es dem Duc de Bassano zu geben pflegte mit der Aeußerung: „Mettez moi cela en français." — Jérôme war, da er in der Marine diente, seine Jugend über größtentheils in Amerika gewesen, hatte auch die französische Expedition gegen Algier, zur Befreiung aller französischen und italienischen Sclaven, glücklich commandirt. Er hatte ohne Rücksicht auf den Krieg auch die englischen Sclaven befreiet; doch diese, da sie hörten, daß sie ihre Befreiung dem Feinde verdankten, kehrten freiwillig in die Sclaverei zurück. Ein wahrer National-Characterzug! Jérôme war ein guter Mathematiker und examinirte bei den Examen der Pagen, denen er gewöhnlich beiwohnte, die jungen Leute in der Mathematik selbst."

Die Nacht vom letzten April zum ersten Mai (Walpurgis-Nacht) 1811 verbrachte v. Wolffradt mit dem Könige und der Königin von Westphalen auf dem Brocken. Er schildert uns diesen Besuch folgendermaßen: „Auf der höchsten Spitze des Brockens ist vom Grafen Stolberg-Wernigerode, dem er gehört, ein ungemein starkes, massives Haus mit einem Wart-Thurm noch zum Empfang des Königs Friedrich Wilhelm's II. erbauet, worin die Königlichen Personen mit den Damen übernachteten. Wir Anderen schliefen in einem Nebengebäude, wie die Heringe eingeschachtelt. Das Wetter begünstigte die tour nicht, es regnete unaufhörlich über uns und auch aus den Wolken unter unseren Füßen, so daß wir in einer ganz nassen Atmosphäre schwammen. Die Abendunterhaltung war eine schwere Aufgabe. Ich erklärte die Gegend und ihre Geschichte nach mitgebrachten großen Karten. Allein dies war für die Damen nicht sehr unterhaltend. Es kamen allerlei französische Gesellschaftsspiele aufs Tapet, und unter Anderen le collin maillard, unser blinde Kuhspiel, doch etwas veredelt. Der Ertappte und Errathene mußte ein Pfand geben, das späterhin nach Lösung einer witzigen Aufgabe wieder zurückerstattet ward. Mein Pfand, das indessen nicht gekannt war, traf die schwierige Aufgabe, der Fürstin N. N., einer dame du palais, die Beichte zu verhören. Zum Glücke kannten wir beide den niedlichen französischen Chanson:

Mon père, je viens devant vous
Avec une ame pénitente,
Me confesser à vos genoux
D'avoir été trop indulgente
Pour un ingrat, que j'aime encore;
Dirai-je mon: Confiteor? u. s. w.

„Am anderen Morgen wurden wir, wie der Tag graute, durch einen Feuerlärm erschreckt. In größter Verwirrung fuhr Alles in die Kleider und stürzte

[1]) Diese Angabe ist irrig. Jérôme (Girolamo) wurde geboren am 15. November 1784 zu Ajaccio. Vergl. seinen Taufschein bei Jung, Bonaparte et son temps, I, 316.

hinaus. Die Königin saß völlig angekleidet in ihrem Reisewagen; der König ging in vollem Regen herum; unser Wirth, der Graf Stolberg, war sehr betroffen. Der enge Schornstein hatte das entsetzliche Feuer der französischen Küche nicht ertragen können, war in Brand gerathen und goß sein Feuer auf das Schindeldach aus. Ein französischer Kammerdiener des Königs riß schnell die feinen Gedecke von der zum Frühstück bereiteten Tafel, tauchte sie in einen Kübel mit Wasser, ließ sich aufs Dach heben, verstopfte damit den Schornstein und bedeckte das Dach herum. Das Feuer war gelöscht; er aber glitschte aus und stürzte herunter. Mit einer schweren Verwundung am Kopfe lag er, wie wir Alle glaubten, todt zu unsern Füßen. Der König bewies die äußerste Sorgfalt. Der Leibchirurgus wandte Alles an, und noch ehe wir den Brocken verließen, war der Verwundete wenigstens ins Leben zurückgebracht, ward auch in der Folge völlig wieder hergestellt. Einen Augenblick klärte sich das Wetter auf und wir genossen noch der weiten Aussicht bis nach Hamburg hin. Solche Reisen des Königs im Innern des Königsreiches waren an sich sehr gut; aber für den Minister des Innern, der allenthalben die nöthigen Vorkehrungen zu treffen, die Autoritäten zu versammeln und zu präsentiren hatte, sehr lästig. Sehr vortheilhaft war diese Gelegenheit, die Bergwerke recht gründlich in Augenschein zu nehmen, und der Berghauptmann, Herr von Meding, jetzt (1824) Minister in Hannover, hatte deshalb auch allen Fleiß angewandt. Eine Medaille ward zum Andenken dieser Harz-Reise geschlagen, allein der Stempel mit dem Bildniß des Königs und der Königin war nicht fertig geworden, und beide Majestäten mußten sich begnügen, einen Harz-Gulden mit dem Bildniß des Königs auf der Münze in Golde auszuprägen. Ich besitze noch diesen Gulden, sowie die große Medaille, beide in Gold."

Die zu Anfang des Jahres 1807 in Braunschweig zum Theil noch lebende Hoffnung, daß dieses Land dem Königreiche Westphalen nicht einverleibt werden würde, war also nicht in Erfüllung gegangen, und unser v. Wolffradt schreibt nun, hieran anknüpfend:

„Wir Braunschweiger waren in einer ganz eigenen Lage. Für uns allein gab es auch im günstigsten Falle keine Wiedereinsetzung in den vorigen Stand mehr, denn unser trefflicher Herzog war dahin, und was man an dem jüngsten seiner Söhne, der zu seinem Nachfolger bestimmt war, haben würde, sagte man sich damals so ziemlich voraus, so daß zu der Zeit das Publicum es mir schlechten Dank wußte, die Renunciation seiner beiden älteren aber schwachsinnigen Söhne so eifrig betrieben zu haben, indem man doch noch besser mit ihnen zu fahren glaubte. Dies milderte um vieles den Schmerz über die Disposition des Friedens. Der französische General Rivaud machte uns bekannt, daß der Kaiser eine Deputation aus allen Provinzen in Paris erwarte, um dem neuen Könige von Westphalen die Huldigung zu bezeugen, zugleich aber um Bemerkungen über die im Entwurf mitgetheilte Constitution des Königreichs zu machen. Der Kaiser verlange, sagte mir der Gouverneur, daß ich an der Spitze dieser Deputation mich befinden solle. Ich erwiderte: in Ansehung der Preußischen Provinzen, die von ihrem Könige abgetreten und überwiesen worden wären, hätte die Sache keine Schwierigkeit und sei in der Ordnung. Aber er möge erwägen, in welcher

unangenehmen Lage sich die Hannöver'schen, Braunschweig'schen und Hessischen Provinzen befänden, die von ihren Landesherrn, an die sie durch Huldigungs- und Diensteide gebunden worden, nicht abgetreten und ihrer Pflichten nicht entlassen wären. Insgeheim hatte ich schon einen Secretär nach Cassel geschickt, um zu hören, wie man sich dort nähme, und dadurch erfahren, daß man auf erfolgte geheime Dispensation des Kurfürsten eine Deputation abschicken und auch huldigen werde; ich hatte in meiner Correspondenz mit dem Herzoge von Oels ihm dies gemeldet, und indem ich ältere Beispiele aus der deutschen Geschichte angeführt, von ihm ein Gleiches verlangt. Allein Alles vergeblich. Endlich hatte er mir ein rendez-vous in Celle gegeben. Für mich war es nicht ohne Gefahr, unter diesen Umständen mich dahin zu begeben. Allein ich sagte dem Gouverneur Alles, wie die Sache stand, zugleich aber, daß ich nie mit der Deputation nach Paris gehen würde; ich sei kein Eingeborner dieser Länder, sondern ein Fremder, überall nicht angesessen und mein Ministerium habe bei dieser Lage der Dinge ein Ende; ihm sei überhaupt mein specielles Verhältniß zu dem hochseligen Herzoge bekannt, er werde nach seinem feinen Gefühl (das hatte er in der That) es darnach ganz unthunlich finden, daß ich diese Mission übernehmen könne. Er billigte meine Gründe, und genehmigte meine Zusammenkunft mit dem Herzoge, wollte aber nicht, daß ich einen geheimen Secretär als Zeugen und etwanig zur Abfassung der nöthigen Declarationen mitnehme. In Celle wartete ich einen ganzen Tag vergeblich, und beschäftigte mich, die Aufsätze zur Unterschrift des Herzogs zu entwerfen. Ermüdet hatte ich mich kaum in meinen Kleidern um Mitternacht aufs Bette gelegt, als ich mich am Arm ziehen fühlte; es war der Herzog. Die Zusammenkunft war sehr rührend, ich möchte sagen herzzerreißend. Wir weinten beide lange. Er mochte sein, wie er wollte, er war nun unglücklich; er war der Sohn meines verehrten Herrn, der in dem Augenblicke des Scheidens seine Hoffnung auf uns beide gesetzt hatte, die nun alle zertrümmert waren. Das Unglück hatte ihn gebeugt, und er schien besser als er sonst war. Er ging auf alle meine Gründe und Vorschläge, deren Nothwendigkeit er begriff, ein; wollte aber durchaus nichts Schriftliches von sich stellen, sondern mich nur mündlich beauftragen, die Gewissen seiner Unterthanen und seiner Staatsdienerschaft zu beruhigen. Ich kannte ihn jedoch zu gut, um mich darauf einzulassen, und erklärte, daß auf solche Weise der Zweck unserer Zusammenkunft verfehlt sei, und Alles in der größten Verwirrung bleiben würde, die auch für ihn nachtheilig werden könnte. Endlich nahm er meine Entwürfe in sein Portefeuille und versprach mir, von Bruchsal aus, wohin er zu seiner Gemahlin und Schwiegermutter ging, so zu schreiben, daß es für mich und uns alle beruhigend sein würde. So wenig ich mich auch darauf verließ, so war doch kein Mittel weiter übrig, ihn zu etwas Weiterm zu bewegen, da er wieder chimärische Hoffnungen schöpfte, durch die Verwandten seiner Frau sein Schicksal zu ändern. Wir schieden bei Tagesanbruch — ich habe ihn nicht wieder gesehen. Die Verwandten seiner Gemahlin mußten ihn wohl auf andere Gedanken gebracht haben, denn er hielt diesmal Wort, und schrieb mir, zwar auf seine Weise, aber hinlänglich und beruhigend für Alle. Mehrere Staatsdiener hatten sich schriftlich um Verhaltungsmaßregeln an ihn gewandt. „Diesen" schrieb er mir — „habe ich geantwortet,

zu thun, was Sie, verehrter Freund, thun würden." Dennoch konnte er seinen Character nicht ganz verleugnen, denn selbst in diesem Briefe herrscht die Idee, daß ich sein Spion und Agent am westphälischen Hofe sein werde.

„Es sei mir erlaubt, hier eine mich betreffende Bemerkung einzuschalten. Es hat unter meinen Freunden Personen gegeben, die après-coup (nach 1814) die Meinung äußerten: ich hätte mich damals nicht von dem Herzog trennen, sondern bei ihm bleiben sollen. Diese kennen weder den Herzog noch die Verhältnisse. Jene Idee setzt natürlich voraus, daß der Herzog dies selbst gewünscht hätte. Aber auch mit keiner Silbe hat er je diesen Wunsch geäußert; ja ich wußte, daß selbst wenn er damals zur Regierung gekommen, er auf alle Weise gesucht haben würde, sich von mir zu debarrassiren, den er, nach den Reden, die sein hochseliger Vater an uns beide hielt, als seinen Mentor fürchtete. Von allen alten Dienern seines Vaters, die mit diesem gegangen waren, hatte er sich losgemacht, ja oft mit mir selbst schriftlich die Maßregeln verabredet, wie er sie auf gute Weise zurückschicken könne. Sogar den treuen Cabinetssecretär seines Vaters, Eschenburg, der ihm unentbehrlich gewesen wäre, hatte er zurückgeschickt. Von der ganzen Familie hat Niemand den Gedanken gehabt, als die nachhin so unglückliche Königin von England, die an ihn schrieb, und ihm auftrug, mir zu proponiren nach England zu kommen und ihr und ihrer Familie Rathgeber zu sein. Dies schrieb er mir selbst mit dem Zusatze, daß er es sogleich in meinem Namen abgelehnt habe. Sein ganzes Vertrauen besaß ein Regiments-Auditeur vom Regiment Kleist in Prenzlau, dessen Commandeur der Herzog war; diesen machte er nachmals, 1814, zum Geheimen Rath, nachdem die beiden, die er 1813 dazu ernannte, der Graf von der Schulenburg-Wolfsburg (später während der Vormundschaft wieder Minister) und der Westphälische Staatsrath und Präfect des Ober-Departements Braunschweig, Herr von Reimann — jetziger (1823) Chef-Präsident der Regierung in Aachen — es nur vier Wochen mit ihm hatten aushalten können und dann ihre Stellen niedergelegt hatten. Dieser Auditeur kannte ihn aber auch sehr wohl, denn er ließ sich gleich Anfangs 20,000 Thaler unzinsbar auf eine lange Zeit von ihm zum Ankaufe eines Gutes darleihen, und sich noch überdies, auf den Fall seines Abganges, 1000 Thaler Pension versprechen; im Frühjahr des folgenden Jahres 1815 war er schon abgegangen. — Der Herzog hatte, als wir schieden, keine andere Idee, als wenn alle weiteren Negotiationen fehl schlügen, mit seiner Gemahlin und seinen Kindern sich in Amerika zu etabliren, und bei Gelegenheit auf eigene Hand den kleinen Krieg, wie er es nannte, anzufangen. Seine letzten Worte aus seiner Courier-Chaise in Celle an mich waren: „Der kleine Krieg, liebster Freund, der kleine Krieg." — Ich hatte überdies dem hochsel. Herzoge mein Wort gegeben, unter allen Umständen mit seinem Lande zu bleiben, und dies, sowie die ganze Staatsdienerschaft setzte wegen deren convenablen Wiederanstellung ihre einzige Hoffnung auf mich. — Die Deputation ging nun nach Paris ab, ich ging aber nicht mit.

„Meine angenehmste Zeit während der Westphälischen Regierung war das erste Jahr, 1808, wo noch die vom Kaiser gesandten Staatsräthe die Minister-Stellen bekleideten; ich war Präsident des Staatsrathes für die Section der Justiz und des Inneren; der Herr von Bülow (jetziger — 1823 — Preußischer

Handelsminister) für die Finanz-Section; und noch ein Pommeraner, der General-Lieutenant von Lepel für die Kriegs-Section, späterhin erhielt diese Stelle der Graf Schulenburg-Kehnert, der unter drei Preußischen Monarchen Finanzminister gewesen war.

„Der Minister des Inneren ist der geborene Antagonist des Finanzministers, am mehrsten aber habe ich es von diesem (von Bülow) sein müssen, daher ich lieber von ihm schweige. Er war seit 1804 Kammer-Präsident in Magdeburg gewesen, was auch im Preußischen der nächste Pas zum Minister war. Der Fürst Hardenberg war sein cousin germain, Hardenberg's Mutter war eine Schwester von Bülow's Vater, dem Landschafts-Director zu Lüneburg. Sein Halbbruder (von zwei Müttern) ist der Ober-Präsident von Magdeburg, und er hat elf rechte Geschwister. Sein jetziges Glück war, 1811 vom König von Westphalen verabschiedet worden zu sein, indem es ihm glückte, das Publikum glauben zu machen, er habe aus Rechtlichkeit seine Demission gesucht und sei ein Märtyrer der guten Sache. Der Graf von der Schulenburg-Kehnert hatte für seine Verdienste während der Occupation der Bisthümer Hildesheim, Paderborn und Münster (NB. schon 1802, da erst anno 1803 der Reichsdeputationshauptschluß sie Preußen zutheilte; vielleicht zog er deshalb auch mit geladenen Kanonen und brennenden Lunten ein) eine Dotation von 5000 Thaler Revenue erhalten, wozu ein Kloster im Hildesheim'schen dienen sollte. Der Controleur général des finances verstand sich vortrefflich mit der Kammer, die mit der Ausmittelung beauftragt war, und so ward das Kloster Ringelheim in Vorschlag gebracht und genehmigt, das 12,000 Thaler reine Pacht abwarf. Dies machte ziemlich viel Aufsehen, und der schlaue Graf suchte sich auf alle Weise die Gunst des Westphälischen Hofes zu erwerben, damit dies nur nicht weiter recherchirt würde. Diese Vorgänge nöthigten ihn zwar, die Preußischen Dienste zu verlassen, aber er kam auch nach Cassel und suchte, wie es hieß, das Finanzministerium, ward aber Staatsrath und Präsident der Kriegssection desselben. Nachdem er den Hauptzweck erreicht hatte, erhielt er wegen schwächlicher Gesundheit einen unbestimmten Urlaub. — Ein Staatsrath, wenn er etwas nutzen soll, muß sich der steten Gegenwart des Regenten erfreuen. Hier hört er die strengste Prüfung der Vorschläge und Handlungen seiner Minister, vorausgesetzt, daß die Staatsräthe von den Ministern unabhängige Personen und nicht ihre Bureau-Chefs und vortragenden Räthe sind. Alles wird aufs Strengste geprüft, die Minister sind genöthigt, sich zu vertheidigen, und der König sieht, was er an ihnen hat, und ob ein Wechsel nöthig ist. Ja, man konnte bei administrativen Angelegenheiten von den Beschlüssen der Minister einen Recurs an den Staatsrath nehmen. Der König von Westphalen verlangte, daß man während der Deliberation frei und unumwunden reden solle. Dessen bediente ich mich dreist, sowie mancher Andere. Viel hatten wir Deutsche gegen uns; größtentheils ungewohnt, in einer so bedeutenden Versammlung, in Gegenwart des Regenten, zu reden, und das in einer fremden Sprache, die den Wenigsten geläufig war, zumal die französische Geschäftssprache, und das Alles vis-à-vis von französischen Ministern, die nicht allein Sache und Sprache in ihrer Gewalt hatten, sondern die durch ihre Talente und Beredtsamkeit in den französischen legislativen Versammlungen geglänzt hatten und auch

hier wieder glänzten. Dennoch hörte der König uns gerne, frug, wenn er uns nicht völlig verstand, bestimmter uns unsere Meinung ab, und sehr oft trugen wir den Sieg davon. Wenn ich einmal in einer Angelegenheit, die nicht zu meinem Ressort gehörte, nicht sprach, so forderte der König mich ausdrücklich dazu auf; er glaubte, daß ich einiges Talent besäße, ihm die Sache in der Kürze klar und deutlich vorzustellen. — Als ich am 1. Januar 1809 zum Minister des Innern ernannt ward, war mir nichts so traurig, als die allgemeine Freude, die darüber im Königreiche, besonders im Braunschweig'schen, entstand. Der Unverstand, selbst der gebildeten Menschen, glaubte, nun werde wieder Alles auf den alten Fuß kommen; und man erwog nicht, daß die uns vom Kaiser vorgeschriebene Constitution, sowie der Code Napoléon uns die Hände banden. Der große Haufe sah dies nie ein."

Nachdem wir in einem anderen Briefe erfahren, daß der Adel in der westphälischen Constitution erhalten, aber alle damit verbunden gewesenen Realrechte aufgehoben seien, heißt es weiter:

„Die mehrsten Edelleute befolgten meinen Rath, die Mairie-Stellen in ihren Gemeinden selbst anzunehmen, und sie wurden vorzugsweise dazu ernannt. So war es auch unter Napoleon in Frankreich. In dem Städtchen Dülmen im Münster'schen war der Herzog von Croy Maire; in Brüssel war es der Herzog von Uzez. Zu Präfecten wurden in Westphalen die vorzüglichsten Männer im Fache der Administration ernannt. Diese Civil-Gouverneurs hatten den Rang von Brigade-Generalen und eine eigene Präfectur-Garde. Bei der ersten Ernennung war mein und des Herrn von Bülow gefordertes Gutachten von dem damaligen Minister des Innern, Siméon, genau beobachtet. In Magdeburg (Elbdepartement) ward es, da der Kammer-Präsident von Bülow Staatsrath geworden war, der vormalige Landrath Graf von der Schulenburg-Emden. In Halberstadt (Saaldepartement, wozu Wernigerode gehörte) hatte sich der Kammer-Präsident von Wedel nach langem Bedenken auf sein Gut in Schlesien zurückgezogen; Präfect ward daher der Geheime Kriegs- und Domainen-Rath Gosler, ein braver und rechtschaffener, wiewohl etwas stolzer Mann.

„Das Königreich Westphalen war in sechs conservations générales des eaux et forêts getheilt. Die conservateurs généraux waren von der Malsburg zu Cassel, von Wildungen zu Marburg, von Sierstorpf zu Braunschweig, von Hünerbein zu Halberstadt, von Hammerstein zu Rinteln und von Mülmann zu Colbitz. Jede conservation war in mehrere inspections getheilt. Directeur général unter dem Finanzminister war Staatsrath von Witzleben zu Cassel. Dieser, vorher unter dem Kurfürsten, wie dessen ganze Dienerschaft, erbärmlich besoldet, hatte zur Westphälischen Zeit als Staatsrath und General-Director 18,000 Franken. Seine Frau, eine Tochter des Kammergerichts-Assessors von Preuschen zu Wetzlar, war, obgleich schon Großmutter, eine der dames du palais, hatte als solche, außer den Geschenken, auf der liste civile 8000 Fr. Besoldung und zeichnete sich durch Kriecherei und Schmeichelei aus. Demunerachtet war der Mann 1809 verdächtig, einer der Urheber des Dörnberg'schen Aufstandes in Hessen zu sein; sein Name stand unter der im Lande verbreiteten, gedruckten Proclamation zum Aufruhr. Als dieser entdeckt wurde und Alles sich um die

Person des Königs versammelte und drei Tage und zwei Nächte auf dem Schlosse versammelt blieb, machte Witzleben sich krank und legte sich zu Bett. Ich ersuchte den Staatsrath Grafen Merveldt zu ihm zu gehen und ihn zu beruhigen, weil ich es unmöglich von ihm glauben könne, und es gelang mir auch, ihn in den Gedanken des Königs zu reinigen. Den Lauf der ferneren Untersuchung der haute police hemmte der König selbst, indem er sich die Acten und Protocolle bringen ließ und sie in das Kaminfeuer warf, weil er nichts weiter wissen wollte. Noch nach der ersten Flucht des Königs[1]) ward Witzleben im October 1813 zum Grand-Veneur ernannt, weil der bisherige Inhaber dieses Hofamtes, Graf Hardenberg, wegen seines Betragens gegen die Russen seine Stelle verlor und arretirt ward. Bei der Rückkehr des Kurfürsten ward Witzleben sogleich Finanzminister und setzte bei der Illumination über seine Thür die transparente Inschrift: „Der erste frohe Tag nach sieben Jahren voll Leiden". Jetzt (1823) soll er sich, wie man mir schreibt, öffentlich rühmen, an der Dörnberg'schen Verschwörung hauptsächlich Theil genommen zu haben. Es hat seine Richtigkeit mit dem, was Ew. ꝛc. von Letzterem (Dörnberg) vernommen haben, er war ein vorzüglicher Liebling des Königs, Oberster der Grenadier-Garde; der König hatte ihm gerade am Abende vor dem Ausbruch des Aufruhrs, da er gehört, Dörnberg sei in Geldverlegenheit, ein Geschenk von 4000 Frs. gemacht, und als die Versammlungen der Bauern am andern Morgen bekannt wurden, sagte er: „Die Leute sind verführt, ich will Dörnbergen hinschicken, der wird sie sicher zur Vernunft bringen, um Blutvergießen zu verhüten." Und siehe! Dörnberg stand an ihrer Spitze und machte sich bald aus dem Staube. Daß die alte rechtliche Maxime, die Racine so schön ausdrückt: „on aime la trahison, mais on déteste les traîtres" heutigen Tages nicht mehr gelte, beweist sein ferneres Glück[2]). Witzleben aber war es eben, der bei der Rückkunft des Kurfürsten eine Unter-

[1]) Bei der Annäherung der ersten Kosacken, am 28. September 1813, war König Jérôme geflohen, nach dem Abzuge des Corps aber auf kurze Zeit zurückgekehrt, um nach der Schlacht bei Leipzig Cassel für immer zu verlassen.

[2]) Wir unterdrücken keine der Bemerkungen Wolffradt's, welche, wiewohl höchst ungerecht gegen den Charakter der Obengenannten, namentlich Dörnberg's, dennoch zeigen, wie man über dessen patriotisches Unternehmen in dem Kreise der dem König Jérôme persönlich nahe stehenden Staatsmänner der alten Schule dachte. Vieles in diesen und manchen andern uns Heutigen sonst unbegreiflichen Urtheilen Wolffradt's mag mit der ihm angestammten Gesinnung gegen Preußen zusammenhängen, auf welches, zuerst und zuletzt doch, alle Diejenigen ihre Hoffnung setzten, welche die Befreiung vom französischen Joch anstrebten. Auch mag hier an eine Charakteristik erinnert werden, welche — sie ward vor einigen Jahren in der „Revue historique" abgedruckt — Reinhard, zur westphälischen Zeit französischer Gesandter in Cassel, von Wolffradt 1812 entworfen hat, und in welcher es heißt: „Il est un des plus fidèles serviteurs du Roi de Westphalie . . . . Il est un des plus grands admirateurs de l'Empereur". Aber das hinderte nicht — wie ein zuverlässiger Kenner der hessischen Geschichte, der leider zu früh verstorbene Karl Lyncker, in seinen „Skizzen aus den Zeiten des Königreichs Westphalen" (Hessisches Jahrbuch für 1854, S. 73) von Wolffradt sagt, daß er „treu dem Versprechen, welches er dem Herzoge von Braunschweig in der Scheidestunde gegeben, mit redlichem Eifer und mit deutschem Herzen dem Lande diente". Mit dem Sturze des Königreichs Westphalen war auch seine politische Rolle factisch zu Ende, und aus dem Gefühle des „Zurückgesetzten" und Vereinsamten erklärt sich Vieles in seinen Briefen, was sonst unerklärlich bliebe.

suchung über seinen vormaligen Freund Wildungen, ich glaube in politischer Hinsicht, veranlaßt, woraus dieser nur mit Mühe gerettet worden. Wie lernt man in solchen unruhigen Zeiten die Menschen kennen und verachten."

Ein Sohn des oben genannten General-Lieutenants von Lepel war, zur Zeit der Katastrophe von 1806, Kurhessischer Gesandter in Wien. Er blieb auf Verlangen seines Herrn auch die sieben Jahre des Exils über dort und ward von diesem noch zu mehreren Sendungen gebraucht, während sein Vater, wie gesagt, und alle seine Brüder in westphälischen Diensten standen. „Einst," so erzählt Wolffradt (Brief d. d. 10. September 1828) von ihm, „kam er nach Frankfurt a. M., meldete dies seinem Vater und bat ihn dorthin zu kommen, da sie sich so lange nicht gesehen hatten. Der Alte, viel zu vorsichtig, in der damaligen Zeit mit einem Kurfürstlichen Agenten eine Zusammenkunft zu halten, schlug es ab. So geheim dies auch Alles war, so hatte es dennoch der König erfahren. Als er eines Morgens beim Lever den Cirkel durchging, sagte er zu dem General Lepel: ‚Ich habe erfahren, daß Sie ein rendez-vous mit Ihrem ältesten Sohne ausgeschlagen haben; ich schätze Ihre loyale Gesinnung, habe aber auch nichts wider Ihren Sohn. Er ist seinem Herrn im Unglücke treu geblieben, das macht ihm Ehre, und ich wünsche nur, daß Diejenigen, die im Lande geblieben sind und sich meinem Dienste gewidmet haben, gleiche Treue beweisen mögen. Ich thue keinen natürlichen Gefühlen Gewalt, reisen Sie ja gleich ab und sehen Ihren Sohn'." — Zu den Wenigen, welche den König Jérôme bis zuletzt nicht verließen, gehörte Wolffradt. „Heute Abend vor 10 Jahren," schreibt er dem Grafen Mellin (25. October 1823), „war das letzte Minister-Conseil auf Wilhelms- (damals Napoleons-) Höhe um 10 Uhr. Morgens um 6 Uhr ging der König ab und um Mittag ich nebst dem Kriegs- und Finanzminister. Wir wurden von dem französischen Husarenregimente Jérôme Napoléon escortirt und erreichten den König erst in Cöln wieder. Meine, von mir ebenso unzertrennliche Frau, wie es die gnädigste Gräfin von Ew. Hochw. Hochgeb. ist, begleitete mich, keine Beschwerde und Gefahr achtend, und war die einzige Dame auf diesem Zuge, bis die Prinzeß von Philippsthal (Tochter des Vertheidigers von Gaëta und dame du palais der Königin) in Cöln zu uns kam." —

Mit feiner Ironie berührt Wolffradt diesen Punkt noch einmal, als der Graf Mellin ihm gelegentlich mittheilt, daß seine Bibliothek einst in den Kriegszeiten Schaden gelitten. „Ich glaubte, daß ich das einzige Beispiel der Art wäre; der Theil meiner Bücher- und Kartensammlung, den ich in Cassel bei mir hatte, ist von Kosacken geplündert worden, während ihr Herr, Se. Maj. der Russische Kaiser, uns die artigsten Dinge darüber sagte, daß wir seine Cousine, die Königin von Westphalen, die er täglich besuchte, nicht verlassen hätten."

Vierzehn Jahre nach diesen Ereignissen — im October 1827 — als Wolffradt schon lange in seiner Einsamkeit lebte, machte ihm eines Tages ein noch jugendlicher Mann seine Aufwartung, um sich ihm als Neffe jenes vorhin genannten Geh. Raths von der Malsburg vorzustellen, der zur westphälischen Zeit conservateur général zu Cassel gewesen. Es war der Kurfürstliche Kammerherr Karl Freiherr von der Malsburg, der sich als hochherziger Gönner der Literatur nachmals in Hessen einen unvergeßlichen Namen erworben hat, derselbe, an welchen die

schönen jüngst in der „Deutschen Rundschau" veröffentlichten Geibel-Briefe gerichtet sind. „Ich schämte mich in meinem Innern," schreibt Wolffradt, „mich seiner auch nicht im Mindesten mehr zu erinnern, obgleich er noch mit uns in Paris gewesen war, wohin er als einer der Ordonanz-Officiere des Königs von Westphalen denselben begleitet hatte. Seines älteren Bruders (es ist Otto von der Malsburg gemeint), der Staatsraths-Auditor in meiner Section, später im Departement der auswärtigen Angelegenheiten und Legations-Secretär bei der Westphälischen Gesandtschaft in Wien war, erinnere ich mich sehr wohl. In den neuesten Zeiten ist dieser als Uebersetzer der Schauspiele des Calderon aus dem Spanischen berühmt geworden, aber früh gestorben (1824), so daß jener Kammerherr jetzt der einzige Erbe seines reichen Onkels, meines alten Freundes, des westphälischen Staatsraths und hessischen Geheimen Raths von der Malsburg ist, dessen schon vor sechs Jahren erfolgten Tod ich auch erst durch ihn erfuhr. Dieser junge Mann war nun mit einer Menge von gütigen Complimenten und Grüßen von Personen in Cassel an mich beauftragt, und er war sehr rührend gewissenhaft darin, auch Niemanden zu vergessen, weil er sagte, daß man es ihm nie vergeben würde, wenn er nicht auf Ehre und Gewissen versichern könne, seinen Auftrag ausgerichtet zu haben."

In einem späteren Briefe (vom 10. November 1827) heißt es dann weiter: „Der Kammerherr von der Malsburg, der vor einigen Monaten bei mir war, ist nur vetterlich mit demjenigen verwandt, der unter dem vorigen Kurfürsten so viele Unannehmlichkeiten hatte. Der Haß des Kurfürsten gegen diesen letzteren rührte daher, daß, als er im Jahre 1809, da er von seinem Gute nach Cassel zurückkehrend, auf einen großen Trupp der von Dörnberg aufgewiegelten hessischen Bauern stieß, die, bei Abwesenheit der Truppen gegen Oesterreich, Cassel überfallen und alle Nicht-Hessen ermorden sollten, sich nicht zu diesen gesellte, sondern, nachdem er mit genauer Noth ihnen entgangen, einer der ersten war, der den Vorfall der Regierung anzeigte. Die Ursache oder der Vorwand seiner Verbannung aber war, daß er während einer Krankheit des Kurfürsten eine Abendgesellschaft auf seinem Landhause, das auf der Allee nach Wilhelmshöhe lag, gegeben habe . . . Jetzt ist er aber oben darauf, und Oberstallmeister des jetzigen Kurfürsten, einer seiner Lieblinge und schon von ihm nach Paris und London zum Ankauf von Pferden geschickt."

Daß Dörnberg nach Niederschlagung des hessischen Bauernaufstandes sich nach Böhmen zum Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig rettete und daß Letzterer im Jahre 1809 den kühnen Zug von dort nach Elsfleth machte, dürfen wir als bekannt voraussetzen. Nach diesen verfrühten Versuchen, die mit dem gleichfalls verunglückten Schill'schen Aufstande zusammenhängen, sollten noch vier Jahre bis zur Erhebung Preußens und sechs Jahre bis zur gänzlichen Niederwerfung Napoleon's vergehen. Ein Opfer dieses Riesenkampfes ward auch Herzog Friedrich Wilhelm, nach dessen frühzeitigem Tod (er war noch nicht vierundvierzig Jahre alt) wegen der Minderjährigkeit des Herzogs Karl eine vormundschaftliche Regierung errichtet wurde. Wie bereits erwähnt, war der Prinz-Regent, nachmals König Georg IV. von England Vormund, und das Braunschweigische Land wurde durch den Minister von Schmidt-Phiseldeck verwaltet.

Ueber Letzteren erfahren wir aus den Briefen:

„Des Geheimen Raths von Schmidt-Phiseldeck Vater lebte früher als Mitglied der Academie der Wissenschaften in Petersburg und erhielt von der Kaiserin Catharina II., ich weiß nicht mehr bei welcher Veranlassung, den Zunamen: Phiseldeck. Späterhin war er Professor der Geschichte und des Staatsrechtes am „Collegio Carolino" in Braunschweig, wo ihn anno 1771 König Gustav III. bei seiner Durchreise mit einer besonderen Unterhaltung beehrte. Zuletzt habe ich ihn als Geheimen Archivar an dem Haupt-Archive des Braunschweigschen Hauses in Wolfenbüttel gekannt. Er hat sich durch verschiedene Schriften, besonders über die Russische Geschichte bekannt gemacht. Ein unbemittelter, schlichter Gelehrter, wie er war, begriff es Niemand, wie er dazu kam, sich vom deutschen Kaiser adeln zu lassen. Seine Söhne aber sind lauter Männer von Talenten und Kopf. Der älteste ist dieser Geheime Rath; der zweite, als politischer und statistischer Schriftsteller sehr berühmt, ist königl. dänischer Etatsrath in Kopenhagen; ein dritter Major in Russischen Diensten und durch eine vortheilhafte Heirath großer Gutsbesitzer in Rußland; ein vierter endlich Prediger im Braunschweig'schen. An diesen dreien hat der ältere Vaterstelle vertreten. Als ich 1801 Präsident der Justiz und Lehnskanzlei in Wolfenbüttel ward, fand ich ihn bei diesem Collegio als Lehns- und Grenz-Secretär, desgleichen beim Geheimen Archiv angestellt. Seine Talente und sein Geschick blieben mir nicht lange verborgen und ich beförderte ihn zum Rath in jenen beiden Departements, zum Geheimen Archivar und zum Consistorial-Rath. Als ich Minister in Braunschweig ward, und kurz vor der Schlacht von Jena meinen Geheimen Secretär, den berühmten Leisewitz, verlor[1]), schlug ich Herrn von Schmidt-Phiseldeck zu dessen Nachfolger in dieser Stelle im Conseil dem Herzoge vor, der ihn auch sogleich dazu ernannte. In der bald darauf erfolgten westphälischen Zeit placirte ich ihn einstweilen als Ober-Appellationsrath in die Cour d'appel zu Cassel, und ein Jahr späterhin schlug ich ihn dem König zum Wirklichen Senatsrath in meiner Section vor, wozu er auch sofort ernannt wurde; jedoch verließ er diese demnächst mit meiner Genehmigung und ging zur Finanz-Section über, wo er zugleich General-Director der indirecten Steuern im Königreich ward. Bei der Wiederkunft des Herzogs Friedrich Wilhelm ernannte ihn dieser nebst dem Grafen von der Schulenburg-Wolfsburg zum Wirklichen Geheimen Rath. Schulenburg hielt es nicht länger als vier Wochen mit dem Herzog aus und Schmidt ward als Gesandter zum Wiener Congreß geschickt. Hier lernte der Fürst Metternich und der Hannöver'sche Gesandte Graf Münster ihn kennen und schätzen. Schon damals warb ihn der letztere in gleicher Qualität für Hannover; beide aber vermochten ihn, damit nicht Alles in Braunschweig drüber und drunter ginge, es dorten noch einige Zeit zu versuchen. Der Herzog blieb jedoch bei Quatrebras, noch ehe Schmidt zurückkam, und nun war er während der vormundschaftlichen Regierung das Factotum. Der jetzige junge Herzog (Karl II.) trat indessen die Regierung mit einem übel verhehlten Groll

[1]) Leisewitz, wie schon weiter oben bemerkt, war seit 1792 Geh. Kanzlei-Secretär und seit 1801 Geh. Justizrath und Mitglied des Geheimenraths-Collegiums. Er starb 10. September 1806.

gegen Schmidt an. Daß er, erst neunzehn Jahr alt, für mündig angesehen worden, schrieb er ihm ebenso zu, wie die Landständische Verfassung, die Braunschweig in der Zeit erhalten hatte, und die dem jungen militärischen Despoten nicht behagte. Im Herbste vorigen Jahres (d. J. 1826) kam es zum Bruch. Schmidt bat um seine Entlassung. Mündlich bewilligte sie ihm der Herzog; allein es kamen Ohrenbläser hinzu; er erhielt keine Antwort, die Geschäfte wurden ihm aber abgenommen, und ihm eine Pension von 2000 Thlr. bewilligt. Von Wien aus weiß ich, daß dies zu einer für den Herzog sehr unangenehmen Correspondenz mit dem Fürsten Metternich und dem Grafen Münster Veranlassung gegeben, bis Schmidt die Abwesenheit des Herzogs benutzt, und ohne Abschied nach Hannover gegangen ist. Das Uebrige besagen die Zeitungen und die neuesten, daß er daselbst als Geheimer Rath eingeführt worden."

Am 27. Februar 1830 schreibt von Wolffradt:

„Meine Freunde aus Braunschweig schreiben mir sehr gedrückt und traurig, aber nur furchtsam und vorsichtig, und ich antworte auf diese Angelegenheiten gar nicht; denn man öffnet dort die Briefe auf der Post. Wie ist doch Alles dem Wechsel unterworfen!"

Bald darauf hatte die Regierung des Herzogs Karl ihr Ende erreicht, und der jüngst verstorbene Herzog Wilhelm bestieg den Thron.

Zur Aesthetik der Tonkunst.

(Kant, Schelling, Hegel, Vischer, Schopenhauer, Hanslick, Lazarus, Engel, Hausegger.)

Von

Eduard von Hartmann.

Die Musik ist von jeher als diejenige Kunst angesehen worden, welche vorzugsweise Gefühle und Empfindungen ausdrückt und zum Inhalt hat, und nur accessorisch Gedanken erregt. So bestimmt auch Kant sie als die durch das Gehör vermittelte Kunst des schönen Spiels der Empfindungen (s. W. ed. Ros. u. Schub. IV. S. 197—198). Als ästhetischer Formalist, der das Wesentliche des Kunstwerks in der schönen Form sucht (199), leitet er das Wohlgefallen an der Musik allein aus den mathematischen Formen (der Harmonik und thematischen Durchführung) ab (203—204); aber diesem formalen Geschmack an der Musik stellt er als Gefühlsästhetiker und Idealist den Reiz der continuirlichen Bewegung und Belebung des Gemüths gegenüber, für welchen die mathematische Form nicht Ursache, sondern nur Bedingung der Ungestörtheit sein soll (204), und welcher seinen positiven Grund vielmehr darin hat, daß die Tonsprache natürliches Ausdrucksmittel der Affekte und Empfindungen ist und als solche auch die mit denselben natürlicher Weise verbundenen ästhetischen Ideen allgemein mittheilt (203). Sieht man von der sinnlichen Annehmlichkeit und dem Reiz der Gemüthsbewegungen ganz ab (wo dann bloß die formale Seite übrig bleibt), so ist die Musik die unterste der Künste, die mit der „Farbenkunst" auf einer Stufe steht; läßt man die beiden ersteren als innerhalb der Kunst belegen gelten, so ist die Musik wo nicht die oberste aller Künste, so doch die höchste nächst der Dichtkunst (204, 202), und nur im letzteren Falle ist sie im Stande, ästhetische Ideen zu erwecken, die über das rein Mathematische hinausgehen. Freilich sind die Ideen der Musik keine Begriffe und bestimmten Gedanken, da sie nicht wie die Poesie etwas zum Nachdenken übrig läßt; aber wenn ihre Wirkungen auch vorübergehend sind, so bewegt sie doch das Gemüth mannigfaltiger und inniglicher, als selbst die Poesie (203).

In dieser Beurtheilung erkennt man das Schwanken Kant's zwischen ästhetischem Formalismus und Idealismus, wie es seine ganze Aesthetik beherrscht,

einerseits die Beschränkung des eigentlichen Kunstwerths auf das Formale, andrerseits die Einsicht, daß durch diese Entleerung von allem Inhalt die Tonkunst wie jede andere Kunst zum Range eines werthlosen Spiels herabgesetzt wird. Neben der richtigen Erkenntniß, daß die musikalischen Ideen unbestimmte Ideen ohne Begriffe und ohne bestimmte Gedanken (205, 203) seien, läuft die zopfige Verirrung einher, den Werth der Künste nach der von ihnen bewirkten Cultur, und den Werth der Cultur des Gemüths nach dem Maß der zugeführten Begriffe und Erkenntnisse abzuschätzen, und den unbestimmten musikalischen Ideen jeden bleibenden Werth für das Gemüth abzusprechen (205). So ist es kein Wunder, daß die Formalisten wie die Idealisten auch in Bezug auf die Musikästhetik an Kant angeknüpft und aus seinen Worten Beweisgründe geschöpft haben.

In Schelling's Aeußerungen über Musik spiegelt sich sein abstracter Idealismus in charakteristischer Weise wieder. Er proclamirt nämlich: „Die Formen der Musik sind Formen der ewigen Dinge, insofern sie von der realen Seite betrachtet werden" (s. W. V. 501); und er erläutert diesen Satz durch den Hinweis auf die Pythagoräische Harmonie der Sphären, die man gröblich mißverstanden habe als einen durch die Bewegung der Himmelskörper bewirkten sinnlichen Schall. Aber schon Sokrates sagt bei Platon: „Derjenige ist der Musiker, der von den sinnlich vernommenen Harmonien fortschreitet zu den unsinnlichen, intelligiblen und ihren Proportionen"; diese unsinnlichen, intelligiblen Proportionen der Dinge sind selbst die wahre (d. h. abstract-ideale) Musik und verursachen nicht erst dieselbe (502—503). Man wird aus diesen wunderlichen Bemerkungen soviel als werthvolle und bisher fast ganz unbeachtete Wahrheit festhalten dürfen, daß die musikalischen Ideen nicht mit dem menschlichen Gefühlsleben erschöpft sind, wenn sie auch in demselben ihren Schwerpunkt und Gipfel haben, sondern daß die Musik ebensowohl zum Widerschein und symbolischen Ausdrucksmittel des untermenschlichen (thierischen, pflanzlichen und kosmischen) Naturlebens werden kann.

Hegel hebt im Gegensatz zu Schelling das menschliche Subject als Gegenstand der Musik hervor. Er betont, daß es überall die Aufgabe der Kunst sei, den Affecten und Gefühlen nicht etwa den Zügel schießen zu lassen, um nicht zum bacchantischen Toben und wirbelnden Tumult der Leidenschaften fortgerissen zu werden, sondern sie zu zügeln und zu beherrschen, um im Jubel der Lust wie im höchsten Schmerz noch frei und in ihrem künstlerischen Erguße ästhetisch beseligt zu sein (Aesth. III. 193—194). Dies aber ist nur erreichbar, wenn der Inhalt des musikalischen Kunstwerks sich nicht in dem Gang der bestimmten Empfindung als solchen, der Liebe, Sehnsucht, Fröhlichkeit u. s. f. erschöpft, ja ihn nicht einmal zur Hauptsache werden läßt, sondern das Innere, das darüber steht und in einer so hohen Sphäre freier Geistigkeit schwebt, daß es in seinen Leiden wie in seiner Freude sich ausbreitet und seiner selbst genießt (194—195). Hiermit ist deutlich genug ausgesprochen, daß es nicht die realen Gefühlserlebnisse als solche, sondern deren ideale Widerspiegelung in der Phantasie des ästhetisch gestimmten Geistes sind, was den idealen Inhalt wie der Kunst im Allgemeinen, so auch der Tonkunst im Besonderen ausmacht. Es ist

die ideale Heiterkeit der ästhetischen Freiheit, d. h. des Entrücktseins aus der realen Sphäre des Lebens, durch welche die empirisch gegebenen Gefühle erst hindurch gegangen, gleichsam sublimirt sein müssen, bevor sie fähig werden, Inhalt des echten Kunstwerks zu sein, und der schlimmste Fluch alles Realismus und Naturalismus in der Kunst besteht darin, diese Wahrheit bei Seite zu schieben und das Gefühl für dieselbe abzustumpfen.

Im Uebrigen beschränken sich Hegel's Aeußerungen über die Musik auf schätzbare Bemerkungen über das Verhältniß des Charakteristischen zum Melodisch-Schönen und der Composition zum Texte. Die formalschöne Seite der Musik läßt er gerade im Hinblick auf den freien Selbstgenuß der über Freude und Leid schwebenden Seele in weiteren Grenzen gelten, als man von einem idealistischen Gehaltsästhetiker denken sollte (194, 207), beschäftigt sich aber nicht weiter mit deren Zergliederung. Die Schule Hegel's (Vischer, Zeising, Carriere, Schasler) tritt zwar der Zergliederung der musikalischen Form näher, ist aber darüber einverstanden, daß der ideelle Gehalt derselben in dem gesetzmäßigen zeitlichen Entwicklungsgang der subjectiven Innenseite der Welt, d. h. des Seelen- und Gemüthslebens, bestehe, und nur durch diesen Gehalt zum Kunstwerk werde.

Vischer bezeichnet die Musik einseitig als Kunst des Gefühls oder der Empfindung (Aesthetik § 747) und versucht dieselbe ganz und gar aus dem Gefühl abzuleiten (§ 752—759, 762—763). Er geht so weit zu behaupten, daß nur in den Tönen und ihren Verhältnissen das Kraftmaß der Wesen und ihre Gefühle sich ausdrücken (§ 760—761), und nennt deshalb die Musik „die bloßgelegte Seele aller Künste" (§ 764). Dabei ist übersehen, daß dasjenige, wodurch die organischen Individuen ihre Seele und ihre Gefühle verrathen, allgemein ausgedrückt ihre Bewegung ist, und daß die tonerzeugenden Bewegungen nur eine besondere Unterart unter allen ausdrucksvollen Bewegungen bilden. Es ist falsch, zu sagen, daß der Eintritt der wirklichen (nicht bloß im gefesselten Moment angedeuteten) Bewegung in die Kunst durch die Musik erfolge (§ 759), denn dieser erfolgt vielmehr durch die Mimik; die Musik an sich hingegen liefert dem Hörer gar nicht Bewegung, sondern nur Veränderung, und die körperlichen Bewegungen, aus welchen die Töne hervorgehen, gehören gar nicht mit zum Kunstwerk und können und müssen von der ästhetischen Perception übersprungen werden, weil nicht in ihren, sondern in den Tonveränderungen das Bild oder Symptom der darzustellenden seelischen Gefühlsveränderungen enthalten ist.

Da die Tonkunst thatsächlich nur eine der Formen ist, in denen das Gefühl als ästhetisches zum Ausdruck gelangt, da es immer doch nur das ästhetische Gefühl ist, was das Anschauungsbild in allen Künsten zur ästhetischen Anschauung erhebt, so kann man nicht die Tonkunst allein als die „Kunst des Gefühls" bezeichnen, und muß jede Ableitung der Tonkunst aus dem Gefühl geschraubt und gezwungen herauskommen. Ebenso wenig kann die Tonkunst allein als „Kunst der seelischen Innerlichkeit" bezeichnet werden, da jede Kunst erst durch das Moment der seelischen Innerlichkeit zur wahren Kunst wird. „Kunst der Empfindung" im Gegensatz zu den Künsten der anschaulichen Wahrnehmung der anschauenden Phantasie ist die Tonkunst nur insofern, als man nicht auf ihren idealen Gehalt, sondern auf ihr sinnliches Ausdrucksmaterial reflectirt;

denn dieses erschöpft sich in sinnlichen Empfindungen und Combinationen von solchen, ohne zur Anschauung im engeren, die Räumlichkeit einschließenden Sinne des Worts aufzusteigen. „Kunst des Gefühls" dagegen ist die Musik nicht im ausschließenden, sondern nur im eminenten Sinne, d. h. so verstanden, daß das Gefühl sich in ihr um so reicher und intensiver entfaltet, je weniger sie befähigt ist, mit ihren Darstellungsmitteln einen bestimmten geistigen Gehalt auszudrücken.

Das auf sich beschränkte Gefühl wird zur Vertiefung und Verfeinerung in sich selbst hingedrängt, wie der Blinde darauf hingedrängt ist, Gehör und Tastsinn feiner und schärfer auszubilden; so wird die Armuth der Musik, ihr Mangel an bestimmtem geistigen Gehalt und an bestimmter Anschauung, zum Quell ihres Reichthums, d. h. ihrer Fülle und Intensität von Gefühlen und Gefühlsveränderungen und ihrer Ausdrucksfähigkeit für dieselben. Sie ist nicht „die Seele aller Künste", sondern sie hat nur einseitig die seelische, gefühlsmäßige Seite der ästhetischen Idee cultivirt, weil ihr die geistige Seite derselben durch ihren Mangel anschaulicher Ausdrucksmittel verschlossen ist. Sie ist nicht die „Kunst der Subjectivität" schlechthin, sondern nur diejenige Kunst, in welcher das allen Künsten gemeinsame Moment der Subjectivität zur vorwiegenden Ausbildung gelangt. Gegen die Behauptung der Subjectivität der Musik bei Hegel und seiner Schule hat besonders Kirchmann (Aesthetik I, 418—419) Verwahrung eingelegt, und darauf hingewiesen, daß die Objectivität des Tones oder der Schallschwingungen ganz dieselbe ist wie diejenige der Farbe oder der Lichtschwingungen, und daß die Deutung der Tonwahrnehmungen auf ihren seelischen Gehalt eine ebenso mittelbare ist, wie die Deutung der bildlichen Form auf ihren seelischen Gehalt. Kirchmann verfällt dabei nur in den entgegengesetzten Fehler, die relative Subjectivität der Musik im Vergleich zur relativen Objectivität der bildenden Künste mit zu leugnen.

Je weniger die Musik im Stande ist, den Intellect zu befriedigen, desto mehr ergreift, desto tiefer erregt sie den Willen (natürlich nur im ästhetischen Schein); je weniger sie einen bestimmten Bewußtseinsinhalt auszudrücken vermag, desto tiefer taucht sie in jene Sphären des unbewußten Seelenlebens hinab, die den andern Künsten, welche den Geist beschäftigen, weit schwerer erreichbar sind. Vischer's Aussagen über die Inhaltlosigkeit und den Inhalt des Gefühls (§ 749) sind im Allgemeinen ebenso richtig wie diejenigen über die Stellung des Gefühls im Geistesleben (§ 748); aber Vischer vermag das Schweben, ahnungsvolle Auftauchen und unfaßbare Wiederversinken des Inhalts nicht zu erklären, weil er die Stellung des Gefühls zum Willen und zur unbewußten Vorstellung nicht begriffen hat, obwohl die Anerkennung des Gefühls als Lust und Unlust ihm wenigstens das Verständniß seines Verhältnisses zum Willen nahe genug gelegt hatte.

Diese Beziehungen sind zuerst von Schopenhauer erkannt und ausgesprochen worden, aber zugleich in einer einseitigen Wendung, welche die Wahrheit des Gedankens wieder aufhebt, nämlich so, als ob mit der Zurückführung der Musik auf den Willen dieselbe aufgehört hätte, Darstellung ästhetischer Ideen zu sein. Die Musik fällt also bei ihm aus dem Rahmen der idealistischen Aesthetik heraus und wird als Anhang zu dieser für sich allein behandelt. Er

weist ihr eine ganz ausnahmsweise Stellung an (Welt als Wille und Vorstellung, 3. bis 5. Aufl., I. 302), insofern sie die Ideen als adäquate Objectivationen des Willens überspringen und selbst eine, den Ideen coordinirte und adäquate, unmittelbare Objectivation des Willens repräsentiren soll (I. 304). Wäre dies richtig, so käme in der That der Musik im Vergleich zu allen andern Künsten ein überlegener ästhetischer Werth zu, da sie dem auszudrückenden Wesen um eine ganze Stufe näher stände, als die übrigen; dies ist wohl auch der Grund, warum diese Lehre gerade bei Musikern lebhaften Anklang gefunden hat[1]). Näher besehen erweist sich dieselbe jedoch nach Schopenhauer's eigner Darstellung als unhaltbar, indem sie auf einer Verwechselung der beiden Bedeutungen des Wortes Wille (als empirisches individuelles Wollen und als substantielles Wesen oder Ansich der Welt) beruht; die Musik ist Abbild des Willens im ersten Sinne des Worts, aber nicht im zweiten, d. h. Abbild des zeitlichen individuellen Wollens und seiner Gesetze, welches dem Ding an sich nicht näher, sondern um eine Stufe ferner steht als die Idee, indem es nach Schopenhauer's Lehre selbst erst ein Ausfluß des mit der Idee zusammenfallenden intelligiblen Charakters ist.

Die Musik erzählt uns die Geschichte des von der Besonnenheit beleuchteten (d. h. bewußten individuellen) Willens, „dessen Abdruck in der Wirklichkeit die Reihe seiner Thaten ist; aber sie sagt mehr, sie erzählt seine geheimste Geschichte, malt jede Regung, jedes Streben, jede Bewegung des Willens, alles das, was die Vernunft unter den weiten und negativen Begriff Gefühl zusammenfaßt und nicht weiter in ihre Abstractionen aufnehmen kann. Daher hat es auch *immer geheißen*, die Musik sei die Sprache des Gefühls und der Leidenschaft" (I. 306—307). Sie spricht „die Freude, die Betrübniß, den Schmerz, das Entsetzen, den Jubel, die Gemüthsruhe selbst, gewissermaßen in abstracto, aus, das Wesentliche derselben, ohne alles Beiwerk, also auch ohne die Motive dazu" (I. 309). „Ihre Allgemeinheit ist aber keineswegs jene leere Allgemeinheit der Abstraction, sondern ganz anderer Art, und ist verbunden mit durchgängiger deutlicher Bestimmtheit" (I. 309—310). Sie gibt die innerste Seele der menschlichen Gefühlsvorgänge, ohne Körper (I. 310).

Schopenhauer weiß wohl, daß er damit nichts Neues sagt, nur seine Deutung ist neu, insofern er den musikalischen Ausdruck des seelischen Gefühlslebens als unmittelbaren Ausdruck des Willens als Wesens oder Ansich aller Erscheinung interpretirt (I. 308, 310); gerade diese Interpretation aber ist falsch, da das successive zeitliche Wollen des Menschen in der psychologischen Gesetzmäßigkeit seiner Veränderungen und Gefühlsabläufe eben *nicht* der Wille als Wesen oder Ding an sich ist, sondern nur eine Seite und zwar eine wichtige, aber recht beschränkte und abstracte *Seite* von der *Idee der Menschheit*. Was die Musik uns gibt, sind zwar Willensregungen und Gefühle, „aber ganz ohne die Wirklichkeit und ihre Qual" (I. 312); ihr Inhalt sind also nicht einmal die wirklichen Willensregungen und Gefühle, sondern nur ideale Substitute oder Bilder derselben (II. 514). „Wir sehen also hier" (in der Musik) „die Willensbewegungen auf das Gebiet der *bloßen Vorstellung* hinübergespielt, als

[1]) Vgl. R. Wagner's Festschrift „Beethoven" (Leipzig, 1870), S. 5—11.

welche der ausschließliche Schauplatz der Leistungen aller schönen Künste ist; da diese durchaus verlangen, daß der Wille selbst aus dem Spiel bleibe und wir durchweg als rein Erkennende uns verhalten" (II. 514). Damit wäre die eximirte Stellung der Musik in aller Form zurückgenommen; was die Musik darstellt, ist eben nicht der Wille selbst und seine Regungen, sondern die universalia ante rem (I. 311), d. h. die Ideen (II. 417), speciell die Ideen des menschlichen Seelen- und Gemüthslebens.

Fände wirklich in der Musik eine ausnahmsweise Einmischung des Willens selbst und seiner Regungen in die darzustellenden Ideen statt, so würde sie dadurch nicht höher, sondern tiefer als die andern Künste stehen; denn die contemplative Erkenntniß und Auffassung der universalia ante rem wird gerade durch den Willen verunreinigt, wie die Flamme durch ihr Brennmaterial und seinen Rauch (II. 420). Das ideale Bild der Willensregungen haben aber auch andere Künste, im höchsten Grade die Poesie, zum Gegenstand ihrer Darstellung: „die Kunst besteht darin, daß man mit dem möglichst geringsten Aufwand von äußerem Leben das innere in die stärkste Bewegung bringe, denn das innere ist eigentlich der Gegenstand unseres Interesses" (Parerga I. 474).

Daß die Musik ganz ausschließlich auf Darstellung derjenigen Seiten der Idee der Menschheit angewiesen ist, welche nicht die äußeren Formen und Handlungen, sondern die Veränderungsgesetze des inneren Gemüthslebens umfassen, liegt einfach daran, daß ihr Ausdrucksmittel der Anschauung entbehrt und ganz auf Erfindungscombinationen beschränkt ist, daß sie mit andern Worten nur durch zeitliche Veränderungen, nicht durch räumliche Anordnungen von Sinnesempfindungen zu wirken vermag (I. 314). Jede Beschränkung bringt aber auch Vertiefung in der angewiesenen beschränkten Richtung mit sich, und daher kommt es (also nicht von der Ueberspringung der Ideen), daß die Einwirkung der Musik auf die Gefühle des Hörers so viel eindringlicher und mächtiger werden kann als bei andern Künsten (I. 304), wobei noch hinzukommt, daß (wie besonders von Kirchmann betont ist) die sinnlichen Empfindungscombinationen des Gehörs die Seele physiologisch stärker erschüttern und aufregen, als Anschauungen des Gesichts oder der Phantasie.

Da der Schopenhauer'sche Wille an sich inhaltlos und völlig unbestimmt gedacht werden muß, so fällt sein ganzer Inhalt nothwendig auf die Seite der Idee (bei den bestimmten Gefühlen, z. B. auf die Bestimmtheit derselben durch bewußte und unbewußte Vorstellungen). Das Wollen an sich, abgesehen von seinem Inhalt, kann keine andern Unterschiede als solche der Intensität zeigen, und dadurch höchstens zur Erklärung des Erhabenen beitragen, während das ganze Gebiet der inhaltlichen und formalen Schönheit nur durch ideale Bestimmungen erklärt werden kann. Schopenhauer's eigenthümliche Theorie der Musik ist also keinesfalls geeignet, ein anderes ästhetisches Princip neben oder hinter demjenigen der ästhetischen Idee zur Geltung zu bringen; vielmehr behält nach Schopenhauer's näheren Ausführungen der ästhetische Idealismus auch für das Gebiet der Musik seine Geltung. Seine eigenthümliche Theorie der Musik ist also streng genommen von ihm selbst aufgelöst und verurtheilt worden, ohne daß er es recht gemerkt hat. Daß er der elementaren Kennt-

nisse in der Musiklehre ermangelt und auf völlig haltlose Behauptungen spielende und schiefe Analogien baut, ist hinreichend bekannt und zur Genüge von andern erwiesen. Die Musiker, welche sich seiner eigenthümlichen Theorie bemächtigt haben, um in dem Bewußtsein von der unvergleichlichen Hoheit und Einzigkeit ihrer Kunst zu schwelgen, haben sich mit Recht über sein musikalisches Laienthum, aber mit Unrecht über die näheren Ausführungen hinweggesetzt, durch welche er unvermerkt seine Theorie aufgelöst und die Alleinherrschaft des ästhetischen Idealismus wiederhergestellt hat.

Die Verbindung der Gefühle mit dem Willen hat also bei Schopenhauer eine verkehrte Frucht getragen; um die rechte Frucht zu bringen, dazu hätte gehört, daß er auch die unbewußte Vorstellung neben dem unbewußten Willen hätte gelten lassen und die Gefühle ebenso sehr zu der ersteren wie zu dem letzteren in Beziehung gesetzt hätte. Da nun aber sein System die unbewußte Vorstellung als solche nicht kennt, so war er zu diesem principiellen Schritte unfähig, und es ist ein glänzendes Zeugniß für seine divinatorische Anschauung, daß er trotzdem den Zusammenhang des musikalischen Gefühls mit den unbewußten Vorstellungen geahnt und wenigstens in einem Gleichniß ausgesprochen hat. Er sagt nämlich, daß der Componist die tiefste Weisheit (d. h. die ästhetischen Ideen der gesetzmäßigen zeitlichen Entwicklung des Seelenlebens) ausspreche in einer Sprache, die seine Vernunft (also auch die der Zuhörer) nicht versteht, wie eine magnetische Somnambule Aufschlüsse gibt über Dinge, von denen sie wachend keinen Begriff hat (I. 307). Das tertium comparationis ist die Unbewußtheit des ausgesprochenen idealen Gehalts für das wache Bewußtsein oder wie Schopenhauer sagt „die Vernunft“ (I. 311); aber das Gleichniß hinkt darin, daß das somnambule Bewußtsein dieselbe Wortsprache redet wie das wache und von den Hörern ebenso verstanden wird, während die Tonsprache des Musikers eine specifisch andere ist und von dem wachen Bewußtsein der Hörer ebenso wenig verstanden wird, wie vom Sprechenden selbst. Aber wie aus dem somnambulen Bewußtsein ins nachherige wache ein ahnungsvoller Dämmerschein hinüberspielt, und sei es nur ein beharrendes unerklärliches Stimmungscolorit, so zittern farbige Lichter aus dem unbewußten Verständniß der Tonsprache ins wache Bewußtsein des Hörers hinüber und geben ihm die selige Gewißheit, daß er das Unsagbare unbewußt versteht und den Gefühlsreflex dieses unbewußten Verständnisses als dauernden Besitz in sich aufgenommen hat.

Wer die Unbewußtheit der Vorstellungsmassen, durch welche die Gefühle bestimmt sind, nicht kennt oder nicht anerkennt, der kann auch nicht zugeben, daß der Componist, dessen objectives Bilden weiter als das jedes andern Künstlers von bewußter Absichtlichkeit entfernt bleiben muß, mit seinen Tongebilden einen unbewußt hineingelegten Inhalt unbewußt habe ausdrücken wollen, und daß die Hörer denselben unbewußt verstehen. Es bleibt dann nichts übrig, als jeden tieferen idealen Gehalt der Musik, insbesondere ihren Gefühlsgehalt zu leugnen, und die musikalischen Formen selbst als das musikalisch Schöne hinzustellen. Dies hat Herbart gethan (Encyklopädie Cap. IX) und Hanslick hat in seiner Schrift „Vom musikalisch Schönen“ (1. Aufl. 1854) diesen Standpunkt näher auszuführen und zu begründen versucht.

Hanslick scheidet alle Gefühle als außerästhetische aus, welche im Componisten der musikalischen Gestaltung als reale Stimmungen u. s. w. voraufgehen und im Hörer als physische Nervenreize, reflectorisch erregte reale Stimmungen und moralische Nachwirkungen dem musikalischen Eindruck folgen. Er macht darauf aufmerksam, daß die Empfänglichkeit für solche Wirkungen mit der krankhaften Reizbarkeit des Nervensystems steigt (5. Aufl. S. 133), woraus er voreilig schließt, daß die physischen Wirkungen dieser Art durchweg pathologische seien (10, 117). Aber darin hat er unzweifelhaft Recht, daß alle realen Gefühle, welche der Tonschöpfung im Componisten vorausgehen und der Aufführung im Hörer folgen, gleichviel ob sie gesunder oder krankhafter Art seien, außerästhetische Gefühle sind, die nicht zum ästhetischen Gehalt des Kunstwerks gehören (133—143), und die, wenn auch in geringerem Maße, auch von anderen Künsten hervorgerufen werden (11—12). Er verwirft allen transcendenten geistigen oder Gefühlsgehalt als einen nicht zum Kunstwerk als solchen gehörenden (73). Er bemerkt ferner ganz richtig, daß die Musik nicht minder als die bildenden Künste eine Entäußerung der Subjectivität fordert, weil sie als bildende Thätigkeit der Phantasie eine objective Thätigkeit ist (107—108); er sagt damit nichts anderes wie Hegel, wenn derselbe verlangt, daß die Musik zwar die Entäußerung der Subjectivität, aber die freie Aussprache des individualitätslosen Inneren sein solle, womit die individuellen Verschiedenheiten der künstlerischen Genies und Talente keineswegs bestritten werden sollen.

Nur die Phantasie, nicht das Gefühl ist das Organ, welches den ästhetischen Schein sowohl erzeugt als auch auffaßt, die Thätigkeit des reinen Schauens (8, 148), oder, wie Schopenhauer sagen würde, der willensfreien Contemplation; nur die Phantasie ist beim Kunstgenuß unmittelbar thätig, was nicht in sie eingeht, gehört nicht zum ästhetischen Gehalt des Kunstwerks. Speciell die Tonphantasie hat für ihren ästhetischen Schein kein Naturvorbild zur Nachahmung, wenigstens nicht für Melodie und Harmonie, und insofern keinen äußerlich in der Natur gegebenen Stoff, kein Sujet oder keinen objectiv realen Gegenstand, also auch, falls man Naturvorbild und Inhalt identificiren wollte, keinen Inhalt (182, 187—188). Nur der Rhythmus kann erfahrungsmäßig gegebene Bewegungs- und Veränderungsrhythmen unmittelbar nachbilden (162), während Melodie und Harmonie ebenso wie der einfache Tonklang nur symbolisch zum Ausdruck nicht musikalischer Vorgänge oder Seelenregungen werden können (30—32). Hätte die Musik einen bestimmten Gegenstand zum Inhalt, so müßte derselbe sich in Worten ausdrücken lassen; ein unbestimmter Inhalt ist, so weit als er unbestimmt ist, kein Inhalt (183), wenigstens kein „darstellbarer" Inhalt, weil ja „Darstellen" das bestimmte Hinstellen, das formale Ausprägen zur Bestimmtheit bedeutet (37, 49). Unbestimmte Gefühle können darum nicht der Inhalt der Musik sein, sofern sie unbestimmt sind, sondern nur, sofern ihnen doch noch eine concrete Bestimmtheit, wenn auch allgemeinerer Art zukommt; die Bestimmtheit der Gefühle kann aber nur in bestimmten Vorstellungen liegen (25—26), diese aber scheinen gerade außerhalb der Ausdrucksfähigkeit der Musik zu liegen.

In allem bisher Angeführten befindet sich Hanslick mit dem ästhetischen

Idealismus in vollständiger Uebereinstimmung; das Problem ist richtig gestellt, verschiedene falsche Lösungen sind richtig ausgeschlossen, und es fragt sich nun bloß, ob zu der richtigen Lösung fortgegangen wird. Dies ist nun aber nicht der Fall; vielmehr schließt Hanslick aus der Unmöglichkeit der musikalischen Darstellung von unbestimmten und durch bewußte Vorstellungen bestimmten Gefühlen auf die Unfähigkeit der Musik zur Darstellung von immanenten Gefühlen überhaupt, worin er durch die Nichtunterscheidung der realen, außerästhetischen, accidentiellen oder „transcendenten" Gefühle von den idealen, ästhetischen, immanenten Phantasiegefühlen (16, 153) bestärkt wird. Indem er die Bedeutung der unbewußten Vorstellungen und die symbolische Ausdrucksfähigkeit der Musik zwar ahnt, aber in ihrer Tragweite verkennt, und die durch die ästhetische Phantasie reproducirten unrealen Gefühle sich gar nicht in den Sinn kommen läßt, verschließt er sich das principielle Verständniß des wahren idealen Inhalts der Musik und findet sich zum Versuch einer formalistischen Lösung des Problems hingedrängt.

Während in der Wortsprache der Klang nur als Zeichen zur Vermittlung einer Bedeutung wirkt, soll er in der Musik die Sache selbst und reiner Selbstzweck sein (99). Hierbei ist übersehen, daß auch der dichterische Wortklang eine selbstzweckliche formale Schönheit entfaltet, abgesehen davon, daß er der Uebermittlung eines Vorstellungsinhalts dient, und daß beide Seiten in Harmonie stehen müssen, wenn die Schönheit des poetischen Gesammteindrucks gewahrt bleiben soll; ebenso kann der musikalischen Klangwirkung eine selbstzweckliche formale Schönheit zugestanden werden, ohne darum deren Werth als Uebermittlerin eines idealen Gefühlsgehalts einzuschränken, wofern nur die Harmonie beider Seiten für die Schönheit des Gesammteindrucks gewahrt ist. Wortsprache und Tonsprache sind also beide formaler Selbstzweck und beide Mittel für den Inhalt, wobei allerdings einzuräumen ist, daß die formale Schönheit im Tonkunstwerk einen viel breiteren Raum einnimmt und eine viel größere relative Selbständigkeit besitzt als im Dichtwerk.

Hanslick leugnet nun zwar Alles, was über die formale Schönheit des Tonkunstwerks hinausgehen könnte, aber er ist doch ein zu feinfühliger Musikkenner, um mit bloß mathematischen Formbestimmungen, wie z. B. Regelmäßigkeit und Symmetrie, die musikalische Schönheit erschöpfen zu wollen (93—97). Er unterscheidet Form (im engeren Sinne) und Gehalt innerhalb der musikalischen Form (im weiteren Sinne) und versteht unter Form (im engeren Sinne) „die Architektonik der verbundenen Einzelnheiten und Gruppen, aus welchen das Tonstück besteht", unter Inhalt „die zu solcher Architektonik verarbeiteten Themen", auf deren musikalische Kraft und Fruchtbarkeit er den überwiegenden Werth legt (190—193). Der Inhalt eines Tonstücks soll also lediglich in den gehörten Tönen und ihrer Verbindung liegen (182—183, 141); aber insofern der Componist musikalisch geistreich war, ist es auch ein musikalisch geistreicher Inhalt, den uns sein Tonstück bietet, und kann man mit Recht von dessen geistreichem Gehalt reden (193). Geistreich ist ein Tonstück, wenn die Phantasie des Künstlers „aus den geheimsten ursprünglichen Beziehungen der musikalischen Elemente und ihrer unzählbar möglichen Combinationen die feinsten verborgensten entdeckt

und Tonformen gebildet hat, die aus freiester Willkür erfunden und doch zugleich durch ein unsichtbares Band mit der Nothwendigkeit verknüpft scheinen" (83). Diesen geistreichen Gehalt der Tonstücke und speciell der Themen, aus denen sie organisch entwickelt werden, nennt Hanslick auch wohl die rein musikalischen Ideen (27, 65), so daß er scheinbar innerhalb des ästhetischen Idealismus stehen bleibt (23), während er doch principiell mit demselben gebrochen hat. Unter „musikalischen Ideen" versteht er „tönend bewegte Formen" (65—66), wobei es gleichgültig ist, ob diese „Ideen" durch ihren Rhythmus und ihre Dynamik an den dynamischen Wechsel realer Vorgänge in der Außenwelt oder im Seelenleben erinnern oder nicht (27—30).

Die Schönheit der Musik, wenn man alles Außerästhetische von ihr ausscheidet, steht demnach auf gleichem Boden mit der Arabeske oder dem Kaleidoskop; das „Tonkaleidoskop" hat nur den Vorzug größerer Mannigfaltigkeit vor dem „Farbenclavier" oder der „Augenorgel" voraus (66—67). Da Hegel auch in den untergeordnetsten Gattungen der formalen Schönheit noch dasjenige, was schön daran ist, durch das ästhetische Scheinen der Idee auf niederen Stufen ihrer Entfaltung erklärt, so könnte man gegen den Ausdruck „musikalische Ideen" im Sinne Hanslick's selbst vom idealistischen Gesichtspunkt kaum etwas einwenden, wenn nur nicht durch diese Vorwegnahme der Bezeichnung „Idee" für ein ganz untergeordnetes Moment der musikalischen Schönheit die Verwendbarkeit dieses Ausdrucks für erschöpft ausgegeben werden sollte. Möchte der Reichthum des „Tonkaleidoskops" noch so groß sein, so lohnte es doch nimmermehr die von der Menschheit bereits darauf verwandte Zeit, wenn nichts weiter dahinter steckte als die inhaltleere Ergötzung des reinen Formensinns.

Diese formalistische Ansicht ist offenbar zu wenig mit den Erfahrungen der Musikfreunde und Componisten im Einklang, um sich in voller Schroffheit zu behaupten, und sieht sich deshalb zu Concessionen genöthigt. Was Hanslick dem Componisten versagt, das gewährt er dem Spieler oder reproducirenden, ausübenden Musiker, nämlich die Erlaubniß, „sich des Gefühls, das ihn eben beherrscht, unmittelbar durch sein Instrument zu befreien und in seinen Vortrag das wilde Stürmen, das sehnliche Glühen, die heitere Kraft und Freude seines Innern zu hauchen" oder „den elektrischen Funken aus dunkelm Geheimniß zu locken und in das Herz der Zuhörer überspringen zu machen" (112—113). Dies gilt im höchsten Maße, wenn der Componist selbst der Vortragende ist; hier kann der Ausdruck, welcher in den Vortrag hineingelegt wird, ein „wahres Sprechen" werden, durch welches „Liebe, Eifersucht, Wonne und Leid unverhüllt und doch unfahndbar hinausrauschen aus ihrer Nacht, ihre Feste feiern, ihre Sagen singen, ihre Schlachten schlagen, bis der Meister sie zurückruft, beruhigt, beunruhigend" (114). Was so stolz oder trübe klingt, darf natürlich nicht der unmittelbare Ausdruck der trüben oder stolzen Gefühle des Componisten sein (110); das einfach pathologisch-reale Gefühl muß, um zum ästhetischen Gehalt werden zu können, erst „pathologisch im höheren Sinne" werden (114), d. h. zum idealen ästhetischen Phantasiegefühl verklärt und der Noth und Begehrlichkeit des wirklichen Lebens entrückt und enthoben sein.

Ist dies aber geschehen, dann ist auch nicht mehr einzusehen, warum das

Tonstück weniger zum Verständniß der Zuhörer „sprechen“ und weniger Gefühlsgehalt übermitteln soll, wenn die Composition und der eigne Vortrag des Componisten in verschiedene Zeitpunkte auseinanderfallen, oder wenn statt des Componisten selbst ein reproducirender Künstler eintritt, welcher sich congenial in alle Intentionen des Meisters versenkt. Der Componist componirt doch nicht allein auf die abstracte „Richtigkeit der Noten“ im formal schönen Sinne hin, sondern er hört das Tonwerk mit dem inneren Ohr in der ganzen Lebendigkeit des improvisirten Vortrags mit allen Vortragsnüancen, die ihm als Ausführenden vielleicht gar nicht zu Gebote stehen; was er beim eignen Vortrag gibt, ist allemal weniger als dasjenige, was ihm als ideale Execution vorschwebt. Die Aufgabe des reproducirenden Künstlers ist eben die, ein treuer Interpret der Intentionen des Tondichters zu sein, und es sind nur die stümperhaften oder schwachen Componisten, bei denen es gestattet ist, vom Eignen hinzuzuthun. In dem wahrhaft genialen Tonwerk steckt Alles schon drin, und noch viel mehr, als der beste Vortrag heraus zu holen vermag; denn auch die besten ausübenden Künstler reichen doch nicht an die Genialität des Componisten und an das Ideal der Ausführung heran, das ihm bei der Conception des Kunstwerks vorschwebte.

„Jedes einzelne musikalische Element, d. h. jedes Intervall, jede Klangfarbe, jeder Accord, jeder Rhythmus u. s. f. hat seine eigenthümliche Physiognomie, seine bestimmte Art zu wirken“ (75); „jeder einzelne musikalische Factor einer Stelle trägt dazu mit Nothwendigkeit bei, daß sie gerade diesen geistigen Ausdruck annimmt, so und nicht anders auf den Hörer wirkt“ (76). „Alles hat seine charakteristische Physiognomie und Art uns anzusprechen“ (78); was so von jedem einzelnen musikalischen Element gilt, muß in noch höherem Maße von der eigenthümlichen Verbindung aller, d. h. dem ganzen Tonstück gelten. Jedes Tonstück, das ein Kunstwerk heißen will, muß den ausübenden Künstler zwingen, es so und nicht anders zum Gehör zu bringen, damit nicht die Art des Vortrags und seiner Wirkungen mit der eigenthümlichen Physiognomie des Stückes und ihrer Art uns anzusprechen in Widerspruch geräth. Ist aber die Ausführung eine vollkommen congeniale Reproduction des dem Componisten vorschwebenden Ideals, dann muß auch solche Musik ebenso sprechend sein wie die frei improvisirte Phantasie des Componisten selbst, und nur um so viel Besseres und Tieferes zu sagen haben, wie die Theilung der Functionen es ermöglicht.

Auch der von Andern reproducirten Musik wird also ihr Charakter durch die geistige Kraft und Eigenthümlichkeit dieser bestimmten Tondichterphantasie aufgeprägt (73). „Als Schöpfung eines denkenden und fühlenden Geistes hat demnach eine musikalische Composition in hohem Grade die Fähigkeit selbst geist- und gefühlvoll zu sein“; nur muß dieser Geistes- und Gefühlsinhalt nicht jenseits der Tondichtung, etwa in begrifflich oder sprachlich zu begreifenden Gefühlen, die neben der erfüllten Tonphantasie herlaufen, sondern in dem Tonkunstwerk selbst als ein ihr immanenter gesucht und gefunden werden (73). Nur in den Tönen und durch die Töne erfaßt der Tondichter den idealen Gehalt des Kunstwerks, so daß dieses keinenfalls als etwas Nichtmusikalisches zu denken ist, das erst in Töne zu übersetzen wäre; nicht der bewußte Vorsatz, eine bestimmte gedanklich vorgestellte Leidenschaft zu schildern, sondern die Erfindung der un-

bewußt gehaltvollen Melodie oder des Themas ist der springende Punkt, aus welchem jedes weitere Schaffen des Componisten seinen Ausgang nimmt (73). Aber aus dieser berechtigten Betonung der Immanenz und der ästhetischen Untrennbarkeit von musikalischer Ausdrucksform und idealem Gehalt folgt doch keineswegs, daß der ideale Geistes- und Gefühlsgehalt des Kunstwerks kein Geistes- und Gefühlsgehalt, sondern bloße Töne oder Tonverbindungen („musikalische Ideen" im formalen Sinne) seien, wie Hanslick behauptet. Der Geistes- oder Gefühlsgehalt der bestimmten Melodie oder des bedeutungsvollen Themas, welches freilich ohne rhythmische und harmonische Grundlagen kaum gedacht werden kann (79—80), ist das eigentlich „Sprechende" in der Musik; Harmonie und Rhythmus sind nur Beihilfen des Ausdrucks, die in zweiter Reihe stehen. Wenn schon die einfachen Töne, Accorde, Tonarten und Klangfarben eine charakteristische Physiognomie und dadurch physiognomische Ausdrucksfähigkeit besitzen (31), so muß dies doch von der bestimmten Melodie in noch weit höherem Grade gelten. Das was die Melodie durch ihre charakteristische Physiognomie uns verräth, das eben ist ihr idealer Geistes- und Gefühlsgehalt, nicht aber ist, wie Hanslick meint (191), sie selbst der ideale oder geistige Gehalt des aus ihr herausgesponnenen Tonstücks, wenn auch der ideale Gehalt des gesammten Tonstücks ebenso durch den idealen Gehalt des Themas oder der Themen bestimmt ist, wie die musikalische Form des ersteren durch diejenige der letzteren bedingt wird.

Es ist ein Irrthum, wenn Hanslick sagt: „was Inhalt eines Werkes der dichtenden oder bildenden Kunst sei, läßt sich mit Worten ausdrücken und auf Begriffe zurückführen" (23), und wenn er diese falsche Behauptung dahin verallgemeinert, daß aller Inhalt von Kunstwerken begrifflicher, in Worten ausdrückbarer Inhalt sein müsse und daß, wo ein solcher fehlt, die Inhaltlosigkeit der betreffenden Kunst constatirt sei (183, 194). Umschreiben kann man den Inhalt bei jedem Kunstwerk, auch bei dem musikalischen; beschreiben kann man ihn bei keinem. Was man bei einem Historienbilde oder einem geschichtlichen Drama beschreibt, sind doch nur Aeußerlichkeiten der Anordnung, der Personen und der Situation, also entweder Bestandtheile der Erscheinungsform des Kunstwerks oder die noch nicht künstlerischen Grundlagen seines idealen Gehalts, wie man sie etwa aus Geschichtswerken oder Chroniken entnehmen kann. Ist der Leser der Beschreibung mit künstlerischer Phantasie begabt, so kann er wohl versuchen, aus diesen Angaben die beschriebenen Kunstwerke nachzucomponiren, d. h. diejenige Erhebung des Historischen zum Aesthetischen, welche der Künstler vollzogen hat, auch in seiner Phantasieanschauung selbstthätig zu vollziehen; wenn ihm dies gelingt, wird er freilich implicite in seiner Phantasieanschauung auch einen ästhetischen idealen Gehalt als immanenten miterfaßt haben, aber er weiß doch nie, ob er mit dem des beschriebenen Kunstwerks identisch ist, und er wird zu dieser ästhetischen Nachschöpfung durch die Beschreibung doch niemals genöthigt, sondern höchstens angeregt und mit Directiven versehen.

Wer den idealen Gehalt eines Kunstwerks kennen lernen will, muß das Kunstwerk selbst auf sich wirken lassen, weil der Inhalt demselben immanent ist, unabtrennbar angehört und mit keinen andern Ausdrucksmitteln wiederzugeben ist. Dies gilt auch für die mit Worten darstellende Dichtkunst; keine andern

Wortverbindungen als die, welche das Dichtwerk selbst ausmachen, sind im Stande, den eigenthümlichen idealen Gehalt desselben auszudrücken. In höherem Maße als für die Gedankendichtung gilt es für die naive Poesie, in höherem Maße als für die Dichtkunst gilt es für die Mimik, in noch höherem für die bildende Kunst, im höchsten Grade für die Musik, weil der Zusatz unbewußter Vorstellungen im idealen Gehalt in dieser Reihenfolge stetig wächst, also das Verhältniß des nicht in Worten wiederzugebenden Theils des idealen Gehalts zu dem in Worten ausdrückbaren immer ungünstiger für die Umschreibung wird.

Die relativ große Schwierigkeit der Umschreibung des idealen Gehalts der Musik mit Worten stammt sonach lediglich von dem starken Uebergewicht der unbewußten Begehrungs- und Vorstellungselemente in der qualitativen Bestimmtheit dieses Inhalts; bei den andern Künsten ist die Schwierigkeit der Umschreibung zwar geringer, aber direct unsagbar ist der ideale Gehalt letzten Endes bei allen. Hanslick deutet die Unbewußtheit der Vorstellungselemente des Gefühls und ihrer Uebertragung wohl öfters an (25, 150); er weiß, daß die Unerklärbarkeit des Schönen (74), die Unerforschlichkeit des Künstlers (76), die Unübersetzbarkeit der uns doch so wohlverständlichen Tonsprache (70) auf derselben beruht, daß die Vernunftgemäßheit dieser uns jetzt geläufigen Tonsprache nicht am Maßstab logischer Begriffe bemessen wird (71), sondern von der unmittelbaren Anschauung der Tonphantasie allmälig unbewußt entwickelt ist (166). Trotzdem verkennt er die Tragweite dieser unbewußten Vorstellungen und ihrer unbewußten Uebertragung und schneidet sich damit den einzigen Weg ab, auf welchem die Immanenz eines nicht mit Worten oder bewußten Gedanken auszudrückenden idealen Gehalts im Tonkunstwerk zu retten ist, wenn darunter etwas Höheres als formale Tonverhältnisse, wenn vor allem ein menschlicher Geistes- und Gefühlsgehalt darunter verstanden werden soll.

Jedenfalls ist es beachtenswerth, daß Hanslick ebenso wie Schopenhauer sich genöthigt fühlt, in den näheren Ausführungen die im Princip aufgestellte falsche Theorie wieder aufzuheben und in den vorsätzlich verlassenen ästhetischen Idealismus wieder einzulenken. In der That ist Schopenhauer's Versuch, die Idee zu überspringen und die Musik als directes Abbild des ansichseienden Weltwesens zu erklären, ebenso gescheitert, wie Hanslick's Versuch, den idealen Gehalt der Musik aller höheren Geistigkeit und Gefühlsinnigkeit zu entkleiden und auf formalschöne musikalische Elemente herabzudrücken, und Beide haben unwillkürlich dem ästhetischen Idealismus, wie er in Hegel seinen principiellen Höhepunkt erreicht hatte, ihren Tribut gezollt. Der unzulänglichen Durchführung Hegel's und den einseitigen Uebertreibungen Vischer's gegenüber hat Hanslick sich das nicht zu unterschätzende Verdienst erworben, die entgegengesetzte Einseitigkeit zu vertreten und dadurch der Läuterung und Vervollständigung der concret-idealistischen Musikästhetik den Weg gewiesen zu haben.

Ebenfalls von dem ästhetischen Formalismus Herbart's ausgehend, aber der inhaltlichen Aesthetik schon viel näher kommend als Hanslick stellt sich Lazarus dar, welcher eine beachtenswerthe „psychologische Analyse der Auffassung der Musik" in eine andere ästhetische Abhandlung eingeschachtelt und versteckt hat („Das Leben der Seele", dritter Band, 2. Aufl., 1882, S. 103—181).

Er unterscheidet fünferlei Wirkungen der Musik: die ästhetische, pathetische, symbolische, associative und allgemeine idealisirende Wirkung. Unter der ästhetischen Wirkung versteht er dasjenige, was man auf Rechnung der formalschönen Beschaffenheit des Tonstücks schreiben kann: die gefühlsmäßige Auffassung des Wohllauts und der Dynamik; schon hier wird anerkannt, daß durch das Hinzutreten der Apperception (oder Aneignung) zu der Perception (oder Auffassung) die Tonformen eine bestimmte seelische oder sinnliche Bedeutung erhalten mit Bezug auf solche uns bekannte Vorgänge, mit denen sie die gleichen formalen, quantitativen und dynamischen Verhältnisse besitzen (109). Aber streng genommen greift diese Apperception des Starken, Milden, Strengen, Zarten, Plötzlichen, Allmäligen, des Rauschens, Wogens, Steigens, Fallens, Eilens, Hemmens u. s. w. doch schon über die formalistische Auffassung hinaus, auf welche Lazarus die ästhetische Wirkung im engeren Sinne beschränken möchte.

Die „pathetische" Wirkung drückt den specifischen Erregungszustand aus, in welchen die Seele durch die Tonmassen versetzt wird. Diese Bezeichnung „pathetisch" ist jedenfalls besser, als „pathologisch", aber sie läßt doch die Frage offen, ob reale Stimmungen oder Gefühle mit ihr gemeint sind, oder nur ästhetische Anempfindungen oder Scheingefühle der Phantasie. Da Lazarus die eigentliche Nervenerregung, die nervös-sinnliche und nervös-seelische Wirkung der Musik dabei im Auge hat, so ist wohl das erstere anzunehmen. Dann ist es auch ganz richtig, daß diese Wirkung als solche außerhalb des ästhetischen Gebietes fällt, ganz ebenso wie die des sinnlich Angenehmen in der Kunst überhaupt; es ist aber damit nicht ausgeschlossen, daß diese realen Gefühlsreactionen zur Basis von ästhetischen Phantasiegefühlen und Stimmungen werden können, daß sie mit andern Worten gleich dem sinnlich Angenehmen überhaupt durch Verwendung als Material zum Aufbau ästhetischer Scheingefühle ästhetisch verwendbar gemacht werden können, wobei sie aber ihrer Selbständigkeit entkleidet, zum dienstbaren Mittel für die reproductive Phantasie herabgesetzt und im ästhetischen Gesammteindruck aufgehoben werden.

Das Entscheidende für den musikalischen Eindruck ist die dritte Wirkung, die symbolische. „Die musikalischen Gebilde wirken kraft ihrer Aehnlichkeit mit anderen Gebilden auf die menschliche Seele in ähnlicher Art, wie die Gebilde, denen sie gleichen", d. h. sie werden aufgefaßt „wie lebendige, energische und ethische Wesen und Vorgänge" (118). Wie wir in einem Bilde nicht bloß das Abbild einer menschlichen Gestalt, sondern das Leben selbst zu erblicken glauben, so hören wir auch in den Tongebilden nicht bloß Tonabbilder von realen Wesenheiten und Energien, sondern deren Leben selbst; denn die Wirkung der symbolischen Apperception tritt noch stärker ein, wenn statt der Aehnlichkeit mit der Sache eine Aehnlichkeit ihres Eindrucks auf uns stattfindet, wenn also durch die Töne unmittelbar Gemüthsbewegungen in uns erzeugt werden, welche den von andern Dingen oder Ereignissen in uns hervorgebrachten gleich oder analog sind (118). Man erkennt an diesem Punkte, wie wichtig die unmittelbar von den Tönen in uns erzeugten Gemüthsbewegungen (die pathetische Wirkung) als unentbehrliches Mittelglied zum Verständniß der symbolischen Bedeutung der Tongebilde ist; man begreift aber auch, daß die Tongebilde durch ihre reale nervöse Ge-

fühlswirkung allein erst eine psychophysiologische, noch keine ästhetische Wirkung gewinnen, und daß eine mittelbare ästhetische Verwerthung den realen Gefühlswirkungen der Musik nur vermittelst ihrer Verwendung als Bausteine zur symbolischen Apperception zuwächst. Dieses Verhältniß ist von Lazarus im Dunkel gelassen. Hier erhalten auch die poetischen und mimischen Analogien der Musik ihren Platz, welche wichtige, aber keineswegs die einzigen Vergleichsobjecte der symbolischen Apperception sind; vielmehr umspannt dieselbe die gesammte organische und unorganische Natur, wie schon Schelling hervorhob, und auch im Gebiet des menschlichen Seelenlebens dringt sie in Tiefen ein, welche der Poesie wie der Mimik ewig verschlossen bleiben. Auch über das Gebiet und die Tragweite der symbolischen Musikauffassung sucht man vergebens bei Lazarus genauere Aufschlüsse; dagegen ist hervorzuheben, daß er auf die doppelte Symbolisirung der Tongebilde nach ihrer doppelten Aehnlichkeit einerseits mit objectiven selbständigen, gegeneinander kämpfenden und sich verbindenden Wesenheiten oder Personen und andrerseits mit den subjectiven, von realen Vorgängen empfangenen Eindrücken aufmerksam macht (133—134).

Die symbolische Auffassung der Musik gewinnt bei Lazarus dadurch eine erhöhte Bedeutung, daß er das Unbewußte in diesem Symbolisirungsproceß anerkennt. „Der Hörer braucht keine bestimmten Gedanken plastischer, theoretischer oder ethischer Art zu haben, die er als Gehalt derselben an eine gehörte Musik anknüpft; er weiß nicht, welchem Inhalt diese Musik analog ist, also nicht bestimmt, was sie ihm bedeutet. Dennoch wirkt sie auf ihn durch Bedeutung, durch Analogie mit andern Vorgängen, nur daß diese Analogie — dies wird vielleicht am häufigsten der Fall sein — nicht zum Bewußtsein durchbricht. Es sind dunkle Vorstellungen, welche aufkeimen, aber nicht zu fester Klarheit gelangen. Aus dem ungeheuren Schachte der unbewußten Vorstellungen, welche in unsrer Seele ruhen, wird irgend eine Gruppe aufgeregt, vielleicht eine ganze Schicht derselben in Bewegung gesetzt; aber sie steigen eben nur auf die Schwelle des Bewußtseins ohne dieselbe zu überschreiten und in die helle Beleuchtung anschaulichen Denkens zu rücken“ (138). „Je dunkler die Vorstellungen, desto energischer und bestimmter sind die Gefühle, welche sie begleiten“; je unbestimmter also die Vorstellungsbedeutung ist, welche wir einer Musik beilegen, desto energischer und bestimmter wird ihre symbolische Gefühlsbedeutung für uns sein (139). Hiermit hat Lazarus in der That den Schlüssel zum Verständniß der Musik ergriffen; denn erst von diesen Sätzen aus wird Wagner's Behauptung verständlich, daß die Musik, selbst die reine Instrumentalmusik des Orchesters, etwas für den Verstand, die Wortsprache und Geberdensprache Unaussprechliches ausspricht und doch in ganz bestimmter concreter sinnenfälliger Weise ausspricht (Oper u. Drama, 2. Aufl., 292—294). Lazarus hat Recht, wenn er den Zustand der unbewußten Vorstellungen, welche den symbolisch appercipirten Scheingefühlen theils zu Grunde liegen, theils begleitend eine bestimmte Färbung leihen, mit dem Zustand der Vorstellungen vergleicht, welcher der Einkleidung der Gedanken in Worte (sei es der eigenen Muttersprache, sei es einer fremden Sprache) vorhergeht (149—150); aber er hat auch ebenso Recht, die Vertauschung dieser Analogie mit einer Identification von Sprachgehalt

und musikalischem Gehalt abzuwehren, weil es doch wieder ein specifisch anderer geistiger und Gefühls-Inhalt ist, der seinen Ausdruck in Tönen sucht und findet, als der ihn in Worten sucht und findet (160—161).

Als vierte Wirkung der Musik bezeichnet Lazarus die associative Hervorrufung von Bildern, Vorstellungen der Gedanken, welche nicht auf wesentlichen und allgemeingültigen Aehnlichkeiten der Analogien zwischen den Tongebilden und den vorgestellten Dingen, sondern lediglich auf zufälligen individuellen Verknüpfungen beruht (141). Es ist klar, daß diese Associationen außerhalb des Gebiets der Aesthetik fallen und nur eine zufällige Nebenwirkung der Musik sind. Nur unter zwei Bedingungen können sie zu ästhetischen Wirkungen im Sinne der symbolischen Apperception werden, nämlich erstens, wenn die individuell associirten psychischen Functionen nicht Vorstellungen, sondern Gefühle, und zwar ästhetische Scheingefühle sind, und zweitens, wenn sie durch gemeinsame persönliche, familiäre oder nationale Erfahrungen und Erlebnisse eine relative Allgemeingültigkeit gewonnen haben (148, 174 Anm. 1).

Als fünfte Wirkung der Musik führt Lazarus eine allgemeine Veredelung, Erhebung und Idealisirung unserer geistigen Atmosphäre an, welche aus jeder Art von Musik hervorgehen und von der scharfen und genauern Auffassung des besonderen Musikstücks und seiner bestimmten Bedeutung unabhängig sein soll (150—155). Man wird eine solche Idealisirung der allgemeinen geistigen Stimmung des Hörers doch nur von wirklich guter Musik jeder Art zugeben können, während frivole, lüsterne, gemein sinnliche und triviale Musik auf den ästhetischen Hörer ebenso verstimmend und auf ein niedrigeres Niveau herabdrückend wirkt, auch wenn sie in ihrer Art ausgezeichnet ist. Soweit aber eine solche allgemeine Gehobenheit der Stimmung durch Musik unabhängig von deren näherer concreter Bedeutung hervorgerufen wird, haben wir darin doch nur die allgemeinste „pathetische" Wirkung der Musik zu erkennen, die als solche außerhalb des ästhetischen Gebiets fällt, und erst dann mittelbar in dasselbe Eintritt gewinnt, wenn sie als dienendes Mittelglied zur symbolischen Apperception der allgemeinen kathartischen Macht der Kunst überhaupt und der Tonkunst insbesondere herabgesetzt wird. Jedenfalls gehört diese Wirkung zu der zweiten und dritten, ohne eine besondere fünfte Art für sich repräsentiren zu können.

Das Ergebniß der Lazarus'schen Analyse ist also, daß die musikalische Form durch den ihr eigenen formalschönen Eindruck dahin abzielt, den Hörer nicht bloß zur Perception der Form an sich, sondern auch zur symbolischen Apperception ihrer Bedeutung anzuregen, und daß dabei der letztere durch die an und für sich außerästhetische nervöspathetische und associative Wirkung der Tongebilde mehr oder weniger unterstützt wird. Die Tongebilde bilden nicht Gefühle ab, wie die bildende Kunst es thut, sie drücken auch nicht in der Weise Gefühle aus, wie die Sprache es thut, aber sie „bedeuten" Gefühle in demselben Sinne, wie die Geberden des Mimikers oder der im Bilde dargestellten Gestalt, oder die Beleuchtung in einer Abendlandschaft (172) dies thun, und sie „bedeuten" diese Gefühle nicht als conventionelles Zeichen derselben, sondern als unwillkürliche Nöthigung zu deren unbewußter symbolischer Apperception. Die Bestimmtheit des Inhalts, den die Tongebilde bedeuten, ist nicht quantitativ, sondern quali-

tativ von der Bestimmtheit desjenigen Inhalts verschieden, welchen die Sprache bedeutet; „für logisch unbestimmte Gedanken hat oft Musik die rechte Bestimmtheit", aber für die Sprache sind musikalische Gedanken allerdings zu unbestimmt (172).

Dies Alles klingt nun ganz, als ob es von einem idealistischen Aesthetiker gesagt wäre. Trotzdem widerruft Lazarus gleich darauf, daß die Tongebilde Gefühle „bedeuten" (178), daß sie das Unaussprechliche wirklich sagen und aussprechen (173), sondern zieht sich darauf zurück, daß sie nur ähnliche Gefühle wie jenes Unaussprechliche „erzeugen", oder durch nervöse Reize „erwecken" (173, 178, 179), ignorirt also die dritte, symbolische Wirkung zu Gunsten der zweiten, pathetischen. Sobald man aber die symbolische Wirkung, in welcher das reell hervorgerufene Gefühl zu Gunsten des „bedeuteten" ästhetischen Gefühlsgehalts ignorirt wird, selbst wieder ignorirt, und auf das beim ästhetischen Verhalten des Hörers praktisch und factisch zu ignorirende reelle (pathetische) Gefühl allein reflectirt, so scheint natürlich alle Gefühlswirkung *außerhalb* des ästhetischen Gebiets zu fallen, und für dieses *allein* die *formalistische* Wirkung übrig zu bleiben. In Wahrheit sind nur die Gefühle, welche wir vermittelst der unbeachtet bleibenden pathetischen Wirkungen aus den Tongebilden als deren Inhalt herausdeuten, ästhetisch in Betracht zu ziehen; sie aber sind als ein nach psychologischer Gesetzmäßigkeit vom Hörer hineingelegter, d. h. nothwendiger, allgemeiner und vom Componisten beabsichtigter Inhalt der wahre Zweck der formalen Tongebilde, ohne welchen die letzteren zum Unwerth *gedankenlos betrachteter* Arabesken herabsinken müßten (121, Anm.). Weil Lazarus reelle Gefühle und ästhetische Scheingefühle nicht zu unterscheiden weiß, und der Componist, wie leicht zu zeigen ist, nichts weniger beabsichtigt, als seine reellen Gefühle auszudrücken (177—178), so hält er die Ansicht für widerlegt, daß die Musik die Aufgabe habe, Gefühle auszudrücken. Aber in der That hat der Componist ideale ästhetische Scheingefühle auf Grund bestimmter Vorstellungen seiner Erinnerung oder Phantasie (157—158), z. B. die Phantasieanschauung von dem Schmerz einer Mutter um ihr verlorenes Kind (177), und diese idealen ästhetischen Scheingefühle will er in Tongebilden ausdrücken, oder was dasselbe ist, Tongebilde schaffen, welche nach psychologischer Gesetzmäßigkeit den Hörer zwingen, sie auf diesen Gefühlsinhalt (aber ohne Rücksicht auf die bestimmten Vorstellungen der Erinnerung oder Phantasie, welche ihr im Componisten zu Grunde lagen) zu deuten. Es ist also auch bei Lazarus eine offenbare Inconsequenz, ein unmotivirtes Wiederabfallen von dem durch die psychologische Analyse bereits errungenen Standpunkt der inhaltlichen Aesthetik, was ihm ermöglicht, dem Wortlaut nach auf dem formalistischen Standpunkt stehen zu bleiben und nur die unmittelbare formalistische Wirkung als ästhetische gelten zu lassen.

Unter den neuesten literarischen Erscheinungen, welche das vorliegende Problem behandeln, sind als einseitige Lösungsversuche Engel's „Aesthetik der Tonkunst" (1884) und Hausegger's „Die Musik als Ausdruck" (1885) hervorzuheben, von denen Ersterer den Inhalt der Musik für einen von der Poesie erborgten, Letzterer ihn für einen von der Mimik entlehnten ausgibt.

Engel hat vor andern Hegelianern den Vorzug reicher und eingehender musikalischer Erfahrung als Kritiker und Gesanglehrer voraus und war dadurch

in den Stand gesetzt, seiner keineswegs systematisch und erschöpfend angelegten Arbeit eine Menge belehrender und anregender Einzelheiten einzuverleiben. Da er den einzigen Weg zur Lösung der von Hanslick hervorgehobenen Schwierigkeiten, nämlich die Bestimmtheit der Gefühle durch unbewußte Vorstellungen, nicht sieht, so läßt er sich durch die Hanslick'schen Argumente allzusehr imponiren und gibt das ganze Gebiet der reinen Musik, d. h. der Instrumentalmusik, principiell dem ästhetischen Formalismus preis (S. 5). Dagegen sucht er dem ästhetischen Idealismus direct das Gebiet der Vocalmusik und indirect dasjenige der dem Gesange dienenden Instrumentalmusik zu retten, und zwar dadurch, daß er die mit der Musik verbundene Poesie für das „Innere" der Vocalmusik erklärt (S. 156). Er sucht also das Problem nicht durch eine allgemeingültige Ueberwindung der Hanslick'schen Einwürfe und eine tiefere Rechtfertigung des ästhetischen Idealismus, sondern durch Gebietstheilung zu lösen.

Engel geht mit Recht davon aus, daß es einseitig ist, an der Musik bloß das Ausdrucksmittel für Empfindungen zu betonen und das Formalistische und Architektonische gering zu schätzen (5); denn nur die Untersuchung der charakteristischen Physiognomie der formalen Elemente der Musik und ihrer formalen Verbindungen kann das Verständniß für die charakteristische Physiognomie und Ausdrucksfähigkeit eines ganzen Tonstücks erschließen. Deshalb geht er mit Recht auf die Charakteristik des Taktes, des Tempos, der Höhe und Tiefe, der Consonanz und Dissonanz, der Accordarten, der Tongeschlechter, und auf die Verbindungen dieser Elemente ein und bringt dabei viele schätzbare Untersuchungen (43—50, 104, 112—114).

Mit Helmholtz erbaut er die Harmonik auf der reinen (nicht wie Herbart auf der temperirten) Stimmung (289—328), und die Untersuchungen über den Einfluß der temperirten Stimmung auf die musikalische Composition, wie er sie in seiner Schrift über „das 53stufige Harmonium" niedergelegt hat, gehören zu den feinsten und saubersten, aber auch schwerverständlichsten Leistungen der bisherigen musiktheoretischen Literatur. Gegen Helmholtz aber vertritt er den positiven Charakter der psychischen ästhetischen Eindrücke und widerlegt mit schlagenden Erfahrungsthatsachen die physiologische Theorie, wonach das musikalische Gefallen nur ein negatives, durch Abwesenheit von Schwebungen bedingtes, das Mißfallen aber den vorhandenen Schwebungen proportional sein soll (306—319). Am nächsten steht er der Theorie Hauptmann's, wenngleich er wesentliche Modificationen an derselben für nöthig hält (319—322, 15—33); freilich bleibt auf diesem Gebiet noch das Beste zu thun übrig, da durch alle bisherigen Versuche die entscheidenden Probleme (z. B. die Nothwendigkeit bestimmter Auflösungen des Dominantseptimen-Accordes) nicht gelöst sind.

Während die physiologische Ansicht von Helmholtz den geistigen Einheitstrieb nur für die höheren Ziele der Kunst als maßgebend betrachtet, für Intervalle und Accordverbindungen dagegen die bloße Beschaffenheit des Ohrs und die Abwehr der physischen Unlust als bedingend anerkennt, sucht Engel auch im bloß sinnlichen Element des Hörbaren die Begründung des musikalischen Gefallens in der Befriedigung des geistigen Triebes, das Mannigfaltige einheitlich zu begreifen (5). Die Tonhöhe, der Tonklang, die Arten der Consonanz u. s. w. sind unbewußt wirkende Rhythmen, gerade so wie der Tact ein bewußt wir-

kender Rhythmus ist, und die Zurückführung der musikalischen Regeln und Gesetze auf diese unbewußte Rhythmik der Elementarbestandtheile enthüllt ihre unbewußte Vernünftigkeit (37). „Symmetrie des bewußten Rhythmus und Symmetrie des unbewußten Rhythmus in den Verhältnissen der Tonhöhe, und die Entwicklung aller möglichen Consequenzen dieses Grundprincips ist Musik" (265); das Wesen der Musik liegt in der Gestaltung des hörbaren Daseins durch den ordnenden Verstand (265), oder, da Alles auf den Rhythmus, d. h. die gegliederte Zeit zurückführt: „Musik ist vernünftig gegliederte reine Zeit" (39).

Diese Definition ist, wie Engel weiß, rein formalistisch (5); hätte die Musik keinen weiteren Inhalt, so wäre sie ein rein formalistischer „Zeitvertreib" (39). Wenn man in der „vernünftig gegliederten reinen Zeit" das Wesen der Musik, statt ihrer Form, erschöpft findet, so ist eigentlich die Frage nach dem Inhalt schon von vornherein durch Verneinung abgeschnitten. Denn jeder nun etwa noch aufzuzeigende Inhalt müßte der Musik außerwesentlich oder unwesentlich sein, d. h. wesentlich einer anderen Kunst angehören, sofern er doch noch ästhetisch sein soll. Dies ist denn auch Engel's Meinung, wenn er nach einem „anderweitigen" Inhalt fragt, welcher mit der Musik „in Verbindung zu bringen" wäre (50), wenn er davon spricht, daß, weil die verschiedenen Arten der künstlerischen Phantasie in einander spielen und weben, auch an der Tonphantasie sich die dichterische entzünden könne (42).

Es ist klar, daß die formalistische Kritik mit dieser Auskunft leichtes Spiel hat. Mag noch so sehr eine gewisse Art der Musik das Bedürfniß haben, sich mit Poesie zu verbinden, mag noch so sehr eine gewisse Art der Poesie das Bedürfniß haben, sich mit Musik zu verbinden, mag die Verbindung oder Mischung beider Künste noch so natürlich scheinen und ihr ästhetischer Werth noch so hoch stehen, so bleibt sie doch immer Mischung und das Ganze, was aus dieser Verbindung hervorgeht, ein Mischkunstwerk im Gegensatz zu den Werken einfacher, reiner, unvermischter Künste (78—79). Der Inhalt, den die dichterische Phantasie zum Tonkunstwerk hinzubringt, ist ein poetischer und kein musikalischer, und wenn das letztere keinen andern Inhalt hat als diesen, so hat es eben keinen eignen, musikalischen, nur einen fremden, erborgten Inhalt, ist also als Tonkunstwerk trotz aller Verbindung inhaltlos. Der ästhetische Formalismus ist damit für das musikalische Gebiet als solches als die allein berechtigte Theorie anerkannt, und diese Thatsache wird durch die Möglichkeit der Verbindung mit poetischem Inhalt gar nicht alterirt. Der musikalische „Zeitvertreib" würde dann wie ein ornamentaler Schmuck und Zierrath arabeskenartig das poetische Kunstwerk umschlingen, ähnlich wie die gehaltlosen Cadenzen, Fioriturен, Triller und Coloraturen der italienischen Vocalmusik die thematische Melodie umschlingen. Von einem inneren Zusammenhang von Musik und Dichtung könnte gar nicht die Rede sein, da ja die Musik von diesem Standpunkt aus betrachtet kein „Inneres" mehr hat, das mit dem Inneren der Dichtung sich decken oder in organischer Beziehung und Verwandtschaft stehen könnte; der Zusammenhang wäre dann nur ein äußerlicher, insofern einerseits gewisse Formen der Musik den Schlingpflanzen ähnlich zu wenig formelles Rückgrat hätten, um anders als durch Anranken an die Poesie vegetiren zu können, und andrerseits gewisse Arten

der Poesie, ähnlich gewissen Frauen, das Bedürfniß hätten, sich mit gehaltlosem Putz und Flitterkram zu zieren.

Solche Consequenzen sind nun aber durchaus nicht nach Engel's Sinn und sie müssen in seinen Augen den bei der principiellen Stellungnahme begangenen Fehler aufdecken. Darum bemüht sich Engel in den Ausführungen überall, die Einseitigkeit seiner principiellen Aufstellungen zu mildern und gelangt dabei schließlich dahin, dieselben unvermerkt aufzuheben, ähnlich wie es auch Schopenhauer und Hanslick gegangen war. Darum sind es hauptsächlich diese zum ästhetischen Idealismus zurückbiegenden näheren Ausführungen, durch welche sein Werk ein principielles Interesse beansprucht.

Alles Poetische ruht auf der Empfindung, auf dem Gefühlsgehalt der in Worte gefaßten Anschauungen, und nur die gleichgültige Vorstellung ist ganz unpoetisch (150). Aber je nachdem Vorstellen, Empfinden oder Wollen in ihrem Gehalt überwiegt, ist die Poesie episch, lyrisch oder dramatisch (149). Die Empfindung mit Schopenhauer dem Gebiet des Willens unterzuordnen trägt Engel nur deshalb Bedenken, weil bei schwachen passiven Naturen, oder im ermatteten Zustande, oder bei unwichtigen Dingen das Seelenleben auf der Stufe der Empfindung stehen bleibt, ohne zum Wollen zu gelangen (56); aber dann sind doch auch die Willensregungen als Begehrungen da, und nur nicht mächtig genug, um die entgegenstehenden Neigungen der Trägheit, Unschlüssigkeit u. s. w. zu überwinden und zur That zu drängen. „Nur insofern sie Empfindungen hervorrufen will, drängt die Poesie zur Musik" (157); das Epos fordert am wenigsten die Musik, die Lyrik am meisten, und das Drama nur insofern, als es die auf ihren Gipfelpunkt gelangten Empfindungen darstellt (69—70). Soll nun dieses Streben der Lyrik nach Verbindung mit Musik erklärbar sein, so ist dies doch nur unter der Bedingung möglich, daß die Musik dieselben oder verwandte Gefühle und Stimmungen mit anderen Mitteln ausdrückt wie die Poesie, so daß beide Künste sich zur Darstellung desselben Inhalts nach verschiedenen Seiten vereinigen. Dann muß aber auch die Musik, schon vor ihrer Vereinigung mit Poesie und ganz abgesehen von derselben, einen concreten Inhalt in der Darstellung menschlichen Seelenlebens besitzen, und insbesondere ein Spiegel der gefühlsmäßigen Seelenzustände sein (147).

Dies ist nun in der That Engel's eigentliche Meinung, wenngleich dieselbe im Widerspruch mit seinen Behauptungen steht, daß die Instrumentalmusik keine Empfindungen *darzustellen*, sondern höchstens gleich jeder anderen Kunst das eine Gefühl allgemeiner ästhetischer Befriedigung hervorzurufen habe (70), und daß der „anderweitige" Inhalt der Vocalmusik in der mit ihr verbundenen Poesie bestehe. Der größte Werth des Engel'schen Buches liegt gerade in dem Nachweis des Charakteristischen, durch welches die musikalischen Elemente und ihre Verbindungen die Möglichkeit besitzen, ebenso gut wie das dichterische Wort, wenn auch in anderer Weise, zum Spiegel von Seelenzuständen und Seelenvorgängen zu werden (147). Trefflich sind die Beispiele, in welchen Engel die Behauptung Hanslick's bekämpft, daß die größeren Tonkünstler dieselben Tonstücke zu dem verschiedensten und entgegengesetztesten Text gesetzt hätten (95—103); sehr gut ist ferner die Elementaranalyse eines Schubert'schen Liedes (360—366),

geradezu meisterhaft diejenige des Vorspiels zur Floreſtan-Arie auf ihren charakteriſtiſchen Inhalt (123—143). Wenn auch bei allen ſolchen Verſuchen die Einſicht feſtgehalten werden muß, daß die Sprache den muſikaliſchen Inhalt nicht beſchreiben, nur umſchreiben kann, und daß trotz aller abſtracten Beſtimmungen doch deſſen letzte und eigentlichſte concrete Beſtimmtheit etwas Unſagbares bleibt, ſo liegt doch in dieſen Analyſen die factiſche und unzweideutige Anerkennung, daß die Muſik als ſolche einen eigenthümlichen idealen Gehalt hat (148). Denn das Lied beſitzt auch für denjenigen noch einen ganz concreten Gefühlsgehalt, der es zum erſten Mal von Inſtrumenten vortragen hört und ſeinen Text gar nicht kennt, und das Orcheſtervorſpiel zu einer Arie iſt und bleibt reine Inſtrumentalmuſik, wenn es auch als Vorſpiel zur Vocalmuſik nicht mehr allein den Compoſitionsgeſetzen der reinen Inſtrumentalmuſik folgt, ſondern durch diejenigen der Vocalmuſik mit bedingt iſt.

Daß die rein formale Schönheit in der Inſtrumentalmuſik eine größere Rolle ſpielt als in der Vocalmuſik, wo ſie in höherem Grade als Ausdrucksmittel in den Dienſt des Charakteriſtiſchen getreten iſt, wird man Engel bereitwillig zugeben; aber es ſcheint unſtatthaft, dieſen graduellen Unterſchied zuerſt zu einem ausſchließenden Gegenſatz aufzubauſchen, um nachher denſelben im Widerſpruch mit ſich ſelbſt wieder zurücknehmen zu müſſen. Wenn der Entwicklungsgang jeder Kunſt den Fortgang vom formal Schönen zu ſteigenden Graden des charakteriſtiſch Schönen zeigt (284), wenn die Inſtrumentalmuſik vorzugsweiſe dadurch fortſchreitet, daß ſie die neben ihr gewonnene Ausbildung der Vocalmuſik auf höherer Stufe für ſich verwerthet (347), dann iſt es klar, daß und wie auch die Ausdrucksfähigkeit der reinen Muſik ſich im Fortgang der Entwicklung ſteigert. Aber ſelbſt auf den unterſten Stufen der Leier und Hirtenflöte iſt die Inſtrumentalmuſik ſchon charakteriſtiſch und eines mächtigen ſymboliſchen Ausdrucks fähig; ſie gewinnt denſelben nicht etwa erſt dadurch, ſondern ſie ſteigert ihn bloß dadurch, daß ſie die höhere Ausdrucksfähigkeit der einſeitig idealiſirten Sprachmimik des Geſanges nachahmend in ſich aufnimmt.

In allen Künſten handelt es ſich um Durchdringung von Begriff und Anſchauung, Idee und ſinnlicher Erſcheinung; in der Poeſie iſt die Sinnlichkeit, in den bildenden Künſten und der Muſik die Idee das dem andern Factor immanent Geſetzte (283). Zwiſchen den bildenden Künſten und der Poeſie bildet die Muſik die indifferente Mitte, weil in ihr die Materie zwar nicht mehr als eine beharrende geſetzt, aber auch der Geiſt noch nicht (mit Worten, an die das verſtehende Bewußtſein ſich halten kann) ausgeſprochen iſt (384, 265). In dieſen Anſichten Engel's iſt deutlich geſagt, daß die Muſik einen ihr eigenthümlichen idealen Inhalt beſitzt, nicht nur ebenſo gut wie die andern Künſte, ſondern beſſer als die bildenden Künſte, wenn auch nicht ſo gut wie die Poeſie. Dieſe Stufenfolge kann ich ebenſowenig zugeben wie die Immanenz der Sinnlichkeit in der Idee, welche Engel der Dichtkunſt zuſchreibt; da aber dieſe Fragen außerhalb des hier behandelten Gegenſtandes liegen, ſo genügt es, darauf hinzuweiſen, daß der ideale Gehalt der Kunſt für alle Kunſtwerke derſelbe iſt, aber in jeder einzelnen Kunſt ſich unvollſtändig, weil einſeitig, offenbart, und daß die Poeſie nicht das Recht hat, das menſchliche Seelenleben ganz und gar für ſich allein gleich-

sam im Voraus mit Beschlag zu belegen, um nachträglich erst den andern Künsten etwas von „ihrem" Inhalt leihweise zu überlassen. Alle Künste haben das gleiche Recht, das menschliche Seelenleben ohne weitere Vermittlung zu ihrem Inhalt zu nehmen und es von der ihnen erreichbaren Seite darzustellen. Am wenigsten hat die Musik es nöthig, bei der Poesie auf Borg zu gehen, da sie durch die Tiefe ihrer Innerlichkeit in gewissem Sinne die Urkunst, das sinnliche Gegenbild des Logisch-Metaphysischen ist, in naher Verwandtschaft mit der Religion steht, und dem für sie Veranlagten das höchste Lebensglück gewährt (404—405).

Wenn Engel die Ausdrucksfähigkeit der Musik wesentlich als eine durch die Verbindung mit der Poesie vermittelte auffaßt, so läßt F. von Hausegger dieselbe in ähnlicher Weise eine Anleihe bei der Mimik machen („Die Musik als Ausdruck". Wien 1885). Beide haben darin Recht, daß der Gesang in gewissem Sinne idealisirte Rede, und die Instrumentalmelodie bis zu einem gewissen Grade imitirte Gesangsmelodie ist. Während Engel mehr den Einfluß des poetischen Inhalts der Sprache betont, legt Hausegger den Nachdruck auf die mimische Seite der Rede, auf die Lautgeberde und auf den Rhythmus der mit der Lautgeberde unwillkürlich associirten Körpergeberden, und weist mit Recht auf den Einfluß der im Tanze rhythmisirten Körpergeberde auf die Entwicklung der Instrumentalmusik hin. In der That sind Liedweise und Tanzweise die beiden Angelpunkte, um welche die gesammte Musik sich dreht und welche ebenso in Wechselwirkung mit einander stehen, wie Vocalmusik und Instrumentalmusik. Es ist ganz richtig, daß die Musik ohne diese Wechselwirkung mit Poesie, declamatorischem Vortrag und Tanz niemals dasjenige hätte werden können, was sie heute ist; aber daraus folgt doch nicht, daß ihr Inhalt und ihre Ausdrucksfähigkeit für diesen Inhalt ein von jenen außermusikalischen Ausdrucksmitteln erborgter sei.

Schon der Tanzrhythmus ist ein der Mimik als solchen fremdes, zur mimischen Ausdrucksfähigkeit hinzutretendes, an und für sich bloß formal-schönes Element, mithin ein ursprüngliches Element, welches die Musik nicht erst aus dem Tanze zu entlehnen braucht, sondern das in beiden spontan und coordinirt sich entwickelt. Den zweigliedrigen Rhythmus mit Hausegger von der symmetrischen Zweitheilung des Athemholens, des Körpers und der Körpergeberden abzuleiten (S. 132—133), erscheint als gesuchte Künstelei Angesichts der Thatsache, daß für den gleichberechtigten dreigliedrigen Rhythmus eine ähnliche körperliche Anknüpfung fehlt. Die Ausdrucksfähigkeit des Tempos ausschließlich daraus abzuleiten, daß jedes Tempo Stimmungen und Affekte anzeigt, bei denen die Schnelligkeit des Herzschlags der musikalischen Metronombezeichnung entspricht (139, 163), ist ebenfalls eine Uebertreibung, die sich durch eine unnütze Gebietsbeschränkung des musikalischen Ausdrucksvermögens rächt. Der Ausdrucksfähigkeit der Harmonie wird Hausegger am wenigsten gerecht, wenn er ihre Bedeutung auf die Ermöglichung der Modulation und diese auf die Verlegung des Grundtones als des relativen Mitteltones der menschlichen Stimme in dem jeweilig auszudrückenden Affect reducirt (S. 108—109); denn damit wird die Wirkung sowohl der verschiedenen Lagen desselben Accordes als auch der harmonischen

Fortschreitungen und Auflösungen innerhalb derselben Tonart zu einer rein formalistischen herabgesetzt und ihre Ausdrucksfähigkeit geleugnet.

Am ehesten scheint die Hauseggersche Erklärung noch auf die Führung der Melodie zu passen; die Ansicht, daß der Gegenstand oder das Vorbild der musikalischen „Nachahmung" die mit Lautäußerungen verbundenen Ausdrucksgeberden der Menschen seien (179) ist nur eine Erweiterung der Kirchmann'schen Ansicht, nach welcher die Musik idealisirte Nachahmung der menschlichen Stimmmodulation bei Affecten sein soll. Aber auch hier bei der Melodie genügt es nicht, die Richtung der Idealisirung der instinctiven Lautgeberde einerseits durch die formalschöne Rücksicht auf die Bedürfnisse des aufnehmenden Gehörorgans und andrerseits durch die technische Rücksicht auf die Leichtigkeit der Hervorbringung durch das ausführende Stimmorgan vorzeichnen zu lassen (134). Dies alles sind nur mitwirkende Factoren, welche den eigentlichen Kern der Ausdrucksfähigkeit der Melodie ebenso wenig berühren, als die Berufung auf die veränderte Stimmlage des Grundtons bei einer Modulation deren Gefühlscharakter erklärlich macht. Eine ausdrucksvolle Melodie sagt wirklich etwas, und zwar gibt sie in jeder ihrer Wendungen einen andern Gefühlsinhalt, aus denen allen ihr Gesammtinhalt sich zusammensetzt. Wenn diese Ausdrucksfähigkeit weder durch die physikalischen Verhältnisse der Klänge, noch durch die physiologischen Verhältnisse des Ohrs und Stimmorgans genügend erklärt wird, so ist es besser, unsere Unkenntniß in Betreff der natürlichen Vermittlung dieser Ausdrucksfähigkeit offen einzugestehen, als entweder um dieser unsrer Unwissenheit willen die Ausdrucksfähigkeit der Musik selbst zu leugnen, oder zur Beschönigung unsrer Unwissenheit die bisherigen unzulänglichen Erklärungsversuche für ausreichend und erschöpfend auszugeben und damit in beiden Fällen den theoretischen Kunstwerth der Musik gegen die Wirklichkeit herabzusetzen.

Es kann nicht versucht werden, in engerem Rahmen als dem eines Buches eine einigermaßen vollständige Uebersicht des Entwicklungsganges zu geben, welchen die Aesthetik der Tonkunst bis zur Gegenwart durchgemacht hat. Es kam hier nur darauf an, einige besonders charakteristische und lehrreiche Stufen herauszuheben und an ihnen zu zeigen, daß bisher jeder Versuch, das Princip des ästhetischen Idealismus zu verlassen, in der Musikästhetik zu seiner Selbstaufhebung geführt hat. Es ist daraus zu schließen, daß die Mängel, welche den bisherigen idealistischen Musikästhetikern anhaften, durch Läuterung und Vertiefung des idealistischen Princips selbst, nicht aber durch Verlassen desselben überwunden werden müssen und können.

Die Arbeiterbewegung in Berlin.

Ihre Organisation und ihre Führer.

Von

Franz Holzerland.

Eine Massenversammlung der Socialdemokraten, wie sie Berlin bis dahin nicht gesehen, fand am 10. Januar 1877, dem Tage der Reichstagswahlen, auf Tivoli statt. Der lang hingestreckte Saal war Anfangs nur mäßig gefüllt; eine erwartungsvolle Ruhe lagerte über den Erschienenen. Aber immer neue Schaaren kamen heran; lautlos eilten Boten von dem einen Tisch zum anderen; hier saßen emsig rechnende Männer; das socialistische Centralwahlcomité war in voller Arbeit, um das Wahlresultat festzustellen. Der Saal konnte schließlich die Menge nicht mehr fassen; draußen auf dem Plateau standen Tausende. Da mit einem Mal drangen stürmische Hurrahrufe aus dem Saal, die sich weiter und weiter fortpflanzten und immer wieder erneuerten. Die Berliner Socialdemokratie hatte in zwei von den sechs Wahlkreisen gesiegt, in einem dritten stand sie zur Stichwahl, und in zwei anderen gaben ihre Stimmen den Ausschlag. Berlin hatte zum ersten Male den Massenschritt der Arbeiterbataillone vernommen; mit dreißig Bataillonen, in Stärke von 31,522 Mann, war die Socialdemokratie an die Wahlurne getreten. „Mit Berlin wird die Bewegung unwiderstehlich," hatte Lassalle einst seinen Zuhörern zugerufen, und gewaltig war die Socialdemokratie in Berlin gewachsen; 1871 nur 2058 Stimmen, zählte sie 1874 schon 11,279, und 1877 war sie mit 31,522 Stimmen dicht herangerückt an die einst so mächtige Fortschrittspartei, die es nur auf 32,176 Stimmen gebracht hatte.

Die Massen auf Tivoli fühlten sich an jenem Abend zum ersten Mal als Macht; trotzig und gewaltig brausten die Klänge der Audorff'schen Marseillaise vom Plateau herunter. Da erschien, wie ein Herrscher begrüßt, der Eine der Gewählten des Volkes: der Cigarrenarbeiter Fritzsche, eine hoch aufgeschossene Erscheinung mit langem, weißem Bart und wallendem, weißem Haupthaar. Fritzsche war das echte und rechte Prototyp der Berliner Socialdemokraten. Er, der als Kind und Knabe das armseligste Leben in Hunger und Entbehrung durchgemacht, der nur eine Armenschule besuchen konnte, war mit 10,769 Stimmen,

einer bis dahin unerhörten Zahl, in der Stadt der Intelligenz zum Reichstagsabgeordneten gewählt worden.

Diesem Gedanken verlieh Fritzsche Ausdruck; in einer Ansprache an seine Getreuen erklärte er: „heute ist die Socialdemokratie ein ausschlaggebender Factor, eine Macht im politischen Leben Berlins geworden, von heute ab wird Niemand mehr wagen, die Socialdemokratie nicht ernst zu nehmen."

Fritzsche hat Recht gehabt; von jenem Tage an hatten die Arbeiter Berlins sich in ihrer Mehrheit von der Fortschrittspartei abgewandt und waren der Fahne Lassalle's gefolgt.

Aber die Liebe zum „socialdemokratischen Evangelium" zu bethätigen, wie Hasselmann sich auszudrücken pflegte, war freilich 1878 und in den nächstfolgenden Jahren für die Arbeiter nicht nur nicht eine schwere, sondern auch eine verhängnißvolle Aufgabe. Am 3. Januar 1878 hielt der Hofprediger Stöcker im Saale des „Eiskellers" seine Erstlingsrede gegen die Socialdemokraten, die von Johann Most nicht ungeschickt parirt wurde. Most und Stöcker standen sich in den nächsten Tagen noch oft in den stürmischsten Versammlungen gegenüber. Was die Führer der Socialdemokraten gefürchtet hatten, trat nicht ein; Stöcker sammelte wohl zahlreiche Anhänger um sich, aber nicht aus den Reihen des eigentlichen Arbeiterstandes, sondern der Handwerksmeister. Nach den Attentaten kämpfte die Socialdemokratie am 30. Juli 1878 um ihre Existenz. In diesem Kampfe, der unter der Parole: „Wider die Socialdemokraten" hier in Berlin am schärfsten gefochten wurde, büßte sie zwar ein Mandat ein; aber ihre Stimmenzahl stieg von 31,522 auf 56,147. Das Socialistengesetz wurde erlassen, die socialdemokratischen Blätter wurden unterdrückt, die Vereine aufgelöst, und den socialdemokratischen Versammlungen, von denen wenige Monate vorher die Arbeiterquartiere widerhallten, ein Ende gemacht. Die socialdemokratischen Führer trafen alle Anstalten, um neue Vereinigungspunkte und Anknüpfungen zu finden. Man hatte den Stadtverordnetenwahlen früher nicht die geringste Aufmerksamkeit geschenkt; man wollte sich an denselben nicht betheiligen, weil man glaubte, daß jede Betheiligung eine Anerkennung des Dreiklassenwahlsystems bedeute. Diese Scrupel wurden des Zweckes willen außer Acht gelassen, und 1878 stellten die Socialdemokraten zum ersten Mal in Berlin eigene Candidaten für die Stadtverordnetenversammlung auf, um am 19. November, dem Tage der Wahlen, ein glänzendes Fiasco zu erleben. Die socialdemokratischen Stimmen fielen gar nicht ins Gewicht; Fritzsche erlangte in einem Arbeiterbezirke nur 353 Stimmen, der liberale Candidat, Stadtverordneter Gericke I, dagegen 1146 Stimmen.

Der kleine Belagerungszustand wurde über Berlin verhängt, und am 29. November erhielten vierzig der hervorragendsten Socialdemokraten das Ausweisungsdecret. Zu den Ausgewiesenen gehörten die Abgeordneten Fritzsche und Hasselmann, letzterer erst wenige Wochen vorher, nach Unterdrückung seines Blattes in Elberfeld, von dort nach Berlin gekommen.

Am 1. December 1878 verließen die meisten der Ausgewiesenen Berlin. Für die Berliner Socialdemokratie begann eine trübe Zeit. Die Ausweisungen hatten jähen Schreck hervorgerufen, viele Parteigenossen fürchteten das Schicksal

der „exilirten Brüder“. In den socialdemokratischen Kneipen wurde es leer, alte Gesinnungsgenossen gingen sich scheu aus dem Wege. Erst nach Wochen gelang es, die Sammlungen für die Frauen und Kinder der Ausgewiesenen ins Werk zu setzen; diese Neuorganisation der Partei aber wurde sofort zerstört, auch die eben ernannten Vertrauensmänner erhielten die Ausweisungsordre. Die Polizei mußte damals genaue Kenntniß von den inneren Vorgängen in der Partei haben; während der Verhandlungen des Chemnitzer Processes ist von Bebel die Behauptung aufgestellt worden, daß eine Anzahl Personen als gemeingefährlich aus Berlin ausgewiesen seien, die von den eigenen Parteigenossen beschuldigt wurden, im Dienste der Polizei zu stehen oder gestanden zu haben.

Unter diesen Umständen und da jeder neue Ansatz zur Bildung einer Organisation durch Ausweisungen sofort vernichtet wurde, blieb die Partei in den Jahren 1879 und 1880 vollständig unthätig; kleinere Arbeitseinstellungen der Tischler und Vergolder ließen die größeren Arbeitermassen unberührt.

Erst im Jahre 1881 setzte die socialdemokratische Bewegung wieder ein, wenngleich sie in einem anderen Gewand auftrat; die Gewerkschafts-Bewegung nahm ihren Anfang, die ersten Fachvereine in Berlin wurden gegründet. Heute gibt es in Deutschland keinen industriereichen Ort, in dem nicht wenigstens ein Fachverein besteht; Berlin hat deren 78, Hamburg 41, die Gesammtzahl mag sich auf mehr als 1000 mit 60000 Mitgliedern belaufen. Die Fachvereine sollen sich angeblich von politischen Tendenzen fern halten und in erster Linie den Zweck verfolgen, die Mitglieder des betreffenden Fachs oder Gewerkes moralisch und pecuniär zu heben. Die Forderungen, welche von den Fachvereinen 1881 gestellt wurden, waren etwa folgende: Beseitigung der Kinderarbeit, Beschränkung der Frauenarbeit, Abschaffung der Sonntagsarbeit, Einführung eines Normal- oder Maximal-Arbeitstages von 10 Stunden: im Großen und Ganzen dieselben Postulate, wie sie 1885 in dem Arbeiterschutzgesetz der socialdemokratischen Fraction niedergelegt sind. In den Fachvereinen sammelten sich hier in Berlin bald die rührigsten und redegewandtesten Elemente, und bei den Lohnbewegungen und Strikes der Jahre 1884 und 1885 waren sie die Stützpunkte der Strikenden. Aber im Jahre 1881 war die Fachvereinsbewegung noch ziemlich bedeutungslos; denn, abgesehen von der geringen Festigkeit der Organisation, fehlte es auch an dem nothwendigsten Mittel, um den Kampf gegen das Capital aufnehmen zu können, nämlich am Capital selbst. Aber schon damals, 1881, traten diejenigen Männer, die heute noch in der Berliner Arbeiterwelt eine Rolle spielen, an die Spitze der Bewegung.

Die Polizei schien sie mit nicht ungünstigen Augen anzusehen; alle Fachvereins-Versammlungen konnten ungehindert tagen, wogegen die Abhaltung von Volksversammlungen, deren man so nothwendig bedurfte — denn man stand kurz vor den Reichstagswahlen 1881 — fast ganz unmöglich war. Die geringste Anspielung in einer Versammlung, daß man einen Socialdemokraten wählen würde, konnte verhängnißvoll werden. Der Cigarrenarbeiter Stahl hatte in einer Versammlung erklärt, daß er Hasenclever seine Stimme geben wolle; wenige Tage darauf mußte er auf Grund des Ausweisungsdecrets Berlin verlassen.

Um diese Zeit hatten die ehemals ausgewiesenen Socialdemokraten Finn und Körner vom Polizei-Präsidium die Erlaubniß erhalten, nach Berlin zurückkehren zu dürfen. Machte diese Maßnahme die Arbeiter schon stutzig, so wurden sie es noch mehr, als sich Finn und Körner anschickten, eine neue Partei, die „sociale Arbeiterpartei", zu gründen. Mit dieser Partei kam es jedoch nicht weit; Finn und Körner wurden in den von ihnen einberufenen und polizeilich gestatteten Volksversammlungen von den in Schaaren herbeigeeilten Socialdemokraten als Abtrünnige behandelt, die von der Polizei gekauft wären, um die Arbeiter von den alten Führern abzuziehen.

Da Finn und Körner nur Hohn und Spott ernteten und die von ihnen einberufenen Volksversammlungen immer mehr ausarteten, so verbot schließlich die Polizei jene Veranstaltungen, Finn und Körner verschwanden, und den Socialdemokraten war auch diese Möglichkeit genommen, in fremden Versammlungen für ihre eigenen Ideen Propaganda zu machen.

Mit großen Hoffnungen waren also die Socialdemokraten damals nicht in die Wahl getreten; es hatte unendliche Schwierigkeiten gemacht, den nothwendigsten Wahlapparat herzustellen, die Zettelvertheiler und Vertrauensmänner in genügender Anzahl zu finden. Versammlungen konnte man, wie gesagt, nicht abhalten; Besprechungen aber waren dringend nothwendig; man war daher gezwungen, andere Zusammenkünfte zu veranstalten, und die Landpartien mußten die Versammlungen ersetzen. Freilich wurden dieselben nicht, wie jetzt, in dem socialpolitischen Moniteur, dem „Volksblatt", angekündigt: bei Nacht und Nebel, meistens am Sonnabend, zog man in kleinen Gruppen aus den einzelnen Thoren heraus, man traf sich häufig in der Umgegend von Cöpenick, selten im Grunewald. Oft aber auch hatte die Polizei Wind bekommen, den einzelnen Trupps folgten die „Geheimen" und das Rendezvous konnte nicht stattfinden. Man griff zu einem alten, abgenutzten Kniff, der merkwürdiger Weise immer noch verfing. Die der Polizei notorisch bekanntesten Socialdemokraten, unverheirathete Leute, die bei einer Ausweisung nichts zu verlieren hatten, trafen sich ziemlich auffällig in Trupps am Sonnabend, die „Geheimen" hinterher; diese weit ab von dem Platz, wo die Genossen zur Berathung versammelt waren, zu führen, war die Aufgabe dieser socialdemokratischen Posten, und wirklich ward keine einzige der nächtlichen Zusammenkünfte der Socialdemokraten von der Polizei überrascht. Wie geheim auf diese Weise die Organisation vorbereitet war, zeigte sich aus dem Umstande, daß über den Namen des socialdemokratischen Candidaten im 3. Wahlkreise noch am Tage vor der Reichstagswahl 1881 das tiefste Dunkel herrschte; die verschiedensten Namen wurden genannt, nur nicht derjenige Liebknecht's, für den die Socialdemokraten stimmten und der 2452 Stimmen erhielt. Es zersplitterten sich keine hundert Stimmen. Die Socialdemokratie vermehrte in dem Wahlkampf von 1881, wenngleich ihre Stimmenzahl in ganz Deutschland herabsank, die Anzahl ihrer Reichstagsmandate von 9 auf 12. Diese unter dem Socialistengesetz errungenen Erfolge mußten selbstverständlich auch die Berliner Arbeiterwelt u neuer Thätigkeit anspornen, umsomehr, als die Wahlparole 1881 ganz anders gelautet hatte als 1878, damals: „Wider die Socialdemokratie" und diesmal:

„Für die Socialdemokratie". Das „Patrimonium der Enterbten" stand im Vordergrund des Wahlkampfes.

Hier nun setzte jene oben geschilderte Gewerkschaftsbewegung kräftig ein; die Seele derselben war Ferdinand Ewald, Vergoldergehilfe und später socialdemokratischer Stadtverordneter; ihm zur Seite stand der Putzer Dieterich und vor allen Dingen der Maurer Conrad. Auf Ewald's Veranlassung traten die Führer der Gewerkschaften oder Fachvereine zu einem Comité zusammen und man beschloß, in einer Collectivpetition den Reichstag um Einführung der bekannten Gewerkschaftsforderungen zu bitten. In dem Comité saßen Anfangs auch zwei Christlich-Sociale, die jene Forderungen guthießen. Große Versammlungen der Gewerkschaften, um Propaganda zu machen, fanden in unaufhörlicher Folge statt, meistens in der „alten Linde" am Cottbuser Thor; Ewald war fast immer Referent, Conrad Präsident. Die gewaltigste Versammlung in dieser Frage tagte auf Tivoli, und hier sprach sich auch Henrici für jene Collectivpetition aus.

Ferdinand Ewald hat, wie gesagt, das Vergolderhandwerk gelernt und bis vor etwa zwei Jahren dasselbe betrieben. Er galt als ein accurater und tüchtiger Arbeiter. Ewald's Beredsamkeit ist eine volksthümliche; von allem fremdartigen Beiwerk, mit dem sein späterer College in der Stadtverordneten-Versammlung, Goercki, seine Rede aufzuputzen pflegte, hielt er sich fern; sein breites Gesicht macht einen gutmüthigen, gesättigten Eindruck, sein Organ ist ungemein kräftig, klingt volltönig und warm. Der Aufbau seiner Rede ist klar und logisch, das Deutsch, das Ewald spricht, im Allgemeinen als correct zu bezeichnen, nur hier und da merkt man bei der Betonung eines Fremdwortes, daß Ewald eine höhere Schule nicht besucht hat. Er erinnert in seinem ganzen Auftreten mehr an einen Beamten als an einen socialdemokratischen Wortführer. Ewald, welcher Ausgangs der dreißiger Jahre steht, ist 1883 in die Stadtverordneten-Versammlung gewählt, hier aber nicht hervorgetreten. Er wurde auf Grund des Socialistengesetzes in Folge stürmischer Vorgänge in der Norddeutschen Brauerei aus Berlin ausgewiesen und betreibt augenblicklich in Brandenburg ein Cigarrengeschäft, das er mit einem Barbierladen verbunden hat. In Berlin hat er eine Filiale seines Cigarrengeschäfts errichtet.

Der Maurer Conrad, der ebenfalls wie Ewald auf Grund des Socialistengesetzes Berlin verlassen mußte, ist eine stattliche, fast imposant zu nennende Persönlichkeit mit langem, starkem Vollbart. Conrad's Fähigkeiten als Redner sind nicht groß; er spricht zwar logisch klar, aber ein ganz fehlerhaftes Deutsch. Ein Organ aber besitzt Conrad, so volltönend und kräftig, daß es selbst in den unruhigsten Volksversammlungen vernehmbar ist. Eine socialdemokratische Führerrolle auf lange Zeit zu spielen, ist nicht leicht; es liegt in dem Wesen der Socialdemokratie, daß Diejenigen, welche sich aus der großen Masse emporgearbeitet haben, leicht dem Neid ihrer Genossen anheimfallen. So erging es auch Ewald; dictatorische Führung wurde ihm zum Vorwurf gemacht, er sollte Personencultus mit sich treiben lassen u. s. w. Außerdem gerieth Ewald in den Verdacht des Antisemitismus, und dies beschleunigte seinen Sturz. Zwar versuchte er noch, um die Gewerkschaften näher

an einander zu schließen, eine Zeitung für dieselben zu schaffen. Die Mehrzahl der Fachvereine stand aber dem Projecte nicht günstig gegenüber, schließlich gab der Fachverein der Vergolder 1000 Mark her; die Zeitung erschien, das winzige Anlagecapital war bald ausgegeben, Hilfsquellen weiter nicht aufzutreiben, die ohne jegliche Vorbereitung ins Leben gerufene Zeitung ging nach wenigen Nummern ein und Ewald trat von seinem exponirten Posten für eine Zeit ab, tauchte in das frühere Dunkel wieder unter und sein Nachfolger wurde Friedrich Goercki, zu der Zeit Schlosser in einer Maschinenfabrik in der Naunynstraße.

Zuerst hervorgetreten ist Goercki in einer Bewegung, die mit der Socialdemokratie absolut Nichts zu thun hatte, deren Leiter aber anerkannte Führer der Socialdemokratie waren. Es war die Agitation der Handlungsgehilfen für Schließung der Geschäfte an den Sonntag-Nachmittagen, welche plötzlich so mächtig an Boden gewonnen hatte, daß die Petition, welche die betreffende Forderung näher formulirte, innerhalb weniger Tage 6000 Unterschriften fand. Die kaufmännischen Versammlungen, welche meistens im oberen Saal bei Buggenhagen abgehalten wurden, waren überfüllt und die Redner derselben schilderten die Lage der Handlungsgehilfen, namentlich in Materialwaarengeschäften, in den dunkelsten Farben. Durch eine später von der „freien Organisation junger Kaufleute" veranstaltete Enquête ist in der That festgestellt worden, daß mancher junge Kaufmann 16—17 Stunden täglich zu arbeiten hat und als Gegenleistung einen Lohn bezieht, der niedriger und schlechter als der eines qualificirten Arbeiters ist. Das kaufmännische Proletariat ließ seinen Nothschrei ertönen und, wie überall in solchen Fällen, glaubte die Socialdemokratie auch hier ein günstiges Operationsfeld zu finden, und in diesen Versammlungen war es, wie gesagt, wo Goercki zuerst die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich zog.

Goercki, welcher jetzt anfangs der dreißiger Jahre steht, ist der Sohn eines subalternen Beamten in Breslau, hat eine gute Schulbildung genossen und mehr Kenntnisse sich angeeignet, als zur Erlernung des Schlosserhandwerks gerade nothwendig sind. Dafür hat er aber auch in seinem ganzen Benehmen etwas Affectirtes, Eitles, und läßt in seiner fließenden Rede namentlich gern durchblicken, daß ihm das Lateinische nicht ganz unbekannt ist. Seinem Benehmen entspricht auch sein Aeußeres. Es läßt eher auf alles Andere, als auf einen Schlossergesellen schließen. Wenn man Goercki auf den socialdemokratischen Landpartien begegnet, glaubt man einen Stutzer von „Unter den Linden" in die Arbeitermassen versetzt zu sehen. Bei den Arbeitern hat er viel von seiner ehemaligen Beliebtheit verloren, seine Eitelkeit ist ihm vielfach vorgeworfen worden, man hielt es mit der Stellung eines Arbeiterführers nicht für vereinbar, Wein zu trinken, ein Jagdgewehr zu besitzen; man erklärte es dem socialdemokratischen Princip für widersprechend, wenn man sich für Vorträge an einem Abend eine Summe zahlen lasse, die mancher Arbeiter oft nur als Wochenlohn heimbringe, kurzum, man beneidete Goercki um seine jetzige behagliche Bourgeoisstellung als Cigarrenfabrikant. In der großen Miethskaserne am Cottbuser Thor, wo ehemals das alte Versammlungslocal der Socialdemokraten „die Linde" sich be-

funden, betreibt Goercki sein Geschäft; massenhaft sind in der ersten Zeit die Arbeiter in dasselbe geströmt, haben seine Kassen füllen helfen und ihm eine Losung von täglich über 100 Mark gebracht. Goercki's Kampfgenosse in der Agitation für die Sonntagsruhe war der Maschinenschlosser Liefländer, ebenfalls noch ein jüngerer Mann, der jedoch bereits drüben in Amerika gearbeitet und sich den Blick bedeutend erweitert hat. Gute nationalökonomische Kenntnisse, die er nicht ungeschickt an den Mann zu bringen weiß, stehen ihm zu Gebote, er hat in seiner Ausdrucksweise etwas Vorsichtiges, Tastendes; und darum ist er recht geeignet, Volksversammlungen zu präsidiren, wo die Eifersüchteleien zwischen den einzelnen Führern und Gruppen beigelegt werden sollen. Mit Goercki hat auch Liefländer seinem alten Metier den Rücken gekehrt, er ist in Dienst der Partei getreten und augenblicklich Redacteur beim „Volksblatt". Die eigentliche Seele der Agitation für die Sonntagsruhe unter den jungen Kaufleuten war Karl Rosenthal. Derselbe, Kaufmann und Agent, Ausgangs der zwanziger Jahre befindlich, von klarem, ruhigem Verstande, geschickt Resolutionen abzufassen und auch schriftstellerisch nicht unbeanlagt, suchte die energischsten Elemente der Bewegung zu sammeln und gründete den bereits genannten „Verein freier Organisation junger Kaufleute", der eine unermüdliche, wiewohl bis jetzt noch nicht sehr erfolgreiche Thätigkeit entfaltete. Rosenthal's Ausdrucksweise ist die eines gebildeten Mannes, wenngleich seine Rhetorik darunter leidet, daß sie sich in sehr engen Grenzen bewegt.

Kaum hatte die geschilderte Agitation ihre Zugkraft verloren, so begann die für die Communalwahlen. Die Auflösung der Stadtverordneten-Versammlung kam den Socialdemokraten sehr gelegen; sie hatten eine neue Operationsbasis, obgleich der Umstand, wenn nicht hindernd, so doch erschlaffend wirkte, daß anfangs ein einziger Mann — und dies war Goercki — wochenlang die Bewegung beherrschte. Erst nach und nach kamen andere rednerische Kräfte herbei. Das von Goercki für die Communalwahlen von 1883 formulirte Programm der „Arbeiterpartei" stellte im Großen und Ganzen folgende Punkte auf: Einführung des allgemeinen gleichen und directen Wahlrechts bei den Communalwahlen, Uebernahme der Pferdebahnen und Gasgesellschaften durch die Stadt, Reform der Miethssteuer, Verweigerung jeder Steuererhöhung bis die Miethssteuer reformirt ist, Steuerfreiheit der drei untersten Stufen ohne Verkümmerung ihrer politischen Rechte und Ablehnung jeder Anleihe, unter welchen Motiven dieselbe auch gefordert wird. Ein Ersatz für die aus diesen Reformen entstehenden Steuerausfälle ist in einer progressiven Einkommensteuer zu schaffen. Fast dieselben Forderungen befanden sich, mit Ausnahme der ersteren, im Programm der „Deutschen Bürgerpartei", gemeinsam war auch beiden Parteien der Haß gegen die liberale Majorität im „Rothen Haus", und darum reichten sich bei den Stichwahlen, wenn es gegen die Liberalen ging, beide Parteien die Hände. Die Arbeiterpartei hatte während dieser Zeit volle Freiheit der Action, alle ihre Versammlungen wurden gestattet und das Socialistengesetz schien nur noch auf dem Papiere zu stehen. Indessen erhielt „in der stärkeren Bewegung" Goercki bald rhetorischen Succurs in den Herren Kaufmann Paul Singer, Vergolder Ferdinand Ewald, der jetzt wieder an der Oberfläche erschien,

Medailleur O. Krohm, Modelltischler Franz Tutzauer, Tischlermeister Mitau und Schulz, Tischlergesellen Noeske und Herold, Clavierarbeiter Hencke und Gürtlermeister Kreutz. Alle diese Genannten wurden später, mit Ausnahme von Krohm, zu Stadtverordneten-Candidaten der Arbeiterpartei nominirt. Eine eigenthümliche Erscheinung war es, daß die Socialdemokraten die Majorität ihrer Candidaten aus den Reihen der Tischler nahmen.

Der interessanteste von den neuen socialistischen Arbeitercandidaten war Paul Singer, Mitinhaber der großen Damenmäntelfabrik Gebrüder Singer am Werder'schen Markt. Als die Candidatenrede Singer's, die erste Rede vor seinen Gesinnungsgenossen, in dem Versammlungslocal „Zur alten Linde" angekündigt war, begaben sich ungezählte Schaaren nach dem dunklen, dumpfen Saal. Man war neugierig zu erfahren, wer Singer war; ein reicher Confectionär und ein Socialdemokrat, das waren den Meisten zwei verschiedene Begriffe. Singer hatte freilich schon längst zur Partei gehört und pecuniär für dieselbe die größten Opfer gebracht. Sein Name, als der eines Menschenfreundes, der von wahrer Humanität getrieben segensreiche Institute, wie das „Asyl für Obdachlose", mitgeholfen hatte ins Leben zu rufen, war schon lange weiteren Kreisen bekannt geworden. Singer's erstes Auftreten war kein unglückliches; er sprach recht fließend und nicht schwunglos, sein volles Organ, das im fernsten Winkel des Saales vernommen wurde, trug wesentlich dazu bei, die anfangs kühl gestimmten Arbeiter zu gewinnen, sie überschütteten ihn schließlich mit Beifall, und nachdem namentlich Conrad warm für ihn eingetreten, wurde Singer für den sichersten Wahlbezirk, den zwölften, als Candidat der Arbeiterpartei proclamirt.

Paul Singer ist am 16. Januar 1844 in Berlin geboren, also jetzt 42 Jahre alt; von mittlerer untersetzter Statur, mit kurz geschorenem Bart; in seinem Auftreten hat er etwas Militärisches. Einmal hineingetrieben in die wilden Wogen der socialdemokratischen Agitation, gab es auch für Singer, einen so ruhigen Mann, kein Halt mehr; der Beifall der Menge schien ihm bald ein Bedürfniß zu sein, denn allabendlich verkündete er nun das socialdemokratische Programm, und mit ihm Mitau, Kreutz, Tutzauer und Krohm.

Oscar Krohm nimmt sich in den Arbeiterversammlungen etwas sonderbar aus; er erscheint nie ohne hohen Hut, eine Kopfbedeckung, der man in Arbeiterversammlungen sonst nicht zu begegnen pflegt. Der hagere Mann kleidet sich immer in Schwarz, er verfügt nur über eine etwas dünne Fistelstimme, ist aber vielleicht der gewandteste und schlagfertigste der Redner seiner Partei in Berlin. Die socialdemokratische Literatur hat er gründlich studirt, und wer mit ihm den Kampf aufnimmt, muß sehr gewappnet sein, sonst könnte er leicht den Kürzeren ziehen. Dabei könnte man seine Fechtart eine elegante nennen, und die Waffe, die er handhabt, im Gegensatz zu dem Küraſſierſäbel, welchen Ewald, Conrad und Mitan zu führen scheinen, mit dem leichten Stilet vergleichen. Franz Tutzauer hat schon seit Jahren in der Arbeiterwelt eine Rolle gespielt und namentlich durch den von ihm geleiteten Fachverein der Tischler den Versuch gemacht, für seine speciellen Gewerksgenossen eine Unfalls-Versicherung zu schaffen. Aber auch ihn zog zuerst die Communalwahlbewegung in das Licht einer größeren

Oeffentlichkeit. Tutzauer ist eine rechtschaffene, biedere Natur, ein Mann, der den Ernst und auch den Willen hat, den Arbeiterscharen zu helfen. Fast gegen alle Führer der Socialdemokratie sind die verschiedensten Verdächtigungen hinsichtlich ihrer Lauterkeit und der Ehrlichkeit ihrer Gesinnung erhoben worden; Tutzauer's Schild ist aber rein geblieben, kein Gegner in den eigenen Reihen ist ihm erstanden. Dem geraden Sinn Tutzauer's widersprach es auch, daß Goercki, der Einladung des Dr. Stolp aus Charlottenburg folgend, zum reactionären Handwerkertag in Hannover reiste und dort an den Debatten der Zünftler sich betheiligte. In der „Linde" griff Tutzauer seinen jetzigen Collegen Goercki deshalb scharf an, und letzterem gelang es nur dadurch den Unwillen der Versammlung zu beschwichtigen, daß er erklärte, die Zeitungsberichte gäben ein vollkommen falsches Bild von seinen Reden. Freilich konnte Niemand Herrn Goercki die uns mitgetheilte Thatsache ins Gesicht schleudern, daß er die von dem ihm eng befreundeten Berichterstatter verfaßten Berichte vor der Absendung gesehen und als correct bezeichnet hatte. Tutzauer steht wie Goercki im Anfang der dreißiger Jahre, ist eine hohe Gestalt mit röthlichem Bart und wie zum Flügelmann eines der socialdemokratischen Arbeiterbataillone geschaffen. Seine Rede ist klar und einfach, er verschmäht es, persönlich zu werden. Dieser Umstand und sein schlichtes bescheidenes Wesen haben Franz Tutzauer auch in den Reihen seiner Gegner in der Stadtverordneten-Versammlung manche Freunde gewonnen.

Tutzauer's Specialcollege, Herold, Tischler und Stadtverordneter, ist ein Mann in mittleren Jahren, ohne besondere Talente und bemerkenswerthe Vorzüge, ebenso wie Kreutz, der sein früheres Gürtlerhandwerk aufgegeben hat und jetzt Besitzer der dicht neben dem Goercki'schen Tabakladen belegenen Stehbierhalle „Zur Versöhnung" ist.

Um diese Führer gruppiren sich eine ganze Anzahl agitatorischer Kräfte, die aber in erster Linie ihr Augenmerk darauf richten, ihr bestimmtes Gewerbe zu haben und die Lohnbewegung in demselben zu leiten. Aus der unendlichen Reihe der Sprecher in den Gewerkschaftsversammlungen hoben sich bald hervor: Pfeifer bei den Schneidern, Miethe bei den Schlossern, Tobler bei den Schmieden, Günther bei den Maschinenbauern, Lücke und Cunow bei den Klempnern, Müller bei den Drechslern, Michelsen bei den Buchbindern, Dietrich bei den Putzern, Wilke, Behrend, Peter bei den Maurern, und Rödel, Stellmann, Lenz, Künzel bei der Lohncommission der Tischler.

In dem Communalwahlkampf 1883 errang die Socialdemokratie Erfolge, die sie nicht erwartet hatte; fünf Bezirke, sämmtlich im Osten gelegen, fielen ihr zu, und ihre fünf Erwählten, die numerisch gerade stark genug waren, um selbstständige Anträge stellen zu können, waren die Herren Singer, Tutzauer, Goercki, Herold und Ewald. Mit großen Erwartungen sahen die Arbeiter ihre Vertreter in das Rathhaus einziehen; den Arbeiter-Stadtverordneten erwuchs nun die Aufgabe, diese Erwartungen nicht zu täuschen. Darüber, ob die Anwesenheit der fünf Socialdemokraten im Stadtparlament von Nutzen gewesen ist, gehen die Ansichten weit auseinander; ein hervorragender liberaler Abgeordneter hat kürzlich behauptet, daß diese fünf Sitze der Arbeit verloren gegangen sind. Freilich haben die Socialdemokraten lange Reden gehalten und Anträge gestellt — wie

den Singer'schen um Vermehrung der Reichstagswahlkreise, die absolut keinen praktischen Zweck gehabt und deren Annahme nur den Magistrat und die Stadtverordneten-Versammlung in eine schiefe, sehr precäre Stellung zur Regierung gebracht hätte. Aber neben diesen unpraktischen, nur auf die Agitation in Volksversammlungen berechneten Anträgen haben sie doch auch manchen recht heilsamen, nützlichen Anstoß und manche gute Anregung gegeben. Von Tutzauer ist der Antrag auf Bildung der Gewerbeschiedsgerichte ausgegangen; die Stadtverordnetenversammlung hat ihn in Erwägung gezogen und die Frage ist in der That bei den heutigen vielen Streitigkeiten zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern eine brennende. In Nürnberg und Leipzig bestehen bereits solche Schiedsgerichte, die sehr segensreich gewirkt haben; ob aber in Berlin bei den viel verwickelteren Verhältnissen ähnliche Erfolge erzielt werden könnten, bleibt freilich abzuwarten. — Eine weitere Anregung von dieser Seite betraf die Frühzüge der Pferdebahn, wie sie, in den großen Industriecentren Amerikas, für einen ermäßigten Preis den Arbeiter die lange Strecke von seiner meistens in der äußeren Peripherie und den Vororten gelegenen Wohnung nach der Fabrik führen. Hier in Berlin liegen die Verhältnisse ähnlich, und die Einstellungen von Frühzügen für die Arbeiter sind hauptsächlich der Initiative der socialdemokratischen Stadtverordneten zu danken. Der Antrag trug den Namen Herold. Ferner sind die nächtlichen Obdachlosen im Arbeitshause zu Rummelsburg dem Stadtverordneten Singer dafür verpflichtet, daß die ihnen vom Magistrat zugedachte Wohlthat einer warmen Suppe am Morgen mehrere Monate früher gewährt wurde, als es damals in der Intention des Magistratsvertreters, des Stadtraths Mamroth, lag. Den Antrag auf Uebernahme der Sanitätswachen durch die Stadt haben ebenfalls die Socialdemokraten eingebracht, und schon seit mehreren Monaten sind sie bestrebt gewesen, dafür in Volksversammlungen Propaganda zu machen. Die Miethssteuer, die bekanntlich progressiv nach unten drückt, bedarf, wie allseitig zugegeben wird, dringend der Reform. Die socialdemokratischen Stadtverordneten behaupten, daß sie diese Frage, die einzuschlafen drohte, wieder in Fluß gebracht haben — ob mit Recht, mag dahin gestellt sein; jedoch ist es richtig, daß Stadtverordneter Singer der Commission Reformvorschläge wegen der Miethssteuer unterbreitet und erst vor Kurzem den Magistrat darüber interpellirt hat, in welchem Stadium sich die Angelegenheit befände. Ganz unfruchtbar ist also die Thätigkeit der Socialdemokraten in der Stadtverordneten-Versammlung nicht gewesen, und der Arbeit sind die fünf Sitze der Socialdemokraten nimmermehr verloren gegangen.

Bei den Vorbereitungen zu den Communalwahlen hatten die Socialdemokraten erkannt, welch' ungeheure Stütze die Bezirksvereine den Liberalen und die Deutschen Bürgervereine den Conservativen gewährten; es war natürlich, daß sie nunmehr darauf bedacht waren, sich eine ähnliche Handhabe zu schaffen, und nach Beendigung jener Wahlen ging man sofort an die Gründung der Arbeiterbezirksvereine. Man hatte zuerst die Absicht, nur sechs solcher Vereine ins Leben zu rufen; aber bald wuchs deren Zahl auf elf und man war im besten Zuge, die Stadt mit einem ganzen Netz derartiger Vereinigungen zu überziehen, als die Polizei der weiteren Ausbreitung ein Halt gebot, die bis da-

hin gegründeten Vereine aber ungehindert bestehen ließ. Mehrere Arbeiterbezirksvereine haben sich in den letzten Tagen wieder aufgelöst; weniger der Mangel an Betheiligung war hieran Schuld als der Umstand, daß man oft nicht wußte, wo man tagen sollte; denn den Socialdemokraten Unterkunft zu gewähren, kann immerhin für den Wirth eine mißliche Sache werden. Insgesammt werden die Arbeiterbezirksvereine etwa 5000 Mitglieder — die Elitetruppe der Socialdemokratie — zählen. Der stärkste Arbeiterbezirksverein ist der des Ostens; er wird etwa 1400 Mitglieder in seinen Listen haben. Das Beitrittsgeld kann natürlich nur ein geringes sein, es beträgt meistens 20 Pfg. pro Monat, im Ganzen also würden etwa 1000 Mark pro Monat zur Verfügung der Arbeiterbezirksvereine stehen. In denselben herrscht ein reges Leben; in der Wahl der Vorträge ist ein bunter Wechsel: für Politik sorgen Singer und Genossen; Rechtsanwälte, die mit der Socialdemokratie Fühlung haben, besprechen Fragen der Jurisprudenz; geschichtliche Vorträge werden von Privatgelehrten und etlichen Lehrern gehalten; auch eine große Anzahl Aerzte hat man als Redner gewonnen, die in populärer Weise Streifzüge in das namentlich von den Arbeitern noch so vernachlässigte Gebiet der Gesundheitspflege unternehmen. Auch für andere Unterhaltung sorgen die Arbeiterbezirksvereine; am Sonntag ist in einem größeren Saal „gemüthliches Zusammensein" mit Familie. Es geht hier harmlos und heiter zu; die musikalisch gebildeten Parteigenossen lassen sich auf dem Piano oder auf der Geige hören, es wird gesungen, getanzt, geredet und für die Socialdemokratie geworben. Im Sommer fehlt es selbstverständlich nicht an Landpartieen mit Damen; mit einem gewissen Stolz legen die jungen Mädchen die rothe Schleife an, rothe Nelken zieren das Knopfloch des Mannes, und selbst das kleinste Kind dient insofern als Demonstrationsobject, als sein Kleidchen von rother Farbe ist. Geräth ein Parteigenosse in Noth, sofort treten die Mitglieder des Vereins für ihn ein; Tellersammlungen werden veranstaltet, aus der Bezirkscasse ein Beitrag bewilligt; zu Weihnachten findet eine Bescherung von Vereinswegen für die Kinder statt und die Sammelbüchsen sind zu diesem Zwecke schon Wochen vor dem Feste in Circulation. Ganz ansehnliche Summen kommen zusammen, praktische Geschenke werden gekauft, und dem beschenkten Jungen blitzt vielleicht schon bei dem Anhören der Festrede der Gedanke durch den Kopf, daß die Socialdemokratie die einzige Partei sei, die ein Herz für die Armen habe.

Aber auch geschäftlich müssen die Mitglieder an einander geschlossen werden. Bebel hat einst im Reichstage die von den Socialdemokraten in Altona ausgegebene Parole: „Kauft nur bei Parteigenossen" perhorrescirt; aber trotzdem wird nach derselben gehandelt. So gibt zum Beispiel der Arbeiterbezirksverein für den Osten einen Kalender heraus; vorne das Kalendarium und hinten eine große Anzahl geschäftlicher Mittheilungen, aber nur solche von Mitgliedern des Vereins. Schneider, Schuhmacher, Tischler, Cigarrenfabrikanten empfehlen sich hier, für alle Bedürfnisse ist gesorgt; bei den Anzeigen von Restaurationen findet sich meistens die Bemerkung „Zahlstelle der eingeschriebenen Hilfskasse der Tischler, Maurer u. s. w. . . Alle gewerkschaftlichen Zeitungen liegen aus." Es gibt in Berlin eine lange Reihe von Kellerlocalen, niederen Restaurants, in

denen nur Parteigenossen verkehren. Hier befindet sich ein Local, das nur von Maurern, dort eins, das nur von Tischlern aufgesucht wird. Bei Strikes ist dies von eminenter Bedeutung; ist keine Zeit mehr, eine Versammlungsanzeige zu erlassen, so schickt man einfach nach den Localen und kann in wenigen Stunden überzeugt sein, daß alle Fachgenossen wissen: heute Abend wird in „Sanssouci" über den neuen Strike verhandelt.

Die Arbeiterbezirksvereine sind politische Vereine, und dürfen als solche nach dem Vereinsgesetz nicht in Verbindung mit einander treten; trotzdem müssen sie jedoch sehr enge Beziehungen unterhalten.

Bei allen Arbeiterbezirksvereinen erwacht immer an dem Sonntag, welcher entweder auf den 31. August fällt oder diesem Tage am nächsten liegt, das Bedürfniß, ins Freie zu ziehen, und zwar ohne Frauen, und merkwürdig, alle Arbeiterbezirksvereine streben demselben Ziele — nach Cöpenick-Grünau — zu. Man hat ein gemeinsames Rendez-vous, man feiert den Todestag des am 31. August 1864 gefallenen Ferdinand Lassalle. Alle Führer der hiesigen Socialdemokratie wohnen jedesmal dieser Demonstration bei, die sich als solche auch durch das Mitnehmen einer rothen Fahne charakterisirt. Die Ankündigungen zu dieser großen Landpartie erfolgten in den letzten Jahren regelmäßig durch das „Berliner Volksblatt, Organ der Interessen der Arbeiter", welches 1884 geschaffen worden ist. In den leitenden Kreisen der Socialdemokratie hatte man sich freilich der Erwägung nicht verschlossen, daß es ein sehr gewagtes Unternehmen sei, unter dem kleinen Belagerungszustand ein Parteiblatt erscheinen zu lassen; denn mit einer Unterdrückung desselben würde auch ein immerhin bedeutendes Capital vernichtet werden. Auf der anderen Seite jedoch wurde hervorgehoben, daß namentlich seit dem Jahre 1883 die Zügel des Socialistengesetzes sehr locker gehandhabt würden und der Versuch, ein socialistisches Blatt herauszugeben, müßte gemacht werden und zwar deshalb sehr schnell, weil nämlich plötzlich hier eine Zeitung, der „Volksfreund", aufgetaucht sei, die zwar in schärfster Weise das socialdemokratische Programm verfechte, dabei aber die heftigsten Angriffe gegen die socialdemokratischen Führer und deren internationalen Bestrebungen richte. Der „Volksfreund" fand sofort mehrere tausend Abonnenten unter den Arbeitern; die Sache schien den Führern der Socialdemokratie sehr bedenklich, und in Volksversammlungen wurden heftige Debatten darüber geführt, ob der „Volksfreund" ein Arbeiterblatt sei oder nicht. Während der Schriftsetzer Dolinsky, der einst in der socialdemokratischen Welt eine große Rolle gespielt hatte, den „Volksfreund" als ein wahres Arbeiterblatt hinstellte, warnten namentlich Goercki und Tutzauer vor „dem Wolf in Schafskleidern" und ließen in ihren Reden deutlich durchblicken, daß der „Volksfreund" ein Reptilienblatt sei, nur dazu geschaffen, einen Keil in die Arbeiterbewegung zu treiben. Die socialdemokratischen Stadtverordneten erließen schließlich eine Erklärung, in der sie betonten, daß sie keinerlei Beziehungen zum „Volksfreund" hätten. Mehrere Monate nach dem „Volksfreund" trat das „Volksblatt" und zwar gleich mit 6000 Abonnenten ins Leben; heute hat es deren circa 15,000. Bald entwickelte sich eine heftige Polemik zwischen „Volksblatt" und „Volksfreund"; die Abonnentenzahl des letzteren verringerte sich zusehends, so daß das

Blatt, das große pecuniäre Mittel verschlungen hatte, gezwungen war, sein Erscheinen einzustellen. Das „Volksblatt" hat in dem Herrn Cronheim einen nicht unbegabten Redacteur, der namentlich im Anfang die Klippen des Socialistengesetzes sehr geschickt zu umschiffen verstand. Heute ist das Blatt, welches zu seinen Mitarbeitern auch die socialdemokratischen Abgeordneten Bloß und Hasenclever zählt, aus seiner anfänglich beobachteten Reserve ziemlich stark hervorgetreten und als socialdemokratisches Parteiorgan sofort zu erkennen.

Außer dem „Volksblatt" sind auch hier die der Socialdemokratie dienenden, im Viereck'schen Verlage in München erscheinenden kleinen Arbeiterblätter „Harzer Tagespost", „Recht auf Arbeit", „Deutsches Wochenblatt" ziemlich stark verbreitet; sie mögen in etwa 2—3000 Exemplaren nach Berlin kommen. Das anerkannte Centralorgan der Socialdemokratie ist der in der schweizerischen Genossenschaftsdruckerei in Zürich erscheinende „Socialdemokrat", der auf Grund des Socialistengesetzes in Deutschland verboten ist, trotzdem aber in Berlin 4000 Abonnenten haben soll. Der „Socialdemokrat", welcher in erster Linie den internationalen Interessen der socialdemokratischen Fraction zu dienen bestimmt war, ist augenblicklich ein Parteiblatt der Herren Bebel, Liebknecht und v. Vollmar, also des radicalen Flügels in der Fraction, und wird von denselben dazu benutzt, die mehr gemäßigten und nationalgesinnten Elemente, wie die Abgeordneten Frohme und Viereck, zu warnen und anzugreifen. Die übrigen für die Socialdemokratie eintretenden Blätter, wie die „Hamburger Bürger-Zeitung", der „Bayrische Landesbote" in München, das Organ des Abg. v. Vollmar, und die „Fränkische Tagespost" in Nürnberg, das Organ des Abg. Grillenberger, werden in Berlin wenig gelesen; dagegen hat das socialdemokratische Witzblatt „Der wahre Jacob", herausgegeben von dem socialdemokratischen Abgeordneten Dietz in Stuttgart, etwa 500 Leser unter den Berliner Arbeitern. Die Gewerkschaften, speciell die der Maurer, Töpfer, Dachdecker und Zimmerer, haben ebenfalls ihr eigenes Organ, den hier in Berlin erscheinenden „Bauhandwerker", dessen Redacteur der aus dem letzten großen Strike der Maurer bekannte Baumeister Keßler ist. Die übrige Presse in Berlin steht der Socialdemokratie feindselig gegenüber, nur die „Berliner Zeitung" hat jetzt bei den Ergänzungswahlen für die Stadtverordneten-Versammlung indirect für die socialdemokratischen Candidaten Partei genommen.

Da also, wie oben erwähnt, die Ankündigungen zu den socialdemokratischen Landpartien durch das „Volksblatt" geschehen, so lag auf der Hand, daß wichtige Parteiangelegenheiten die Festtheilnehmer nicht beschäftigen würden; denn auf die polizeiliche Ueberwachung durfte man mit Bestimmtheit rechnen. Zu den zahlreichen „Grünen", den Gendarmen, gesellt sich noch ein ganzer Haufen „Geheimer". Dem geübten Auge der Socialdemokraten sind aber fast alle diese „Geheimen" bekannt, und es wird denselben, deren ganzes Auftreten nur zu leicht den Polizisten wittern läßt, wohl nie gelingen, Etwas von dem zu erfahren, was die Führer auf den Landpartien verhandeln und beschließen. Bei der letzten Lassalle-Feier in Cöpenick gelang es den Führern der Socialdemokraten, aus dem großen Haufen ihrer Parteigenossen sich ganz unbemerkt zu entfernen, zum Zwecke einer Berathung, wie es am nächsten Tage in allen Zeitungen zu lesen war.

Im vorigen Jahre fand im Grunewald, in der Nähe von Pichelswerder, eine geheime Zusammenkunft von etwa 1500 Socialdemokraten statt; alle Reichstagsabgeordneten der Fraction, mit Ausnahme Rittinghausen's, waren erschienen. Die Polizei hatte Wind bekommen und mehrere ihrer Agenten entsandt, die sich harmlos in die Menge zu mischen versuchten; aber man erkannte die fremden Vögel sofort, und diese zogen es schließlich vor, sich zu entfernen.

Auch in den großen socialdemokratischen Volksversammlungen findet sich immer eine beträchtliche Anzahl Criminalagenten ein; Kopf an Kopf steht die Menge gedrängt, aber die Vertrauensmänner haben sofort die Späher entdeckt, durch ein Kreuz von Kreide auf dem Rücken werden sie schnell gezeichnet, die Parteigenossen sind gewarnt, und nun beginnt öfters ein eigenartiges Treiben. Der „Geheime" ist umringt, er wird gestoßen, geschoben, gepreßt, man tritt ihm auf die Füße, so daß er froh ist, wenn die brausenden Hochs auf Singer und die Socialdemokratie ihm anzeigen, der Schluß der Versammlung sei gekommen. In dem siebenjährigen Krieg, den seit Erlaß des Socialistengesetzes die Polizei mit der Socialdemokratie führt, ist letztere meistens insofern die Siegerin geblieben, als die Behörde hinter keine der Delegirtenconferenzen im Grunewald kam und von den von Jahr zu Jahr sich steigernden Sendungen des „Socialdemokrat" aus Zürich und dessen Vertheilung, die systematisch vor sich geht, ohne die geringste Kenntniß zu sein scheint. Selbstverständlich wird dadurch das Vertrauen auf die Tüchtigkeit und die Spannkraft der Partei erhöht, wie die Parteigenossen gleichzeitig auch immer enger und fester sich aneinander schließen.

Aber noch einen mächtigen neuen Ring suchte man in diese Kette zu fügen und die rein materiellen Interessen zu verbinden, indem man nämlich das erste große Stück der Socialpolitik, das Reichsgesetz betreffend die Krankenversicherung der Arbeiter vom 15. Juni 1883, in den Dienst der Partei zu stellen unternahm. Als dieses Gesetz, welches den Cassenzwang, aber nicht Zwangscassen begründete und innerhalb des Zwanges die weitgehendste Freiheit verstattete, am 31. Mai 1883 mit der imposanten Majorität von 216 gegen 99 Stimmen angenommen wurde, hatten die Socialdemokraten zur Opposition gehört. Nun, da es am 1. December 1884 in Kraft trat, waren sie vor die Frage gestellt, für welche innerhalb des Gesetzes gestatteten Cassen sie sich entscheiden sollten. Bebel gab in seiner Rede die Parole aus: „freie centralisirte Hilfscassen", und sofort beeilte man sich allerorts, derselben nachzukommen. Begünstigt durch das Wohlwollen, welches die Hamburger Behörde den freien centralisirten Hilfscassen entgegen brachte, gelang es den dortigen Arbeitern, solche Cassen so schnell als möglich einzurichten. Damit war die Centralstelle gegeben, und nun galt es, überall Filialen zu gründen, wobei man selbstverständlich in erster Linie an Berlin dachte. Die socialdemokratischen Führer, namentlich Kreutz, Goercki, Laske, Michelsen, Müller, gaben sich denn auch die erdenklichste Mühe, die Berliner Arbeiter für die freien centralisirten Hilfscassen, deren Leitung überall in den Händen notorischer Socialdemokraten lag, zu gewinnen, aber mit nur geringem Erfolg. Hauptsächlich, oder wohl nur allein, war hieran der Umstand Schuld, daß es dem Magistrat der Stadt Berlin unter

Beibehaltung verschiedener Institutionen gelang, die Ausführung des Krankencassengesetzes in einer Weise zu ermöglichen, wie sie mustergültiger nicht gedacht und vortheilhafter und bequemer für die Arbeiter durch die von den Socialdemokraten geleiteten Cassenformen in Hamburg nicht gelöst werden konnte. Die Aufstellung dieses Organisationsplanes ist das Verdienst des Stadtsyndicus Eberty, das dadurch noch größer wird, daß die Socialdemokraten die mannigfachsten Anstrengungen machten, dies ohnehin so schwierige Werk zu vereiteln. Eine genaue Ermittlung der versicherungspflichtigen Personen war in unserer Stadt bei der riesig angeschwollenen Arbeiterbevölkerung ein Ding der Unmöglichkeit. Vom 1. Mai bis 1. December 1883 wurden nämlich 340,000 An- und Abmeldungen registrirt, und in einem Jahre 120,000 von außen zugehende und 90,000 nach außen Abziehende verzeichnet. Diese Schwankungen in Wohnung und Domicil betreffen aber vorzugsweise denjenigen Theil der Bevölkerung, welcher nach § 1 des in Rede stehenden Gesetzes versicherungspflichtig ist. Eine vom Magistrat zur Ausführung des Krankencassengesetzes unternommene Enquête ergab, daß von 22,644 meldepflichtigen Arbeitgebern nur 155,917 versicherungspflichtige Arbeitnehmer angegeben waren, eine Summe, um etwa 50,000 geringer, als die damalige Gesammtzahl der versicherungspflichtigen Personen wirklich betrug. Heute mag unsere Hauptstadt etwa 280,000 versicherungspflichtige Personen beherbergen. Es gelang dem Stadtsyndicus Eberty, die vor Erlaß des Krankencassengesetzes am Schluß des Jahres 1883 bestehenden Ortskrankencassen, welche damals 98,435 Mitglieder zählten, zu erhalten; der Versuch der Socialdemokraten, die zum Theil recht beträchtlichen Fonds — über eine Million Mark — der Ortskrankencassen in die neu zu begründenden freien Hilfscassen hinüberzunehmen, wurde vereitelt, und der socialdemokratische Ansturm verlief sich ziemlich spurlos in der das Verhalten des Magistrats betreffenden Interpellation des Stadtverordneten Singer vom 21. Februar 1884.

Mit dem Inkrafttreten des Krankencassengesetzes am 1. December 1884 erhielten die Ortskrankencassen selbstverständlich einen ganz enormen Zuwachs; am 15. Juni 1885 befanden sich in denselben 180,596 Personen, in den sieben Betriebscassen 15,703 und in den fünf Innungscassen 1259. Am 15. November betrug die Zahl der Mitglieder der Ortskrankencassen 194,757. In dem Gewerkskrankenverein schuf man einen Concentrationspunkt für die Ortskrankencassen, und dadurch konnte man deren Leistungen bedeutend steigern. Man ging dabei von der richtigen Voraussetzung aus, daß es hauptsächlich darauf ankomme, Personen, deren Vermögen wesentlich in ihrer durch Krankheit nicht beeinträchtigten Arbeitskraft besteht, die Störung oder Minderung der letzteren durch Krankheit so rasch, wohlfeil und sicher als möglich zu beseitigen. Zu diesem Zwecke wurde die Stadt mit den nächsten Vororten in 74 Medicinalbezirke eingetheilt, 75 Aerzte fungiren innerhalb derselben und außerdem stehen noch 53 Specialisten den Mitgliedern der Ortskrankencassen zur Verfügung.

Es gehörte deshalb, wie leicht erklärlich, gerade hier in Berlin unausgesetzte, unermüdliche Thätigkeit der socialdemokratischen Führer dazu, um für die freien Hilfscassen, zu denen, im Gegensatz zu den Ortskrankencassen, Beiträge nur die Arbeitnehmer entrichten, und die deshalb auch durchaus selbständig von den

letzteren verwaltet werden, Mitglieder zu erwerben. Heute mögen die freien Hilfscassen, trotzdem, daß sie im Allgemeinen höhere Krankengelder als die Ortskrankencassen gewähren, höchstens 50,000 Mitglieder zählen. Die zum 1. October erfolgten Kündigungen zum Uebertritt in die freien Hilfscassen haben im ganzen deutschen Reich und auch in Berlin den früher gefürchteten Umfang nicht angenommen; denn kurz vor dem Kündigungstermin wurde bekannt, daß einzelne, von den Socialdemokraten geleitete, freie Hilfscassen bereits mit financiellen Schwierigkeiten zu kämpfen hätten. Auch sie hatten nicht weniger als die Ortskrankencassen unter dem allgemeinen Uebelstand zu leiden, daß es noch nie so viel Kranke gegeben hat, als seit Erlaß des Krankencassengesetzes. Die Schaar der Simulanten war namentlich in großen Städten eine ganz gewaltige, und in socialdemokratischen Volksversammlungen hat es daher nicht an scharfen, aber ganz berechtigten Worten gegen dieselben gefehlt.

Von den einzelnen Gewerkschaften zeigten sich hinsichtlich des Beitritts zu den freien Hilfscassen, wie überhaupt immer, wenn es gilt, für die Socialdemokratie einzutreten, die Tischlergesellen am willfährigsten: gegen Ende des Jahres 1884 zählte ihre Hilfscasse 7261 Mitglieder. In der Ortskrankencasse der Tischler- und Stuhlmachergesellen befanden sich Ende November 1885 12,758 Mitglieder, so daß hiernach die Zahl aller Tischlergesellen in Berlin ca. 20,000 betragen würde. Die Führer der Tischlergesellenlohnbewegung, Rödel, Stellmann und Lenz, haben in diesem Jahre die Zahl ihrer Collegen in Berlin auf 17—18,000 geschätzt. Nächst den Tischlern zeigt sich die stärkste Betheiligung an den freien Hilfscassen unter den Maurern, Schneidern, Metallarbeitern und Buchdruckern; die entsprechenden Zahlen waren 3384, 2321, 4000 und 1846. Das Gewerk der Maurer ist, wie von Behrend und Genossen in den großen Strikeversammlungen dieses Jahres mitgetheilt wurde, in Berlin 15,000 Mann stark, eine Zahl, die auch annähernd durch Addition der Mitglieder der Ortskrankencasse (13,895) und der der freien Hilfscasse (3384) gefunden wird. Die Agitation für die freien Hilfscassen fiel in die Zeit kurz vor den Reichstagswahlen 1884; und wenn sie auch, wie ausgeführt, großen Erfolg gerade in Berlin nicht hatte, so rüttelte sie doch die Arbeitermassen gewaltig auf. Dazu kam, daß die damals wieder viel erörterten, auf Einführung der Sonntagsruhe, des Maximalarbeitstages und Beseitigung des Accordlohnes gerichteten Forderungen neuen Zündstoff in die Bewegung warfen: Strikes fachten die Flammen der Erregung an, stärkten das Solidaritätsgefühl der Arbeiter, und mit großer Siegeszuversicht schritt man am 28. October 1884 an die Wahlurnen. Es wurden an jenem Tage 68,535 socialdemokratische Stimmen in Berlin abgegeben; die höchste socialdemokratische Stimmenzahl vom Jahre 1878 hatte man um 12,000 überflügelt. Die Freisinnigen erhielten 71,000; die Antifortschrittler 56,028 Stimmen; in Procenten ausgedrückt hatten sich 34,7 Wähler für die Socialdemokratie, 35,9 für die Deutschfreisinnigen und 28,3 für die Antifortschrittler erklärt.

Im ersten Wahlkreis, zu dem das Centrum der Stadt, d. h. die Straßen um das Rathhaus, ferner die Linden, die obere Friedrichsstraße, die Leipzigerstraße, also jene großen Verkehrsadern, in denen sich Laden an Laden

reiht, sowie die obere Wilhelmstraße und die Dorotheenstadt mit ihren zahlreichen Bewohnern aus dem Beamtenstande gehören, ist die Socialdemokratie selbstverständlich am schwächsten; ihr Candidat v. Vollmar brachte es hier nur auf 821 Stimmen gegen 8428 freisinnige und 6754 conservative. Nur im 13., 14., 15. und 16. Wahlbezirke, den Straßen Friedrichsgracht und Fischerbrücke, ist die Socialdemokratie nicht ganz machtlos; dagegen hat sie, wie leicht erklärlich, in den zum ersten Wahlkreis gehörigen Bezirken, Unter den Linden, fast absolut keinen Boden. Die wenigsten Stimmen in ganz Berlin errang sie in der gesammten Dorotheenstadt[1]), in welcher nur 23 socialdemokratische Stimmen abgegeben wurden, während die Conservativen hier dominiren und 1353 Stimmen erhielten, welchen 1185 deutschfreisinnige gegenüberstehen.

Der zweite Wahlkreis, der sich vom Hippodrom bis zur Hasenhaide hinzieht, ist sehr verschiedenartig zusammengesetzt; denn zu ihm gehören nicht nur die ruhigen, vornehmen Straßen des Westens im Thiergarten, sondern auch die ganze Tempelhofer-Vorstadt mit ihren zum Theil von Miethskasernen flankirten Straßen. Die Socialdemokratie ist bereits im zweiten Wahlkreis zum ausschlaggebenden Factor geworden; 9282 Stimmen vereinigte sie hier auf ihren Candidaten, Franz Tutzauer, und dieses Anschwellen der socialdemokratischen Stimmen machte bekanntlich eine Stichwahl zwischen dem freisinnigen und dem conservativen Candidaten nothwendig. Die Friedrichsstraße, von der Französischenstraße anfangend bis zum Bellealliance-Platz, ist eine Burg der Deutschfreisinnigen, die Socialdemokratie ist hier am schwächsten in der Gegend der Kronen- und Mohrenstraße, wird aber immer stärker, je mehr man sich dem Halle'schen Thore nähert. Das Thiergartenviertel ist freisinnig, desgleichen sind es auch im Allgemeinen die Straßen vor dem Potsdamer-Thor; um den Dennewitz-Platz herum in der Gegend der Froben- und Schwerinstraße erhebt die Socialdemokratie schon ziemlich kühn das Haupt, in den Straßen aber hart am Tempelhofer Berg (Bergmannsstraße, Arndtstraße, Mittenwalderstraße) hat sie das Heft bereits in der Hand, in dem hier gelegenen 109. Wahlbezirk erhielt Tutzauer 459 Stimmen gegen 176 freisinnige und 225 conservative. Auch in den am Urban gelegenen Straßen, die nach dem vierten Wahlkreis, nach SO hinüberreichen, herrscht zum Theil die Socialdemokratie. — Der dritte Wahlkreis, im S, SO und SW gelegen und zum größten Theil aus der Luisenstadt diesseits des Canals gebildet, ist sehr zusammengezogen; er beherbergt den besser situirten Handwerkerstand, der im Allgemeinen trotz Innungsbestrebungen von der Sache der freisinnigen Partei noch nicht gewichen ist. Die Socialdemokratie brachte es hier auf 6344 Stimmen, während 9622 Stimmen auf den deutschfreisinnigen und 6721 auf den conservativen Candidaten fielen; Schulter an Schulter wohnt die Socialdemokratie hier nur in wenigen Bezirken, so in dem aus dem 79. Stadtbezirk gebildeten 129. Wahlbezirk (Elisabeth-Ufer — Kottbuser-Thor), wo der Socialdemokrat 283 Stimmen gegen 120 freisinnige und 101 conservative erhielt. Am dichtesten zusammengedrängt im dritten Wahlkreise ist die Socialdemokratie in der Britzer- und Admiralstraße; die hier gelegenen 143. und 144. Wahlbezirke wiesen

[1]) Siehe Statistik der Wahlen in Berlin von Philipps.

462 Socialdemokraten auf, während die beiden anderen Parteien es nur auf 208 und 180 Stimmen brachten.

Der vierte Wahlkreis, den ganzen O und einen großen Theil von SO und NO unserer Stadt, also die Luisenstadt jenseits des Kanals, das ganze Stralauer-Viertel und die Hälfte von dem Königs-Viertel umfassend, ist am meisten von der Socialdemokratie durchsetzt; mit 25 386 Stimmen wählte er am 28. October den socialdemokratischen Stadtverordneten Paul Singer; der bisherige freisinnige Vertreter brachte es nur auf 13 524, sein conservativer Mitbewerber nur auf 10 734 Stimmen. Die Socialdemokratie verfügt in dieser Gegend über ganze Quartiere, in den gleichförmigen Straßen um den Görlitzer Bahnhof, in den Miethskasernen in der Lübbener-, Sorauer-, Oppelner-, Forster-, Grünauer-, Lausitzerstraße wohnen in Scharen unsere Arbeiter; die ganze Luisenstadt jenseits des Canals hat 13 606 socialdemokratische und nur 5085 freisinnige und 3769 conservative Stimmen aufgebracht, ein Verhältniß, wie es annähernd nur noch in dem zum sechsten Wahlkreis gehörigen Wedding gefunden wird, in dem 5505 socialdemokratische Stimmen, 2322 freisinnigen und 1450 conservativen gegenüberstanden. Armuth und Noth sind hier zu Hause, und in diesem Boden gedeiht die Socialdemokratie am besten.

Der sechste Wahlkreis, im N und NW gelegen und aus der Oranienburger- und Rosenthaler-Vorstadt, aus dem Wedding und aus Moabit gebildet, ist nicht ganz so stark socialdemokratisch gefärbt als der vierte; 1878 ging dieser Kreis von den Socialdemokraten auf die Fortschrittler über, welche mit 20 999 Stimmen siegten. Kein Wahlkreis ist aber so gewachsen als der sechste; von 1881 bis 1884 kamen ca. 20 000 eingeschriebene Wähler hinzu, und diese Tausende vermehrten fast durchgehends die Reihen der Socialdemokraten, die in einer ganzen Anzahl von Bezirken, so im 246. bis 248. Stadtbezirke (Pappel-Allee), wo 444 socialdemokratische und nur 89 fortschrittliche und 116 conservative Stimmen abgegeben wurden, eine geradezu erdrückende Mehrheit besitzen; die Fortschrittspartei hält sich im sechsten Wahlkreis nur noch in den um den Stettiner Bahnhof gelegenen Straßen und in einem Theil von Moabit.

Der fünfte Wahlkreis, welcher Theile von C, von N, NW und NO einnimmt und aus dem Spandauer-Viertel, der Hälfte vom Königs-Viertel und der Friedrich-Wilhelmstadt sich zusammensetzt, ist der Fortschrittspartei noch am sichersten. Hier in diesem Wahlkreis, in welchem meistens Geschäfttreibende wohnen, brachte die Socialdomokratie nur 2444 Stimmen gegen 8937 freisinnige und 6431 conservative auf. Zahlreich ist im fünften Wahlkreis die Socialdemokratie nur im 332. Wahlbezirk (Amalienstraße, Hirtenstraße), wo 105 Stimmen auf den Socialdemokraten Grillenberger, 83 auf den freisinnigen und 113 auf den conservativen Candidaten fielen.

Die Hoffnung, daß die wiederholentlich hervorgetretenen Streitigkeiten und Eifersüchteleien zwischen den einzelnen Führern der Arbeiterbewegung die Agitationskraft der Massen schwächen würden, hat sich bisher ebensowenig bewährt, als das Socialistengesetz das weitere Umsichgreifen der Socialdemokratie zu hindern vermochte. Wir haben hier versucht, die Zustände darzustellen wie sie sind. Ueber die Tragweite derselben wird sich Niemand einer Täuschung hingeben.

Der Gesellschaftsminister.

Ein Wiener Charakterbild.

Hinter jenem Theil der Ringstraße, welcher das glanzvollste Stück des neuen Wien darstellt, die Prachtbauten-Gruppe des Justizpalastes, des Parlaments- und des Rathhauses, des neuen Burgtheaters und der Universität umfassend, ziehen sich einige der ältesten Gassen und Gäßchen der inneren Stadt, wie ja überall, wo solche Verjüngungsprocesse sich entwickeln, Neuestes mit Aeltestem hart aneinander geräth, weil das Neue gewöhnlich da am ungestümsten vorwärts drängt, wo das Alte am zähesten Widerstand leistet, oder umgekehrt. In einen Einbug des Franzensringes eingeklemmt und angelehnt an ein letztes winziges Ueberreſtchen der einstigen Bastei, steigt ein solches Gäßchen von minder ehrwürdigem als bedenklichem historischen Charakter hügelig an, der Klepperſteig, mit etlichen wenigen Häusern, denen das Alter keinen Reiz nehmen und keinen geben konnte, denn sie sind allesammt in dem gleichen armselig kahlen, glatten Alltagsstil gebaut, mit schmalen, niederen Eingangsthürchen und kleinen, dürftigen Fenstern, die, wie ausdruckslose Menschenaugen, nur den einen gemeinen Zweck des physischen Schauens verwirklichen, ohne die geringste höhere Tendenz, zugleich auch ein „Spiegel des Innern" zu sein. Links am Eingang des Gäßchens stand bis vor Kurzem ein großes, weitläufiges Gebäude, welches die „Klepperſtallungen" hieß und sich nur durch seine Ausdehnung von den anderen Häusern unterschied, ihnen aber in der Spießbürgerlichkeit der Bauart vollkommen glich. Und doch wohnte einstmals da drinnen in dem nüchternen Baue einer der raffinirtesten Virtuosen der Lebensgourmandise, der geistigen wie der materiellen, jener im politischen Cabinet, wie im Salon und Boudoir gleich gehätschelte Staatsepikuräer — im Gegensatz zum Staatshämorrhoidarius — der Metternich'schen Epoche, der Friedrich v. Gentz hieß. Und so sah man's auch dem schmalleibigen, kümmerlichen Hause quer gegenüber schwerlich an, daß es einen Standes- und in gewissem Sinne auch Geschmacksverwandten des Lebensgenußkünstlers in den „Klepperſtallungen" drüben beherbergte, keinen solchen Sinnesepikuräer, wie dieser war, wohl aber einen der Gesellschaftlichkeit und der geistigen Flatterluſt, die an der Rose solches Gefallen fand, wie an der ernsten Frucht des Erkenntniß-

baumes — und kam man durch den kleinen, engen Thorgang zu der für einen Mann von nur einiger Corpulenz kaum passirbaren, dunklen Wendeltreppe, so konnte man sich's kaum vorstellen, daß ein hoher Staatswürdenträger und ein glänzender Salonmensch, der frühere Reichsfinanzminister, der nachmalige Hoftheaterintendant, allabendlich aus dem lichtschimmernden Gewühl der Gesellschaftssäle weg über dieselbe zu seiner Junggesellenwohnung hinauf stieg, keinem modern luxuriösen Garçon-Appartement, wie das Theater es zeigt und der Roman es mit verführerischer Detailmalerei schildert, sondern einer altväterischen Wohnung mit behäbig weiten, aber nicht allzu hohen Räumen und deren ziemlich antiquirte Einrichtung mit den überall umherliegenden Büchern und Broschüren und den Landkarten an den Wänden des Schreib- und Bibliothekzimmers viel eher auf einen Stubengelehrten, als auf einen Salon-Nomaden schließen ließ, der an manchem Abend jede Stunde das Gesellschaftsdach wechselte. Freilich war es nicht etwa ein eitles Coquettiren mit der Reminiscenz an jenes berühmte Gegenüber in den „Klepperstallungen", was die Wahl just desselben abseitigen Stadtviertels, des „Klepperstieg", als Wohnort bestimmt hatte und was den Contrast zwischen Wohnung und Lebensstellung brachte — es war der Zug der Herzenspietät. Hier hatte lange Jahre mit ihm die Mutter gewohnt, welche sein ganzes Gemüthsleben beherrschte und diese Herrschaft auch noch im Grabe beibehielt; sie hatte hier gelebt, sie war hier gestorben — und so lebte auch der Sohn da weiter, und so starb er auch da, in noch schneidenderem Contrast mit der ganzen Lebensführung, als es sein lebenslanger Aufenthalt in dem melancholischen, unzierlichen, junggesellenhaft vernachlässigten Gemache gewesen war, dem sichtlich die liebende, treue Frauenhand gefehlt. Ein herzbeklemmend trübseliges Sterben war's, in wüster, ungeordneter, unsauberer Krankenstube. Unten vor dem Thore stand bis zum letzten Athemzuge noch der Wagen, der mit ihm, dem vergnüglichen fliegenden Holländer des Berufs- und Gesellschaftslebens, tagsüber hin- und hergeeilt war, vom Ministerpalais in die Theaterkanzlei, vom wissenschaftlichen Sitzungssaale zum Damenboudoir, vom unausweichlichen Zwangsdiner zur Berathung irgend eines Wohlthätigkeitscomités, aus der Theaterloge in den Salon, in welchem das Erscheinen des geistig nimmermüden Plauderers, der den Männern stets Interessantes, den Frauen Amüsantes zu erzählen wußte, immer eine fröhliche Bewegung hervorbrachte — dort wurde nun ohne ihn geplaudert und gekichert, und raisonnirt und medisirt — er war nicht ganz abhold der Medisance, allerdings aber mußte es, seiner innerlich wohlwollenden Natur gemäß, eine harmlos scherzende bleiben — unten am Thore stand in unheimlich ungewohnter Regungslosigkeit der Wagen, vergeblich des treibenden Zurufes wartend, und oben lag, phantasirend und delirirend, der arme, kranke Mann in einem Bett von zweifelhafter Beschaffenheit. Ein alter Diener war da, der getreue Hausgenosse seit zwei Jahrzehnten, herzensanhänglich und ergeben, aber, wie das ganze Hauswesen, altjunggesellenhaft und unbehilflich; eine alte Köchin, ein Inventarstück noch aus der Mutter Zeiten, und als Gehilfin dieses mehr gutwilligen als hilfreichen Krankenwärterpaares erschien von Zeit zu Zeit das Mädchen der Hausbesorgerin — das war die gewöhnliche Umgebung des Todtkranken, den gestern noch so

viele, ach, so viele „Verehrerinnen", nicht vom Theater bloß, sondern auch vom „Civil", wie man in Wien zu sagen pflegt, umschwärmt hatten. Und von ihnen Allen war nun Keine da — zuweilen nur öffnete sich geräuschlos die Thüre des Krankenzimmers und eine edle Frauengestalt glitt in dasselbe an das Lager des Sterbenden hin und legte tröstend und lindernd die Hand an seine fieberglühende Stirn. Sie hatte ihm nie etwas zu danken gehabt, diese eine Frau, sie war nie seinem Herzen, er nie dem ihren anders nahe getreten, als in ehrlicher Freundschaft; aber sie übte die Pflichten dieser Freundschaft, sie war da als die letzte Trösterin, bis die Verwandten, von der Pflicht der Todesstunde herangerufen, kamen . . . . .

Das war das Sterben des Mannes, der eines der ernstesten Staatsämter und eines der heitersten Hofämter bekleidet, und der sich ein ganz eigenes Ressort gebildet hatte, das Ressort eines „Gesellschaftsministers", eines Ministers für die gesellschaftlichen Repräsentationspflichten der Regierung.

* * *

Dieses unsichtbare Portefeuille, das seinen Gehalt nur in einer sieghaften Liebenswürdigkeit der Person fand, hatte sich Baron Hofmann angeeignet, als er noch lange nicht wirklichen Ministerrang besaß, sondern nur erster Sectionschef des auswärtigen Amtes war, durch die gesellschaftliche Rolle aber, die er nach seiner Charakterindividualität zu gestalten und mit derselben auszufüllen wußte, dem Minister gewissermaßen coordinirt erschien. Denn eine Regierung darf sich nicht darauf beschränken, in officiellem Verkehr mit der Gesellschaft zu sein und nur amtliche Fühlung mit ihr zu erhalten, so wenig wie der kräftige Connex zwischen Regierung und Parlament dadurch gebildet wird, daß die Minister in den Sitzungen und den Ausschüssen erscheinen, um dort ihre Erklärungen abzugeben. Der gesellige Contact muß überall dazu kommen. Man weiß ja, wie entscheidend das Moment der persönlichen Berufungen im Leben überhaupt ist, und wie oft ein Minderbedeutender gegen einen Bedeutenden den Ausschlag gibt durch persönliches Eintreten. Einer Regierung also muß, wie gesagt, viel daran gelegen sein, in stetem persönlichen Zusammenhang mit dem Tagesleben der Gesellschaft zu bleiben und Theil zu nehmen an dem fröhlichen Treiben desselben. Nun war Graf Beust gewiß ein vollendeter Gesellschaftsmensch, ein exquisiter Hausherr im eigenen Salon, heimisch in den Salons und Boudoirs der Anderen und der viel häufiger active als passive Held der Tagesanekdote, welche er nicht bloß zu beschäftigen, sondern auch zu lenken verstand; ebenso hielt sein Nachfolger im Palais des Auswärtigen, Graf Andrassy, wenngleich viel exclusiver in der Uebung seiner persönlichen Anziehungskraft, sich doch stets in intimster Beziehung zu den in der Gesellschaft dominirenden Kreisen. Desgleichen saß Jahre lang unter den Räthen der cisleithanischen Krone ein Mann, der, abgesehen von der staatlichen und wissenschaftlichen Bedeutung seiner geistigen Potenz, das Gesellschaftsleben als Regierungsmann derart cultivirte, daß er sich in seiner nächsten Sphäre den Beinamen „der Dessertminister" erworben hatte, weil er manchen Ortes den Gästen als Dessertaufputz servirt wurde. Wenn das Menu erschöpft war — so commentirte man das Scherzwort — und der Tisch-

gesellschaft nichts mehr geboten werden konnte, habe der Diener die Flügelthüren des Speisesaales geöffnet und angekündigt: „Se. Excellenz, der Herr Minister ....“ Sicherlich also doch so etwas wie ein „Gesellschaftsminister“. Und ein gewisses geselliges Talent, ein Zug entgegenkommender und vielfach gewinnender Jovialität, deren Wirkung für viele durch eine stark wienerische Localfärbung erhöht wird, kann unbestritten auch dem Grafen Taaffe nicht abgesprochen werden. Aber das Alles reducirte sich immer auf das Moment der geselligen Zerstreuung, des Salongeplauders und des Champagnerwitzes — das Moment der geselligen Arbeit kam bei Keinem von all denen in Betracht und zu praktischer Würdigung. Es hätte schwerlich dem Grafen Beust und noch weniger dem Grafen Andrassy und am allerwenigsten dem Grafen Taaffe jemals convenirt, sich zum Beispiel zum Präsidenten der afrikanischen Gesellschaft gewählt zu sehen und an den Arbeiten derselben ganz ernstlich Theil zu nehmen, oder aus dem Sitzungszimmer des orientalischen Museums fortzueilen, um einer Sitzung der Gesellschaft der Musikfreunde zu präsidiren und alsdann noch einen Protectors-Abstecher zu irgend einem gemeinnützigen oder wohlthätigen Comité-Unternehmen zu machen. Und das war's, wodurch sich Baron Hofmann's Gesellschaftstalent von dem der Anderen unterschied und sich zu einer ganz einzigen Specialität herausgestaltet hatte. Er unterhielt sich nicht bloß mit der Gesellschaft, er arbeitete auch mit ihr; er betheiligte sich nicht bloß an ihren Zerstreuungen, sondern auch an ihren mannigfachsten Bestrebungen, und er wußte jenen immer einen zweckdienlichen Inhalt zu geben, diese leicht und gefällig, wie eine Unterhaltung, zu behandeln. So wurde ihm aus der Zerstreuung gar häufig eine Arbeit, während er in der Arbeit Zerstreuung fand. Wie oft, wenn man ihn mitten in dem fröhlichfluthenden Wellenspiele einer Soirée von Welle zu Welle gleiten sah und ihn ganz und gar der geselligen Freudigkeit hingegeben wähnte, hatte er ein bestimmtes Ziel im Auge, suchte er sich ein bestimmtes Object — dann erblickte man ihn plötzlich in einer Fensternische in lebhafter, wenn auch nur minutenlanger Conversation stehen und alsbald wieder nach einem anderen Punkte des Saales enteilen. Er hatte bereits sein Geschäft besorgt. „Wenn dereinst meine Memoiren herausgegeben werden“ — bemerkte er einmal über diese Methode der Nutzbarmachung des Umherstreifens in den Abendcirkeln — „sollten sie den Titel „Memoiren eines Nischendiplomaten“ erhalten, denn man hat schwerlich eine Idee davon, was ich schon manchmal in so einer Fensternische in einem Gespräche von fünf Minuten ausgerichtet habe, wozu ich in meinem Bureau bei einer officiellen Unterredung vielleicht anderthalb Stunden gebraucht hätte. Die Welt glaubt immer, ich lauf' nur so zu meinem Vergnügen in den Salons herum; aber ich müßte manchesmal aus einem Tage zwei machen, wenn ich alle die Leute in meinem Amte empfangen sollte, welche ich da in solch einem Salon in einigen Augenblicken expedire.“ Das war seine Kunst, dadurch gewann er sich die Zeit, neben der minutiösen Erfüllung seiner amtlichen Pflichten auch noch eben jene Allgegenwart der Regierung und ihre theilnehmende Hilfsbereitschaft auf den auseinanderliegendsten Gebieten des gesellschaftlichen Tagewerkes und der Unterhaltung zu repräsentiren. Obwohl er scherzte, daß ihm die diversen Präsidentschaften, deren mitunter äußerst unbequeme Ehren ihm aufgebürdet wurden,

sogar die Stunde des Diners in Beschlag genommen, ja ihn sogar vom Heirathen abgehalten hätten, da er dazu ja doch gar keine Zeit habe: trotz dieser wohl- und manchesmal auch übellaunigen Selbstpersiflage fand er doch noch immer ein vacantes Viertelstündchen, wenn zu diesen Ehren- und freiwilligen Arbeitslasten eine neue kam, was jahraus, jahrein regelmäßig geschah. Denn es war schon dahin gekommen, daß keine Comitésitzung ohne seine Präsidentschaft oder wenigstens seine Mitgliedschaft gedacht werden konnte. Und warum das? Keineswegs nur, um ihm ein uneigennütziges „Zeichen der Verehrung" zu geben, sondern weil man wohl wußte, daß der Mann überall, wo er einmal mitzuthun versprochen hatte, auch wirklich mit Leib und Seele mitthat, daß ihm der Begriff eines leeren Ehrentitels und eines inhaltlosen Ehrenamtes fremd war, und er in jedes seine Arbeit und seinen Einfluß hineingab. Allerdings nicht, ohne auch einigen Zuwachs dieses Einflusses herauszuziehen. Wie er, noch am Bureautisch des ersten Sectionschefs auf dem Ballplatze sitzend, unter Beust und auch noch unter Andrassy, mit einigem gerechtfertigten Stolze sagen konnte, daß er hier auf diesem Tische eine „Claviatur des europäischen Concertes" vor sich habe, so saß er gewissermaßen auch vor der offenen Claviatur des Wiener Lebens, die sich für ihn alljährlich um etliche Tasten, ja zuweilen um ganze Octaven bereicherte. Häufig genug wurde diese Vielthuerei, in der sich natürlicher, berechnungsloser Gefälligkeitstrieb und planmäßige Deutung und Uebung der Lebenspflichten vereinen, zum Gegenstande wohlfeiler Spöttelei gemacht. Mengte sich ja doch einmal, da er schon Reichsfinanzminister und gleichbürtiger Amtsgenosse des Grafen Andrassy war, der Name dieses Collegen in dem Spottchorus mit der Anekdote, der Graf habe auf die zufällige Klage seines Fiakers, daß die ehrsame Genossenschaft der Wagenlenker wegen der Wahl eines passenden Vorstehers in Verlegenheit sei, mit dem Rathe geantwortet, man möge sich an seinen Collegen Hofmann wenden, der gewiß auch dieses Präsidium übernehmen werde. Er hatte für all derlei nur ein frohgemuthes Lächeln, denn er machte ja selbst gerne, wenn sich die Gelegenheit gab, einen guten Spaß über sich — und er präsidirte in den Comités und nomadisirte in den Salons unverdrossen weiter.

Was ihn übrigens zur Bethätigung solcher Vielfältigkeit der Berufs- und Lebensarbeit befähigte und darin förderte, das war, strenge genommen, keine ausschließlich individuelle Anlage, sondern ein allerdings von ihm individuell zur reichsten Vervollkommnung gebrachter, typischer Zug des altösterreichischen Bureaukratenthums — das Wort im besten Sinn genommen — der aus einem, man kann wohl sagen, idealen Bedürfnisse entspringende Zug des wissenschaftlich-künstlerischen Dilettirens, der Drang, die im Bureaustaub verdumpfende und verschrumpfende Seele durch Geistesausflüge „im Morgenthau gesund zu baden". Es dürfte kaum in irgend einer anderen Beamtenschaft so viel poetisirt und musicirt und componirt, so viel speculirt und experimentirt worden sein und noch werden, wie in der österreichischen und speciell in der Wiener Bureaukratie. Fast kein Regierungsgebäude, welches nicht seinen dichterischen, seinen tonsetzerischen, seinen Wissenschaftsdilettanten hätte, ganz abgesehen von den wirklichen, „befugten" und anerkannten Pflegern fröhlicher Kunst und ernsthafter Gelehrsamkeit. Es ist

wohl auch schon anderwärts in deutschen Landen vorgekommen, daß ein Cultusminister von der fatalen Erinnerung verfolgt ward, in jungen Jahren ein äußerst lustiges Studentenlied begangen zu haben, und daß ein activer Finanzminister Musik in höherem Stile betrieb, aber dafür auch richtig das Finanzportefeuille bald genug aus den Händen gab, in denen nur das andere minder sorgenvolle Notenportefeuille zurückblieb — doch mag's als eine charakteristische Erscheinung der österreichischen Beamtenwelt gelten, daß einer der rigorosesten Polizeidirectoren seine ungemüthliche Amtsthätigkeit durch die Production flotter Vereinsliedertexte verschönte und daß ein Börsencommissär seinen Platz unter den beliebtesten Componisten fröhlicher Männergesangsweisen genommen hat. Und nur so auch erklärt sich die Möglichkeit, daß zweimal hinter einander eine anscheinend so barocke Personenwahl getroffen werden konnte, wie die Berufung eines Reichsfinanzministers zur Leitung der Hoftheater und gleich darauf die Ernennung wieder eines Finanzmannes, des Gouverneurs eines großen Bankinstitutes, zum Nachfolger des Verstorbenen. Aus dieser von dem Beamtenthum in liebevoller Sorgfalt unterhaltenen allgemeinen Fühlung mit den geistigen und schöngeistigen Gesellschaftstendenzen ist eine Erscheinung wie die des Baron Hofmann erklärlich und unter ihrem Einfluß entwickelte sich die ganz außerordentliche individuelle Anlage dieses Mannes zur Virtuosität.

* * *

Er war überhaupt aus dem Beamtenthum herausgewachsen, aus unterer Dienstsphäre, wo bloß ein ängstliches Umsichschauen und ein gehorsames Ausführen des Auftrages gilt, zum hohen, überschauenden und selbstführenden Staatsbeamtenthum empor. Auch zur Baronie war er im Dienste gelangt, und er repräsentirte den Beamtenadel in feinster Vertretung. In der Gestalt sogar. Eine elegante Bureaukratenfigur, aufragend, aber nicht in anspruchsvoller Höhe, sondern geschmeidig, ein helles, kluges, liebenswürdiges Bureaukratengesicht, das aber mit dem blonden Backen- und Schnurrbart und dem kleinen, doch überaus behenden Auge einen wienerisch-aristokratischen Ausdruck gewann; auf der Straße erhöhte sich das noch durch den nachlässig leichten Gang und den mit leiser, graziöser Jovialität nach der Seite gestülpten Hut. Man konnte ihn, wenn man ihn so sah, ebenso gut für einen in die Bureaukratie eingereihten Geburtsaristokraten, wie für einen in die Aristokratie eingeführten Bureaukraten halten. Das Beamtenhafte war ihm äußerlich und innerlich auf- und eingeprägt. Darin wurzelte sein Vorzug und seine Schwäche. Mit ungewöhnlicher Klarheit des Blickes begabt, hatte ihn die aus dem langjährigen Dienste gewonnene Kenntniß der Menschen und der Verhältnisse zu einer objectiven Selbständigkeit des Denkens und der Anschauungen geführt, aber das nicht abzustreifende Beamtenbewußtsein beeinträchtigte, selbst da er schon Minister war, die Selbständigkeit seines Handelns. Mehr als einmal zeigte er sich als der hellste Kopf und als das am sichersten schauende Auge in der Regierung, aber die Energie der Hand fehlte, die Consequenz der That darauf folgen zu lassen. Im Widerstreit der Meinungen wußte er der von ihm vertretenen richtigeren nicht den genügenden Nachdruck zu geben. Er verstand nicht, seine Gedanken zu thatsäch-

licher Geltung zu bringen. Er machte sich selbst kein Hehl daraus und antwortete einmal auf die nach solcher Richtung zielenden Vorwürfe eines Freundes: „Meinen Sie, ich weiß nicht, daß ich mehr aus mir machen und für die Durchführung meiner Ideen unnachgiebiger eintreten sollte; aber was wollen Sie, ich bin nie so recht in meine Verhältnisse hineingewachsen, ich habe nie vergessen gelernt, daß ich einmal ein Beamter mit 1800 Gulden jährlich war, und das behindert mich heute noch."

Eine Reminiscenz, die jetzt gerade, da man wieder erinnert worden, daß die Leute in den Balkanländern ihren eigenen Willen haben und sich nur allzu wenig um großmächtliche diplomatische Wünsche und Winke kümmern, von einiger Actualität ist. Es war im Jahre 1876 in Budapest, während der dortigen Delegationssitzungen. Man stand zu Beginn der neuen Orientwirren, und Graf Andrassy als Minister des Aeußeren hatte an diesem Tag in öffentlicher Sitzung das große Wort gelassen ausgesprochen, daß der „Brennpunkt der Krise überschritten" sei, und er hatte die weitere Versicherung hinzugefügt, daß in Wien weder an eine Annexion noch an eine Occupation Bosniens und der Herzegowina gedacht werde. Am Abend dieses Tages unterhielt sich Baron Hofmann in seinem Zimmer im Hôtel Europe mit einem vertrauten Bekannten und die Rede kam auf die Andrassy'schen Erklärungen. „Wenn ein Minister sich nur nicht immer zum Prophezeien verpflichtet fühlen möchte" — klagte er mit einer gewissen bedauernden Gereiztheit — „und wenn er sich's nur abgewöhnen könnte, Hoffnungen für Thatsachen zu nehmen. Glauben Sie mir, die Krise ist böser als jemals, und in ein paar Wochen geht's in Serbien los. Und was Bosnien und die Herzegowina betrifft, so werden wir vielleicht nicht annectiren, aber occupiren werden wir gewiß. Wir können auch gar nicht anders, so wenig Freud' ich selber an der Geschichte hab'. Wir müssen halt. Denken's zum Beispiel, ich hab' eine Villa, und vor ihr dehnt sich ein steiniges Feld. Es wird mir natürlich nicht einfallen, das unnütze Feld zu kaufen. Da hör' ich aber eines Tages, mein Nachbar will auf dem Feld eine Spodiumfabrik errichten. Ja, jetzt muß ich zugreifen, ob ich will oder nicht, und ob ich auch gar nichts von dem Feld hab' — denn den Geruch von der Spodiumfabrik will ich nicht in meiner Villa und in meiner Nase haben."

Mit diesem selten versagenden und trügenden Weitblick, dem aber, wie schon betont worden, die thatkräftige, ausschlaggebende Initiative fehlte, vereinte sich ein gewisser Skepticismus, der ihn innerlich unter allen Verhältnissen frei erhielt. Er war z. B. Mitglied der St. Michaelsbruderschaft, einer kirchlich-weltlichen Vereinigung, deren ostensibler Zweck die Sammlung des Peterspfennigs für den heiligen Vater ist. Als guter Sohn der katholischen Kirche, von der er sich nicht losgezählt wissen wollte, weigerte er sich nicht, sein Scherflein für den Papst beizutragen und sich in die Liste der freiwilligen Steuerpflichtigen einreihen zu lassen. Aber das hat ihn nicht gehindert, im Auswärtigen Amte der Nothwendigkeit des guten Einvernehmens Oesterreichs mit Italien allzeit das Wort zu reden, trotzdem der Sturz der weltlichen Herrschaft des Papstes Inhalt und Ziel der italienischen Einheitsbestrebungen sein mußte. Das wußte man auch am italienischen Hofe, und der dazu tretende gewinnende persönliche Eindruck,

welchen er bei dem Besuch Kaiser Franz Joseph's in Venedig auf die Königin Margarethe machte, führte dahin, daß bei seinem Scheiden aus dem Reichsfinanzministerium vom Quirinal aus der Wunsch zu erkennen gegeben wurde, ihn dort als Botschafter zu sehen, und seiner Ernennung dahin stand nichts im Wege, als das von ihm selbst gegebene Hinderniß, daß das Wiener Kind sich von seinem geliebten Wien nicht trennen konnte.

In seinem Skepticismus zum Theil wurzelte auch eine gute Eigenschaft, die er auf einem speciellen Gebiete seiner officiellen Wirksamkeit glänzend bethätigte, eine Objectivität der politischen Anschauung nämlich, welche ihn zu duldsamster Würdigung gegentheiliger Ansichten führte und ihn dadurch zu einem wirklich ganz einzigen „Preßleiter" machte. Graf Beust hatte ihn mit der Leitung im Auswärtigen Amte betraut, und die unvergleichliche Virtuosität, mit welcher er diese heikelste aller intimen Regierungsagenden verwaltete, bewog den Grafen Andrassy, ihn um die Fortführung der delicaten Aufgabe zu ersuchen, selbst als er nicht mehr ihm zum Gehilfen beigegeben war, sondern schon mit dem eigenen, selbständigen Portefeuille im Ministerrathe saß. Und so ergab sich die eigenthümliche Erscheinung, daß ein amtirender Minister zugleich auch in das Ressort eines Ministercollegen hinübergriff und dessen Geschäfte besorgte. Hier nun, in dem Verkehr mit den Vertretern der Publicistik, vereinigten sich alle die politischen und persönlichen Eigenschaften Baron Hofmann's zu einem ganz merkwürdigen Ensemble. Kein Preßleiter hat wohl durch directes Bemühen, die Zeitungen zu influenziren und zu Zwecken der Regierungsabsichten zu benützen, solchen Einfluß geübt und solche Resultate gewonnen, wie dieser scheinbar objective „Informator" der Journale und der Journalisten, der sich immer darauf beschränkte, „den Regierungsgedanken aus einander zu setzen", wie er sagte, und, wenn er einen oppositionellen Journalisten vor sich hatte, nach Beendigung eines solchen bloß „informatorischen" Vortrages gerne hinzufügte: „Das heißt, so rede ich als Minister — wenn ich Redacteur eines Oppositionsblattes wäre, würde ich vermuthlich auch anders reden, und ich begreife im Vorhinein, daß Sie vielleicht eine andere Auffassung von der Sache haben werden, als ich." Aber die „Information" selbst war in die unmerkbar captivirendste Form gefaßt, und zugleich hatte sich gewöhnlich eine derartige außerofficielle Intimität zwischen der „Excellenz" und dem Journalisten herausgebildet, daß man dem „guten Bekannten", in Nebendingen wenigstens oder im Ton und Ausdruck, mitunter einen Gefallen erwies, welchen der Minister schwerlich erreicht hätte. Auch wußte er wirklich durch die Art seines Vortrages zu fesseln, denn er war spiegelklar und epigrammatisch lichtblitzend in seinen Auseinandersetzungen, und die gründliche Durchdringung und alles Detail hervorkehrende Darlegung seines Gegenstandes erinnerte an den einstigen Lehrer der Wiener Hochschule. Denn er hatte da in den fünfziger Jahren, seine Beamtenlaufbahn unterbrechend, eine Zeit lang deutsches Staatsrecht docirt, und zwar — ein interessanter Zufall — auf Anregung des damaligen sächsischen Ministers Herrn v. Beust. Dieser hatte ihn bei einem Besuche in Wien als Tischnachbar an der Tafel Cardinal Rauscher's kennen gelernt und bei ihm eine so seltene Kenntniß des deutschen Staatsrechtes gefunden, daß er ihn veranlaßte, sich eine Lehrkanzel dafür aufzu-

schlagen, ohne damals wohl zu ahnen, daß dieser Lehrer des deutschen Staatsrechtes ihm einmal noch als Adlatus in einem Wiener Ministerpalais beim Studium des alten österreichischen und bei der Schaffung eines neuen österreichischen Staatsrechtes behilflich sein werde.

Wie hoch sein Einfluß auf die Wiener Journalistik, aber nicht bloß von dem Leiter der auswärtigen Politik, sondern auch von allen übrigen Ministern angeschlagen, wie sehr dieser Einfluß in einer, dem vermeintlich Allvermögenden zuweilen recht unangenehmen Weise überschätzt wurde, dafür kann eine Frage als bezeichnend gelten, welche ein nicht gerade in der Blüthe der Volksgunst stehender cisleithanischer Minister an ihn richtete: „Excellenz, Sie verkehren mit all diesen Herren von der Presse so intim — warum bin ich nicht populär?“

* * *

Seltsam aber, und doch wieder natürlich sehr erklärbar, dieser gegen die politische Opposition so einsichtsvoll tolerante Regierungsmann ließ, nachdem er als Generalintendant die oberste Leitung der Hofschauspiele übernommen hatte, in seinem Theateramte diese rühmliche Objectivität mitunter stark vermissen, und er konnte da recht empfindlich gegen journalistischen Widerspruch werden. Nicht daß er etwa auf die Dauer im Groll verharrt und dem Meinungsgegner etwas nachgetragen hätte — das lag nicht in der Gutmüthigkeit seines Wesens —; aber eine wenn auch nur vorübergehende Gereiztheit schlug doch vor und, was für den Anderen, wenn er mit ihm auf sonst gutem Fuße stand, manchesmal noch fataler war, eine wirkliche Gekränktheit kam zum Ausdruck. Der liebenswürdige Mann, dem gewiß Niemand von denen, welche ihn wahrhaft kannten, wehe thun wollte, dem man ja aber doch unmöglich immer Recht geben konnte, litt sichtlich bei jedem solchen Angriff gegen sein Theaterregiment. Es war das anfangs eine nicht leicht faßbare Ueberraschung für diejenigen, welche ihn vom politischen Amte her kannten und wie gut es sich ihm dort hatte opponiren lassen — und doch, wie gesagt, hatte der Gegensatz seine natürliche Erklärung. Der Skepticismus war dem staatlichen Skeptiker nicht auch ins Theaterbureau gefolgt; hierher kam er mit dem vollgläubigen Sanguinismus einer endlich zur Befriedigung gelangenden innerlichen Passion, und er begehrte dann diese volle Gläubigkeit auch von den Anderen. So sehr er sich auch hier in Folge der Mannigfaltigkeit seiner Begabung und der instinctiven Raschheit in der Erfassung des Details selbst einer neuen Aufgabe als wirklicher Fachmann bekundete und so ernstlich fachmännische Resultate glänzendster Art er, in der Hofoper besonders, durch sein persönliches Eingreifen erreichte — die Empfindlichkeit gegen Einreden kennzeichnete sich als ein unleugbarer Zug des Dilettantismus, der ihn zuerst mit dem Theaterwesen in Berührung gebracht und den er allerdings bis zu einer reellen, eindringlichen Kenntniß desselben entwickelt und bis zur Fähigkeit praktischen Eingreifens in dasselbe gesteigert hatte.

Von frühester Jugend an mit, so zu sagen, künstlerischer Religiosität eine wahrhaftige Burgtheater-Andacht pflegend, war er durch sein Amt im Ministerium des Auswärtigen mit dem Theater in directen Zusammenhang gekommen. Denn dieses Ministerium, welches zugleich als das des kaiserlichen Hauses fungirt,

hatte die Hoftheatercensur zu besorgen und Baron Hofmann war mit derselben betraut. Hier nun erwarb er sich nicht genug zu würdigende Verdienste um die freiere Regung des Repertoires, die Degagirung desselben von mancher Zwangsrücksicht der Staatsraison und der Hofetikette, die Verscheuchung mancher Aengstlichkeit von unten, mancher hemmenden Empfindlichkeit von oben, und zu gutem Theil ihm war die theatergeschichtlich interessante Erscheinung zuzuschreiben, daß der als „hofdienerisch" so viel verschrieene Dingelstedt manches kecke Repertoire-Wagniß durchzubringen vermochte, an welches der „Demokrat" Laube sich nicht hatte heran trauen können. Jetzt hätte es kaum geschehen können, was unter Laube geschah, daß der mit Decorationen, Kostümen und Proben bereits gänzlich fertig gestellte Shakespeare'sche „König Johann" im besten Momente ins Theaterarchiv und ins Decorationsmagazin zurück verschwinden mußte, weil ein „Bastard" und ein „päpstlicher Legat" auf dem Burgtheater „unzuläßig" seien, während Dingelstedt ungehindert die finstere Gestalt des Cardinal Winchester in „Heinrich VI." mit allen Schrecken seiner Sterbestunde auf die Scene bringen durfte. „Ich bin nicht dazu da," sagte Baron Hofmann einmal, „alle die Herrschaften in ihren Logen vor unangenehmen Empfindungen zu bewahren. Wenn in dem Stück Dinge vorkommen, von denen sie sich aus wirklichen Gründen betroffen fühlen, so sind sie Schuld daran, nicht ich und nicht der Dichter."

Von dieser Censorfunction aus nun spannen sich und liefen die vielfachen Fäden, welche ihn mit den Hoftheatern, mit den Leuten darin und mit allen künstlerischen und persönlichen Intimitäten desselben verknüpften. Es bildete sich ein Verhältniß der Zutraulichkeit heraus, welchem er in permanenter Hilfsbereitschaft all seinen Einfluß des „Gesellschaftsministers" zur Verfügung stellte als der von Jedermann im Theater drüben erbetene Rathgeber und Vermittler, der für jede Schwierigkeit ein Auskunftsmittel, für jedes Mißverständniß eine Aufklärung, für jeden Conflict einen Ausgleich zu finden wußte. So konnten ihn denn sie Alle dorten, als er an ihre Spitze trat, wie einen guten Bekannten grüßen, wie einen zu guten vielleicht, denn die „Höhe" und „Würde" entfernte bei ihm ein Bischen zu wenig die „Vertraulichkeit"; seine angeborene gutmüthige und umgangsbedürftige Verkehrsleichtigkeit verstand es nicht, sich in Positur zu werfen und in Positur zu halten, und sein Bedürfniß der Geschäftigkeit und des Ueberallseins ließ ihn sich, bildlich und buchstäblich, in das quirlendste Coulissengedränge werfen. Oft genug konnte man des Abends auf der Bühne einen Theaterarbeiter, der mit dem Abräumen der Scene beschäftigt war und der an ihm mit einem Möbel oder Versetzstück vorbei mußte, zu ihm förmlich cordial sagen hören, „Bitt', Excellenz, gehen S' a Bissel aus dem Weg" — und der kleinsten Ballerine war die Möglichkeit gegeben, mit dem „Excellenzherren" so gemüthlich zu plaudern, wie die gefeierte Primadonna. Hiermit freilich ist ein heikler Punkt berührt, der ihm oft genug vorgerückt und vielfach gedeutet und mißdeutet wurde — seine Zugänglichkeit für die Frauen, seine „Schwäche" für sie.

Ja, die Frauen waren ihm eine Unentbehrlichkeit. Wie Zwirnfäden und Seidenflocken an dem Rocke des Mannes oft die verrätherische Spur bilden, daß er sich in

weiblicher Nähe befunden, so hingen die Fäden und Flocken des Frauenverkehrs noch immer an ihm, wenn er bereits im Berufsgeschäfte in seinem Ministercabinet oder in seinem Intendantenbureau war. Der Parfüm weiblicher Atmosphäre umgab ihn stets und zog sich in sein ganzes Wesen, wie er sich in Kleider zieht. Aber wiewohl er sich rasch so tief in die Intimität mit den Frauen hineinplauderte, war der Frauenumgang für ihn vorwiegend nur eine gesellige Nothwendigkeit. Das Boudoir war für ihn einigermaßen das Capua seines Geistes, und er selbst machte sich kein Hehl daraus.

Er konnte sehr herb über die Frauen reden, mit jener drastischen Schärfe des Ausdruckes, welche ihn überhaupt zu einem der treffendsten Epigrammatiker machte; und dachte doch sehr ideal von den Frauen — und zwar beinahe unterschiedslos!

Dieser Eklektiker des Frauenumgangs aber, dieser Boudoir-Tourist, der, wo er sich gefiel, nur Hütten aufschlug, sich niemals und nirgends aber sein eigen Haus gegründet hatte, war doch, ohne daß es ein Vertrautester ahnte, im Herzen der Erinnerung an ein einziges weibliches Wesen treu geblieben, und er gab dieser Herzenstreue in seinem Testament Ausdruck. Unter den Legataren desselben erscheint eine fern von Wien lebende Frau mit dem Vermächtniß von einigen Tausend Gulden bedacht, dessen Geschichte außer dem Testamentsexecutor nur vielleicht zweien oder dreien Personen bekannt geworden ist. In keine Zeitung ist eine Andeutung darüber gedrungen — und doch ist diese Geschichte ein zwar nur schlichter, wenig äußerlich bewegter, aller lauten Effecte und aller Katastrophen entbehrender, aber in dieser geräuschlosen Einfachheit tiefergreifender Herzensroman. Als junger Beamter hatte Baron Hofmann ein Mädchen geliebt und war auch von diesem wohl gelitten gewesen; doch hatte der Vater sein Veto gegen eine Verbindung eingelegt, bis der Bewerber sich die für nothwendig erklärte höhere Stellung gewonnen und den als unbedingt erforderlich für eine Hauswirthschaft normirten Gehalt erreicht haben würde. Darüber mußten Jahre vergehen und sie vergingen auch. Die beiden jungen Leute liebten einander weiter und blieben fest bei ihrem gegenseitigen Gelöbniß; aber zwischen Mutter und Sohn hatte sich unterdessen durch das ununterbrochene Beisammenleben ein derartiges Gefühl der Unzertrennlichkeit entwickelt, daß die alte Frau den Gedanken an eine andere Lebensweise als die bisherige zu Zweien nicht zu fassen vermochte und mit aller Unerschütterlichkeit dem Sohne erklärte, sie würde es nicht überleben, wenn er sich eines Tages zu heirathen entschlösse. Sie gewann ihm auch das Versprechen ab, nichts an ihren Verhältnissen zu ändern, so lange sie leben würde — und als nun der durch lange Jahre hindurch ersehnte und erstrebte Moment kam, welcher die von dem Vater der Geliebten geforderten Bedingungen erfüllte und die Möglichkeit der Verbindung des Paares schuf; als der Vater bei dem erhofften Schwiegersohn erschien, demselben mitzutheilen, daß seinem Glück nichts mehr im Wege sei, da mußte dieser mit der grausam klingenden und ihn selbst grausam treffenden Erklärung darauf antworten, daß es nunmehr zu spät und er nicht im Stande sei, das Mädchen zu heirathen, weil er seiner Mutter nicht den Schmerz bereiten könne, einer Anderen außer ihr anzugehören. Darauf folgte die Erklärung des Vaters, daß unter solchen Um-

ständen jeder weitere Verkehr mit dem Mädchen aufhören müsse, und die Erwiderung des Andern, daß er das wohl einsehe, daß es ihm das schmerzlichste Opfer seines Lebens koste, daß er aber das der Mutter gethane Gelöbniß nicht brechen könne. So sagten die Liebenden einander Lebewohl für immer, das Mädchen heirathete später, zog fort von Wien, und wieder nach Jahren erst erfuhr Baron Hofmann, daß es der Einstgeliebten kümmerlich ergehe. Und in den letzten Lebenswochen, als bereits Todesahnungen ihn umdämmerten und es ihn zur Niederschreibung seines letzten Willens trieb, da leuchtete aus der Jugend in das Abenddämmer herüber das Gedächtniß jener einstigen und einzigen Liebe — und er that jener Frau durch das Testament zu wissen, daß er ihrer nicht vergessen .....

* * *

Wenige Wochen vor seinem Tode auch war's, da saß er mit einem Bekannten aus seinen Ministertagen im Theaterbureau und plauderte da wieder einmal mit demselben von Politik. Denn ganz und gar aufgegangen in den Theatermann war der Politiker keineswegs, und seine Pflicht als Herrenhausmitglied übte er so pünktlich und gewissenhaft, daß er von einer interessanten Generalprobe wegeilen konnte, wenn es sich um eine wichtige Abstimmung handelte, bei welcher er nicht fehlen wollte. Schon darum nicht, um sich nicht in den Ruf der Meinungsfeigheit zu bringen; denn er stimmte, trotz seines Hofamtes und unbeschadet der persönlichen Gunst, in welcher er bei dem Monarchen stand, mit der Opposition. Das bot ihm eine gewisse innere Befriedigung; er betrachtete es als eine sich selbst gewährte Genugthuung für so manche falsche Beurtheilung, welche sein politisches Verhalten erfahren, daß er beweisen konnte, er sei keine Windfahne und es lebe etwas in ihm wie Stetigkeit der Gesinnung und Ueberzeugung. Und mit welcher Lebhaftigkeit ihn dieser Gedanke und dieses Bestreben beschäftigte, das verrieth sich eben in jenem Gespräche, in dem er plötzlich die Frage aufwarf: „Sagen Sie mir aufrichtig, findet man nicht, daß ich ein Bischen zu schwach in der Opposition bin?" Dann wendete sich das Gespräch zurück auf den ihm so oft gemachten Vorwurf des Mangels an Energie, weil er sonst eine ganz andere Rolle im Staate gespielt hätte und zu der Stunde vielleicht etwas ganz Anderes wäre, als Theaterintendant — und da entschlüpfte ihm die ganz merkwürdige Aeußerung: „Wer weiß, was noch geschieht?" Mit welchen Hoffnungen im verborgensten Seelenwinkel, die er kaum vor sich selbst gestehen mochte, trug sich der Mann in den letzten Lebenstagen! Welches Räthselgewirre brütet in so einer athmenden und ausathmenden Menschenbrust!

Jedenfalls ist eine der interessantesten und inhaltsvollsten Zeit- und Gesellschaftsfiguren mit diesem Wiener „Gesellschaftsminister" zu Grabe gegangen, eine ganz exquisite Gestalt für die politischen Memoiren wie für den Gegenwartsroman, und der nur ein Weniges an Entschlossenheit und Initiative und Entschiedenheit des Schrittes gefehlt hat, um die Distanz vom planenden Gedanken zur ausführenden That zu durchmessen und ihren Platz unter den leitenden Staatsmännern zu nehmen.

Die Hoffnung.

Ein Neujahrs-Märchen
von
Ossip Schubin.

> L'espérance toute trompeuse qu'elle est, sert au moins à nous mener à la fin de la vie par un chemin agréable.
>
> Larochefoucauld.

Die höhere Vernunft hatte beim lieben Gott die Hoffnung verklagt.

Der liebe Gott war sehr betrübt darüber, denn er fühlte eine besondere Zuneigung für die hübsche, gutmüthige Närrin, die er an einem sonnigen Frühlingstag einst spielend zu seinem und der Menschheit Vergnügen erschaffen hatte, und zwar kurz nachdem die Verzweiflung während eines winterlichen Schneegestöbers, ohne sein persönliches Eingreifen, so mehr von selbst auf der Erde entstanden war. Doch durfte er sein Ohr gegen die anklagende Stimme der Vernunft nicht verschließen, und so forderte er sie denn auf, ihm über die Verbrechen der Hoffnung Bericht zu erstatten.

Wie die Vernunft einmal zu Worte gekommen, war sie nicht mehr zum Schweigen zu bringen. „Sie ist eine abscheuliche Gauklerin, Heuchlerin und Lügnerin!" rief sie, „sie schmeichelt sich ein bei den Menschen, heftet sich ihnen ein Weilchen spielend an die Fersen, um sie dann, sobald sich ihnen ein ernstliches Unglück nähert, plötzlich zu verlassen. Durch ihr unsinniges Geplauder verhindert sie die Sehnsucht einzuschlafen, und mehr als Alles, sie verhindert die Menschen, auf mich zu hören — sie weisen mir Alle die Thür! — —"

Der liebe Gott dachte bei sich, daß es den Menschen im Grunde nicht sehr zu verübeln sei, wenn sie ungern mit der reinen Vernunft verkehrten; denn ein unliebenswürdigeres Frauenzimmer erinnerte er sich nicht im ganzen Umkreis seiner Schöpfung je gesehen zu haben. Anstatt der gewöhnlichen zwei Augen unter der Stirn hatte sie sechs Augen rund um den Kopf herum, so daß sie nach allen Seiten zugleich sehen konnte, und da sie die Augen nie schloß, ja nicht einmal damit blinzelte, so war es äußerst ermüdend, ihren Blick auszuhalten. Anstatt des Herzens trug sie vorsichtshalber ein Stück Eis in der Brust. Diesem unnatürlichen Umstand war es wahrscheinlich beizumessen, daß sie sehr fahl und blutleer aussah, und daß ihre Züge von erschreckender Schärfe waren. Ihre Stimme war hoch und schrill, und je länger sie sprach, desto lauter wurde sie. Da sie gar nicht aufhören wollte mit ihrer keifenden Beredsamkeit, wurde es dem lieben Gott endlich zu arg. „Nun hab' ich's genug!" rief er und hielt sich ärgerlich die Ohren zu, „hol' mir die Hoffnung her, damit sie sich gegen Deine Anklagen vertheidige. Gereicht sie den Menschen wirklich

so sehr zum Unglück, wie Du es behauptest, nun, so nehm' ich sie hinweg von der Erde und behalt' sie bei mir im Paradies!" —

Hoch erfreut über den erzielten Erfolg machte sich die reine Vernunft sogleich auf die Reise. Schon im Weggehen wendete sie sich jedoch noch einmal um und meinte: „Ich habe Dich wohl etwas erzürnt, Allmächtiger, durch die Länge meiner Rede, aber die Menschen lassen mich so selten zu Wort kommen, daß es mir, wenn ich endlich einmal Gelegenheit finde, mich auszusprechen, schwer wird, den Mund zu schließen!"

„Sieh, daß Du fortkommst," befahl ihr der liebe Gott, und da sie sich seinem Gebote fügte, sagte er für sich: „Das Frauenzimmer muß ich entschieden im Zorn erschaffen haben!"

Indessen war die reine Vernunft bereits auf der Erde angelangt und beschäftigte sich eifrig damit, die Hoffnung zu suchen. Da sie jedoch mit ihrer geradaus laufenden Denkungsweise nie zu errathen vermochte, wohin die launischen Zickzack-Einfälle der Verklagten dieselbe eben führten, so war's mit dem Finden nicht allzu rasch bestellt. — Nachdem die Vernunft sich eine Zeit lang vergeblich müd' gehetzt, wurde sie ungeduldig und rief:

„Gibt es denn Niemanden, der mir die Närrin finden und festnehmen hälfe!"

Kaum hatte sie das gesagt, so stand auch schon neben ihr eine hohe Gestalt mit einem schauerlich starren Blick in einem wunderschönen todesbleichen Gesicht. Sie trug einen Kranz von eisbereiften welken Blumen auf dem Haupt und ein von Reif glitzerndes, weißes Gewand, und in jeder Hand hielt sie fest zusammengepreßt, als suche sie die Flammen zu ersticken, ein brennendes Herz. Es war die Verzweiflung!

„Komm mit mir," rief sie der Vernunft zu, „ich will Dir helfen, die Lügnerin zu suchen, die meine Todfeindin ist. Komm, reich' mir die Hand!"

Da die reine Vernunft ihrer hohen kritischen Fähigkeiten halber eigentlich mit Niemand ganz zufrieden war, so hatte sie sonst auch an der Verzweiflung allerlei auszusetzen gehabt. Sie hatte sie stets „übertrieben" gefunden. Wenn es sich aber darum handelte, die Hoffnung zu Grunde zu richten, war ihr jeder Bundesgenosse gut genug, und sie reichte der Verzweiflung die Hand.

So machten sie sich denn vereint auf den Weg, die Verzweiflung mit der reinen Vernunft, um die Hoffnung zu suchen und aus der Welt hinauszujagen.

Erst hieß es, sie halte sich eben bei einem berühmten Gelehrten auf, der sich damit beschäftigte, den Stein der Weisen zu suchen. Aber als die Bundesgenossinnen bei ihm eintrafen, war sie verschwunden, und man sagte, sie befände sich nun zur Abwechslung bei einem großen Imperator, der mit dem Aufgebot seiner letzten Kräfte um Reich und Krone kämpfte. Aber als die Beiden ihn erreicht hatten, da hatte ihn die rastlose kleine Person auch schon wieder verlassen, und mit bösem Triumph warf sich die Verzweiflung über ihn, umschlang ihn und drückte ihn an ihrem Herzen todt, und dazu sang sie ein schaurig süßes Wiegenlied, das sie dem Sturmwind abgelauscht, während er einst klagend über ein leichenbedecktes Schlachtfeld fuhr.

„Halte Dich nicht auf, komm!" rief die Vernunft. Und die Verzweiflung ließ den todten Imperator liegen und nahm von Neuem ihre Freundin bei der

Hand. Ihre Augen leuchteten siegesmuthig. „Wir sollten immer beisammen bleiben, mit Dir vereint überwinde ich die ganze Welt," sagte sie.

„Hilf mir vor allem Andern die Hoffnung suchen," gebot unzufrieden die reine Vernunft. „Dazu hab' ich mich mit Dir verbunden, und zu nichts Anderem!"

„Warte nur noch ein Weilchen," tröstete die Verzweiflung, „ihre Spur muß ja zu finden sein, denn wo sie hintritt, sprießen die Blumen und wächst grünes Gras. Und wenn es zu kalt wird, um die Blumen aus der Erde zu locken, so malt sie wenigstens Eisblumen auf die Fenster hin!" —

— — —

Indessen saß die Hoffnung an dem Bette eines kranken Mägdleins, dem sie Märchen erzählte. Ein reizendes Hexlein war sie, diese Schwerverklagte, das mußte man zugeben, und man konnt's dem lieben Gott gar nicht verübeln, daß sie sein Liebling war.

Sie trug ein grünes Kleid, das ihr der Frühling alle Jahr zum Geburtstag schenkte, und dessen Saum reichlich mit Johanniskäferchen besetzt war, zwischen die sich freilich auch hier und da ein Irrlicht hineingemischt. Ein Kranz von dunkelblauen Hyacinthen saß ihr auf dem Kopf, und in ihrem braunen Haar glänzte ein Sonnenstrahl, der sich einmal darin verfitzt und nun nicht mehr heraus wollte. Damit es mit ihren Reisen recht schnell von statten gehe, hatte ihr der liebe Gott ein paar mächtig große Flügel gegeben. Im Uebrigen sah sie ganz wie ein sehr junges und ungewöhnlich anmuthiges Mädchen aus.

Sie hatte ein paar zarte, weiche Hände, die nur zum Streicheln gemacht schienen, und ein so liebes, nichtsnutziges Kindergesichtchen, daß Jedem warm wurde ums Herz, wenn sie ihn anlachte. Wer sollt' es ihr denn noch verübeln, wenn sie sich nicht immer allzuviel dabei dachte? Ihre Stimme war hell und süß, wie die eines Lerchleins, wenn es hoch im blauen Aether droben den Engeln im Himmel ein Ständchen bringt; und mit dieser Stimme sagte sie stets nur lauter liebe und freundliche Dinge. Wer sollt' es ihr verübeln, daß die Dinge nicht immer alle richtig waren? Das arme sterbende Mägdlein gewiß nicht.

Es war ein elendes Zimmerchen, in dem das Mägdlein lag. Die kleinen Scheiben des Fensters waren vielfach gesprungen und mit Papier verklebt. Der böse Decembersturm schlich sich auf tausend unsichtbaren Wegen durch die Wände herein. Der letzte hölzerne Stuhl war zerbrochen worden und brannte nun in dem eisernen Oefchen. Das Bett war hart. Die Kranke rang mit Schmerz und Tod, aber sie lauschte den Märchen, die ihr die Hoffnung erzählte, und war glücklich. Plötzlich drang eine große Kälte in das Stüblein. Die Hoffnung fing an zu zittern. — Sie spürte die Nähe der reinen Vernunft und erschrak. Mit der Verzweiflung allein hätte sie's noch aufgenommen, aber gegen die reine Vernunft vermochte sie nichts.

Sie wollte fort, aber das kranke Mägdlein flehte ängstlich: „Bleib, bleib!"

Da hatte die Hoffnung nicht das Herz davon zu eilen. Sie nahm das kranke Kind in ihre Arme und schmeichelte es mit süßen Liebkosungsworten in den letzten tiefen Schlaf. Mit einem Mal fühlte sie eine eiskalte Hand auf ihrer Schulter. Sie sah empor. Die Verzweiflung stand vor ihr, umschlang sie grausam und warf sie hohnlachend der reinen Vernunft in die Arme. — „Da

hast Du sie," schrie sie ihr zu — „führe sie vor den Richterstuhl Gottes. Nun bin ich sie los — nun herrsche ich!"

Da führte die Vernunft denn die Hoffnung hinweg als Gefangene — und die Verzweiflung herrschte allein auf der ganzen weiten Welt! —

— — —

Vor dem Richterstuhl Gottes stand die Hoffnung, und zu all' den Anklagen, welche die reine Vernunft auf sie häufte, senkte sie ihr Köpfchen schuldbewußt. Daß sie eine leichtsinnige Fabulistin und Großsprecherin war, und viel Böses veranlaßt hatte, konnte sie nicht leugnen. Und als der liebe Gott sie endlich stirnrunzelnd fragte, ob sie ihre Schuld bekenne, seufzte sie: „Ja!" —

Gleich darauf aber hob sie den Kopf und sah aus ihrem reizend schelmischen Gesichtchen gar lieblich zu dem Erzürnten auf.

„Ich kann nichts dafür, o Herr!" sprach sie, „Du hast den Drang, die Menschen zu beglücken, in mein Herz gelegt und hast mir die Kraft dazu versagt. Ich bring's nicht über mich, die Menschen traurig zu sehen, und da ich nichts Anderes vermag, um sie froh zu machen, erzähl' ich ihnen wenigstens Märchen!"

Als der liebe Gott noch überlegte, wie der Machtlosigkeit der Hoffnung abzuhelfen sei, kam die Seele eines eben verstorbenen Menschen in den Himmel hinauf. „Wir wollen sie doch fragen, wie's auf der Erde geht," rief er aus. Der Bericht war schrecklich! Auf der Erde gehe es schlecht, hieß es, die Hälfte der Menschen hätte sich bereits, des Lebens überdrüssig, umgebracht — die Hölle muß schon bis an den Rand gefüllt mit Selbstmördern sein, die noch übrig gebliebenen Erdenkinder säßen stumpf und gleichgültig da und hätten nicht den Muth noch irgend etwas zu unternehmen — die angefangenen Bauten blieben alle unfertig stehen, und die Kirchen leer! Die Hoffnung sei von der Erde verschwunden, sage man, und darum gehe Alles zu Grunde. Sonst sei sie auch momentan von der Erde weggehuscht, aber nie auf lange, und noch jedesmal sei sie glücklich eingetroffen, um das neue Jahr aus der Taufe zu heben — aber jetzt blicke die Menschheit umsonst nach ihr aus — sie zeige sich nicht! —

— — —

Wie die Hoffnung von all' dem Jammer hörte, da wartete sie gar nicht darauf, entlassen zu werden — sie sprengte ihre Fesseln, und fort eilte sie mit mächtigen Flügelschlägen, um „das neue Jahr" aus der Taufe zu heben und den großen Jammer der Menschheit wie ehedem mit Märchen einzulullen.

Gott der Allmächtige ließ sie ziehn, so wie sie war, mit ihren großen Fehlern und ihrer unwiderstehlichen Herzensgüte. Da die Menschen sie nun einmal durchaus nicht entbehren konnten, war vorläufig nicht die Zeit, an ihrer Erziehung und allgemeinen Beschaffenheit herum zu bessern. Das sparte er sich für späterhin auf.

Die reine Vernunft aber forderte er auf, sich zu trollen und ihn fürder mit ihren Klagen in Ruhe zu lassen.

Eingeschneit in Lagles.

Erzählung
von
Bret Harte.

Viertes Capitel.

Kate fand ihre Schwester, wie der Fremde angedeutet hatte, völlig vorbereitet. Ein hastig aufgenommenes Inventar der Vorräthe und Subsistenzmittel zeigte, daß selbst für eine viel längere Vereinsamung reichlich vorgesorgt war. „Man sagt mir, Kate, daß es ein keineswegs ungewöhnlicher Fall sei, man nannte mir Jemanden in dieser Gegend, welcher vier Wochen lang eingeschneit war, und es stellt sich nun heraus, daß auch unser Haus nicht immer zugänglich ist. John hätte das wissen sollen, bevor er es kaufte; in der That, ich war beschämt, eingestehn zu müssen, daß er es nicht wußte. Aber das sieht John ähnlich, seine eigenen Theorien der Erfahrung Anderer vorzuziehen. Indessen, ich denke, wir würden die Entbehrung nicht einmal merken, wenn die Posten nicht ausblieben. Es wird eine Lehre für John sein, obwohl er, wie Mr. Lee sagt, sich außerhalb des Schnees befindet und wahrscheinlich von dem Gipfel aus gehen kann, wohin er will, nur nicht hierher."

„Mr. Lee?" gab Kate zurück.

„Ja, der Verwundete; und der Name des Anderen ist Falkner. Ich fragte sie, damit Du ordnungsgemäß vorgestellt werden könntest. Es gab sehr respectable Falkners in Charlestown, wie Du Dich erinnerst; ich dachte, Du würdest Dich für den Namen erwärmen, und nun, da Ihr so gute Freunde seid, manche Anknüpfung mit ihm finden. Es ist ein Werk der Vorsehung, daß sie hier sind, da wir weder ein Pferd noch einen Mann im Hause haben, seit Manuel verschwunden ist, wiewohl Mr. Falkner sagt, daß er nicht weit weg sein könne; sie würden ihm sonst begegnet sein, wenn er die Höhe hinangestiegen wäre."

„Sagten sie noch mehr von Manuel?"

„Nichts, wiewohl ich geneigt bin, mit Dir darin übereinzustimmen, daß man ihm nicht trauen kann. Aber das ist wieder ein Resultat von John's Idee, die Geschicklichkeit der Eingebornen zu verwerthen, trotzdem man ihre schlechten Gewohnheiten mit in den Kauf nehmen muß."

Der Abend dunkelte früh, der strömende Regen verringerte sich nicht, und der Wind wurde stärker. Falkner hielt sein Wort und verrichtete ohne viel Aufhebens die Arbeit in Scheune und Ställen, unter dem Beistand des einzigen zurückgebliebenen chinesischen Dieners und dem Rath und der Aufsicht Kate's. Obwohl er sich auf Pferde zu verstehen schien, war sie doch erstaunt zu finden, daß er in Bezug auf die gewöhnlichen Einzelnheiten der Farm und des ländlichen Haushaltes die Unwissenheit eines Städters verrieth. Es war ganz unmöglich, daß sie ihr mißtrauisches Benehmen, oder er seine Zurückhaltung in dieser ihnen aufgezwungenen Gemeinsamkeit bewahrte. Sie unterhielten sich ungezwungen über Gegenstände, welche durch die Lage gegeben waren, wobei Falkner eine allgemeine Kenntniß und Einsicht ohne Wichtigthuerei und Lehrhaftigkeit zeigte. Voller Vorurtheil gegen alle Routine, wie Kate war, mußte sie sich doch eingestehen, daß seine Wahrheiten darum nicht weniger wahr, weil ihrer so viele waren und er zu ihnen ohne jedes auffällige Verfahren gelangte. Sein Gespräch war gegenständlicher als das ihres Schwagers, und lastete weniger schwer auf ihren Fähigkeiten. John hatte sie immer unterdrückt.

Nachdem sie in das Haus zurückgekehrt waren, verweilte er nicht im Wohnzimmer, sondern begab sich sogleich zu seinem Freunde, den man indessen, um es ihm bequemer zu machen, in Mr. Hale's Zimmer umquartirt hatte. Als das Diner im Speisezimmer bereit war, mit etwas mehr Sorgfalt hergerichtet und ausgestattet als gewöhnlich, waren die Damen einigermaßen überrascht, eine Entschuldigung von Falkner zu erhalten, welcher darum bat, daß man ihm vor der Hand gestatten möge, seine Mahlzeiten mit dem Patienten zu nehmen, damit kein Anderer bei ihm zu bleiben brauche. Sie beschlossen daher nach Tisch, sich in das Zimmer der Fremden zu begeben und es ein wenig aufzuheitern. Ermuthigt von Falkner's ernstem und praktischem Beistand, wagte Kate, Lee's Wunde zu untersuchen. Selbst für ihr ungeübtes Auge war sie weniger ernst, als es den Anschein hatte. Der große Blutverlust war der Verletzung gewisser Gefäße unter dem Knie zuzuschreiben, aber weder Arterien noch Knochen waren beschädigt. Eine Wiederkehr des Fiebers war das Einzige, was zu befürchten, und auch dieses konnte durch Verband, Ruhe und einfache Pflege abgewendet werden.

Die unerschütterlich gute Laune des Patienten unter dieser Behandlung, die sonderbare Eigenthümlichkeit seiner Redeweise, seine lebhafte Phantasie, welche indessen durch einen gewissen angebornen Tact gezügelt ward, begannen auf Kate fast denselben Eindruck zu machen, wie früher auf die Anderen. Sie mußte selbst über das Werk lachen, welches sie aus reinem Pflichtgefühl unternommen hatte, und stimmte in die Heiterkeit ein, welche durch Lee's fingirte Angst vor ihrer ärztlichen Manie hervorgebracht wurde. Der Regen, welcher gegen die Fenster schlug, und das Feuer, welches im Kamine prasselte, schienen ihrer Einsamkeit einen besonderen Reiz zu leihen, und erst als Mrs. Scott sich mit der Mahnung erhob, daß sie die Ruhe ihres Patienten störten, entdeckten sie, daß der Abend fast unbemerkt vergangen sei. Als die Thür sich zuletzt hinter den hellen, sympathischen Augen der beiden jungen Damen und dem mütterlichen Segenswunsch der älteren geschlossen hatte, ging Falkner an das Fenster und blickte stumm

in die Dunkelheit hinaus. Plötzlich wandte er sich in bitterem Ton an seinen Gefährten.

„Das ist die Hölle, George."

George Lee, mit einem Lächeln auf seinem knabenhaften Gesicht, bewegte das Haupt lässig.

„Ich weiß nicht! Wenn es nicht wegen der alten Frau wäre, welche hier das einzige Exemplar absoluter Uneigennützigkeit und Güte ist, die nichts erwartet und nichts will, so würde der Spaß gut genug sein. Diese beiden Frauenzimmer, welche in dem Hause eingesperrt sind, wollten eine Aufregung. Die haben sie nun! Dieser Mann Hale wollte sich hervorthun, indem er uns verfolgte; er hat seine Gelegenheit gehabt und wird sie noch einmal haben, bevor ich mit ihm fertig bin. Der verwünschte Narr, der Botendienste für ihn that, wollte von seinem Weg abgehen, um Schüsse mit mir zu wechseln; ich denke, daß er der Zufriedenste von der ganzen Gesellschaft ist! Ich weiß nicht, warum Du grollen solltest. Du thatest das Menschenmögliche, und das Resultat ist, daß jene kleine Puritanerin Dich anbetet."

„Ja — aber dieses falsche Spiel mit ihnen — dies —"

„Wer spielt es? Nicht Du; ich sehe, Du hast ihnen unsere Namen schon verrathen."

„Ich konnte nicht lügen, und sie wissen dadurch nicht mehr."

„Glaubst Du, daß sie glücklicher sein würden, wenn sie mehr wüßten? Glaubst Du, das sanfte kleine Geschöpf würde so glücklich sein, als sie heute Abend war, wenn sie wüßte, daß ihr Mann mittelbar die Ursache ist, weswegen ich hier lahm liege? Wo ist der Betrug? Diese Wunde? Wenn Du fünf Minuten lang unter jenes Mädchens verwünscht sympathischen Fingern gewesen wärst, so würdest Du sie für echt genommen haben. Nennst Du das Betrug, daß wir von hier fortzukommen suchten, und daß zehn Fuß hoher Schnee im Paß uns davon abhielt? Oder ist Betrug in der Möglichkeit, daß Hale zurückkommt, während wir noch hier sind? Das ist wirklich genug, meine ich. Ich frage Dich, Ned, hast Du Dir das Alles mit ruhiger Ueberlegung so ausgedacht?"

Falkner erwiderte nichts, aber er konnte an der Bewegung von George's Schultern sehen, daß dieser ein Lachen unterdrücke.

„Stelle Dir Mrs. Hale vor, wie sie in ihrer schelmischen Weise uns mit ihrem Gatten bekannt macht, wie ich ihm einen Stuhl anbiete, unterdessen aber immer unter der Bettdecke meinen Deringer[1]) parat halte! Wie Du von Deinen freundlichen und idyllischen Beschäftigungen in der Scheune hereinstürzest, mit einer Heugabel in der einen und dem Mädchen an der andern Hand, und wie die liebe alte Mama Alle ringsherum anlächelt und es ihnen behaglich zu machen sucht!"

„Ich würde es nicht überleben, das zu sehen, George," sagte Falkner düster.

„Du würdest es fertig bringen, mich und diese beiden Frauen auf Hale's

[1]) Deringer oder Derringer: eine kurze Pistole mit einem Lauf und weitem Bohrloch, nach ihrem Verfertiger in Paris so genannt, und von außerordentlicher Wirksamkeit für einen raschen Schuß aus kurzen Entfernungen.

Pferd zu setzen und mit uns davon zu reiten; das ist es, was Du thun würdest oder ich kenne Dich nicht! Sieh' hier, Ned," fügte er ernsthafter hinzu, „der einzige Betrug war, daß wir jenen Brief hierher brachten; das war Dein Einfall. Du dachtest, es würde den Argwohn entfernen, und da Du glaubtest, daß ich verbluten würde, so ersannst Du diese List, um mich zu retten; Du hättest thun sollen, um was ich Dich bat — mich in das Gebüsch setzen und Dich selber davon machen. Ich war noch gut für ein paar Schüsse, und nachher — was liegt daran? Jene Nacht, der nächste Tag, das nächste Mal, daß ich mich wieder auf die Landstraße mache, oder ein Jahr später? Es wird kommen, wann es kommen soll, so oder so!"

Er sprach nicht bitter, noch schwand sein Lächeln gänzlich. Falkner, ohne zu sprechen, glitt mit der Hand über das Betttuch. Lee ergriff sie und ihre Hände blieben einige Augenblicke lang ineinander gefügt, während die Männer schwiegen.

„Wie soll dies enden? Es kann in dieser Weise hier mit uns nicht weiter gehen," sagte Falkner plötzlich.

„Wenn wir nicht fortkommen können, dann muß es so weiter gehen. Verstehe mich recht, Ned, ich will aus diesem Haus nichts mitnehmen, was ich nicht hereingebracht habe, oder was mir nicht freiwillig angeboten wird; aber ich will, Du verstehst, mich auch nicht um ein verwünschtes Haar besser machen, als ich bin. Das ist die einzige Entschuldigung, die ich dafür habe, daß ich mich nicht ganz für das gebe, was ich bin. Ich kenne Niemanden, welcher verpflichtet wäre, Jedem zu erzählen, in welcher Gesellschaft er zuletzt gewesen ist, oder was er zuletzt gethan hat! Glaubst Du, daß selbst diese hübschen kleinen Frauenzimmer uns ihre ganze Geschichte erzählen? Bildest Du Dir ein, daß dieser heilige Johannes in der Wildniß in seiner eigenen Familie für einen Heiligen gilt? Vielleicht, wenn ich mir die Freiheit nähme, mich in seine Angelegenheiten zu mischen, wie er mit den meinigen gethan, so würde er sehen, daß es nicht ganz der Fall ist. Ich tadle Dich nicht, daß Du empfindlich bist, Ned. Es ist natürlich. Wenn ein Mann außerhalb der anerkannten Statuten seines eigenen Standes lebt, so ist er fähig, in Punkten der Etiquette in seinem eigenen Haushalte es überaus genau zu nehmen. Was mich betrifft, so finde ich es hier ganz behaglich. Die Betten, die andere Leute gemacht, gefallen mir besser, als meine eigenen. Gute Nacht."

In wenigen Augenblicken schlief er den friedlichen Schlaf jener Jugend, welche die vorherrschende Eigenschaft seines Wesens zu sein schien. Falkner stand eine Weile und beobachtete ihn, den knabenhaften Linien seiner Wange auf dem Kissen folgend, von dem Schatten der hellbraunen Wimpern unter seinen geschlossenen Lidern bis zu der kurzen Oberlippe, die sich, bei seinen regelmäßigen Athemzügen, über den weißen Zähnen leicht zurückgeschoben hatte. Nur ein scharfer Zug in der Linie von Nasenwurzel bis Kiefer und die schwach eingedrückte Schläfe verriethen sein schon geprüftes Mannesalter.

Das Haus war längst in Ruhe gesunken, als Falkner zum Fenster zurückkehrte und dort stehen blieb, in den Sturm hinausblickend. Endlich löschte er

das Licht aus, und indem er rasch an das Bett schritt, legte er seine Hand auf den Schläfer. Lee öffnete seine Augen sofort.

„Bist Du wach?"

„Vollständig."

„Jemand versucht in das Haus zu dringen!"

„Doch nicht *er* — he?" sagte Lee fröhlich.

„Nein, zwei Männer, Mexikaner, glaube ich. Der Eine sieht aus wie Manuel."

„Ah," sagte Lee, indem er sich in eine sitzende Stellung brachte.

„Nun?"

„Begreifst Du nicht? Er glaubt, daß die Frauen allein seien."

„Der Schurke!"

„Sprich achtungsvoll von einem meiner Leute, wenn's Dir beliebt, und gib mir meinen Deringer; zünde das Licht wieder an und öffne die Thür, laß sie ruhig herein, sie werden zuerst hierher kommen. Es ist *sein* Zimmer, und wenn überhaupt Geld zu finden ist, so ist es hier. Auf jeden Fall müssen sie hier durch, um zu den Zimmern der Frauen zu gelangen. Ueberlaß Manuel mir, und sorge Du für den Andern."

„Ich verstehe."

„Manuel kennt das Haus und wird zuerst kommen. Wenn er im Zimmer ist, schließe die Thür und gehe hinaus nach dem Anderen. Aber kein Geräusch. Dies kann eine der hübschesten Geschichten werden, wenn sie uns gelingt."

„Aber Du, George?"

„Wenn ich mit jenem Kerl nicht fertig werden sollte, ohne die Bettdecke zu bewegen, so würde ich keinen Respect vor mir selber haben. Pst! Still jetzt!"

Er legte sich nieder und schloß seine Augen, als ob er schliefe. Nur seine rechte Hand, sorglos unter das Kissen geschoben, schloß sich um den Griff seiner Pistole. Falkner schlüpfte leise auf den Gang hinaus. Das Licht der Kerze erhellte schwach den Flur und die Wand gegenüber, ließ sie aber auf jeder Seite in tiefer Finsterniß.

Für kurze Zeit war das Schweigen nur durch den Fall des Regens draußen unterbrochen. Die im Bett zurückgelehnte Gestalt schien wirklich dem Schlaf unterlegen zu sein. Die mannigfaltigen kleinen Geräusche eines in Ruhe liegenden Hauses hätten durch weniger scharfe Ohren wohl mißdeutet werden können; aber als dem Knarren eines entfernten Fensterladens die vorübergleitende Erscheinung eines schwarzen Kopfes mit verwirrtem Haar an der Thür folgte, da täuschte sich Lee nicht und war so vorbereitet, als ob er Alles wirklich mit angesehen hätte. Noch ein Schritt, und die Gestalt trat in das Zimmer. Hinter ihr schloß sich sogleich die Thür. Dann vernahm man, wie draußen ein schwerer Körper gegen die Wand fiel, und dann war es plötzlich wieder still.

Der Eindringling wandte sich um und griff hastig nach der Thürklinke, wich aber vor einer ruhigen Stimme aus dem Bett zurück: „Laß das los und komme hierher."

Er stieß einen Schreckensruf aus. Die Augen des Schläfers waren weit offen; des Schläfers ausgestreckter Arm und Pistole waren auf ihn gerichtet.

„Still! oder ich werde dieses Licht durch Dich hindurchscheinen lassen."

„Ja, Captän!" heulte der erstaunte und erschreckte Mulatte. „Ich wußte nicht, daß Sie hier wären."

Lee erhob sich, ergriff eine lange Peitsche mit seiner linken Hand und schwang sie rund um seinen Kopf.

„Wirst Du nun endlich still sein?"

Der Mann taumelte in stummem Schrecken an die Wand zurück.

„Oeffne die Thüre jetzt — sachte."

Manuel gehorchte mit zitternden Fingern.

„Ned!" rief Lee mit gedämpfter Stimme, „bring' Deinen Mann herein — rasch."

Man vernahm ein leichtes Geräusch und Falkner erschien, indem er eine andere stöhnende Figur hereinschob, deren Augen unter dem starken Griff Desjenigen, der den Mann an der Kehle festhielt, hervortraten.

„Ruhe," sagte Lee; „Ihr Alle!"

Eine athemlose Pause entstand. Der Ton einer zaghaft geöffneten Thür auf dem Gange, welchem die sanfte Stimme Mrs. Scott's folgte, brach das Schweigen.

„Ist hier irgend Etwas vorgegangen?"

Lee machte eine leichte Bewegung, um Falkner ein Zeichen zu geben und den beiden Anderen zu drohen. „Freilich ist hier Etwas vorgegangen," rief er wohlgemuth aus. „Ned hat es fertig gebracht, das halbe Haus auf den Kopf zu stellen, um mir etwas aus meinem Mantelsack zu holen."

„Ich hoffe, er hat sich nicht beschädigt," kicherte eine andere Stimme.

„Antworte selbst," flüsterte Lee mit zwinkernden Augen.

„Mir geht es gut, Dank für die Nachfrage," versetzte Falkner mit nicht erkünsteltem Ungeschick.

Ein Gemurmel von Stimmen ließ sich vernehmen und dann ward die Thüre wieder geschlossen. Lee wandte sich zu Falkner.

„Entwaffne den Schuft und laß ihn los, wenn Ihr draußen seid, aber mach' keinen Lärm. Und Du, Manuel, erzähle ihm, was seiner und Deiner wartet, wenn sich sein schwarzes Gesicht hier wieder sehen läßt."

Manuel warf einen einzigen furchtsamen, flehenden Blick, der mehr als Worte sagte, auf seinen Verbündeten, während Falkner diesen vor sich her aus dem Zimmer schob. Im nächsten Augenblick stiegen Beide schweigend die Treppe hinab.

„Darf ich auch gehen, Captän?" bat Manuel. „Ich schwöre zu Gott —"

„Schließ die Thür!"

Der Mann gehorchte.

„Nun denn," sagte Lee mit zufriedenem Lächeln, indem er seine Peitsche und Pistole dicht neben sich legte, und die Kissen hinter seinem Rücken bequem zurechtschob. „Wir wollen ein gemüthliches Wort mit einander sprechen, eine Art von altmodischem Plausch, he? Du siehst nicht gut aus, Manuel, Du trinkst wieder zu viel, es verdirbt Deine Gesichtsfarbe."

„Lassen Sie mich gehen, Captän," wiederholte der Mann, welcher durch die

scheinbar gute Laune des Sprechenden kühn gemacht ward, aber nicht nahe genug war, um ein eigenthümliches Licht im Auge desselben zu bemerken.

„Du bist eben erst gekommen, Manuel, und obendrein mit beträchtlicher Mühe. Nun, was hast Du zu sagen? Was bedeutet dies Alles, und was hast Du hier zu thun?"

Der Gefangene scharrte mit den Füßen und gab nur ein gezwungenes Lachen rohen Unbehagens von sich.

„Ich sehe, Du schämst Dich. Gut, ich will Dir helfen. Komm! Du wußtest, daß Hale abwesend und diese Frauen hier schutzlos seien. Du dachtest, daß Du hier Geld finden und bei der Arbeit ungestört sein würdest, nicht wahr?"

Der Ton in Lee's Stimme flößte dem Mulatten Vertrauen ein, ermunterte ihn aber unglücklicher Weise auch zur Familiarität.

„Ich dachte, ich hätte das Recht zu einem kleinen Scherz für eigene Rechnung, Captän, und dachte nicht, daß ein Gentleman von der Profession sich in das kleine Spiel eines andern Gentleman mischen würde," fuhr er fort.

„Steh' auf!"

„Weswegen?"

„Auf, sag' ich."

Manuel erhob sich und blickte nach ihm hin.

„Gib einen Schrei von Dir, welcher diese Frauen erschrecken könnte, und bei dem lebendigen Gott, wenn sie hier herein stürzen, so werden sie Dich todt auf dem Flur des Hauses liegen sehen, welches Du besudelt hast."

Er ergriff die Peitsche und hieb mit dem Riemen desselben zweimal schwer über die Schultern des Gauners. In unterdrücktem Schmerze sich windend, fiel der Mann flehend auf die Knie.

„Nun höre," sagte Lee, indem er die Peitsche sachte in der Luft schwirren ließ, „ich wünsche Dein Gedächtniß aufzufrischen. Hast Du jemals, so lange Du bei mir warst — bevor ich genöthigt war, Dich aus der Gesellschaft von Gentlemen hinauszustoßen — hast Du jemals bei mir gelernt, in das Haus eines Privatmannes einzubrechen? Antworte."

„Nein," stammelte der Elende.

„Hast Du jemals gelernt, ein Weib, ein Kind, oder irgend Jemanden außer einem Manne zu berauben, und zwar Angesicht gegen Angesicht?"

„Nein," erwiderte Manuel.

„Hast Du jemals bei mir gelernt, eine Frau, alt oder jung, in Aerger oder Freundlichkeit, auch nur mit einem Finger zu berühren?"

„Nein!"

„Dann, mein armer Manuel, ist es, wie ich gefürchtet; die Civilisation hat Dich verdorben. Die Landwirthschaft und das einfache Leben des Hirten haben Deine Moral verschlechtert. Ich durchschaue Dich, Du wolltest mit dem Vieh und dem Prairiepferde davon jagen, als Du im Schnee stecken bliebst; und da kam Dir der leuchtende Gedanke dieses kleinen Spiels. Ist dem nicht so? Das war ein anderer Fehler, Manuel; ich habe Dir niemals erlaubt zu denken, so lange Du bei mir wareſt."

„Nein, Captän."

„Wer ist Dein Freund?"

„Ein verwünschter, feiger Nigger von der Höhe."

„In diesem Punkte stimme ich mit Dir überein; aber er hat kein sehr glänzendes Beispiel an Dir gehabt. Wohin ist er jetzt gegangen?"

„Meinetwegen in die Hölle!"

„Dann wünsche ich, daß Du ihn begleitest. Höre. Wenn es einen Weg gibt, der von hier hinausführt, so kennst Du ihn, oder kannst ihn finden. Ich gebe Dir zwei Tage. Nach Ablauf dieser Frist wird die Ordre sein, Dich zu erschießen, wo immer Du Dich blicken lässest. Nun ziehe Deine Stiefel aus."

Des Mannes dunkles Angesicht färbte sich sichtbar weiß und seine Zähne schlugen in abergläubischem Schrecken zusammen.

„Ich beabsichtige nicht, Dich augenblicklich zu erschießen," sagte Lee lächelnd; „so bleibt Dir noch immer die Möglichkeit, in Deinen Stiefeln zu sterben[1]). Ich wünsche nur, daß Du sie mit jenem Paare Hale's in der Ecke dort vertauschest. Das Factum ist, daß ich an den Deinen Gefallen gefunden habe. Diese Mode, die Strümpfe über die Stiefel zu ziehen, leuchtet mir als außerordentlich hübsch ein."

Unterdessen zog Manuel seine Stiefel mit ihrer weichen Umhüllung aus und die ihm bezeichneten an.

„Nun öffne die Thür."

Er gehorchte. Falkner wartete schon auf der Schwelle. „Nun gib sie Beide frei, Ned, aber nimm Manuel zuerst seine Waffen fort, die Beiden möchten mit einander Streit bekommen. Die Gewohnheit Waffen zu tragen, Manuel," fügte Lee hinzu, während Falkner eine Pistole und ein Bowiemesser dem Halbblut fortnahm, „ruft von selbst Gewaltthätigkeiten hervor, und ist unverträglich mit einem Hirten- und Schäferleben."

Als Falkner zurückkehrte, sagte er zu seinem Genossen: „Hältst Du es für gerathen, George, diese Höllenhunde los zu lassen? Guter Gott, ich konnte kaum die Hand, mit der ich ihn an der Gurgel hielt, fortziehen, wenn ich an Das dachte, worauf sie Jagd machten."

„Lieber Ned," sagte Lee, indem er sich mit einem Gefühl des Behagens unter der Bettdecke ausstreckte, „ich muß Dich davor warnen, daß der natürliche Stolz eines höheren Ideenkreises Dich gegen den allgemeinen Maßstab unserer Profession einnimmt. In der That, ich war völlig geschlagen durch die Richtigkeit von Manuel's Einwand, daß ich ihm hindernd in den Weg träte, den Andere auch gehen."

„George!" unterbrach Falkner, wild aufgebracht.

„Beruhige Dich; ich gestehe, daß es vielleicht schon zu spät am Abend für eine rein philosophische Untersuchung ist, und Du bist müde. Praktisch betrachtet war es gerathen, sie fortzuschicken, bevor sie zwei Dinge entdeckten. Das Eine, unsere Beziehungen hier zu den Frauen, und das Andere, wie Viele wir hier sind. Jetzt glauben sie, es seien unserer Drei oder Vier im Besitz und mit Zustimmung der Frauen."

[1]) Eine Bezeichnung für den gewaltsamen Tod, welche unter den Desperados des Südens populär und der Gegenstand abergläubischer Furcht ist.

„Die Hunde!"

„Sie beehren uns mit der höchsten Schmeichelei, deren sie fähig sind, indem sie uns für größere Schurken halten, als sich selbst. Du bist sehr ungerecht, Ned."

„Wenn sie entwischen und die Geschichte erzählen?"

„Dann werden wir das seltene Vergnügen haben, zu wissen, daß wir besser sind, als man von uns glaubt. Und nun verbirg diese Stiefel an irgend einer Stelle, von wo wir sie, wenn nöthig, als Zeugniß für Manuel's nächtlichen Besuch wieder hervorholen können. Gegenwärtig wollen wir Schweigen darüber bewahren, und früh am Morgen kannst Du ausfindig machen, wo sie hereinbrachen, und die Spuren beseitigen, die sie gelassen haben. Es wäre zwecklos, die Frauen zu erschrecken, denn die Beiden werden nicht zurückkehren."

„Und wenn sie davon kommen?"

„Dann können wir ihren Fußstapfen folgen."

„Wenn Manuel Allarm schlüge!"

„Und seine verrätherischen Stiefel hier im Hause? Fürchte nichts. Gute Nacht, Ned, gehe zur Ruhe."

Mit diesen Worten wandte sich Lee ab und schlummerte ruhig wieder ein. Falkner indessen folgte diesem vernünftigen Rathe nicht. Als er sich überzeugt hatte, daß sein Freund schlafe, öffnete er sachte die Thür und blickte hinaus. Er schien indessen nicht zu lauschen, denn seine Augen waren auf einen schmalen Streifen Lichtes geheftet, der sich vom unteren Ende von Kate's Thür über den Gang stahl. Er beobachtete ihn, bis er plötzlich verschwand, und warf sich dann in vollem Anzug auf sein Lager. Die leise Bewegung erweckte den Schläfer, welcher den Ausbruch des Fiebers zu fühlen begann. Er warf sich ruhelos hin und her.

„George," sagte Falkner sanft.

„Nun?"

„Wo war es doch, daß wir in einer dunklen Nacht bei der alten Missionskirche auf der Landstraße vorbei kamen und das Licht vor der Gestalt der Jungfrau brennen sahen?"

Ein Augenblick drückenden Schweigens folgte. „Willst Du damit sagen, daß ich das Licht wieder anzünden soll?"

„Dann liege nicht da, lästerliche Räthsel erfindend, sondern schlafe."

Nichts destoweniger war sein Fieber am Morgen etwas schlimmer. Mrs. Hale, welche kam, um ihm ihr Bedauern auszudrücken, sagte: „Ich weiß, daß Sie nicht gut geschlafen haben; nachdem Ihren Freund der Unfall in der Halle betraf, hörte ich noch Ihre Stimmen, und Kate sagt, daß Ihre Thür die ganze Nacht offen gewesen sei. Auch Sie haben ein wenig Fieber, Mr. Falkner."

George blickte neugierig in Falkner's bleiches Gesicht — es glühte.

Fünftes Capitel.

Die Hast und Leidenschaft, mit welcher Clinch's Cavalcade in der Richtung des geheimnißvollen Schusses dahinsauste, ließ Hale keine Gelegenheit zur Ueberlegung. Er war sich dessen bewußt, daß er mit den Anderen ohne besonderen

Zweck schrie, daß er sein Pferd unaufhaltsam vorwärts trieb, daß er jeden Augenblick erwartete irgend Etwas zu treffen oder einzuholen, aber ohne irgend welchen weiteren Gedanken. Die Gestalten von Clinch und Rawlins unmittelbar vor ihm schlossen jeden Ausblick aus dem sich verengenden Pfad. Nur einmal, indem er einen plötzlichen Halt benutzte, der sie in Verwirrung durch einander warf, gelang es ihm, eine Frage zu thun.

„Verloren ihre Spur — fanden sie wieder," schrie Dick, der Stallknecht, während Clinch mit gellendem Zuruf sie zur Eile anspornte. Ihre Pferde schnauften und zitterten unter ihnen, der Anstieg schien steiler zu werden, eine seltsame Dunkelheit, welche sogar durch die Dichtigkeit des Gehölzes nicht hinreichend erklärt ward, umgab sie; aber immer wieder trieb ihr Führer sie wie wahnsinnig an. Der wiederkehrenden Besinnung Hale's schienen sie nicht in der Lage, den Kampf mit einem einzigen, entschlossenen Mann aufzunehmen, welcher ihnen im Gehölz auflauern, oder jeden von ihnen einzeln in der engen Schlucht zu Boden schlagen möchte; aber im nächsten Augenblick war der Grund ihrer tollen Jagd erkennbar. Sein Pferd nach vorn treibend, sprengte Clinch ins Freie mit einem frohen Jauchzen — einem Jauchzen, das sich ebenso rasch in einen Schrei der Verwünschung verwandelte.

Sie waren auf dem Bergrücken in einem dichten Schneegestöber! Der Weg war unter ihren Füßen schon verschwunden und mit ihm die frische Fährte, welche sie bisher verfolgt hatten. Sie standen hilflos am Ufer einer unübersehbaren weißen See, auf welcher keine Spur, kein Zeichen der Flüchtlinge mehr zu entdecken war.

„Es scheint mir, Kameraden," sagte Dick, der Stallknecht, indem er sich plötzlich vor ihnen aufstellte, „wenn Ihr nicht auf eine andere Gesellschaft rechnet, die Euch ausgräbt, so solltet Ihr lieber auf Futter und ein Obdach, als auf Räuber Jagd machen! Entschuldigen Sie mich, meine Herren, aber ich bin für die Pferde verantwortlich und dies ist keine Zeit für Circus-Reiten. Wir sind jetzt eine Kleinigkeit von sechs Meilen in gerader Linie von der Station entfernt."

„Zurück denn zur Fährte," sagte Clinch, indem er sein Pferd nach dem Wege herumwarf, den sie eben verlassen hatten.

„Entschuldigen Sie mich, Oberst," sagte Dick, indem er seine Hand auf Clinch's Zügel legte, „aber *der* Weg bringt uns nur wieder auf die Straße zurück, die wir kamen — die Poststraße — drei Meilen weiter von Haus. Diese drei Meilen liegen auf der Wasserscheide und bis wir dort hinkommen, werden wir noch tiefer eingeschneit sein als hier. Der kürzeste Richtweg ist den Bergrücken entlang. Wenn wir uns sputen, können wir die Wasserscheide benutzen, bevor der Weg gesperrt ist. Und das, meine Herren, entschuldigen Sie mich, ist *mein* Weg." Es war keine Zeit zur Discussion. Der Weg verdickte sich bereits fühlbar unter ihren Füßen. Hale's Arm erstarrte an seiner Seite unter einem Kranz von Schnee, der sich naß und fest an ihn anheftete. Die Figuren der Anderen waren fast ausgewischt und gestaltlos. Die riesigen Flocken, welche gleich ungeheuren Federn aus einer weiten, blauschwarzen Wolke geschüttelt wurden, mischten sich durch einander und fielen in Massen zusammengeballt. Jeder Gedanke ihres früheren Bestrebens war vergessen; der blinde Eifer und Enthusias-

mus, der die Reiter besessen hatte, war vergangen, sie trabten hinter ihrem neuen Führer her, mit keinem andern Verlangen als dem nach Schutz und Hilfe. Sie waren nicht lange geritten, als glücklicher Weise, wie es Hale schien, der Charakter des Unwetters sich änderte. Der Schnee fiel nicht mehr, weder in so großen Flocken, noch so schwer. Ein bitter kalter Wind folgte; der weiche Schnee begann hart zu werden und zu knistern unter den Hufen der Pferde, sie wurden nicht mehr durch die gegen ihren Körper treibenden Massen belastet und behindert, die kleineren Körner rieselten und rasselten nun auf sie herunter wie Sand oder sprangen von ihnen ab wie Hagel. Sie schienen leichter und rascher vorwärts zu kommen, ihre Lebensgeister hoben sich durch den Anreiz der Kälte und Bewegung, als ihr Führer plötzlich Halt machte.

„Es nützt nichts, Kameraden. Es geht nicht! Dies ist kein Unwetter, das rasch vorüberzieht, sondern ein regulärer Schneefall, der seine zwei Tage dauern kann. Er schmilzt nicht mehr, sondern fliegt umher und setzt sich fest. Selbst wenn wir über die Wasserscheide gelangen, werden wir im Paß sicher eingeschlossen werden." Es war so. Zu ihrer bitteren Enttäuschung konnten sie nun wahrnehmen, daß die Menge des Schnees in der That sich nicht verringert hatte, sondern daß die feingepulverten Körner alle Unebenheiten der Oberfläche rasch ausfüllten, sich an den Vorsprüngen dicht aufstauten und in langen Furchen über die Fläche wirbelten. Sie blickten mit Angst auf ihren neuen Führer.

„Wir müssen durchbrechen, um wieder in den Wald zu gelangen, bevor es zu spät ist," sagte er kurz.

Aber sie waren bereits von dem Saum von Lärchen und Zwergtannen abgetrieben worden, welcher die Seiten des Bergrückens markirte und weiter hinab in den dichten Forst untertauchte; mit der größten Schwierigkeit erreichten sie denselben wieder, aber nur um zu finden, daß der Abstieg an dem Punkte für ihre Pferde zu steil sei. Betäubt und sprachlos fuhren sie fort, sich weiter zu arbeiten, nunmehr der ganzen Heftigkeit des stechenden Schnees ausgesetzt und von Zeit zu Zeit genöthigt, ihre Pferde dem Sturm entgegen zu wenden, um nicht über den Abhang hinunter geblasen zu werden. Nach Verlauf einer halben Stunde stieg der Stallknecht ab, und, den Anderen winkend, nahm er sein Pferd beim Zügel und begann es bergab zu führen. Als die Reihe an Hale kam, schauderte er zuerst vor dem Anblick zurück, der sich vor ihm öffnete. Der Pfad — wenn man ihn so nennen konnte — war lediglich die Fährte oder Furche eines gefallenen Baumes, welcher durch Zufall oder mit Absicht quer über den Abhang geschleift worden war. Zeitweilig erschien er kaum einen Fuß breit; dann wieder nichts als eine zerbröckelnde Rinne oder eine enge Schlucht, welche durch die Anhäufung abgestorbener Zweige und allerlei Geröll gebildet war. Der Pfad schien gefährlich für einen Fußgänger und unmöglich für ein Pferd. Nichts desto weniger hatte Hale einen Schritt vorwärts gethan, als Clinch ihm die Hand auf seinen Arm legte.

„Sie werden den Nachtrab bilden," sagte er nicht unfreundlich, „da Sie hier ein Fremder sind. Warten Sie, bis wir Ihnen ein Zeichen geben."

„Aber wenn ich vorziehe, dieselbe Gefahr zu laufen, wie Sie Alle," erwiderte Hale ziemlich steif.

„Sie mögen es immerhin," sagte Clinch kurz. „Aber ich dachte, da Sie mit dieser Art Dingen nicht vertraut sind, so würden Sie nicht gern durch irgend einen Fehltritt die Felsen über uns in Bewegung setzen und den Pfad niederbrechen oder uns einen Schneesturz auf den Kopf senden. Aber ganz wie es Ihnen gefällt."

„So will ich warten," sagte Hale hastig.

Der Verweis indessen that ihm gut. Er beschäftigte seine Gedanken, so daß er gegen die schwindelnden Tiefen unempfindlich blieb und sich mechanisch dem Scharfsinn seines Pferdes überließ, welches sich begnügte, den Hufspuren des vorhergehenden Thieres einfach zu folgen und in wenigen Augenblicken erreichten sie den breiteren Pfad unten ohne Mißgeschick. Eine Besprechung hinsichtlich ihrer ferneren Bewegungen war bereits im Gang. Die Unmöglichkeit, die Station auf der Höhe wieder zu gewinnen, ward zugegeben; der Weg den Berg hinab nach der nächsten Ansiedlung, oder die anstoßenden Wälder, wenn sie sich zu lagern wünschten, blieben ihnen noch übrig. Der Stallknecht maßte sich noch einmal die Autorität an. „Entschuldigen Sie mich, meine Herren, aber die Pferde können heute Abend den Berg nicht mehr hinunter. Die Poststraße ist keine Meile entfernt und ich würde vorschlagen zu warten, bis der Eilwagen von unten kommt. Er muß wegen des Schnees Halt machen, und ich habe meine Schuldigkeit gethan, wenn ich die Pferde dem Kutscher übergebe."

„Wenn der Eilwagen aber hört, daß hier oben kein Durchkommen mehr ist und auf der unteren Station wartet?" sagte Rawlins.

„Dann habe ich meine Schuldigkeit dennoch gethan. Verzeihen Sie, meine Herren, aber diejenigen, welche ihre eigenen Pferde reiten, mögen thun, wie es ihnen beliebt." Da diese Anspielung deutlich auf Hale hinwies, so versicherte er seinen Gefährten kurz und bestimmt, daß er nicht die Absicht habe, sie zu verlassen. „Wenn ich Eagles-Court nicht erreichen kann, so will ich mich wenigstens so nahe halten als möglich. Ich denke, daß irgend ein Bote von meinem Hause auf der Höhe in Erfahrung bringen wird, wo ich bin und warum ich mich verzögert habe."

„Leute von Ihrem Haus," schnaufte Rawlins, „sind Sie von Sinnen, Fremdling? Nur ein Vogel könnte jetzt aus Eagles herauskommen und es müßte ein Adler sein obendrein! Zwischen Ihrem Hause und der Höhe wird der Schnee gegenwärtig zehn Fuß hoch sein, von dem, was der Wind im Paß zusammengetrieben hat, gar nicht zu reden."

Hale fühlte, daß es die Wahrheit sei. Zu jeder anderen Zeit würde diese unerwartete Lage und gänzliche Verletzung all' seiner Traditionen ihn verstimmt haben. Er war darüber jetzt hinaus und fühlte sogar eine gewisse Erleichterung. Er wußte, daß seine Familie sicher sei; es war genug. Daß sie von jedem Verkehr mit ihm abgeschnitten sei, schien das ihm neue Gefühl zu erhöhen, mit welchem er halb bewußt, halb schüchtern, einer abenteuerlichen Existenz genoß.

Der Stallknecht, welcher anscheinend in Betrachtung des steilen Pfades verloren war, schlug plötzlich mit der Hand ans Bein, indem er in freudigem Erstaunen ausrief: „Hol' mich der T—, wenn das nicht die ganze Zeit schon Hennicker's Schleifbahn war! Dachte ich mir's doch, daß er irgendwo hier herum sein müsse."

Rawlins erklärte Hale kurz, daß eine Schleifbahn eine roh hergestellte Senkung für den Transport schwerer Güter sei, die man einen steileren Bergpfad nicht herab bringen könne.

„Und Hennicker," fuhr der Mann fort, „wohnt nicht mehr als eine Meile entfernt; wir könnten es mit Hennicker versuchen."

Wie durch gemeinsame Eingebung blickte die ganze Gesellschaft zweifelhaft auf Hale. „Wer ist Hennicker?" fühlte er sich gezwungen zu fragen.

Der Stallknecht zögerte. „Es gibt Leute," sagte er zuletzt, „welche glauben, daß Hennicker nicht viel besser ist, als die Gesellschaft, auf die wir Jagd machen; aber sie werden sich hüten, es Hennicker selbst zu sagen. Wir brauchen ihn ja auch nicht wissen zu lassen, hinter wem wir her sind."

„Was mich betrifft," versetzte Hale bestimmt, „so bin ich gegen jede Verheimlichung unseres Zweckes."

„Es folgt nicht," sagte Rawlins nachlässig, „daß Hennicker von unserer Beraubung auch nur so viel weiß. Es ist sein allgemeiner Charakter, auf den wir angespielt haben."

„Und da ich nicht glaube, daß Hennicker solch ein Narr ist, um nicht zu wissen, wer wir und weswegen wir draußen sind," fuhr Clinch fort, „so kann doch von einer Verheimlichung nicht die Rede sein."

„Also Hennicker?" sagte der Stallknecht mit rascher Schlußfolgerung.

„Hennicker soll es sein! Führ' uns zu ihm."

Der Stallknecht stieg wieder zu Pferd und die Anderen folgten. Nicht lange, so wandte der Pfad sich in ein breiteres Geleis, welches einige Spuren nahender menschlicher Behausung zeigte, und nach fünf Minuten kamen sie an eine Lichtung. Sie war ein Theil einer fragmentarischen Bergterrasse und bildete eine weite Nische oder überwölbte Schlucht in der ausgehöhlten Flanke des Gebirges, welche, auf Hale's ersten Blick, eine oberflächliche Aehnlichkeit mit Eagles-Court hatte. Doch war weder Wiese noch offnes Feld da; die wenigen Aecker bebauten Grundes waren dem Forst durch Axt und Feuer abgerungen worden, und unförmliche Baumstümpfe bezeichneten überall die primitiven und schwierigen Anfänge der Cultur. Zwei oder drei rohe Gebäude aus ungeglätteten Brettern ohne jeden Anstrich, verbunden durch einige dazwischen liegende Schuppen, standen im Mittelpunkte des Halbkreises. Weit davon entfernt, von dem umgebenden Wall geschützt zu werden, schien dies vielmehr die ausgesuchte Arena für die kämpfenden Elemente. Ein Wirbelwind von dem äußeren Abgrund füllte beständig diese Höhle des Aeolus mit treibendem Schnee, welcher jedoch schmolz, indem er fiel oder rasch wieder weggefegt wurde.

Ein paar Hunde bellten und rannten heraus, den Reitern entgegen; aber kein anderes Zeichen verrieth, daß durch ihr Nahen irgend Jemand gestört oder überhaupt nur berührt werde.

„Ich denke, Hennicker ist nicht zu Haus, er würde sonst längst schon auf dem Ausguck gewesen sein," sagte der brave Stallknecht, indem er abstieg und an die Thür klopfte. Nach einigem Schweigen vernahm man eine weibliche Stimme, welche, den Anderen unverständlich, anscheinend ein Zwiegespräch mit dem Stallknecht führte, worauf dieser zu seinen Leuten zurückkehrte.

„Wir müssen durch die Küche gehen, sie kann die Thür wegen des Windes nicht öffnen."

Sie ließen ihre Pferde im Schuppen und traten in die Küche; diese stand mit einem viereckigen Raum in Verbindung, welcher mit dem Rauch von brennenden grünen Tannenzweigen gefüllt war. Die Thüren und Fenster waren dicht geschlossen; nur durch den breit geöffneten Kamin kam Luft in heftigen Stößen herein, welche die Wände des Zimmers aus einander zu sprengen drohten. Trotzdem der harzige Rauch sie fast erstickte, war doch die Temperatur den erstarrten Reisenden angenehm. Verschiedene Armsessel ohne Kissen, so wie sie in Schankstuben gebräuchlich sind, zwei Tische, ein Seitenschrank mit Getränken und sonstigen Vorräthen und ein Schaukelstuhl bildeten das Mobiliar, während einige Bären- und Büffelfelle den Boden bedeckten. Hale sank in einen der Armsessel; mit dem Gefühl des Uebermüdeten, der endlich ein Unterkommen gefunden, blickte er im Zimmer umher und dann auf die Herrin des Hauses, mit welcher die Anderen sich unterhielten.

Sie war groß, dünn und verwittert; ungeachtet ihrer Jahre war ihr geflochtenes Haar noch schwarz und voll, ihre Augen hell und durchdringend. Ihr Gesicht war von dem harten Leben an der Grenze gekennzeichnet und zwischen den Zähnen hielt sie eine hölzerne Pfeife. Der Stallknecht hatte seine und seiner Genossen Eindringen erklärt und ihren Charakter unter der Bezeichnung einer Jagdpartie verschleiert.

„Ihr müßt mit Zenobia selbst sprechen, ich kann mich nicht dahinein mischen," sagte die Alte. „Zenobia kennt Hennicker's Art, und wenn sie Vorüberziehende einlassen will, so geht es mich nichts an. Du, Zeenie, komm her!"

Ein schlankes, trägblickendes, hübsches Mädchen erschien auf der Schwelle des nächsten Zimmers, und mit einer Hand an jedem Thürpfosten schwang sie sich rückwärts und vorwärts, ohne einzutreten. „Nun, Mutter?"

Das alte Weib malte kurz und ohne Schmeichelei die Lage der Reisenden.

„Vater ist nicht hier," begann das Mädchen, zweifelhaft, „und — wie geht es Dir, Dick? bist Du das?" Die Unterbrechung ward dadurch herbeigeführt, daß sie den Stallknecht erkannte und sie schlenderte in das Zimmer. Trotz eines schlampigen Kleides, dessen glatter Rock eng anlag, hatte ihre Gestalt einen seltsamen, nymphenartigen Umriß. War es Schwäche, Kränklichkeit oder kam es von ihrem hohen Wuchs: sie ging mit einer leichten Neigung nach vorn, die ihr zur Gewohnheit geworden war. Sie erschien Hale nicht ungraziös, dem ihr zartes Profil, ihre großen, dunklen Augen und eine gewisse, geheimnißvolle Aehnlichkeit mit einer halbgezähmten Dryade schon aufgefallen waren.

„Es ist gut, Mutter," sagte sie, die Angeredete mit einem Kopfnicken entlassend. „Ich werde mit Dick sprechen." Als die Thüre sich hinter der alten Frau geschlossen hatte, legte Zenobia ihre Hände auf eine Stuhllehne und begegnete den bewundernden Augen Dick's mit der Ruhe einer Göttin.

„Nun, was soll's, daß Ihr dieses Spiel mit mir aufführt? Was bedeutet all' dieses alberne Gewäsch über eine Jagdpartie? Jagdpartie! Ich will Dir sagen, auf was für einer Jagd Ihr gewesen seid. Ihr habt, seit einer Stunde vor Sonnenaufgang, auf George Lee und seine Leute Jagd gemacht. Ihr seid

einer falschen Fährte den Bergrücken hinan gefolgt, bis der Schnee kam und Euch jagte. Ihr habt auf der Straße herum geschrien und geheult und getobt, als ob Ihr Comanchen wäret, und habt das Frauenvolk fünf Meilen in der Runde zum Tod erschreckt — das ist Eure Jagd! Ihr seid zuletzt Vaters alte Schleifbahn herunter gekommen und habt Euch hierher durchgeschlagen, um die Haut der verwünschten Regierungs-Pferde der Compagnie in Sicherheit zu bringen. Und das ist Eure Jagd!" Zu Hale's Erstaunen folgte Seitens seiner Genossen ein Ausbruch von Gelächter dieser Anrede. Er versuchte einzustimmen; aber dieses lächerliche Resultat seines enthusiastischen Pflichtgefühls kränkte und verwirrte ihn, den Einzigen, dem es Ernst um die Sache gewesen war.

Auch Zenobia lachte, drehte den Stuhl lässig herum und warf sich hinein. „Und in diesem Augenblick dehnt sich George Lee behaglich in seinem Stuhl und raucht seine Cigarre irgendwo in Sacramento," fügte sie hinzu, indem sie ihre Füße nach dem Feuer ausstreckte und, die Handlung dem Wort anpassend, eine imaginäre Cigarre zwischen den langen Fingern einer dünnen, nicht besonders reinlichen Hand hielt.

„Wir sind geschlagen, Zeenie," sagte Rawlins, als ihre Heiterkeit einer mehr gedämpften, aber kaum weniger schmeichelhaften Bewunderung dieser hartherzigen Göttin gewichen war. „Das Spiel ist gemacht; Du kannst den Geldhaufen umstoßen. Ich vergaß, daß Du eine alte Freundin von George bist."

„Er ist ein braver Mann!" sagte das Mädchen mit Entschiedenheit.

„Ihr waret früher gut mit ihm bekannt?"

„Früher — Vater arbeitet jetzt nicht mehr in dieser Linie," sagte sie mit einer Einfalt, welche jedes Bewußtsein einer moralischen Erniedrigung ausschloß, und in ihrer Art so erhaben war, daß selbst Hale die Aeußerung hinnahm, ohne davon erschreckt zu werden. Das Mädchen erhob sich, ging zu dem Seitenschrank und nahm eine Anzahl Gläser heraus, welche sie den Fremden reichte und der Reihe nach mit Whisky füllte.

Da das Credenzen einer Erfrischung als stillschweigende Anerkennung ihrer Ansprüche auf ein größeres Maß von Gastfreundschaft betrachtet wurde, so war jede weitere Zurückhaltung beseitigt. Zenobia nahm ihren Sitz wieder ein, und indem sie ihren Ellbogen auf den Arm des Stuhles und ihr schmales, rundes Kinn auf die Hand stützte, blickte sie gedankenvoll ins Feuer. „Wenn ich sage, daß George Lee ein braver Mann sei, so geschieht es nicht, weil ich ihn kenne. Es ist sein Charakter. Was hat er jemals gethan, das listig oder gemein wäre? Nichts. Ihr könnt mir den armen Mann nicht zeigen, von dem er ein Sechspfennigstück nahm. Wenn er sich zu irgend einer Summe verholfen hat, so war's aus einer Bank oder von einer Expreß-Compagnie, welche es für höchst anständig halten, Bankerott zu machen und die armen Leute um ihren letzten Cent zu beschwindeln, ohne daß Jemand daran denkt, Jagd auf sie zu machen! Und behält er ihr Geld? Nein; er vertheilt es unter die Kameraden, die ihm beistehn, und die setzen es in Umlauf. Er behält es nicht für sich selbst; er hat keine schönen Häuser in Frisco; er hält keine Pferde, um damit zu prahlen. Keiner von Euch würde das Thier geritten haben, mit welchem er den Handstreich ausführte — wenn er es war. Und alle Gefahren nimmt er auf sich — Ihr könnt eine

Wette darauf eingehen, daß Jeder von seinen Leuten in Sicherheit war, bevor er Euch den Rücken wandte."

„Es kommt ihm sicherlich nicht darauf an, etwas von seinem Gelde beim Draw-Poker[1]) zu lassen, Zeenie," sagte Clinch lachend. „Er verlor letzte Woche fünftausend Dollars an den Sheriff Kelly."

„Nun, ich höre nicht, daß der Sheriff ihm nachsetzt, damit er das Geld wieder herausgebe; noch glaube ich, daß Kelly es dem Expreß übergab, von welchem es genommen ward. Aber ich hörte, daß Sie von ihm kürzlich eine Kleinigkeit gewannen, und ich bin überzeugt, daß Sie diese Jagd nur unternommen haben, um ausfindig zu machen, wo Sie es ihm zurückerstatten können."

Das Lachen, welches diesen Worten folgte, richtete sich nunmehr gegen Clinch. Er wollte gerade irgend eine scherzende Gegenbemerkung machen, als das junge Mädchen ihn plötzlich unterbrach. „Wenn Ihr denn einmal auf Jemand Jagd machen wollt, warum wählt Ihr Euch nicht ein größeres Wild? Da ist der Jim Harkins — geht aus nach dem, und ich werde mit Euch gehen."

„Harkins!" riefen Clinch und Hale wie aus einem Munde.

„Ja, Jim Harkins — kennt Ihr ihn?" fragte sie, von Einem zum Andern blickend.

„Einer meiner Freunde kennt ihn," sagte Clinch lachend; „aber laß Dich das nicht abhalten."

„Und Sie — da drüben," fuhr Zenobia fort, indem sie ihren Kopf und ihre Augen nach Hale wandte.

„In der That — ich glaube, er war mein Banquier," sagte Hale mit einem Lächeln. „Persönlich kenne ich ihn nicht."

„Was hat er gethan, Zeenie?" fragte Rawlins, welchen die Bestürzung der Anderen höchlich ergötzte.

„Was er gethan hat?" Sie hielt inne, warf ihre langen, schwarzen Flechten über die Schulter, schlang die Arme um die Kniee, und, in ihrem Stuhle sich rückwärts und vorwärts schaukelnd, fuhr sie fort: „Es möchte ihm nicht gefallen," wobei sie einen eigenthümlichen Blick auf Hale richtete.

„Bitte, nehmen Sie keine Rücksicht auf mich," erwiderte Hale mit unnöthigem Eifer.

„Wohlan," sagte Zenobia, „ich denke, Ihr Alle kennt Ned Falkner und die Excelsior-Grube."

„Ja, Falkner ist der Inspector der Grube," erwiderte Rawlins. „Und ein ehrlicher Mann ist er. Ein Mann von nobler Gesinnung."

„Geben Sie mir die Hand!" rief Zenobia, indem sie Rawlins die Rechte hinstreckte, welche dieser mit dem Ausdruck der Ueberzeugung schüttelte. „Er ist ein so guter Mann, als nur einer zu finden. Nun wohl, Ihr wißt, daß er all' sein Geld und all' seine Kraft und all' seinen Verstand in jener Grube angelegt hat. Sie ist seine Mutter, seine Geliebte, sein Alles! Wenn andere Burschen seines Alters sich in Frisco belustigten, war Ned in seiner Grube. ‚Wartet nur, bis die Grube fertig geworden ist,' pflegte er zu sagen; ‚wartet, bis das

[1]) Ein Hazardspiel.

Unternehmen in Flor ist, und dann sollt Ihr sehen!' Alle seine Kameraden gaben ihren letzten Cent her — denn sie liebten Ned, und sie lieben ihn noch, als wenn er eine Frau wäre."

„Das ist so," warfen Clinch und Rawlins zugleich ein, „und er verdient es."

„Nun," fuhr Zenobia fort, „das Unternehmen kam nicht so rasch in Flor, als sie erwartet hatten. Und dann wurden die Kameraden ärmer und ärmer und Ned wurde ärmer und ärmer in allen Dingen, bis auf seine Hoffnung und seinen Muth. Jetzt sah er sich nach mehr Capital um. Und um diese Zeit roch der Prairiewolf, der Harkins, daß etwas Gutes in der Luft sei und er bewog Ned, ihm die Controle zu übertragen und er werde ihm seinen Namen leihen und eine Gesellschaft zusammenbringen. Sobald er die Sache in die Hand bekommt, ist das Erste, was er thut, zu sagen, daß es einer halben Million bedarf, um das Unternehmen rentabel zu machen, und er erhebt eine Schatzung von zweihundert Dollars für die Actie. Dies zu zahlen, oder vorgeblich zu zahlen, ist nichts für die reichen Leute; aber für die armen Schlucker, die für Grubenlohn arbeiten, war es der Ruin. Sie konnten nicht bezahlen und büßten ihren Antheil für so gut wie nichts ein, und Ned machte noch einen verzweifelten Versuch, sie und sich selbst dadurch zu retten, daß er Geld auf seine Actien borgte; aber der Hund Harkins bekam Wind davon und ließ nun verbreiten, daß die Grube ein schlechtes Geschäft sei und daß er darum austreten werde. Das brachte die Actien auf nichts herunter. Da Ned keinen Dollar erheben konnte, so stürzte sich die neue Compagnie gierig auf seine Actien für die Schulden, die *sie* berechnet hatten und ließen ihn und seine Kameraden sich selber helfen. Ned konnte nicht ertragen, denen, an deren Ruin er mitschuldig war, gegenüber zu treten und machte sich davon, und man hat seitdem nichts mehr von ihm gehört. Nachdem Harkins sich von Ned und dessen Leuten frei gemacht, weiß er es einzurichten, jene wunderbare Schuld abzuzahlen und verkauft aus für hunderttausend Dollars. Das Geld — Ned's Geld — sendet er nach Sacramento, denn er wagt nicht damit selber zu reisen und denkt nun daran das Land zu verlassen, da mehrere von Ned's Kameraden erklärt haben, sie würden ihn niederschießen, wo sie ihn sähen. Also wenn Ihr Jemanden jagen wollt, hier ist eine Gelegenheit, und Ihr brauchtet noch nicht einmal darum in den Schnee zu gehen."

„Aber das Gesetz kann dieses Geld doch zurückverlangen," sagte Hale entrüstet. „Es ist ein so infamer Raub, als —" er hielt inne, da er Zenobia's Augen begegnete.

„Als derjenige von gestern Nacht, wollten Sie sagen. Ich nenne es *mehr*. Diese Herren von der Landstraße behaupten nicht, Eure Freunde zu sein, sondern nehmen Euer Geld und riskiren ihre Haut. Denn was das Gesetz betrifft — das kann da nicht helfen."

„'s ist ein betrügerisches Spiel," erläuterte Clinch, „und Sie könnten ebenso gut erwarten, Ihren Verlust von Demjenigen wieder zu erlangen, der sie bei den Karten beschwindelt hat. Falkner hätte ihn erschießen —"

„Oder seine Kameraden hätten ihn lynchen sollen," ergänzte Rawlins.

(Schluß im nächsten Heft.)

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte December.

Die diplomatischen Vertreter der Großmächte in Constantinopel haben in ihren gemeinschaftlichen Berathungen mit den Bevollmächtigten der Türkei die ostrumelische Streitfrage nicht zu lösen vermocht, so daß die Conferenz, welche seit dem 5. November 1885 tagte, als gescheitert gelten kann. Die Arbeiten der letzteren wurden insbesondere dadurch erschwert, daß die Bulgaren, nachdem Fürst Alexander bereits seine Unterwerfung gegenüber der Pforte erklärt hatte, Sieg auf Sieg über die Serben davontrugen und in Folge der entscheidenden Kämpfe bei Sliwnitza selbst in Feindesland eindrangen, woselbst durch die Schlachttage bei Pirot die Ueberlegenheit der bulgarischen Armee erwiesen wurde. Wenn von competenten militärischen Beurtheilern darauf hingewiesen wird, daß die serbische Armee nach ihren ersten Erfolgen noch am 16. November im Stande gewesen wäre, einen Vorstoß gegen Sofia zu unternehmen, weil damals die bulgarischen Truppen aus Ost-Rumelien noch nicht eingetroffen waren, so erfuhr die Situation auf dem Kriegsschauplatze unmittelbar darauf eine wesentliche Veränderung. Es wäre müßig, Vermuthungen darüber anzustellen, ob die Bulgaren ihren Sieg, zum Theil wenigstens, den Krinka-Gewehren — die meisten ostrumelischen Mannschaften sind mit dieser russischen Waffe ausgerüstet — zu verdanken haben, und ob die Tapferkeit der serbischen Truppen insbesondere dadurch gelähmt wurde, daß sie wähnten, der Feind hätte russischen Beistand erhalten; thatsächlich sind die Bulgaren zunächst erfolgreich geblieben und verlangen nicht blos Bürgschaften für die volle Integrität Bulgariens, sondern auch einen Lohn für ihre Waffenthaten. Auf der anderen Seite ist Oesterreich bemüht, die Niederlage seines Schutzbefohlenen, des Königs Milan von Serbien, abzuschwächen, wie denn auch die Mission des österreichischen Gesandten in Belgrad, Grafen Khevenhüller, dazu diente, dem siegreichen Vordringen des Fürsten Alexander von Bulgarien Einhalt zu thun. Ist doch sogar davon die Rede, daß Graf Khevenhüller über die von ihm im Namen der drei Kaisermächte ausgeführte Friedensmission hinausgegangen wäre, indem er mit dem Einmarsche österreichischer Truppen in Serbien drohte und darauf hinwies, daß die Bulgaren sich mit diesen im Kampfe zu messen haben könnten. Die russische Regierung wiederum zeigt sich ebenso wie die öffentliche Meinung in Rußland wohlwollender für Bulgarien, seitdem dasselbe auf dem Schlachtfelde seine Kraft bethätigt hat, und es ist bezeichnend, daß der Zar unlängst einen Tagesbefehl erließ, in welchem er den russischen Offizieren, welche in der bulgarischen Armee als Instrukteure thätig waren, im Hinblick auf die jüngsten Leistungen dieser Truppen Beifall zollt. Ein gewisser Gegensatz in der Auffassung der Verhältnisse von Seiten Oesterreichs und Rußlands durfte daher trotz officiöser Ableugnungen angenommen werden; jedenfalls gebührt vor Allem der deutschen Regierung das Verdienst, nach besten Kräften verhindert zu haben, daß dieser in der ganzen Situation enthaltene Gegensatz auch in den directen Beziehungen der anderen beiden Kaiserreiche zum Ausdrucke gelangte. In dieser Hinsicht muß die Einigkeit der Ostmächte in der That jetzt die Feuerprobe bestehen, und man wird kaum bei der Annahme irren, daß von anderer Seite versucht wird,

diese Solidarität, welche sich im Interesse des europäischen Friedens bisher stets bewährte, zu sprengen.

Wenn insbesondere dem englischen Cabinet eine solche Absicht zugeschrieben wird, so darf nach dem Ausfalle der vollzogenen Wahlen für das Unterhaus angenommen werden, daß die diplomatische Action Lord Salisbury's selbst dann einigermaßen gelähmt wäre, falls er im Besitze der Regierungsgewalt verbliebe. Obgleich die Liberalen, die im letzten Parlamente bei dessen Auflösung 342 Mitglieder gegenüber 246 Conservativen und 49 irischen „Nationalisten" zählten, bei den Wahlen Einbuße erlitten haben, sind sie doch nach wie vor den Tories weit überlegen. Allerdings können die letzteren vielfach auf die Unterstützung der Parnelliten rechnen, der einzigen Partei, welche gestärkt aus dem Wahlkampfe hervorgegangen ist. Immerhin dürfen Gladstone und dessen Anhänger mit dem Wahlergebnisse um so mehr zufrieden sein, als sie zunächst zwar in den Städten eine ganze Reihe von Niederlagen erlitten hatten, dann jedoch die ländliche Bevölkerung durch die überwiegende Ernennung der liberalen Candidaten ihren Dank für die Wahlreform abstattete, durch welche etwa zwei Millionen neuer Wähler mit dem wichtigsten politischen Rechte ausgestattet wurden. Wie in der französischen Deputirtenkammer die Radicalen sowie die „Unversöhnlichen" der äußersten Linken seit den letzten Wahlen eine maßgebende Rolle spielen, indem sie in Gemeinschaft mit den Monarchisten die Mehrheit bilden, werden jetzt auch im englischen Unterhause die Parnelliten in der Lage sein, ihre Bedingungen zu stellen; eine Gefahr, die von den englischen Staatsmännern nicht unterschätzt werden darf. Wenn das neue Parlament mit einem scherzhaften Ausdruck als „Parnellment" bezeichnet wird, so läßt sich schwer absehen, wie die Forderungen der irischen Abgeordneten ohne Gefahr für das Staatsinteresse befriedigt werden sollen. Von den 670 Mitgliedern des neuen Unterhauses gehören 333 der liberalen, 251 der conservativen Partei an, während im Ganzen 86 Parnelliten als Sieger aus dem Wahlkampf hervorgegangen sind, so daß die letzteren und die Conservativen zusammen über eine Mehrheit von vier Stimmen gegenüber den Liberalen verfügen würden. Was die Zahl der Wähler betrifft, so ist dieselbe, nachdem sie bereits im Jahre 1880 auf mehr als drei Millionen erhöht worden war — im Jahre 1874 belief sie sich auf 2,748,985 — in Folge des neuen Wahlgesetzes auf mehr als fünf Millionen gewachsen. Die Siege der Parnelliten sind auch deshalb bemerkenswerth, weil es denselben gelungen ist, mit 296,414 Wählern 86 Mandate zu erobern, während ihnen im Verhältniß eine weit geringere Anzahl von Sitzen im Unterhause gebühren würde. Jedenfalls bleibt abzuwarten, ob sich in dem Unterhause, das zum 12. Januar einberufen ist, eine weitere Verschiebung der Parteiverhältnisse, insbesondere ein Frontwechsel der alten Whigs, vollziehen wird. Von anderer Seite wird auch dem Führer der Liberalen, Gladstone, die Absicht zugeschrieben, unter gewissen Voraussetzungen mit den Parnelliten einen modus vivendi abzuschließen.

Der am 19. November eröffnete deutsche Reichstag hat bisher seine Signatur durch die Angriffe erhalten, welche das Centrum gegen die Regierung richtete. Zuerst war es die Verhandlung über die katholischen Missionen, welche dem Abgeordneten Windthorst Anlaß bot, einen Ansturm gegen die Reichsgewalt zu versuchen. Die Anfrage, ob beabsichtigt würde, jede Missionsthätigkeit von Mitgliedern des Ordens der Gesellschaft „Jesu" oder der mit demselben „verwandten" Orden in den deutschen Schutzgebieten als gesetzlich verboten zu behandeln oder auf dem Verwaltungswege zu verbieten, konnte vom Fürsten Bismarck mit Rücksicht auf die Gültigkeit der Reichsgesetze leicht erledigt werden. Der Reichskanzler betonte, daß er nicht in der Lage wäre, „ein Auge zuzudrücken", falls außerhalb Deutschlands, in den deutschen Schutzgebieten, den Reichsgesetzen zuwidergehandelt werde. Nicht minder correct lautete die Antwort auf den zweiten Theil der Interpellation, daß, abgesehen von den Jesuiten und den „verwandten" Orden, die Thätigkeit katholischer Missionen keineswegs beschränkt oder ausgeschlossen werden sollte. Ein besonderes Interesse erhielten die Erklärungen des Fürsten Bismarck durch den Hinweis auf unsere Beziehungen zu

Frankreich. Ohne auch nur im geringsten in Abrede zu stellen, daß sämmtliche französische Regierungen, mit denen Deutschland seit dem Kriege verkehrte, die Ueberzeugung hegten, es wäre beiden Nationen nützlich und ersprießlich, Frieden zu halten, constatirte der Reichskanzler doch mit Bedauern, wie bei den verschiedenen französischen Parteien nach wie vor Feindschaft gegen Deutschland herrsche. Weniger unanfechtbar als in den Verhandlungen über die katholischen Missionen war die Stellung, welche Fürst Bismarck gegenüber der Interpellation über die Ausweisungen aus den preußischen Ostprovinzen einnahm. Wie sehr auch ausgeschlossen erscheint, daß durch die vom Reichskanzler gegengezeichnete kaiserliche Botschaft vom 30. November, die in der stürmischen Sitzung vom 1. Dezember zur Verlesung gelangte, dem „Particularismus" Zugeständnisse gemacht werden sollten, kann man sich doch nicht der Wahrnehmung entziehen, daß der aufgebotene Apparat nicht im richtigen Verhältniß zu dem angestrebten Ziele stand. Wenn die Rechtsauffassung eine irrige ist, daß in Deutschland eine „Reichsregierung" existire, die verfassungsmäßig in der Lage wäre, die Durchführung von Maßregeln zu verhindern, welche in Preußen in Bezug auf die Ausweisung ausländischer Unterthanen angewendet worden sind, so konnte diese Auffassung wohl auch, unbeschadet der Hoheitsrechte der einzelnen Bundesstaaten, innerhalb des Rahmens der gewöhnlichen Debatten discutirt werden. Da die polnische Fraction auf der Besprechung ihrer Interpellation über die Ausweisungen besteht, die Socialdemokraten überdies einen Antrag eingebracht haben, nach welchem der Reichskanzler ersucht werden soll, die nöthigen Schritte zu thun, damit jene „das Interesse des deutschen Volkes schwer schädigende Maßregel" alsbald rückgängig gemacht werde, kann die Angelegenheit noch nicht als beendet gelten, abgesehen davon, daß dieselbe auch im preußischen Abgeordnetenhause zur Erörterung gelangen wird. Die Auseinandersetzungen zwischen dem Centrum und dem Fürsten Bismarck stehen jedenfalls wenig damit im Einklange, daß der Reichskanzler den Papst mit der Vermittlung in der Carolinen-Angelegenheit betraute. Andererseits darf man mit Genugthuung begrüßen, daß diese Streitfrage noch kurz vor dem Tode des Königs Alfons ihrer Lösung entgegengeführt wurde.

König Alfons XII. von Spanien ist am 25. November, wenige Tage vor seinem 28. Geburtstage, nach längerer hoffnungsloser Krankheit im Pardo, einem unweit der Hauptstadt gelegenen Schlosse, gestorben. Der ritterliche Charakter des jungen Fürsten hatte demselben nicht bloß in seinem eigenen Lande, sondern aller Orten, namentlich auch in Deutschland, zahlreiche Sympathien erworben, die selbst dann nicht wesentlich getrübt wurden, als die Carolinen-Angelegenheit internationale Schwierigkeiten hervorzurufen drohte. Noch ist in aller Erinnerung, wie zur Zeit leidenschaftlicher Erregtheit, als die Wogen der Volksbewegung in den Straßen von Madrid so hoch gingen, daß sie den Königsthron selbst zu bespülen und zu erschüttern schienen, Alfons XII., als ob nicht das Geringste geschehen wäre, ohne jeden militärischen Schutz sich in der Hauptstadt öffentlich zeigte. Nicht minder bekundete derselbe seine unerschrockene Gesinnung dadurch, daß er während der Cholera-Epidemie, ohne auf die Warnungen und Rathschläge der für sein Leben besorgten Minister zu achten, nach Aranjuez eilte, wo die Seuche unter den Truppen viele Opfer erforderte. Bei der damaligen Rückkehr nach Madrid konnte sich der König überzeugen, wie hoch ihm die Bevölkerung sein mannhaftes Verhalten anrechnete, wie feste Wurzeln daselbst durch sein Verdienst die monarchische Idee seit jenem 30. December 1874 geschlagen hatte, als Martinez Campos den siebzehnjährigen Sohn der Königin Isabella zum Herrscher von Spanien ausrief. Im Exil, wo er, nicht eingezwängt durch die jede Individualität erstickenden Vorschriften der spanischen Etiquette, für seinen schwierigen Beruf vorbereitet worden war, hatte er den Geist des Volkslebens unserer Zeit, die nie rastende Entwicklung der Civilisation und Kultur kennen gelernt, so daß es ihm sicherlich beschieden gewesen wäre, das Ansehen seiner Nation im Rathe der europäischen Mächte in stets wachsendem Maße zur Geltung zu bringen. Sogar in Frankreich, woselbst die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Spanien und Deutschland mit Mißgunst betrachtet wurden, erkannten unbefangene Beurtheiler an, daß der Charakter des Königs Alfons durch

die Schule des Lebens gestählt worden wäre, daß letzterer insbesondere während seines Aufenthaltes in England die unvergleichlichen Verdienste einer Regierungsform kennen gelernt hätte, welche diesem Lande alle Vortheile gedeihlichen Fortschreitens ohne die Nachtheile der Revolution sicherte. Wohl kann man sich zu geschichtsphilosophischen Betrachtungen angeregt fühlen, erinnert man sich jener Septembertage des Jahres 1883, in denen König Alfons XII. zugleich mit dem Könige Milan von Serbien als Gast des Kaisers Wilhelm in Homburg während der großen Manöver verweilte. Damals konnten beide Fürsten der Zukunft hoffnungsvoll entgegensehen, während nunmehr der eine von ihnen durch seinen Friedensbruch seinen Thron gefährdet hat, der andere im Escurial den Todesschlaf schläft. Wie würdig und ritterlich war damals das Verhalten des Königs Alfons, als er sich aus Homburg nach Paris begeben hatte und sich daselbst als Gast des Präsidenten der Republik von Seiten der hauptstädtischen Bevölkerung den schwersten Beleidigungen ausgesetzt sah, weil der deutsche Kaiser ihn zum Chef des zufällig in Straßburg in Garnison befindlichen Ulanen-Regiments ernannt hatte! Die deutsche Regierung war sicherlich dieses Verhaltens eingedenk, als sie die Ausschreitungen des Madrider Pöbels während der ersten Phase der Carolinen-Streitfrage, die nunmehr eine beide Theile befriedigende Lösung erhalten hat, milder beurtheilte. Spanien verdankt es an erster Stelle seinem jetzt leider durch einen jähen Tod hinweggerafften Könige, wenn ernstere Verwickelungen mit Deutschland vermieden wurden, die lediglich zu einer Schwächung des Ansehens der spanischen Nation hätten führen können.

Nicht ohne Besorgniß kann man die Lage des durch Unglücksfälle aller Art in den letzten Jahren schwer geprüften Landes ins Auge fassen. Wenn König Alfons XII. der Monarchie zahlreiche neue Anhänger gewann, so steht doch zu befürchten, daß die Carlisten durch einen Aufstand, die Republikaner durch ein Pronunciamento die herrschenden Einrichtungen gefährden, zumal da die junge Königin-Wittwe Christina, die vorläufig für ihre am 11. September 1880 geborene Tochter Maria de la Mercedes die Regentschaft führt, noch keine Gelegenheit hatte, jene Energie zu bewähren, die gegenüber den Ansprüchen der verschiedenen Parteien durchaus geboten ist. Um so uneigennütziger erscheint deshalb die Haltung des bisherigen Conseilpräsidenten Canovas del Castillo, der, mit klarem Blicke die Schwierigkeiten der Lage erkennend, in der Berufung der liberalen Partei zur Regierung einen Ausweg fand, nicht bloß einen großen Theil der Linken, sondern auch die einflußreichsten Generale für die Regentschaft zu gewinnen. Sagasta ist trotzdem vor eine schwierige Aufgabe gestellt, obgleich es andererseits von guter Vorbedeutung für die neue Regierung Spaniens ist, daß clericale Elemente wie Pidal derselben nicht angehören. Dies muß insbesondere im Interesse der internationalen Beziehungen Spaniens als ein Fortschritt bezeichnet werden; war es doch gerade Pidal, der als Mitglied des Cabinets Canovas del Castillo leichtfertig einen Conflict mit Italien heraufbeschwor, indem er sich für die Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes aussprach. Das Ministerium Sagasta wird auch mit Frankreich gute Beziehungen unterhalten müssen, wäre es auch nur um zu verhüten, daß die französische Regierung die republikanischen Umtriebe Zorrilla's auf ihrem Gebiete duldet.

Während das tragische Geschick, von welchem König Alfons XII. ereilt wurde, wohl geeignet ist, Mitgefühl zu erwecken und uns zu ergreifen, bilden die Verhandlungen, die sich jüngst in Frankreich vor der, mit der Prüfung der Tongking-Creditvorlage betrauten Commission der Deputirtenkammer abspielten, einen Theil der Komödie der Weltgeschichte. Erwägt man, wie Jules Ferry seiner Zeit als Conseilpräsident seine Stellung so sehr befestigt hatte, daß er bereits als ernsthafter Candidat für die Präsidentschaft der Republik galt; bedenkt man ferner, daß der Sturz des vorigen Ministeriums in Folge der Räumung von Lang-Son gerade in dem Augenblicke erfolgte, als die Abschließung der Friedenspräliminarien mit China unmittelbar bevorstand, so erscheint es als ein seltsames Spiel des Zufalls, daß Oberst Herbinger im Zustande der Trunkenheit den angeblich durch keinerlei militärische Verhältnisse gerechtfertig-

ten Befehl zum Aufgeben der strategisch wichtigen Position ertheilt haben soll. Unter den kleinen Ursachen, durch welche große Wirkungen herbeigeführt wurden, wird in Zukunft auch die durch den früheren Chef der französischen Expeditionstruppen in Tongking, General Brière de l'Isle, constatirte Betrunkenheit des Oberst Herbinger figuriren. Wie konnte es nun aber geschehen, daß General Brière de l'Isle nach der Verwundung des Generals de Négrier den Oberst Herbinger, der allgemein im Rufe eines „ivrogne invétéré" stehen soll, mit einem so wichtigen verantwortlichen Commando betraute? Brière de l'Isle versicherte bei seiner Vernehmung vor dem Kammer-Ausschusse, daß ihm die Leidenschaft seines Untergebenen verborgen geblieben wäre, und fügte hinzu, der Bataillonschef Servière, welcher zum Platzcommandanten von Lang-Son designirt war, hätte in aller Form gegen die durch Oberst Herbinger befohlene Räumung Verwahrung eingelegt und sich bereit erklärt, selbst an der Spitze der Besatzungstruppen zurückzubleiben. Nicht minder bezeichnete der von der Commission ins Verhör genommene General es als durchaus unrichtig, daß es in Lang-Son an Munition und Lebensmitteln gemangelt habe. Im Ausschusse, dessen Mehrheit aus radicalen und monarchistischen Abgeordneten besteht, erregte es geradezu Sensation, als General Brière de l'Isle wörtlich erklärte: „Wenn eine willkommene Kugel an Stelle des Generals de Négrier den Oberst Herbinger getroffen hätte, so würden wir uns gegenwärtig noch in Lang-Son befinden." Es bleibt abzuwarten, ob es dem so hart angegriffenen Officier nach seiner demnächst erfolgenden Rückkehr in die Heimath nicht gelingen wird, seine Rechtfertigung mit Erfolg durchzuführen. Als unzweifelhaft kann zunächst nur gelten, daß weder die militärische Centralleitung in Paris noch die verschiedenen Chefs der Tongking-Expedition sich mit Ruhm bedeckt haben. Ist doch für den herrschenden Wirrwarr ungemein bezeichnend, daß Oberst Herbinger, nach der Räumung von Lang-Son seines Postens enthoben und in die Heimath zurückgesandt, unverzüglich wieder die Reise nach Tongking antreten mußte, woselbst das auf Anordnung des Kriegsministers eingeleitete Untersuchungsverfahren kein anderes Ergebniß hatte, als daß der angeschuldigte Officier abermals zur Verfügung des Ministeriums gestellt wird. So läßt sich denn schwer absehen, wann die Irrfahrten des Oberst Herbinger ihren Abschluß finden werden. Freilich fehlt es auch in Frankreich nicht an Stimmen, welche Jenen als den „bouc émissaire" bezeichnen, der, wie seiner Zeit Bazaine, für die Sünden der Regierung und der Heeresleitung verantwortlich gemacht werden soll. Unzweifelhaft ist, daß ohne den Zwischenfall von Lang-Son die innere Politik Frankreichs eine andere Richtung erhalten hätte. Eine seltsame Ironie liegt darin, daß gerade die „Opportunisten", denen Jules Ferry nach der Lage der Verhältnisse zugezählt werden muß, schwer darunter zu leiden haben, wenn die Räumung von Lang-Son zu einem so wenig „gelegenen" Zeitpunkte erfolgt ist. Andernfalls befänden sich die ehemaligen Parteigänger Gambetta's, dessen dreijähriger Todestag bevorsteht, allem Anscheine nach noch im Besitze der Macht; auch hätten wohl die am 4. und 18. October 1885 auf der Grundlage des Listenscrutiniums durchgeführten Wahlkämpfe nicht den Ausgang erhalten, durch welchen eine aus Radicalen, sowie aus Orleanisten und Bonapartisten bunt zusammengesetzte Kammermehrheit in der Lage ist, die gemäßigten Republikaner aus dem Felde zu schlagen.

Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, mußte auch die Majorität der „Tongking-Commission" um so mehr bedenklich erscheinen, als die Stimmung in Frankreich selbst militärischen Expeditionen in fernen Ländern wenig günstig ist, seitdem die allgemeine Wehrpflicht zum Gesetze erhoben wurde. Eine Zeit lang wurde deshalb angenommen, der Ausschuß würde ohne Weiteres die vollständige Räumung Tongking's, das bereits so zahlreiche Opfer an Menschen und Geld erforderte, vorschlagen. Eine derartige radicale Maßregel widerspricht jedoch so sehr allen französischen Anschauungen von Aufrechterhaltung der Fahnen- und National-Ehre, daß durch Beschlüsse, wie sie unter Anderen Henri Rochefort, eines der Mitglieder der Commission, für geboten erachtet, ein Sturm der Entrüstung entfesselt werden würde. Hierzu kommt, daß die mit den Monarchisten eng verbündeten Klerikalen im Hinblick auf die in Cochinchina

und Cambodscha von Seiten der Eingeborenen gegen die Missionäre und die christlichen Ansiedler verübten Greuelthaten befürchten, der Rückzug der französischen Expeditionstruppen könnte das Signal zu zahllosen großen Barbareien in Ostasien werden. Charakteristisch ist, daß General Brière de l'Isle unter den Motiven, welche Frankreich veranlassen müßten, die Occupation Tongking's in vollem Maße durchzuführen, auch hervorhob, diejenigen Mächte, welche Colonien nach der Art der Karolinen-Inseln, „wahrer Klippen", anstrebten, würden es vortheilhafter finden, Tongking zu besetzen. Es wäre wunderbar, falls dieses Argument in einer französischen Versammlung nicht durchgreifen sollte. Bemerkenswerth ist freilich, daß gerade von französischer Seite damals, als die Tongking-Expedition beschlossen wurde, gegen die deutsche Regierung der Vorwurf erhoben worden ist, dieselbe begrüßte solche abenteuerliche Unternehmungen mit Genugthuung, weil Frankreich auf diese Weise von seinem Hauptziele, der Revanche, abgelenkt würde. In diesem Zusammenhange lehnte auch der Kriegsminister, General Campenon, jede weitere Schwächung der in Frankreich selbst befindlichen Streitkräfte ab, weil er, nach der Ansicht eines hervorragenden französischen Militärs, für nothwendig hielt, „die Blicke starr auf die Bresche in den Vogesen zu richten."

Man darf jedenfalls mit Interesse den Beschlüssen der Deputirtenkammer entgegensehen, zumal da neben den einander schroff gegenüber stehenden Ansichten, Tongking vollständig aufzugeben oder die Besetzung in ihrem ganzen Umfang aufrecht zu erhalten, sich ein vermittelnder Vorschlag, nur das Flußdelta zu behaupten, geltend macht. Allerdings gewinnt es nach den jüngsten Meldungen den Anschein, als ob Diejenigen, welche den nach starkem Ringen erzielten Friedensvertrag von Tientsin als die Grundlage der französischen Politik in Tongking betrachten, schließlich ihrer Auffassung zum Siege verhelfen würden. Wenn aber General Brière de l'Isle unter Anderem ausführte, daß 6000 Franzosen und 15,000 militärisch organisirte Eingeborene für die Besetzung des Landes hinreichen würden, so dürfte diese Berechnung um so mehr trügerisch sein, als das Occupationscorps in der Zeit vom 8. September 1884 bis zum 1. Mai 1885 im Durchschnitt nicht weniger als 16,300 europäische Mannschaften und 650 Officiere aufgewiesen hat. Da nun seit dem letzterwähnten Zeitpunkte etwa 3000 Mann durch Epidemien hinweggerafft worden sein sollen, ist die von dem früheren Oberstcommandirenden der Expeditionstruppen angeführte Ziffer offenbar viel zu niedrig gegriffen. Andernfalls würde durch eine einzige Epidemie die militärische Stellung Frankreichs in Ost-Asien ernstlich gefährdet werden. Die Mehrheit der Deputirtenkammer wird sich daher nicht verhehlen, daß, falls Tongking wirklich eine französische Colonie werden soll, die Ausführung dieses Planes auch in Zukunft schwere Opfer erfordern wird. Die am 13. December in Paris vollzogenen Nachwahlen werden kaum einen besonderen Einfluß auf die Entschließungen der Kammer in der Tongking-Angelegenheit ausüben, zumal da kein einziger der Candidaten die absolute Stimmenmehrheit erzielte. Immerhin ist es beachtenswerth, daß die sechs radicalen Candidaten, welche die vollständige Räumung Tongkings in ihr Wahlprogramm aufgenommen hatten, an der Spitze figuriren, während der „Revanchedichter" Paul Déroulède eine weit geringere Stimmenzahl erhielt, als seine Mitbewerber von der äußersten Linken. Die „trêve des confiseurs" zwischen Weihnachten und Neujahr erleidet jedenfalls durch die Tongking-Angelegenheit, sowie durch die Pariser Nachwahlen und durch die bevorstehende Einberufung des Congresses zur Ernennung des Präsidenten der Republik eine empfindliche Störung.

Literarische Rundschau.

Alte und neue Dichtung.

Als der Großvater die Großmutter nahm. Ein Liederbuch für altmodische Leute. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 1886.

Das Buch der Zeit. Lieder eines Modernen, von Arno Holz. Zürich, J. Schabelitz. 1886.

Gedichte von Richard Leander. Dritte vermehrte Auflage. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1885.

Gedichte von J. Herzfelder. Stuttgart, J. G. Cotta. 1883.

Gedichte von Paul de Lagarde. Göttingen, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung. 1885.

Gedichte von Paul Heyse. Dritte Auflage. Berlin, Wilhelm Hertz. 1885.

Spruchbüchlein von Paul Heyse. Berlin, Wilhelm Hertz. 1885.

Trotz alledem! von Johannes Prölß. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer. 1886.

Moderne Dichtercharaktere. Herausgegeben und verlegt von Wilhelm Arent. Berlin. 1885.

Dort „ein Liederbuch für altmodische Leute", hier „Lieder eines Modernen"! Dort sucht ein laudator temporis acti in halbverklungenen Lauten die gute alte Zeit wieder vor unsere nachdenkliche Erinnerung zu rufen, hier wagt es ein Allerneuester, kaum erst der reiferen Jugend Entwachsener mit knabenhafter Dreistigkeit, aber auch mit knabenhaftem Enthusiasmus Fesseln der Ueberlieferung, des altgewohnten Brauchs zu brechen und mit voller Brust, allerdings meist auch mit etwas vollgenommenem Munde, sein Evangelium der Zukunft zu predigen. Kein schrofferer Gegensatz ist denkbar, und der ungenannte, doch leicht erkannte Sammler jenes altmodischen Liederbuches, Herr G. Wustmann in Leipzig, würde an dem modernen Himmelsstürmer kaum Geschmack finden. In einem Punkte jedoch berührt sich dennoch Altes und Neues. Der Moderne nennt sein Buch recht anspruchsvoll das „Buch der Zeit", aber die Zeit ist nicht nach seinem Sinn; er hat vollauf zu klagen, zu sehnen, zu grollen, zu verachten, zu hassen und zu spotten und leider auch zu schimpfen. Die sociale Frage vor allem brennt auch ihm auf der glühenden Seele, und er macht den zeitgenössischen Dichtern und Künstlern, bald offen, bald versteckter, einen Vorwurf daraus, daß sie ihre Muse nicht ausschließlich in den Dienst des bitteren Lebenskampfes stellen. Sogar der guten Nachtigall möchte er den Krieg erklären, und sein Bekenntniß, für ihn sei die Zeit der Liebesabenteuer lange vorbei, nimmt sich drollig aus, wenn wir in den „Modernen Dichtercharakteren" schwarz auf weiß lesen, daß Herr Arno Holz im Jahre 1863 zur Welt kam. Der junge Herr ist allerdings ehrlich genug, nicht ganz seine Vergangenheit zu verleugnen: er hat die Lieder, die er in seiner Jugend auf Lenz und Liebchen, auf Veilchen und Rosen sang, nicht zum Wohle des socialen Elends verbrannt, sondern auch sie fein säuberlich abgedruckt; und eine schöne Begeisterung für Emanuel Geibel läßt hoffen, daß der begabte Poet, der wuchtig und feurig den Jammer der Zeit darstellt, auch der alten lieben Töne noch nicht so satt ist, wie er sich stellt. Auch sonst macht er kein

Hehl aus vollzogenen Wandlungen seines Geisteslebens. Einen längeren hochpatriotischen Heroldsruf läßt er nicht ohne die Mittheilung in die Welt gehen, daß der exclusiv nationale Standpunkt in diesem Gedicht nur ein Durchgangsstadium auf dem Wege seiner Entwicklung war. Augenblicklich scheint er das Große und Gute in der Gegenwart mit freudlosem Trotz zu verkennen. Aber gerade indem er die großen, mehr noch die kleinen Schäden seiner Zeit sieht, nähert er sich dem Grundmotiv jenes altmodischen Liedes, dessen Anfang sehr schön und sinnreich zum Titel des altmodischen Liederbuches gemacht worden ist: „Als der Großvater die Großmutter nahm". Auch dieses Liederbuch weckt wohl die Sehnsucht nach der guten alten Zeit, der Zeit von 1740 bis 1840, die Johann der muntere Seifensieder eröffnet und Lortzing's Czar und Zimmermann mit jenem Rufe beschließt, welchen sich alle modernen Früh- und Ueberreifen hinter diejenigen Sinneswerkzeuge, hinter denen es ja doch noch nicht ganz trocken ist, schreiben sollten: „O selig, o selig, ein Kind noch zu sein"!

Mitten in dieser Zeitepoche, 1813, dichtete Langbein sein „Großvaterlied", und auf welchen Wunsch geht dieses hinaus?

O gäbe den Deutschen ein holdes Geschick
Die glücklichen Großvaterzeiten zurück.

Dieser Ton, aus dem dunkeln Gefühle entstanden, welches jeder Wechsel bringt, dem Gefühle, etwas unwiederbringlich verloren zu haben, klingt durch viele der altmodischen Lieder; und wünschen wir heute auch nicht die Großvaterzeiten zurück, so weckt doch gerade dieser Ton in unserer Seele gleichgestimmten Klang. Die Ehrfurcht, mit der wir vor einem Großvaterstuhl stehen oder den Geschichten der Großmutter lauschten, überträgt sich auf die Jugendzeit der Alten, welche ihnen selbst in der versöhnenden Erinnerung schöner erscheint, als sie war, und schöner als das Heute, wo der Stock zur Stütze wird und Freund Hain schon am nächsten Kreuzwege wartet. Und ob wir uns auch ganz und gar nicht als altmodische Leute fühlen, sondern den stürmenden Zukunftsphantasien jugendlicher Propheten gern Gehör schenken, so fallen doch die altmodischen Lieder in unser modernes Empfinden, wie linde Oeltropfen auf rauschende Wogen, und wir zollen dem kundigen Sammler freudigen Dank, der sie in unverfälschtester Gestalt, jedesmal über Autor und Entstehung Auskunft gebend, mit tiefem, sinnvollem Verständniß ausgewählt und geordnet hat. In der wunderhübschen Ausstattung, welche ihm der Verleger gab, bietet sich das Buch wie ein ehrwürdiges Stammbuch aus der Zeit dar, „als der Großvater die Großmutter nahm".

Wir können aus ihm manchen Faden spinnen, an welchen unsere spätere deutsche Lyrik anknüpft. Einen Dichter wie Theodor Storm hat die Gefühlsweise dieser Lieder singen und sagen gelehrt. Auch Richard Leander und J. Herzfelder haben hier ihre Töne gefunden. Man kann von ihnen rühmen, daß sie zwitschern, wie die Alten sungen. Auch bei ihnen entspricht der schlichten Empfindung die einfache Form. Sie sprechen, wie ihnen ums Herz ist, und bauschen und brüsten sich nicht. Ihre Motive sind meist die herkömmlichen: Frühling und Liebe. Wie Liebe aufgeht und stirbt, wie ein Herz krank wird und wieder gesund, schildert Herzfelder mit selbst erlebter Empfindung. Einige Verse aber von ihm zeigen neben diesem Vorzug auch die Schwäche:

Und „Bester Mann!" und „Liebste, Traute!" —
Kein Wort sonst hin und wieder fällt.
Und doch, in solchem armen Laute
Liegt alle Wonne dieser Welt!

Die echte Liebe, reich, unendlich,
Ist stolz auf solche Dürftigkeit.
Sie spricht ja wundersam verständlich
Durch alle Welt und alle Zeit.

Der Dichter ist sich also seiner Einfachheit voll bewußt und reflectirt über dieselbe. Dieses unnaive Element der Reflexion verwandelt die Einfachheit allerdings leicht in

Dürftigkeit und verringert die Anschaulichkeit. Zuweilen scheint es, als mache der Dichter eine Tugend aus der Noth. Er spricht mehr von der Liebe als von der Geliebten, und wir vermissen bei ihm, wie manchmal auch bei Leander, die concrete Vorstellung einer Situation. Beide schildern allgemeine Empfindungen lieber, als besondere Zustände. Auch bei Leander sind Situationsgedichte, wie „Bleib doch!" und „Verfängliche Fragen" nicht häufig, und das Th. Billroth zugeeignete feuchtfröhliche Bieridyll bildet in seiner realistischen Frische eine entschiedene Ausnahme.

Schärfere Physiognomie trägt ein anderer dichtender Gelehrter. So wenig wie der, welcher sich hinter dem Pseudonym Richard Leander verbirgt, gehört sein College Paul de Lagarde zu jenen deutschen Professoren, welchen die Belletristik nur ein Mittel ist, ihren wissenschaftlichen Stoff unter die Leute zu bringen, welche daher diesen Stoff über die künstlerische Form setzen. Das dünne, äußerlich höchst unansehnliche Bändchen in seinem freiwilligen Verzicht auf Goldschnitt, Kopfleisten und Schwabacher Lettern, welches, auch den näheren Freunden Lagarde's überraschend, plötzlich aus dem Wuste neuester Lyrik hervorgetaucht ist, wird schwerlich ein großes Publicum finden. Darum aber ist es dem Dichter am wenigsten zu thun. Man höre ihn nur:

Mit Sonn' und Sternen, Blum' und Blüthen
Hat mancher Dichter Unfug getrieben.
Sie sind bis jetzt noch schön geblieben:
Vor künftigen Lorbern wird sie Gott behüten.
Und Glauben, Freiheit, Wissenschaft und Kunst,
Sie werden unsre Zeiten überstehn,
Wenn sie nicht an des Pöbels Gunst,
Der sie bewundert, untergehn.

Schon daraus erhellt, daß bei Lagarde nicht allzuviel von Blumen und Blüthen die Rede ist:

Zum Ziel führt leichtes Tändeln nicht,
Zum Ziele nur ein ernster Flug.
Schön steht ein Blumenkranz dir zu Gesicht,
Doch sind jetzt Blumen Schmuck genug?

Jetzt! Um die Großvaterzeit kümmert sich der Dichter herzlich wenig:

Der goldne Tag, den Zukunft bringen soll,
Wohnt hinter dunklen, wilden Wettern:
Das Herz gestählt! Die Stirn' gedankenvoll!
Sonst wird die Windsbraut dich zerschmettern.

Er setzt sich Ziele, welche sich nicht mit Morgen und Gestern befassen und durch ein Erdendasein nicht zu erreichen sind.

Und strebst du in die Zukunft nicht hinein,
Wirst du für Zeit und Ewigkeit vergessen.

Weß Art dieses Streben in die Zukunft ist, lehrt die herrliche Terzinendichtung „Nach dem Tode", welche Uebersinnliches zum Sinnbild, Unbegreifliches greifbar macht. Die entkörperte Seele tritt zögernd in lichtlose Unnacht, aus der sich ihr in Frauengestalt die selbstlose Liebe naht.

Die Seele schaut sie, aber sieht sie nicht,
Ihr Schau'n ist Ahnen bald, und bald Gedenken.

Dann gibt der Seele „ein ungesprochenes Wort" eine Art von Dienstauftrag.

Siehst du ein Kind dem Nest der Natter nah'n,
So wandle dich in eine Rose wild,
So gaukl' als Schmetterling auf näh'rer Bahn,

Und täusch' hinweg vom Tod das süße Menschenbild,
Das nach dir greifend jenem Gift entgeht.
Arglosem Wandrer sei ein ungeseh'ner Schild.

Und wann ein Jüngling vor der Sünde steht,
So zaubre vor ihn seiner Mutter Grämen,
Bevor sich abzuwenden es zu spät,

Eh' in der Luft die Schmerzen Anfang nehmen.
Zieh' mit der Glocke Ton, daß er mit Menschenseele klinge,
Der Trauer Trost, und Sehnsucht den Bequemen,

Den Gruß des Lebens an die Gräber bringe.

Also der Seele, die zu Gott hinauf strebte, die aller Erdensorge entbunden zu sein hoffte, wird statt himmlischer Seligkeit die frohe Botschaft reiner Menschenliebe verkündet, auf daß sie als Schutzgeist ins Leben zurückkehre. Doch dieses Lied vom Zukunftstraum ist aus, ehe es endet. Und der Dichter muß gestehen:

So Bild, so Wort ist meinem Geist geschwunden.
Wann ich vollendet habe, wird's vollendet.

Lagarde, welcher als Gelehrter sich von der Dogmatik zur historischen Forschung wandte, kehrt auch als Dichter von den jenseitigen Visionen immer wieder zum sicheren Diesseits zurück, worin er weniger eine Vorbereitung als eine Verbannung sieht, und er stellt dem Erdenbewohner die folgende Aufgabe:

Es glänz' auf dir ein Wiederschein
Des Landes, aus dem du verbannt,
Des Hauses, das nach Erdenpein
Sein Dach um deine Ruhe spannt.

Ein Gottesgruß an jedes Herz,
Ein Bürge einer bessern Welt,
Das sei der Mensch: in Lust und Schmerz
Ist's mit ihm selig dann bestellt.

Was zum Unterschiede von unsern Dutzendpoeten die Gedichte Lagarde's bewegt, nennt ein anderer Dichter im Gegensatz zur Lust und Qual des Alltagslebens die dringendsten, die jahrtausendalten Angelegenheiten. Dieser Dichter ist Paul Heyse. Sein jüngst erschienenes „Spruchbüchlein" weicht nach Form und Gesinnung von den spruchhaften, wie aus rauhem Stein gehauenen Dichtungen Lagarde's erheblich ab, und Beide würden sich schwerlich unter einem Hute vertragen. Aber an Adel und Höhe der Weltauffassung sind sie einander ebenbürtig. Sie sagen es nur mit ein bischen andern Worten. Heyse's Lebensphilosophie kennt man aus seinem Roman „Kinder der Welt", sie hat sich seitdem nicht geändert. Aber den weltfreudigen Dichter wandelte mit den Jahren etwas wie Weltflucht an. Er ist seelisch und geistig am liebsten bei sich und in sich selbst; die kleinen Händel des großen Lebens stoßen ihn ab und ärgern ihn um so häufiger, je mehr seine Muse sich immer wieder hinausgetrieben fühlt. In dieser Stimmung des Widerstreits zwischen Wunsch und Sollen ist eine große Zahl kleiner Epigramme entstanden, die häufig mehr einer vorübergehenden Stimmung als einer gefestigten Gesinnung entstammen. Heyse weiß das selbst und vertheidigt sich sehr gut:

Wenn sich die Sprüche widersprechen,
Ist's eine Tugend und kein Verbrechen.
Du lernst nur wieder von Blatt zu Blatt,
Daß jedes Ding zwei Seiten hat.

Das „Spruchbüchlein" ist gewissermaßen die Kehrseite der vor einem Jahre erschienenen „Gedichte" Heyse's. Man möchte Eines nicht ohne die Anderen haben. Was dem Dichter irgend im Leben tief ging, fand in den „Gedichten" klärenden, läuternden, tröstenden Ausdruck. Die düstern Wolken, die von Zeit zu Zeit über sein sonst so sonnenheiteres Leben zogen, konnten ihm das Herz mit stiller Schwermuth trüben, aber ihm den Glauben an die Schönheit und den Werth des Daseins

nicht nehmen. Wo er einen schwer zu besiegenden Seelenschmerz ausklagt, eben dort vertieft und verschönt der heilige Ernst seine Poesie, und mir wenigstens will scheinen, als sei Paul Heyse nirgends wahrer als in seinen lyrischen Gedichten. Der Grundzug seiner Poetennatur ist lyrisch. Daher schleift auch eine gewisse lyrische Weichheit manchem seiner Epigramme die Spitze ab. Jedes Epigramm fordert etwas von dramatischer Kraft und Schneide, mit welcher der Lyriker nicht immer zurecht kommt. Trotzdem sind Heyse's Sprüche über Lebensweisheit, Frauen, Literatur, Kunst, Theater, Kritik, Wissenschaft, Politik, Philosophie, Gott und Welt, in der antithetischen Knappheit, mit der sie formulirt sind, von paradigmatischer Bedeutung und zur Stunde als ein wahrhaftes Laienbrevier hochwillkommen.

Auch Heyse ist durchaus, wie Brandes ihn charakterisirt hat, trotz seiner lyrischen Natur „Moderner Geist", und wenn seine Sprüche das unzufriedene Thema jenes Großvaterliedes anschlagen, so liegt ihm doch die Sehnsucht nach der Großvaterzeit fern. Er fühlt sich als Goethe's Lehrling, aber mit schönem Stolz bezeichnet er gegenüber der Vergangenheit und Zukunft die Mission zeitgenössischer Dichtung. „Die Classiker", sagt er,

„haben uns Alles vorweggenommen,
Die besten Gedanken, das kühnste Wort."
Rächt euch an Denen, die nach euch kommen,
Und spielt den Enkeln denselben Tort.

Einer derer, die es versuchen, diesem Rath zu folgen, ist der Verfasser von „Trotz alledem!". Schon der trutzige Titel beweist den streitbaren Kämpen. „Zeit- und Streitgedichte" benennt sich eine, „Trotz Sturm und Drang" eine andere Abtheilung seiner Gedichte. Johannes Prölß ist ein herzhafter Idealist wie Heyse. Eben darum quält ihn im modernen Leben dieses und das, dem er nicht wie jener mit epigrammatischem Stich, sondern mit laut schallendem Feldruf, geharnischt und im Galopp zu Leibe geht. Sein gerechtes Pathos erfreut durch Frische des Tons, aber besser als der donnernde Tyrtäus steht ihm „trotz alledem" eine mehr idyllische Empfindung zu Gesichte, wie die Vaterfreude in der liebenswürdigen Kleinigkeit „Nur ein Mädchen".

Hier und noch anderwärts klingt ein warmer Naturlaut an, den wir nirgends so sehr vermissen wie bei einem jungen, zum Theil kaum erst flüggen Völkchen, welches Muth für Talent ausgibt, sich gegenseitig groß und heilig spricht, Dichter wie Paul Heyse dreist zum alten Hausrath der Großvaterzeit wirft und unter der Firma „Moderne Dichtercharaktere" mit viel Selbstvertrauen und wenig Respect sich unterfängt, die Poesie der Zukunft in Pacht zu nehmen. In dem foliantenhaften Buche, wo sie gemeinschaftlich auf das Papier wirbeln und sich dabei gegenseitig Bücklinge machen, finden wir leider auch Arno Holz, der sich aus diesem Kreise halbgebildeter Jünglinge jenen widrigen Ton geholt hat, worin er den Scherr überscherrt. Mehrere auch der anderen Herren Dichtercharaktere sind ebenfalls mit eigenen Gedichtsammlungen auf den Weihnachtsmarkt gezogen. Das aber dürfte uns nicht kümmern, da die Lungenkraft jedes Einzelnen unschädlich wäre. Erst, daß sie in Reihe und Glied aufmarschiren, macht bedenklich. Sie wollen Charaktere sein und vergessen, daß es doch zunächst, bevor sie sich von der Schulbank in den Strom der Welt stürzen, ein Talent, sofern überhaupt ein solches vorhanden ist, zu bilden gilt. Und ein Talent, hat Jemand in der Großvaterzeit gesagt, bildet sich in der Stille. Unter diesen Lärmenden, welche bis auf Weiteres noch sein still werden sollten, findet sich überraschender Weise auch Ernst von Wildenbruch, der natürlich in keiner Hinsicht zu ihnen gerechnet werden soll. Wie aber kommt Saul denn unter diese kleinen Propheten?

Paul Schlenther.

αλ. **Alice, Grand Duchess of Hesse.** Letters to Queen Victoria. Two Volumes. Leipzig, Bernhard Tauchnitz, 1885.

Die Tauchnitz-Ausgabe dieser schon früher in England erschienenen und auch ins Deutsche übertragenen Briefe der Großherzogin Alice an ihre Mutter Königin Victoria ist bereichert — wenigstens gegen die Uebersetzung — durch eine biographische Skizze ihrer Schwester Prinzessin Christiane und ein paar auf ihren Tod bezügliche Nachklänge ihres beglückenden Lebens. Von dem Wesen der Verfasserin geben sie einen etwas einseitigen Begriff, da sie bis ans Ende beherrscht wurden durch ihren kindlichen Antheil an der bekannten untröstlichen Wittwentrauer ihrer Mutter, der sie bei Prinz Albert's schmerzlichem Verlust mit frühreifem Verständniß und Muthe beigestanden hatte. Sein Todestag und der ihrer Großmutter, dann auch ein ähnlich ergreifender Fall in ihrer eignen jungen Familie — der tödtliche Sturz des kleinen Prinzen Fritz aus dem Fenster —, dazu die in Darmstadt erlebten aufregenden Ereignisse der Jahre 1866 u. 1870/71, wo ihr Gemahl im Felde stand, färben diese Gefühlsergüsse wehmüthiger und düsterer, als es der hohen geistigen Regsamkeit und nicht unbedeutenden, auf Anderer Wohl gerichteten Thatkraft der Prinzessin Alice entsprach. Mit diesem Vorbehalt läßt ihr Genuß sich jedoch empfindenden Seelen lebhaft empfehlen. Selbst im Uebermaß der Klagen bleibt die ergebene fürstliche Tochter stets vornehm, gehalten und edel. Im Anfang erlaubt sie sich wohl auch einmal, mit dem Rechte, das sie sich an ihres vergötterten Vaters Bahre erwarb, der königlichen Mutter zuzureden, daß sie sich dem Wittwenkummer nicht allzu rücksichtslos hingebe. Sich selbst entzieht sie keiner Pflicht groß oder klein; anfangend bei den Ihren, aber nicht innehaltend bei der nächsten Umgebung, hat sie Darmstadt zu der Pflanzstätte praktischen bürgerlichen Gemeinsinns und Nächstenbeistandes machen helfen, die es gegenwärtig vor allen anderen Städten seiner Größe ist! Dieser von ihrem herrlichen Vater stammende Sinn ist es, der die Großherzogin Alice auch in ihren hier vor uns gelegten vertrauten Kundgebungen über die Menge ihrer Standesgenossinnen erhebt und zu einem Vorbilde Aller ohne Ausnahme macht. Ihr eignes Ideal war der Vater: von ihr werden gern auch Männer hohe Auffassung der Lebenspflichten lernen; denn diese ist, Gott sei Dank, nicht verschieden nach dem Geschlecht, sondern allgemeinmenschlich.

ρ. **Fürst Bismarck.** Sein politisches Leben und Wirken urkundlich in Thatsachen und des Fürsten eigenen Kundgebungen dargestellt von Ludwig Hahn. Vierter Band, 1879 bis 1885, bis zur Nationalfeier des 70. Geburtstages des Fürsten. Berlin, Wilhelm Hertz (Bessersche Buchhandlung). 1886.

Dieser Band führt das umfangreiche Werk, dessen frühere Bände wir hier in der Reihenfolge ihres Erscheinens angezeigt haben, über die nationale Bismarckfeier bis in den Mai vorigen Jahres fort. Er umfaßt die Periode der Socialreform, die neuen Versuche zur Milderung und (womöglich) Beendigung des kirchlichen Kampfes, die weitere Entwicklung der Wirthschafts- und die Anfänge der Colonialpolitik. Die nähere Darlegung der letzteren, sowie von Fürst Bismarck's leitender Betheiligung an der Congoconferenz soll einer späteren Publication vorbehalten bleiben. Ueber die eminente Wichtigkeit dieses Werkes, welches eine vollständige, pragmatisch geordnete Sammlung der Reden, Depeschen, Staatsschriften und politischen Briefe des Fürsten enthält, und so dessen politisches Leben und Wirken gleichsam in seinen eigenen Worten erzählt, haben wir uns wiederholt ausgesprochen. Der Herausgeber, welcher diese monumentalen Actenstücke durch einen orientirenden Text und mannigfache Auszüge aus den Tageszeitungen verbunden, hat dem Historiker der Zukunft eines der werthvollsten Hilfsmittel geliefert, was nicht ausschließt, daß wir, die Gegenwärtigen, die Zeitgenossen des großen Staatsmannes, gern noch einmal im Zusammenhange lesen, was, seitdem es in den einzelnen Manifestationen an uns vorübergegangen, selbst für uns schon Geschichte geworden ist.

ψ. **Emanuel Geibel's Briefe** an Karl Freiherrn von der Malsburg und Mitglieder seiner Familie. Herausgegeben von Albert Duncker. Berlin, Gebr. Paetel. 1885.

Der verdienstvolle Herausgeber dieser schönen Geibelbriefe, welche den Lesern der „Deutschen Rundschau" wohlbekannt sind, hat in Uebereinstimmung mit der Verlagshandlung das gefällige Büchlein einem würdigen Zwecke geweiht. Der Ertrag desselben ist nämlich für den Fonds zur Errichtung des Nationaldenkmals für Emanuel Geibel in Lübeck bestimmt. Auch die kleine Publication an sich ist ein edles Denkmal für den Dichter und seine gleichgestimmten Freunde aus dem hessischen Freiherrngeschlechte, auf deren idyllischem Waldschloß Geibel erquickliche Jugendtage voll Naturgenuß, geistiger Anregung und gemüthlicher Unterhaltung verlebte. Größtentheils stammen diese Briefe ja noch aus den vierziger Jahren, wo im schriftlichen Verkehr die Herzen sich weiter und freier öffneten und Gedanken beredter ausgetauscht wurden, als in unserm Zeitalter des Postkarten- und Depeschenstils. Sehr dankenswerth ist es, daß Duncker den Text der Briefe durch eine verbindende biographische Darstellung in übersichtlichen Zusammenhang gerückt hat.

ä. **Aehren und Blüthen.** Eine Sammlung von Sprüchen der bedeutendsten Dichter und Denker in Poesie und Prosa. Lahr, Moritz Schauenburg. 1885.

Wir sind mit Anthologieen, Spruchsammlungen, Lichtstrahlen und Blüthenlesen so gesegnet, daß dem Bedürfniß der Geschenkliteratur auch ohne neue Sammlungen vollauf Genüge gethan scheint. Dennoch wagen wir es, die vorliegende Auswahl wärmstens zu empfehlen, nicht wegen des sinnigen Titelblattes, das der blumenmalenden Hand und dem Verleger zu hoher Ehre gereicht, sondern wegen des gesunden Sinns, der diese Spruchweisheit ausgewählt hat. Die ausländische Literatur, die Predigtliteratur und die Romane sind es, die die Mehrzahl der Epigramme stellen, und eben weil die Verfasserin — denn an eine solche haben wir ohne Zweifel zu denken — sich an andere Quellen wendete, als die

meisten Sammler, begegnen wir sehr vielem Neuen oder wieder Vergessenen. Es ist nicht ein Strauß, der an der Landstraße aufgerafft ist, sondern eine botanische Ausbeute aus tief versteckten Abgründen der philosophischen Literatur und aus poetischen Regionen, die selten betreten werden, Alles wohlgeordnet nach verständigen Gesichtspunkten wie Luther's „Tischreden", so daß man über jede Lebensfrage leicht findet, „was der Dichter und der Weise sagt."

ψ. **Das humoristische Deutschland.** Eine Monatsschrift von Julius Stettenheim. Heft 1 und 2. Berlin und Stuttgart, W. Spemann.

Julius Stettenheim, der liebenswürdige Humorist, rief, und Viele, Viele kamen! Ob all' diese Vielen wirklich Humoristen sind? Schwerlich! Aber der Zweck dieser lachenden Zeitschrift ist wohl nicht nur, die Humoristen von Profession (und gibt es überhaupt dergleichen?) allmonatlich einmal zu versammeln, sondern Jeden einzuladen, der ein humorvolles Erlebniß oder einen lustigen Einfall lustig und humorvoll zu erzählen weiß. So sehen wir gleich zu Anfang den Tragiker Wildenbruch statt des Pegasus im wahren Sinn des Wortes ein still vergnügtes, manchmal etwas störrisches Droschkengäulchen anpeitschen: es geschieht in der vielbelachten Novelle „Ein Opfer des Berufs", wo der Dichter die Rolle des Berliner Droschkenkutschers für einen Tag übernimmt. Auch Paul Heyse, der ein paar Goldkörner der „Lebensweisheit" beisteuert, Karl Woermann, der drei Sonette spendet, Wilhelmine von Hillern, welche aus ihrem Album plaudert, Wilhelm Jensen, der „geistreichen Frauen" nicht wohlgesinnt ist, Robert Falck, Arthur Fitger, Kurd Laßwitz u. A. werden sich kaum zu den berufsmäßigen Witzbolden rechnen. Unter den größeren Erzählungen, welche die ersten Hefte bringen, zeichnet sich „Die Gloria-Hose" von Wolzogen und „Der Oberamtsrichter von Neckarsulm" von J. Trojan aus. Unter den kleinen ans Ende der Hefte gesteckten „Glühlichtern" brennen neben denjenigen des Herausgebers wiederum die Trojan'schen am lustigsten. Eröffnet wird das humoristische Deutschland durch keinen Geringeren als den alten Schartenmeyer, der hier offen und ehrlich eine witzige „Priamel" mit seinem hochberühmten Namen „Fr. Vischer" unterzeichnet. Ohne daß er sich nennt, erkennen wir ihn im zweiten Hefte als „redlichen Finder" wieder, der uns „einen einfachen Schluß der Tragödie Faust" mittheilt; wir finden darin neben vielem Witz auch viel Behagen; und von dem Unwerth des zweiten Theiles des Faust kann uns diese Parodie noch viel weniger überzeugen, als Vischer's köstlicher „dritter Theil".

λ. **Paulus.** Roman aus der Zeit des Kaisers Marcus Aurelius von Wilhelm Bölsche. 2 Bände. Leipzig, Carl Reißner, 1885.

In der Reihe der neueren historischen Romane bildet der vorliegende eine höchst beachtenswerthe Erscheinung, zumal er das Erstlingswerk eines jungen Autors ist, der sich mit demselben auf die erfreulichste Weise in die Literatur einführt. Die Zeit des Kaisers Marc Aurel gibt den historischen, die reizvolle Landschaft um den Albanersee den localen Hintergrund; in den Gestalten der Erzählung verkörpern sich die damaligen Zeitströmungen: der Kampf des jungen Christenthums gegen die antike Weltanschauung, der strenge, selbstüberwindende Dienst des einen Gottes gegen den heitern, lebensfrohen Cultus des römischen Heidenthums. In der Mitte dieser streitenden Gewalten — auf der einen Seite durch den Alles um seine Religion erduldenden Procurator Priscus und seine Tochter Julia, auf der anderen durch die dem üppigsten Genuß huldigenden Figuren des Terentius und Minucianus und ihrer Genossen vertreten — steht Paulus Fabius, ein junger, vornehmer Römer, der nach längeren Reisen das Erbe seiner Väter angetreten und seine Villa am Albanersee bezogen hat. Mit den besten Plänen, seinen Studien und dem Wohl seiner Untergebenen zu leben, gekommen, wird er alsbald von dem Widerstreit jener Strömungen ergriffen, hier winkt ihm die reine Lehre der Christianer, dort der verlockende Cult der Kypris, und Erlösung von allen Zweifeln verheißt ihm die Philosophie des Atheners Peisistratos. Paulus wählt das Erstere, er läßt sich zum Christenthum bekehren, er tritt begeistert für die neue Offenbarung ein; aber erst in entscheidender Stunde wird es ihm klar, daß es nicht die entsagende Liebe zu dem einzigen Gotte war, die ihn zu all' seinen Thaten fortgerissen, sondern die selbstsüchtige Liebe zu der schönen Julia, der Tochter seines Procurators, die für ihren Glauben am Kreuze stirbt. Von neuen Zweifeln ergriffen, sucht er Betäubung oder den Tod im Kriege gegen die Marcomannen, verwundet kehrt er heim — ein Fremdling, unerkannt — auf seine Besitzung, und hier findet er endlich Ruhe in der hingebenden, keuschen Liebe der einst so stolzen und wilden Terentia. Frieden zieht in seine Seele ein, er hat den so lange gesuchten Glauben, das so lange gesuchte Glück gewonnen: „Glück, Seelenfrieden, innere Heiterkeit und Klarheit, das ist das Höchste in jedem Menschen, dafür allein mag er leben, dafür kann er sterben. Dieses Glück kann im Glauben bestehen, im Glauben an Gott, im Glauben an eine hohe Idee, und es ist einerlei, ob die Idee Wahrheit enthält, — das Glück kann darum doch in ihr gegeben sein. Auch mein Glauben sei denn fortan mein Glück, aber es sei der Glauben an ein schönes Weib, an einen sonnigen Frieden des Geistes, an ein heiteres Leben." — Der Ton der Erzählung ist ein durchweg stimmungsvoller, die Sprache klar, natürlich, die einzelnen Scenen von oft dramatischer Steigerung und tiefer Leidenschaftlichkeit. Nirgend greift der Autor störend mit seinem historischen Wissen, mit ermüdenden Beschreibungen ein; Alles geht aus der Handlung und den Personen selbst hervor und gestaltet sich dadurch zu plastischer Bestimmtheit. „Paulus" ist ein guter und lesenswerther Roman, welcher für die Zukunft des Verfassers die besten Hoffnungen erweckt.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 10. December zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Aehren und Blüthen. Eine Sammlung von Sprüchen der bedeutendsten Dichter und Denker in Poesie und Prosa. Lahr, Moritz Schauenburg.

Album-Blätter aus Auerbach's Keller. Herausgegeben von Fritz Frenzel. Mit Illustrationen. Leipzig, Eugen Peterson.

Allgemeine Naturkunde. Das Leben der Erde und ihrer Geschöpfe. 1. Bd.: Völkerkunde. Von Prof. Dr. Friedr. Ratzel. I. Die Naturvölker Afrika's. Leipzig, Bibliograph. Institut. 1886.

Allgemeiner Frauenkalender für 1886. Internationales Archiv für Frauenbestrebungen. Von Lina Morgenstern. 2. Jahrg. Berlin, Verlag der Deutschen Hausfrauenzeitung.

Baelz. — Die körperlichen Eigenschaften der Japaner. Eine anthropologische Studie von Dr. Edwin Baelz. 2. Teil. Yokohama, Buchdruckerei des „Echo du Japan".

Bajohr. — Drei Operndichtungen von B. Bajohr. Jena, Hermann Pohle.

Bamberger. — Die Schicksale des lateinischen Münzbundes. Ein Beitrag zur Währungspolitik von L. Bamberger. Berlin, Leonhard Simion. 1885.

Baumgart. — Goethe's Weissagungen des Bakis und die Novelle, zwei symbolische Bekenntnisse des Dichters. Von Dr. Hermann Baumgart. Halle a. S., Buchhandl. des Waisenhauses. 1886.

Baumstark. — Plus ultra! Schicksale eines deutschen Katholiken. 1869—1882. Erzählt von Reinhold Baumstark. Zweite Auflage. Straßburg, Karl J. Trübner. 1885.

Becker. — Zwei Naseweise auf der Ferienreise. Eine Tertianergeschichte von C. A. Becker. Mit 35 Text-Abbildungen und zwei Tonbildern. Leipzig, Otto Spamer. 1885.

Beiträge zur Geschichte der älteren deutschen Litteratur. Herausgeg. von W. Wilmanns. Heft 1. Der sogenannte Heinrich von Melk. Bonn, E. Weber's Verlag. 1885.

Benkard. — Unter Halbmond und Kreuz. Roman aus unseren Tagen von Christian Benkard. Braunschweig, C. A. Schwetschke & Sohn. 1886.

Berlin. — Bericht über die Gemeinde-Verwaltung der Stadt Berlin in den Jahren 1877—1881. 3. Theil. Berlin. In Commission bei Julius Sittenfeld. 1885.

Bettelheim. — Beaumarchais. Eine Biographie von Anton Bettelheim. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1886.

Biller. — Markgräfin Barbara von Brandenburg. Das Leben einer Fürstin im fünfzehnten Jahrhundert von E. Biller. Leipzig, Carl Reißner. 1886.

Bismarck. — Fürst Bismarck. Sein politisches Leben und Wirken urkundlich in Thatsachen aus des Fürsten eigenen Kundgebungen dargestellt von Ludwig Hahn. 4. Band. 1879—1885. Berlin, W. Hertz (Bessersche Buchhandlung). 1886.

Blanc. — Jesus Christus. Erzählendes Gedicht in dreißig Gesängen von Ferdinand Blanc. Zweite neu durchgeard. Aufl. Hildburghausen, F. W. Gladow & Sohn. 1886.

Boy-Ed. — Dornenkronen. Roman von Ida Boy-Ed. Berlin, Rudolf Waldern. 1886.

Brenning. — Geschichte der deutschen Litteratur von Emil Brenning. Lfrg. 8/10. Lahr, Moritz Schauenburg.

Brosch. — Oliver Cromwell und die Puritanische Revolution von Moritz Brosch. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt (Rütten & Loening). 1886.

Carnoy. — Les Légendes de France. Par Henry Carnoy. Illustrations de E. Zier. Paris, A. Quantin. 1885.

Cattell. — Über die Trägheit der Netzhaut und des Sehcentrums. Von James Mc Keen Cattell. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1885.

Corbus. — Charakter-Studien. Vier Novellen von M. Corbus. Breslau und Leipzig, S. Schottländer.

Dehlen. — Die Theorie des Aristoteles und die Tragödie der antiken, christlichen, naturwissenschaftlichen Weltanschauung. Von A. Dehlen. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 1885.

Der Spanisch-Deutsche Konflikt um die Karolinen und die Revolution in Spanien. Hagen i. W., Herm. Risel & Co.

Deutsche Bücherei. Die Russen in Turkestan. Von Wilhelm Geiger. Breslau, S. Schottländer.

Deutsches Schüler-Jahrbuch. Von Dr. Max Vogler. 10. Jahrg. 1886. Leipzig, Otto Spamer. 1886.

Die Schweiz im Kriegsfalle. 2. Aufl. Zürich, Orell Füßli & Co. 1885.

Doebner. — Memoirs of Mary, Queen of England. Together with her letters and those of Kings James II. and William III. to the Electress, Sophia of Hannover. Edited by Dr. R. Doebner. Leipzig, Veit & Co. 1886.

Dorenwell. — Häusliche Erquickungs-Stunden. Ein Erbauungsbuch für die Sonn- und Festtage des Kirchenjahres. Herausgegeben von K. Dorenwell. Hannover, Carl Meyer. 1886.

Ebers. — Cicerone durch das Alte und Neue Aegypten. Ein Lese- und Handbuch für Freunde des Nillandes von Georg Ebers. Mit zahlreichen Holzschnitten und zwei Karten. 2 Bände. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt, vorm. Ed. Hallberger. 1886

Elben. — Geschichte des schwäbischen Merkurs. 1785—1885. Von Dr. Otto Elben. Stuttgart, P. Neff. 1885.

Engelhorn's Allgemeine Roman-Bibliothek. 2. Jahrg. Bd 6: Criquette. Von L. Halévy. Stuttgart, J. Engelhorn. 1885.

Eucken. — Beiträge zur Geschichte der neueren Philosophie, vornehmlich der deutschen. Gesammelte Abhandlungen von Rudolf Eucken. Heidelberg, Georg Weiß. 1886.

Eyth. — Mönch und Landsknecht. Erzählung aus dem Bauernkrieg von Max Eyth. Zweite Auflage. Heidelberg, Carl Winter. 1886.

Eyth. — Wanderbuch eines Ingenieurs. In Briefen von Max Eyth. 2. Ausgabe. I. Heidelberg, Carl Winter. 1886.

Faust. Der Tragödie dritter Theil. Treu im Geiste des zweiten Theils des Goethe'schen Faust gedichtet von Deutobold Symbolizetti Allegoriowitsch Mystifizinsky. 2. umgearbeitete und vermehrte Auflage. Tübingen, H. Laupp'sche Buchhandlung. 1886.

Findel. — Schriften über Freimaurerei. Von J. G. Findel. 4. Bd.: Die moderne Weltanschauung. Leipzig, J. G. Findel. 1885.

Flegel. — Lose Blätter aus dem Tagebuche meiner Haussa-Freunde und Reisegefährten, übersetzt, eingeleitet, mit allgemeinen Schilderungen des Volkscharakters und der socialen Verhältnisse der Haussa's, sowie mit kurzer Lebensgeschichte des Mai gasin baki versehen, von Ed. Robert Flegel. Hamburg, L. Friederichsen & Co. 1885.

Fogolari. — Italienisches Konversations- und Taschenwörterb ch von Angelo de Fogolari. Neu herausgegeben von Hermann Mondschein. Leipzig, Gustav Fock. 1886.

Frenzel. — Des Lebens Überdruß. Eine Berliner Geschichte von Karl Frenzel. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. 1886.

Frenzel. — Neue Novellen von Karl Frenzel. 2 Bde. Berlin, Rudolf Waldern. 1885.

Frimmel. — Die Apokalypse in den Bilderhandschriften des Mittelalters. Eine kunstgeschichtl. Untersuchung von Dr. Th. Frimmel. Wien, Carl Gerold's Sohn. 1885.

Gebhardt. — Geschichtswerk und Kunstwerk. Eine Frage aus der Historik von Bruno Gebhardt. Breslau, Preuss und Jünger. 1885.

Goethe. — Die Vögel von Goethe. In der ursprünglichen Gestalt herausgegeben von Wilhelm Arndt. Leipzig, Veit & Co. 1886.

Goldsmith. — Le Vicaire de Wakefield. Par Oliver Goldsmith. Traduction nouvelle et complète par B. H. Gausseron. Paris, A. Quantin.

Göpel. — Illustrirte Kunstgeschichte. Wanderungen durch das Reich der bildenden Künste auf dem Wege ihrer Entwickelung. Für die reifere Jugend, insbesondere für den gebildeten Familienkreis bearbeitet von K. Göpel. Zweite verbesserte Auflage, herausgegeben von Philipp Stein. Mit 200 Text-Abbildungen und zwei Tonbildern. Leipzig, Otto Spamer. 1886.

Grysanowsky. — Ein Wort zur Verständigung über die Vivisectionsfrage. Von Ernst Grysanowski. Hannover, Schmorl & von Seefeld. 1885.

Harmening. — Erde und Eden. Von Ernst Harmening. Jena, Fr. Mauke's Verlag.

Heyse. — Himmlische u. irdische Liebe. F. V. R. I. A. Auf Tod und Leben. Novellen von Paul Heyse. Achtzehnte Sammlung der Novellen. Berlin, Wilhelm Hertz (Besserſche Buchhandlung). 1886.

Hildebrandt. — Eduard Hildebrandt's Aquarelle. Neue Folge. Vierte Serie. Chromo-Facsimiles von R. Steinbock nach den Originalen des Künstlers. Berlin, Raimund Mitscher. 1885.

Hirschfeld. — Die feindlichen Brüder. Erzählung aus Bayerns Geschichte im fünfzehnten Jahrhundert. Für Jugend und Volk erzählt von Hermann Hirschfeld. Mit 40 Text-Abbildungen und einem Titelbilde. Leipzig, Otto Spamer. 1886.

Hofmann. — Nach fünfundfünfzig Jahren. Ausgewählte Gedichte von Friedrich Hofmann. Leipzig, Ernst Keil's Nachfolger. 1886.

Horaz. — Dreizehn Satiren des Horaz, im Versmaße des Originals übersetzt von Edmund Vogt, nach dessen Tode herausgegeben von Friedrich van Hoffs. Nebst 26 Oden des Horaz, verdeutscht vom Herausgeber. Essen, G. D. Bädeker. 1885.

Hörschelmann. — Im Banne der Schmach. Roman von E. von Hörschelmann. Leipzig Franz Duncker. 1885.

Ibsen. — Gedichte von Henrik Ibsen. In deutschen Nachbildungen von Dr. Hermann Neumann. Wolfenbüttel, Julius Zwißler. 1886.

Jäger. — Aus der Praxis. Ein pädagogisches Testament von Oskar Jäger. Zweite Auflage. Wiesbaden, C. G. Kunze's Nachfolger. 1885.

Jäger. — Mein System. Von Dr. Gustav Jäger. Stuttgart, W. Kohlhammer. 1885.

Jahrbuch für deutsche Mädchen. Von Dr. Max Vogler. 10. Jahrgang 1886. Leipzig. Otto Spamer.

Jahrbuch für Zöglinge deutscher Gymnasien, Real-Schulen und verwandter Lehranstalten. Von Dr. Max Vogler. 10. Jahrgang 1886. Leipzig. Otto Spamer.

Karbe. — Lieder von Anna Karbe. Zweite Auflage. Gotha. Friedrich Andreas Perthes. 1886.

Karpeles. — Geschichte der Jüdischen Litteratur von Gustav Karpeles. 3/6. Lfg. Berlin, Robert Oppenheim. 1886.

Keller-Jordan. — Hacienda Felicidad. Von H. Keller-Jordan. Stuttgart, W. Kohlhammer. 1886.

Kingsley. — Elisabeth, Landgräfin von Thüringen. Dramatisches Gedicht von Charles Kingsley. Aus dem Englischen von Pauline Spangenberg. Zweite, neu bearbeitete Auflage. Gotha, F. A. Perthes. 1885.

Knortz. — Irländische Märchen. Wiedererzählt von Karl Knortz. Zürich, Verlags-Magazin. 1886.

Könnecke. — Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationallitteratur. Eine Ergänzung zu jeder deutschen Litteraturgeschichte. Nach den Quellen bearbeitet von Dr. Gustav Könnecke. 1. Lfrg. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung. 1886.

Kostomarow. — Russische Geschichte in Biographien von N. Kostomarow. Nach der 2. Aufl. des russisch. Originals übersetzt von W. Henckel. Lfg. 2/3. Leipzig, Franz Duncker. 1885.

Kruse. — Das Mädchen von Byzanz. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Heinrich Kruse. Zweite Auflage. Leipzig, S. Hirzel. 1885.

Lagarde. — Gedichte von Paul de Lagarde. Göttingen, Dietrich'sche Verlagsbuchhandlung. 1885.

Lammers. — Hausbackenes. Von Mathilde Lammers. Bremen, C. W. Rousselle. 1886.

Legerlotz. — Aus guten Stunden. Dichtungen und Nachdichtungen von Gustav Legerlotz. Salzwedel, Gustav Klingenstein. 1886.

Löher. — Beiträge zur Geschichte der Völkerkunde. Von Franz von Löher. Zweiter Band. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1886.

Löwner. — Populäre Aufsätze aus dem classischen Alterthum. Von Dr. Heinrich Löwner. Zweite Aufl. Prag, H. Dominicus. 1886.

Lorenz-Scherer. — Geschichte des Elsasses. Von Ottokar Lorenz und Wilhelm Scherer. Dritte verbesserte Aufl. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung.

Mannfeld. — Vom Rhein. Fünfzehn Originalradirungen von Bernhard Mannfeld. Bonn, Emil Strauß. 1885.

Marcusen. — Nachgelassene Gedichte, Skizzen vom Genfersee und Novellen von Alexander Marcusen. Bern, Schmid, Francke & Comp. 1885.

Martens. — Völkerrecht. Das internationale Recht der civilisirten Nationen, systematisch dargestellt von Friedrich von Martens. Deutsche Ausgabe von Carl Bergbohm. II. Band. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1886.

Martin. — Dewin und Hammersee. Eine heimathliche Sage in Versen von R. Martin. Prag, H. Dominicus. 1886.

Masson. — Les misères d'un homme de lettres par J. F. Masson. Bern, J. Dalp. 1885.

Moeller's Danziger Frauentrachtenbuch aus dem Jahre 1601. In getreuen Facsimile-Reproductionen neu herausgegeben nach den Original-Holzschnitten mit begleitendem Text von A. Bertling. Danzig, Richard Bertling. 1886.

Moldenhauer. — Neuer litterarischer Jahresbericht von Gustav Moldenhauer. Weimar, Herm. Weissbach. 1885.

Oechelhäuser. — Einführungen in Shakespeare's Bühnen-Dramen und Charakteristik sämmtlicher Rollen. Von Wilh. Oechelhäuser. Zweite revid. Aufl. 2 Bde. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. 1885.

Oeffentliche Vorträge gehalten in der Schweiz. Bd. VIII. Heft XI.: Rousseau und Pestalozzi. Von O. Hunziker. Heft XII.: Heinrich Zschokke. Von Prof. Dr. Stephan Born. Basel, Benno Schwabe. 1885.

Oertel. — Ueber Terrain-Curorte zur Behandlung von Kranken mit Kreislaufs-Störungen etc., insbesondere als Winter-Stationen in Süd-Tirol. Zur Orientirung für Aerzte und Kranke. Von Dr. M. J. Oertel. Leipzig, F. C. W. Vogel. 1885.

Pestalozzi. — Herr Hofprediger Stöcker und die christlich-sociale Arbeiterpartei. Ein Beitrag zur Wegleitung des öffentlichen Urtheils von J. Pestalozzi. Halle, Eugen Strien. 1885.

Philosophische Studien, herausgegeben von Wilhelm Wundt. III. Bd. 1. Heft. Leipzig, Wilh. Engelmann. 1885.

Piderit. — Mimik und Physiognomik. Von Dr. Theodor Piderit. Zweite neubearb. Auflage. Mit 95 Abbildungen. Detmold, Meyer'sche Hofbuchhdlg. (H. Denecke). 1886.

Preyer. — Die Erklärung des Gedankenlesens nebst Beschreibung eines neuen Verfahrens zum Nachweise unwillkürlicher Bewegungen. Von W. Preyer. Leipzig, Th. Grieben's Verlag. 1886.

Ring. — Unterm Tannenbaum. Eine Weihnachtsgeschichte von Max Ring. Berlin, Adolf Reinecke. 1886.

Rückert. — Gedichte von Friedrich Rückert. Neue Auswahl. 22. Aufl. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer's Verlag. 1886.

Rüdiger. — Die letzten Marienbilder. Eine Lübecker Künstlergeschichte von Otto Rüdiger. Hamburg u. Leipzig, Leopold Voß. 1886.

Schumann. — Jugendbriefe von Robert Schumann. Nach den Originalen mitgetheilt von Clara Schumann. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1885.

Sirius. — Lieder des Peter Sirius. Freiburg i. B., Kiepert & von Bolschwing. 1885.

Spamer's Neue Volksbücher. Bd. 35: Der verlorene Sohn. Erzählung für die reifere Jugend. Von Philipp Körber. Dritte Auflage, neu bearbeitet und herausgegeben von C. Michael. Bd. 36: Zum Schein. Erzählung aus dem Volksleben. Von Ludwig Habicht. Leipzig, Otto Spamer. 1885.

Stadion. — In Duft und Schnee. Gedichte von Graf Emerich von Stadion. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. 1886.

Städtebilder und Landschaften aus aller Welt, No. 1. 2.: München. Von Carl Albert Regnet. No. 3. 4.: Nürnberg. Von J. Priem. No. 5. 6.: Dresden und die Sächsische Schweiz. Von Heinrich Gebauer. N. 7. 8.: Stuttgart und Cannstadt. Von Dr. Julius Hartmann. No. 9.: Frankfurt a. M. No. 10. 11. 12.: Rheinfahrt von Mainz bis Köln. Von Dr. Jakob Nover. No. 13/16: Berlin. Von Paul Lindenberg. No. 21. Hannover. Von Th. L. F. Unger. No. 23.: Würzburg. Jeder Band reich illustrirt. Zürich, Caesar Schmidt. 1885.

Sterzinger Spiele. Nach Aufzeichnungen des Vigil Raber. Herausgegeben von Dr. Oswald Zingerle. Wien, Carl Konegen. 1886.

Südslavische Volkslieder. Aus der Sammlung Fr. S. Kuhac, übertragen von Ernst Harmening. Jena, Fr. Maute's Verlag. 1886

Taine, Die Entstehung des modernen Frankreich. Von H. Taine. Autorisirte deutsche Bearbeitung von Leopold Katscher. II. Band: Das revolutionäre Frankreich. III. Abtheilung: Die Herrschaft der Revolution. Leipzig, Ambr. Abel.

Taylor. — Elfriede. Eine Erzählung von George Taylor. Leipzig, S. Hirzel. 1885.

Thode. — Franz von Assisi und die Anfänge der Kunst der Renaissance in Italien von Henry Thode. Mit Illustrationen. Berlin, G. Grote'sche Verlagshdlg. 1885.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Elwin Paetel** in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Martin Salander.

Roman
von
Gottfried Keller.

VI.

Die Kinder gingen und kamen, die Frau bereitete das Frühstück und nahm es inmitten der Ihrigen mit an sich haltendem Frohmuth ein, während die Kinder so lustig waren, daß sie auch den Vater aufheiterten und seine Sorge noch ein Morgenschläfchen that, obgleich es auf allen Thürmen sieben schlug. Da fielen ihm auch die Geschenke ein, die er in England in freigebiger Laune beschafft hatte. Stracks öffnete er die Koffer und kramte aus, Lederfachen mit Stahlgeräthen, merkwürdig hübsche Bilderbücher, deren englischen Text er gleich zum ersten spielenden Unterricht benutzen wollte, feine Tücher und Spitzen für die Frau und die Mädchen, und einen ganzen Haufen vermischtes Backwerk, das überall zum Ausfüllen in die Kisten gestopft war.

Das Alles gab eine herrliche Kurzweil und Bestätigung des Anbruches eines goldenen Zeitalters, spornte aber zugleich die Hausmutter an, die solchem Wandel gemäßen Pflichten zu erfüllen. Sie ging hinweg, sich für die nöthigen Geschäftsgänge anzukleiden, was den guten Martin plötzlich an die Gewißheit erinnerte, daß sein Unglückshandel jetzt bereits stadtbekannt sein müsse; denn nicht nur hatte Freund Wighart jedenfalls gestern seinen Abendgang durch ein paar Kaffeehäuser gemacht und die Neuigkeit mit allem Antheil verkündet, sondern auch die Beamten hatten keinen Grund, in einer offenen Concurssache mit so ungewöhnlichen Vorfällen geheim zu thun. Er durfte es nicht darauf ankommen lassen, daß die Frau so zu sagen auf offener Gasse von dem Gerücht überfallen wurde. Hastig gab er den Kindern eines der Bücher und eine Handvoll englischen Bisquits und rieth ihnen, sich im Freien unter dem Platanenbaum anzusiedeln, was ihnen gleich einleuchtete.

„Du, Netti! unser Vater gefällt mir, Dir nicht auch?“ sagte im Hinausgehen das altkluge Setti zu seiner Schwester, die nachahmend und überbietend erwiderte: „O, ganz gefällt er mir! Und ich finde, daß er sich gut für unsere Mutter schickt! Du nicht auch?“

Arnold, der still hinten drein ging, hörte diese weisen Aussprüche und verstand mehr davon, als die klugen Schwestern dachten; denn er empfand es als ein geheimnißvolles Glück, daß die Eltern gut für einander paßten, und glaubte gern daran, sagte aber kein Wörtchen dazu.

Der Vater war indessen schon in die Schlafstube getreten, wo Frau Marie eben ihr Oberkleid angelegt hatte und die Brusttheile zuzuknöpfen begann.

„Marie," sagte er, „Du hast mir nie geschrieben, daß der Louis Wohlwend wieder eine Handlung angefangen habe, sogar eine Art von Bankgeschäft?"

Die Frau hielt inne und sah ihn groß an:

„Davon wußte und weiß ich ja gar nichts! Woher sollt' ich es wissen, da ich nicht unter die Leute komme auf meiner Einsiedelei?"

„Auch von dem Haus Schadenmüller und Compagnie hast Du nichts gehört?" fragte er weiter, immer noch zögernd.

„Nein doch! Wer ist das wieder?"

„Das ist die Handlung, auf welche ich mit meiner, mit unserer ganzen Ersparniß angewiesen bin, die ich in Rio baar einbezahlt habe. Warte!"

Er lief nach einer der geöffneten Kisten und holte das in Brasilien abgeschlossene Hauptbuch herbei, aus einem dunkeln Instincte, daß die größere Anschaulichkeit den Vorgang erleichtern könnte.

Auf dem letztbeschriebenen Blatte stand mit schön gemalten Zahlen der Saldo seines Vermögens eingetragen, über einem mittelst des Lineals vergnüglich und tadellos hergestellten Federstriche, und unter diesem war zu lesen: Von obigem Saldo ist abzurechnen die Summe von 25,000 Fr. eidgenössischer Währung als Guthaben meiner Ehefrau Maria N. N. aus ihrem mir zugebrachten Vermögen.

Das aufgeschlagene Buch legte er auf den kleinen Tisch, der da stand, und legte den Finger auf den Rechnungsabschluß.

„Siehst Du, das sind sechsunddreißig Contos de Reïs, etwas über zweimalhunderttausend Franken nach unserm Geld! Um Lebens und Sterbens willen habe ich Dein Zugebrachtes darunter gesetzt, wie Du es da lesen kannst! Vom Ganzen aber übergab ich drei Viertheile einem angesehenen Bankhause in Rio und erhielt dafür eine Anweisung auf Schadenmüller und Comp. dahier, wo ich das liebe Geld baar in Empfang nehmen sollte. Woraus besteht aber diese Compagnie Schadenmüller? Aus einem einzigen Mann, und der heißt Louis Wohlwend, und bezahlt nichts; denn er ist wieder einmal im Concurs und kommt heute im Amtsanzeiger. Und hier ist schon der Bericht eingelaufen, daß auch das Haus oder die Gesellschaft in Rio de Janeiro verschwunden sei! Bis jetzt kann keine Seele wissen, wo das Geld geblieben ist, ob es in Rio schon beseitigt wurde, oder ob es der Wohlwend erwischt hat."

Dies Alles brachte er mit trockener, zuweilen stockender Stimme vor. Frau Marie, zuerst nur halb neugierig, sah bald auf das Buch, bald in sein Gesicht, was ihr die Hauptsache war und ihre Aufmerksamkeit am meisten erregte, bis sie zuletzt todtenblaß wurde; ohne etwas zu sagen, heftelte sie mit zitternder Hand das Kleid vollends zu, und begann dann erst einzelne Fragen zu stammeln und sich nach und nach in dem Unstern zurecht zu finden. Geduldig und fast

demüthig fügte sich Martin in die geringe Ordnung ihrer Rede und wiederholte die gleichen Aufschlüsse und Bestätigungen, bis ihr Alles klar und deutlich war.

Erst jetzt brach sie händeringend in heiße Thränen aus, indem sie ausrief: „O Du armer Mann! Wo sind unsere sieben Jahre der Trennung und der Sorge?“

Plötzlich ging das erstickende Weinen in einen leidenschaftlichen Zornausbruch über.

„Unsere letzte Jugendzeit hat er vernichtet, der Hund! Wo ist er hin damit, der Blutegel? Kann man ihm kein Salz auf den Rücken streuen? Kann man ihn nicht zusammenpressen, den Schwamm, der Alles aufsaugt? Dieser verfluchte Landschaden! Wart', Mann! Wenn Du ihn nicht bändigen kannst, so will ich den Sohn für ihn erziehen, daß er ihm einst den Lohn gibt! Jetzt weiß ich auch, warum mich immer eine Art Ahnung beschlich, wenn ich den Marder sah mit seinem glatten Balg. Ist es möglich, daß ich soeben noch glücklich und gesund war, wie eine Lerche, und jetzt so elend, ja so krank!“ Sie schritt wie verzweifelt im Zimmer umher, öffnete ein Fenster und blickte hinaus.

„Was für ein schöner Tag!“ rief sie; „welch liebliche Sommerluft ist uns vergällt! Also so geht's, so geht's, so geht es! So, so!“ fügte sie mit halb singendem Tone hinzu, vom bittersten Schmerze hervorgehaucht, schloß das Fenster und setzte sich in einer Ecke auf den Boden, den Kopf auf die Arme legend.

Martin Salander erstaunte in allem Elend über die Rauhheit einer Leidenschaft, die er an der Frau noch nicht gesehen; an der leisen Hand des Mitleidens gelang es ihm, sich über die Stimmung der Gattin und zugleich über sein Schuldgefühl zu erheben. Er trat vor sie hin.

„Liebe Marie!“ sagte er mit weichem Ernste, „sei nicht so untröstlich! Es ist ja nur Geld! Soll dies das Einzige und Höchste sein, was wir haben und verlieren können? Besitzen wir nicht uns selbst und unsere Kinder? Und soll dieser Trost auf einmal ein leerer Gemeinplatz sein, sobald es uns und nicht andere Leute angeht? Komm', kauere nicht wie ein Kind auf dem Boden, so tiefe Trauer ist das ganze Geld sammt dem Wohlwend nicht werth! Zwar seh' ich an Deinem leidenschaftlichen Gebahren, daß Du noch jung genug bist, trotz der Klage über die verlorenen Jahre, und das dünkt mich so lieblich, wie die schöne Sommerluft draußen; aber steh' dennoch auf, trockne Deine Thränen und laß die Kinder nichts merken, so wirst Du Dich von selbst fassen! Du hast wohl überhört, daß ich einen Theil des Vermögens gerettet habe, ich trage es in guten Papieren bei mir, die Wohlwend nichts angehen, und so stehe ich doch ungleich besser da, als vor sieben Jahren, dazu um nützliche Erfahrungen und Kenntnisse reicher. Komm', mache Dich vollends schön, wir wollen jetzt unsere Gänge machen, ich in die Kanzleien, und Du für die Küche, und Nachmittags unternehmen wir einen tüchtigen Ausmarsch mit den Kindern. Wenn wir uns nur ganz gelassen benehmen, so wirst Du sehen, daß wir den Ausweg schon wiederfinden!“

Er reichte ihr die Hand und sie richtete sich an derselben auf. Es war in der That beinahe die Beschämung eines Kindes, mit der sie die Augen zu ihm aufschlug, aber ebenso kurz andauernd, da ein Strahl bessern Muthes und Ver-

trauens das Gesicht überflog. Denn sie sah den Mann seiner Lage gewachsen und im Stande, sie, die Gattin, zu ermahnen und aufzurichten; auch war seine Demuth, die sie am meisten beängstigt, in schicklicher Weise, ohne Aufsehen in den Hintergrund getreten. In einer halben Stunde waren sie bereit, mit einander in die Stadt hinab zu wandern. Setti mußte sich der Mutter anschließen, die beiden andern Kinder wurden zu ihren Schulbüchern in das Haus verwiesen. Als Salander sich auf dem öden Kiesplatze umsah und mit Aerger bemerkte, wie auch weiterhin eine Menge von Fruchtbäumen verschwunden, die ehemals die Wege beschatteten, fiel ihm auch die Holztafel ins Auge, die über der Hausthüre hing, und die Inschrift „Pension und Gartenwirthschaft zur Kreuzhalde" aufwies.

„Halt," sagte er, „die Tafel muß weg, und zwar gleich jetzt."

Mit Hilfe eines Stuhles hob er das Brett aus den Haken und stellte es hinter die Thüre.

„Nun bist Du erlöst von der betrübten Herberge!" sagte er; „wir wollen auch sofort einrücken lassen, daß sie geschlossen sei!"

Die Befreiung aus ihrer wunderlichen Zwangslage, auf Gäste warten zu müssen, die nicht kamen, und denen sie nichts mehr vorzusetzen gewußt hatte, wenn sie kamen, erleichterte der Frau das Herz, sowie auch das Einkaufsgeld, das sie endlich wieder in ausreichendem Maße in der Tasche führte, ihren Schritten die frühere Sicherheit zurückgab; nur das Gesicht wollte bei aller Gelassenheit seinen Ernst nicht verlieren, weil die seit kaum vierundzwanzig Stunden erlebten Uebergänge ihr Gemüth erst jetzt im Innern zum Schwanken brachten, da sie das Ende nicht absehen konnte. Aber dies stille Schwanken verstärkte nur ihren Willen, aufrecht zu bleiben und treu zu den Ihrigen zu halten.

Mann und Frau trennten sich bald mit der Abrede, zur Mittagsstunde wieder beisammen zu sein. Martin Salander begab sich in die Notariatskanzlei. Die gerichtliche Bekanntmachung war soeben in den Blättern erschienen. Dem Notar hatte Wohlwend rundweg abgeschlagen, auf Salander's Anweisung irgend eine Erklärung zu unterzeichnen, und in diesem Sinne auch bei der Versendung eines nichtssagenden Rundschreibens an seine „Geschäftsfreunde" den beraubten Freund übergangen.

Auf den Rath des Notars hatte er noch am Vormittage einen angesehenen Rechtsanwalt aufgesucht und ihm die Wahrung seiner Sache mit gehöriger Vollmacht übergeben, derselbe ihm dagegen aufgetragen, beglaubigte Buchauszüge und Correspondenzen über seinen Verkehr mit der Bank in Rio de Janeiro beizubringen. Jedenfalls stand eine langwierige Abwicklung des ganzen Processes in Aussicht. Die Sache stehe so, meinte der Advocat, daß es noch der glücklichere Fall wäre, wenn es auf förmlichen Betrug hinaus liefe, wo man mit Verhaftung und Strafuntersuchung einschreiten und den zur Seite geschafften Raub auffinden könnte, während in einem gewöhnlichen Falliment das anvertraute Gut unter allen Umständen verloren ginge.

Hiermit hatte Martin Salander sich einstweilen zu beruhigen und volle Muße zum Ueberlegen dessen, was er inzwischen beginnen sollte. Demgemäß fand er sich gefaßt und gewissermaßen zufrieden beim Mittagessen ein, das die

Frau ohne jeglichen Aufwand, aber gut und nahrhaft bereitet hatte. Wein sei keiner mehr da, sagte sie, der Mann möge selbst bestimmen, was etwa anzuschaffen wäre; für heute müßten sie sich mit frischem Wasser begnügen, sie denke, wenn man nachher ein Bischen ausfliegen wolle, so werde Martin ohnehin etwa mit ihnen Einkehr halten, wo es zu trinken gäbe, und wenn es nur im rothen Mann wäre.

Diese Anspielung machte sie mit einem kleinen Lächeln und ganz gemüthlich; allein sie würde sie ohne die heutigen Enthüllungen doch nicht gemacht haben. Auch verstand er sie wohl und antwortete ungesäumt, sie habe vollkommen recht, ihn daran zu erinnern; er werde trachten, ein Fäßchen von jenem Weine zu erhalten, der ihr gewiß schmecken solle. Mit diesem Vermeiden einer logischen Erörterung war hinwieder die Frau zufrieden, da sie das Geständniß seines Fehltrittes darin sah, fast vor der Hausthüre noch mit Fremden in ein Wirthshaus zu gehen. Zur Versöhnung erklärte sie übrigens, daß sie sich darnach sehne, einige Stunden ins Grüne zu wandern; sie sei niemals nur in den Wald hinaufgekommen, selbst zur Zeit nicht, wo sie noch Dienstleute gehalten habe.

Sie zogen also mit einander aus, in den Wald hinauf, der sie mit seinen durchsichtigen Schatten empfing. Die lange nicht genossene Luft solchen Culturgehölzes machte dem Familienhaupt wohl zu Muth; die alte Lehrhaftigkeit erwachte in ihm, so daß er Frau und Kindern von dem Unterschiede zu erzählen begann zwischen den Urwäldern des Westens, wo nur Kampf und Ausrottung herrsche, und den von erquickender Luft durchwehten Forsten der alten Welt, wo der Wald gebaut und gepflegt würde fast wie ein Hausgarten. Und wie auch da noch Gegensätze zu treffen seien, zeigte er ihnen, indem er hier an dem reinlichen Boden und den sauber und lichtgehaltenen Stämmen eine Staats- oder Genossenschaftswaldung, dort an Gestrüpp, Wucherzeug und kränklichem Holze den Besitz nachlässiger Bauern erkennen wollte. Auch prüfte er die Kinder, ob sie hie und da eine blühende Pflanze zu benennen wüßten oder den Vogel kennten, der soeben gepfiffen habe. Sie wußten aber nichts, und er sagte zur Frau: „Das ist's eben; die Kinder sind zu einsam!"

„Aber lieber Mann," erwiderte sie, „die Kinder sind ja das Jahr hindurch unter hundert andern, und in ihren Schulstuben sind alle Wände voll Bilder, auch viele Vögel, die sie bei Namen kennen! Was die lebendigen Vögel betrifft, so habe ich als Mädchen gerade durch meine Unkenntniß etwas erlebt, das mir immer noch nachgeht. Eines Sonntagabends, nach der Singstunde, spazierte ich ganz allein über eine Anhöhe nach Hause und saß oben ein Weilchen nieder. Gegenüber lag ein anderer bewaldeter Hügel, in dessen Bäumen verborgen ein mir unbekannter Vogel sang, so schön, so schön durch die stille Luft und Einsamkeit, daß es mir wahrhaftig das Herz bewegte und ich feuchte Augen bekam. Ich erzählte zu Hause davon und hätte gar zu gern gewußt, was das für ein Vogel mochte gewesen sein. Die Leute riethen hin und her, ein Bursch, der manche Vogelstimmen nachahmen konnte, gab diesen und jenen Ton an und nannte den betreffenden Singvogel; allein keine der Weisen glich dem, was ich gehört. Jetzt, nach so viel Jahren, höre ich in ruhigen Augenblicken noch den

unsichtbaren Sänger und bin froh, daß er mir unbekannt geblieben ist und auf die Art mir die Feierlichkeit jener Abendstunde stets in Erinnerung blieb."

„Du hast mir das auch schon erzählt," sagte Salander lachend, „und es ist artig genug, ich will es nicht bemängeln! Allein, wenn es ein Argument gegen das Kennenlernen der Dinge sein soll, so muß ich Dich zur Ordnung rufen, Frau Jesuitin! Verkünderin des Mysteriösen und Unbekannten!"

„Geh', Du weißt wohl, daß es nicht so gemeint ist, Du Schulmeister!"

Der neckische Ton verwandelte sich in ein ernsteres Gespräch über Ziele und Grenzen des erzieherischen Verkehrs mit den Kindern, welches die wackere Frau mit aufmerksamer Theilnahme in allen Ehren bestand. Beide Gatten, indem sie die Kinder vor sich herspringen sahen, vergaßen darüber die Gegenwart und blickten von Hoffnungen belebt in die Zukunft, welche ihnen fast so lieblich dünkte, als der unbekannte Vogel der Frau Marie.

So hatten sie einen beträchtlichen Weg zurückgelegt und stiegen in ein Waldthälchen hinunter, durch das ein schöner klarer Bach floß, der sein reichliches Wasser über das bunte Geschiebe und Gerölle wälzte, wie es der Berg ablieβ. In einer rundlichen Ausbuchtung ergoß sich über einige bemooste Steinblöcke ein kleiner Wasserfall, unmittelbar aus jungem Buchenschlag hervor, und Martin Salander erkannte sogleich den anmuthigen Winkel von früher her.

„Dort wollen wir uns ein Stündchen niederlassen," sagte er und rief den Kindern zu, ihnen den Weg anweisend. Auch Frau Marie pries das Thälchen und eilte rüstig den abschüssigen, von Gestein unterbrochenen Pfad hinunter. Seit langer Zeit war es ihr nicht vergönnt gewesen, sich in freier Natur zu bewegen ohne einen andern Zweck, als die Bewegung selbst. Am Bachufer angekommen, hatten sie noch um ein vorragendes größeres Felstrumm zu biegen, welches den besten schattigen Ruheplatz verbarg. Die vorausgelaufenen Kinder standen plötzlich still, und als auch die Eltern am Platze waren, sahen sie einen Mann, der in bloßen Füßen, mit aufgestülpten Beinkleidern und Hemdärmeln im Wasser stand und unter den Steinen umhergriff, nach Krebsen suchend. Auf einer trockenen Steinplatte des Ufers lagen ein paar kleine todte Forellen neben einem Gefäße, wie es die Angelfischer mit sich führen, und einer offenen Botanisirtrommel, welche in Papier gewickelte Eßwaaren enthielt. An geschützter Stelle befand sich im kühlen Wasser eine angebrochene Weinflasche.

„Der Platz ist schon besetzt," sagte halblaut Salander, „wir wollen weiter gehen!" Er ging vorwärts, um auf dem engen Wege zwischen dem Krebsfänger und seinen Veranstaltungen vorbeizukommen, und seine Familie folgte ihm auf dem Fuße, zunächst die Frau. Da richtete sich der Mann im Bache auf und schaute sich um. Es war Herr Louis Wohlwend, der sich hier still zu vergnügen schien.

Die Ueberraschung bannte beide Parteien fest, so daß um Wohlwend's Beine die Bachwellen einen kleinen Schaum erregten und hinter Salander seine Familie gedrängt stehen blieb. Wie es meistens geschieht, war der Unrecht leidende Theil wieder verlegener, als der andere, und da Wohlwend die Salander'schen verblüfft vor sich sah, richtete er sich hoch auf, brachte die Hand an den Hutrand und rief: „Ah, salu!"

„Gibst Du hier Audienzen?“ sagte Salander endlich, ohne sich zu rühren.

„Wie Du willst!“ versetzte Wohlwend; „wo sollte ich am heutigen Tage mich hinflüchten, als an den Busen der Mutter Natur? Es ist gewissermaßen mein Ehrentag, an dem ich das Martyrium unseres Jahrhunderts antrete als Opfer des Verkehrs, des Kampfes ums Dasein! Heut steh' ich im Amtsblatt, da ist die erste Folge, daß ich mein bescheidenes Plätzchen im Kaffeehaus, mein harmloses Spielchen um den Kaffee entbehren muß; das erfordert die Etikette, wie sie einmal ist, bis sich die Sündfluth des Geschwätzes verlaufen hat! Du weißt, Freund Martin, daß ich von jeher einem edeln Idealismus gehuldigt; der kommt mir nun zu Gut und läßt mich an so idyllischen Gegenständen Trost suchen, wie sie sich hier darbieten! — Ha, die Frau Liebste! Schöne Frau, seien Sie mit aller Verehrung begrüßt nach so langer Zeit —“

„Wohlwend, Ihr könnt hier nicht mit uns von Euren Sachen reden; das sind unsere Kinder, vor denen es sich nicht schickt! Sie sollen dergleichen nicht hören! Bitte, lieber Martin, laß uns unsers Weges gehen!“

Dies sagte Frau Salander, indem sie die Hand an des Mannes Arm legte. Martin wandte sich gehorsam und setzte schweigend den Weg fort; Marie trat etwas zur Seite und schob die Kinder vorwärts, und erst, als das letzte vorüber war, folgte auch sie, ohne sich weiter umzusehen. Sie mußte ihre Röcke zusammen nehmen, um zwischen den herumliegenden Sachen Wohlwend's, wozu auch seine Strümpfe und Stiefel gehörten, durchzukommen, ohne sie zu streifen.

Dieser stand wie versteinert in seinem Bache. In Gesicht und Stimme der Frau hatte trotz einer blassen Unbeweglichkeit eine solche mit Verachtung durchwirkte Strenge gelegen, daß ihm die Furcht aufsteigen wollte, es gäbe noch höhere Mächte als Concursrichter und Gläubigerversammlungen. Es dünkte ihm nicht mehr geheuer im Wasser; er watete hinaus und zog hurtig seine Fußbekleidung wieder an, um auf alle Fälle besser zu stehen. Dann las er drei oder vier Krebse zusammen, die bereits gefangen, aber dem Fischkübelchen entronnen waren und dem Wasser entgegenstrebten. Zuletzt, um sich von dem lächerlichen Weiberauftritt zu erholen, zog er die Flasche aus dem Wasser und setzte sich mit derselben und der botanischen Büchse auf die Platte.

Aber wiederholt unterbrach er sein Vespermahl. Wie kann das Weib sich herausnehmen, ihn kurzweg mit Wohlwend anzureden, ohne Herr, und ihn zu ihrzen wie einen Knecht oder Lumpensammler. Am meisten beschäftigte ihn das mit den Kindern. Hatte er denn etwas Unsittliches gesagt, was sie nicht hören durften? Gar nicht! Er hatte eher schöne, erhebende Worte gesprochen, wenn sie auch nicht baare Münze waren. Hätte doch Salander geschimpft, dem würde er den Rechtsstandpunkt erläutert haben; aber er hat weislich geschwiegen.

Wohlwend's Idylle war durch die Frau entschieden gestört und er packte zusammen, doch schlug er einen andern Weg ein, als die Salanderleute gegangen.

Diese stiegen wieder in die Höhe und sprachen einige Minuten nichts, bis Martin über die kurze Rede seiner Frau lachen mußte.

„Du hast ihn scharf behandelt!“ sagte er zu ihr, „wie zum Teufel geräthst Du auf den Einfall, per Wohlwend und per Ihr mit ihm zu reden?“

„Ich denke, man spricht so mit den Sträflingen in den Zuchthäusern; in meinen Augen ist er aber nichts besseres!"

Sie schien indessen durch den Vorfall ein klein wenig erheitert zu sein; auch Martin lachte abermals, als er bedachte, wie schlau der Concursit die Kaffeehäuser vermied, um tief im Walde seinen Meister zu finden. Nach einigem Schweigen, als die Frau Raum bekam, ihm zur Seite zu gehen, ergriff er wieder das Wort.

„Ich weiß nicht, ich schwanke doch zuweilen, ob er nicht eher ein Narr sei, als ein schlechter Mensch; freilich ein gefährlicher Narr!"

Frau Marie antwortete nur mit einem leichten Seufzer, womit sie die weitere Untersuchung abschnitt. Die Kinder schwärmten links und rechts im Gehölze, die Eheleute aber schritten jetzt längere Zeit schweigend neben einander. Martin bemerkte endlich einen mehr auf die Höhe führenden Weg. „Hier geht es, wenn ich mich nicht irre, auf einen guten Aussichtspunkt. Magst Du noch so weit gehen, so können wir, statt in dem Loch unten, wo uns der Unhold störte, oben unter dem offenen Himmel ausruhen, so sehe ich zugleich ein Stück meines Landes."

„Gern geh' ich hinauf; es kann nicht mehr weit sein, wir waren früher ja ein paar Mal dort!"

Sie erreichten eine Hochstelle, vor welcher das östlich und nördlich gelegene Land sich wirklich weithin ausbreitete und in den Schmelz des schönsten Ferneblau verlor. Unter einer Gruppe hoher Tannenbäume nahm eine Ruhebank sie auf, und sogleich suchten die Augen zwischen den sanft hinziehenden Erhebungen und dazwischen sich schmiegenden Gefilden ihre Heimathgegenden, und sie glaubten an sonnigem Hange eine Kirche oder ein Schulhaus weiß aufschimmernd zu sehen. Salander rief die Kinder herbei und zeigte ihnen das Land. „Ich habe gelesen, daß in den letzten Jahren in der Schule eine Art Heimathkunde eingeführt worden; wie steht es damit? Was liegt dorthin für ein Landestheil?"

Sie wußten noch nichts; nur das ältere Mädchen nannte das nächste, worin sie wohnten, den Bezirk Münsterburg, und wußte auch, daß es zwölf solcher Bezirke gebe.

„Gut! diese nannte man früher Oberämter, noch früher Vogteien, dann Herrschaften und Grafschaften;" eine solche umriß er, mit dem Zeigefinger einen bedeutenden Theil des Horizontes entlang fahrend. Die geschichtlichen Erinnerungen wachten auf und schlossen sich aneinander, bis die Gegenwart daraus hervorging, und Alles schien ihm das sichtbare Land noch mehr zu verklären.

„Die neue Welt jenseits des Meeres," sagte er zur Frau, nachdem die Kinder wieder weggesprungen, „ist wohl schön und lustig für Menschen ausgelebter und ausgehoffter Länder. Alles wird von vorn angefangen, die Leute sind sich gleichgültig, nur das Abenteuer des Werdens hält sie zusammen; denn sie haben keine gemeinsame Vergangenheit und keine Gräber der Vorfahren. So lange ich aber das Ganze unserer Volksentwicklung auf dem alten Boden haben kann, wo meine Sprache seit fünfzehnhundert Jahren erschallt, will ich dazu gehören, wenn ich es irgend machen kann! Ich ginge doch ungern wieder fort!"

„Um's Himmelswillen, wie kommst Du darauf?" rief Marie Salander erschreckt.

„Ich meine nur so, eben darum!" versetzte er möglichst gleichmüthig, um zu verbergen, daß er just eine erste Andeutung des Entschlusses gewagt hatte, der in ihm aufdämmerte, ehe der Abend des zweiten Tages seiner Heimkehr da war.

VII.

Wochen auf Wochen vergingen, ohne daß Wohlwend's Prozeß einen Schritt vorwärts rückte; er wußte große und kleine Gläubiger so zu bereden und zu verwirren, daß sie nicht schlüssig werden konnten, und schon war anzunehmen, daß das Jahr ohne Entscheidung ablaufen werde. Von alle dem war Salander mit seiner Anweisung ausgeschlossen, welche anzuerkennen Wohlwend sich beharrlich weigerte. Es ging allerdings aus seinen Büchern hervor, daß er mit der atlantischen Uferbank in Verkehr gestanden und von Zeit zu Zeit Werthsendungen in Wechseln erhalten, die er stets weiter begeben haben wollte. Aus Rio de Janeiro war, wie die Sachen dort standen, zur Zeit kein Aufschluß erhältlich, und in Münsterburg weigerte sich nicht nur Wohlwend, sondern auch die Masse, Salander's Ansprüche zuzulassen.

Sein Anwalt glaubte, er würde am besten thun, die Reise nach Brasilien rasch nochmals zu unternehmen, um selbst an Ort und Stelle das Mögliche zu veranlassen, wobei ja die Kosten nicht im Verhältnisse zu dem großen Verluste ständen und durch gelegentliches Geschäft mehr als eingebracht werden könnten.

Diese Andeutungen reichten hin, den schon erwachten Gedanken fest zu machen, das Glück aufs Neue zu versuchen. Wenn er von dem Vermögensreste, der ihm geblieben, das Gut seiner Frau ausschied und sicher stellte, so konnte er mit dem Uebrigen und beim jetzigen Stande des Handelsverkehres wohl wagen, die kürzlich abgebrochenen Verbindungen wieder aufzunehmen. Er getraute sich, das Verlorene in weit kürzerer Zeit einzubringen und überdies der Familie ihren regelmäßigen Unterhalt zukommen zu lassen.

Also bereitete er im Stillen Alles vor, erhielt auch von verschiedenen Häusern sogleich nützliche Anerbietungen, miethete für Frau und Kinder, oder eigentlich für sich selbst mit eine bescheidene aber anständige Wohnung und machte sich schließlich daran, der guten Marie die Sachlage zu eröffnen.

Obgleich die Dinge diesmal ungleich besser standen, als bei der ersten Trennung, so wurde sie doch tief traurig. Sie saßen am Fenster des Schlafzimmers sich gegenüber, durch welches Marie an jenem Morgen in ihrer Fassungslosigkeit den schönen Tag angerufen hatte.

„Als ich," sagte sie nach einem Weilchen mit halber Stimme, „dort in der Ecke auf dem Boden saß, hast Du mich ermahnt, ob das Geld denn das Einzige und Höchste sei, wonach der Mensch trachten könne? Du hast so recht gehabt, Martin, daß ich Dir nun das Wort zurückgeben möchte!"

„Es ist nicht der gleiche Fall!" erwiderte Martin, „es ist nicht dasselbe, ob wir wegen verlorener Güter verzagen, oder ob wir verzichten wollen, mit frischer Thatkraft Verlorenes wieder zu erringen! Ich kenne nun einmal den Weg, soll ich ihn geflissentlich vermeiden? Denke an unsere Kinder, Marie!"

„Ach, ich denke eben an unsere Kinder! Müssen sie denn durchaus reich werden, um leben zu können?"

„Marie! Du hast ja erfahren, wie es kommen kann, wenn man nichts hat!"

Ohne hierauf zu antworten, fuhr sie fort:

„Sieh, als wir im Walde droben auf der Bank saßen und in das heimathliche Land hinaus schauten, da dachte ich bei mir selbst, es wäre vielleicht das Beste für uns und die Kinder, wenn Du dort herum wieder eine Schule übernehmen und der bösen Welt aus dem Wege gehen würdest! Mit dem Gelde, das Du gerettet hast, wollten wir bequem auskommen und noch zurücklegen —"

Salander war durch die Rede seiner Gattin im alten Lehrergewissen getroffen, ohne daß sie es wußte; er war freilich ein Fahnenflüchtiger. Aber er ließ sie nicht ausreden, sondern faßte etwas krampfhaft ihre Hand:

„Nach den Geniestreichen, die ich mit unserm Wohlerworbenen schon gemacht, begreife ich Deinen Gedanken sehr gut, er ist billig und verständig! Aber ich kann nicht! erstens würde ich kaum noch die nöthige Uebung und auch Erhaltung und Mehrung der Kenntnisse besitzen, um ohne Weiteres ein Lehramt anzutreten, und zu einem Wiederholungscurs bin ich doch zu alt! Dagegen fühle ich mich noch jung genug, freiwirkend in der Welt zu stehen, wozu mich eben der Geist getrieben hat. Dazu brauche ich diejenige Unabhängigkeit, welche nur ein mäßiger Besitz verleiht; denn ein zu großer macht natürlich den Mann auch unfrei. Glaub' nur, es wird mir gewiß noch gelingen! Ich werde nicht so lange fortbleiben, ein Theil der Geschäfte wird sich sogar hier abspielen, daß ein paar unvermuthete Zwischenreisen mit fröhlichem Wiedersehen nicht ausgeschlossen sind!"

„So nimm uns mit!" sagte sie mit brechender Stimme.

„Um Euch Krankheit und Tod auszusetzen? Und dann geht es nicht, weil die Kinder hier im Lande geschult werden müssen." Er nahm sie mit diesen Worten zärtlich in die Arme und hielt sie so lang, bis sie sich seinem Willensschlusse ergeben hatte.

Er besorgte nun zunächst den Umzug in die neue Wohnung, die so gelegen war, daß die Frau Salander allenfalls einem kleinen Waarenhandel vorstehen konnte, den er von Brasilien aus eigens für sie zu unterhalten gedachte. Zu diesem Zwecke war im Erdgeschoß ein Magazin mit Schreibstübchen für die Frau Procuraträgerin vorgesehen. Der Mann wollte auch sofort vorläufig eine Magd einthun mit der Mahnung, sobald nothwendig, auch ein Gewerbsknechtlein zu beschaffen. Doch die Frau widersetzte sich ebenso vorläufig jeder Idee von Dienerschaft im Hause.

Als auch alles Uebrige verrichtet war, begleitete die kleine Familie den Martin Salander auf den Bahnhof, zu guter Zeit. Auch Herr Möni Wighart stellte sich um so pünktlicher ein, als er in der Restauration, den lustigen Verkehr des Frühherbstes betrachtend, eine Tasse kräftiger Fleischbrühe zu genießen pflegte. Er versprach dem Abreisenden, die Wohlwend'sche Concurssache unter der Hand zu beobachten und getreu zu berichten, was im Publicum vorgehe und geredet würde.

So fuhr Martin wieder den atlantischen Ufern zu.

VIII.

Die Zeit floß ruhig über die Schicksale hin, oder sie trug sie vielmehr unvermerkt, und so saß auch nach drei Jahren Frau Marie wirklich in ihrem Schreibstübchen und verzeichnete im Buche eine Anzahl Kaffeesäcke, welche der Fuhrmann abgeladen und ein rüstiger Arbeitsmann in das Magazin trug, worauf er wieder an das Verpacken von Cigarren ging; es war eine beliebte neue Sorte, die Martin Salander von den Colonien sandte und zum Theil selber pflanzen ließ, da er eigens dazu Land gekauft hatte. Auch eine Dienstmagd erschien, die Frau wegen des Abendessens zu befragen; sie erhielt die Weisung, man wolle einmal von dem Paraguay Thee kosten, welchen Herr Salander versuchsweise geschickt habe, ob er wohl Abnehmer finde. Hierauf brachte ein Landkrämer das Geld für einen Sack Kaffee und bestellte einen neuen, während ein Herr kam, der sich ein Probekistchen von den neuen Cigarren ausbat, von denen er gehört.

Der Postfactor kam, eine Mandatsumme auszuzahlen, und endlich kehrten die Mädchen aus der Secundarschule, die sie besuchten, nach Hause, und das ältere, Setti, wurde sofort mit den eingegangenen Geldern auf die Bank geschickt, wo das kleine Handelshaus im Contocurrentverkehr stand. Dieses gleiche Mädchen, das seinem sechzehnten Jahre entgegen ging, erhob bereits den Anspruch, auf nächste Ostern bei der Mutter als „Buchhalterin" einzutreten. Der Rechnungslehrer hatte gesagt, sie addire wie ein Maikäfer.

Da es Herbstzeit war, so wurde es früh Abend; Frau Salander zahlte ihrem Arbeitsmann den Tagelohn aus und entließ ihn für heute. Zuletzt kam Arnold vom Turnplatze heim, ordentlich gestreckt, und so sah die Mutter bald ihre Kinder beim Scheine der alten Lampe um sich versammelt. Sie erfreuten sich des einfachen Abendbrotes, welches die Magd mit ihnen theilte, und Alles war zufrieden, bis Setti, die künftige Buchhalterin, eine Streitfrage aufwarf, indem sie die Vermuthung aussprach, sie werde im Geschäft eine Brille tragen müssen.

„Warum nicht gar!" rief die Magd entrüstet, „es wäre ewig schade um Dein Gesicht, Du würdest aussehen wie unser alter Gemeindschreiber, wo ich her bin!"

„Viele höhere Berufsdamen, und von den besten, tragen Brillen!" versetzte das Mädchen mit überlegener Ruhe, und Netti stimmte ihr bei, mit dem Zusatze, daß es eine blaue sein müsse, das stehe schöner.

„Nimm eine rothe Brille, dann siehst Du das Feuer im Elsaß!" sagte plötzlich der stillgelassene Arnold. Diesen sah die Mutter groß an, fast erschreckt.

„Seit wann machst Du Witze, Arnold?"

Verblüfft schaute er die Mutter an, denn er wußte nicht, was sie meinte und was er Uebles gethan habe.

Die Magd lachte. Recht habe der Arnold, behauptete sie. Frau Marie aber faßte sich zusammen von der kleinen Verwirrung, in die sie gerathen, als sie entdeckte, daß der Knabe zu Worten kam. Dem Elternsinne erscheint es schon merkwürdig, wenn die Kinder ein Sprichwort zum ersten Male gebrauchen.

Es zog Jemand die Klingel, eines der Mädchen lief und brachte ein Telegramm herein, das von Basel kam und von Martin Salander aufgegeben war:

„Bin im Lande. Komme mit letztem Zug nach Münsterburg. Holt mich nicht ab, weil mit Gepäck zu thun habe und Wagen nehme."

Nach der ebenso frohen als ernstlichen Ueberraschung, welche die Botschaft mit sich brachte, wurde berathen, ob dem Befehl des Vaters zu gehorchen sei, oder ob man nicht dennoch auf den Bahnhof gehen wolle; die Mutter entschied für Dableiben und Warten, weil es elf Uhr Nachts werden konnte und der Vater rascher zurecht kam, wenn er nicht die ganze Familie im Gedränge begrüßen mußte.

Dadurch gewann die Mutter Zeit, sich selbst mit dem unerwarteten Bericht nachdenklich auseinander zu setzen. Erst vor drei Wochen hatte sie den letzten Brief Martin's erhalten, worin er sich zufrieden über seine ökonomische Lage ausgesprochen, mit der Ankündigung, er dürfe bereits an die Heimkehr denken, sei es für immer, sei es, um für kurze Zeit und einzelne Geschäftsausführungen, wie er vorausgesagt, noch das eine oder andere Mal den Weg zu machen; er glaube aber beinahe, es werde dies nicht nöthig werden. Hierauf folgte in dem Briefe eine Schlußbetrachtung über die politische Gegenwart und Zukunft im Vaterlande, die Marie Salander nur oberflächlich beschaut und zum aufmerksameren Lesen für eine stillere Stunde zurückgelegt hatte. Sie achtete und liebte sogar den bürgerlichen Freisinn ihres Mannes und seine Neigung, für das Ganze und Kommende zu leben, worin er durch den Louis Wohlwend jetzt schon bis ins zehnte Jahr in so merkwürdiger Art aufgehalten worden. Allein sie beanspruchte keinen Weitblick über Zusammenhang und Zukunft, sondern begnügte sich, für den Tag und den Augenblick bereit zu sein.

Jetzt holte sie jenen Brief hervor, um nachzusehen, ob sie nicht doch eine Stelle übersehen, die eine nahe bevorstehende Ankunft verhieß, und auch um auf seine Worte so gut als möglich eingehen zu können, wenn er darauf zurückkam.

Wenn Du, schrieb er, erfreut bist, daß wir so leidlich bald wieder auf einen guten Weg gekommen sind, so mußt Du das nicht meiner besonderen Geschicklichkeit und Thatkraft zuschreiben, sondern dem freundlichen Glücke, welches mir zur Seite ging. Allerdings habe ich auch einigen Fleiß aufgewendet, wie es der Mensch etwa thut, wenn er sich ein Ziel sichtbar winken sieht. Die Dinge, welche bei Euch zu Hause sich vollzogen haben, diese neue Verfassung, welche unsere Republiken sich gegeben haben, diese unbedingten Rechte, die das Volk ruhig, ohne irgend eine Störung sich genommen hat, alles das möchte ich in seinen glorreichen Anfängen noch sehen und mit genießen, Alles ruft mir zu: komm! wo bleibst du? Und nun kann ich als unabhängiger Mann kommen, der seinen Boden hat und nichts zu suchen braucht, als die Gelegenheit, zu helfen und zu nützen! Und welch ein großer Augenblick ist es, in welchem unsere alte Freiheit den großen Schritt thut! Rings um uns hat sich in den großen geeinten Nationen die Welt wie mit vier eisernen Wänden geschlossen; zugleich aber hat sich mit dem moralischen Schritt, den wir gethan, eine tiefste Quelle neuen Freiheitsmuthes und Lebensernstes geöffnet, welche das Aeußerste ertragen und das Härteste überdauern läßt und am Ende die Welt überwindet, wäre es auch im Untergang! Ein solches Gefühl der Selbstbestimmung, der Furchtlosigkeit und der Pflichtliebe schützt stärker, als Repetirgewehre und Felswände u. s. w.

Da stand freilich nichts von einer schon beschlossenen Reise. Der Drang

danach mußte also seither plötzlich so gewachsen sein, vielleicht auf neue verlockende Berichte oder sich verbreitende Sagen, daß Martin nicht länger hatte widerstehen können.

Er erschien denn auch, noch vor elf Uhr, so frisch, freudig und fast stürmisch bei den Seinen, wie wenn er sieben Jahre jünger statt dreie älter geworden und ein brausender Windstoß neuen Lebens mit herein gekommen wäre. Als die Frau Marie ihn umarmte, empfand sie eine Art ehrerbietiger Scheu vor der Macht der Ideen, die in den Worten des Briefes lagen und jetzt über den Ocean her ihr den Mann in die Arme geweht hatten.

„Holla! Welch niedliche Backfische, die darf man ja kaum berühren!" rief er, als er die zwei Mädchen erblickte und sie trotzdem herzhaft küßte.

„Man sagt ihnen auch Hasenbraten!" rief Arnold, der sich auch bemerklich machen wollte.

„Ei, Du Tausendskerl, Arnoldi, was sagst Du da?"

„Du kommst gerade recht, Männchen!" rief die Frau, die laut lachend und voll Behagen sich niedersetzte, „Dein Bub macht heut schon zum zweiten Mal eine Art Witz! Er scheint unnütze Worte aufzulesen!"

„Mag er sie auflesen, wenn er sie nur gut anbringt! Komm, Arnold, und gib mir recht patriotischen Gruß und Handschlag! Laß sehn, wie bist Du gewachsen? Nicht übermäßig, doch so so für Deine elf Jahre! Und wie steht's mit der Schule?"

Er begann den Knaben abwechselnd mit den Mädchen zu befragen, während er das ihm bereitete Nachtmahl mit vielen Unterbrechungen einnahm; er merkte aber endlich, daß er in Hinsicht auf Methoden und Gegenstände nicht mehr auf dem Laufenden war und daher die Kinder nicht ganz richtig fragen konnte.

Als Frau Salander es wahrnahm, säumte sie nicht länger, dem Manne den bereit gehaltenen Heimathsgruß zu bieten, nämlich die erste Kanne gährenden Weinmostes, der eben im benachbarten Wirthshause zu haben war. Sie wußte, daß er den Trank liebte, aber seit zehn Jahren nicht mehr gesehen. Zugleich trug die Magd eine Schüssel voll gebratener Kastanien auf den Tisch, womit den Kindern ihr Recht wurde zum Gedenken dieser Glücksnacht. Um ein Uhr hob Frau Marie die Tafel auf und würde es wohl früher gethan haben, wenn nicht soeben ein Sonntag angebrochen wäre.

Der erhellte sich denn auch zum schönsten Herbsttage, dessen Morgenstunden Salander im traulichen Verkehr mit den Seinigen verbrachte. Ein Mal nur wollte er die Frau nach Wohlwend fragen, brach aber ab und sagte: „Nein, heut will ich davon nicht sprechen!"

Er aß noch mit der Familie zu Mittag; dann erklärte er unversehens, wie er nun einen tüchtigen Gang in das Volk hinaus thun wolle, an die freie Luft, und sehen, wie es sich athme. Allein wolle er den Gang thun, nur von seinen Gedanken begleitet. Im letzten Augenblicke jedoch besann er sich anders und erlaubte dem Knaben, mit zu gehen. Arnold ließ sich das nicht zwei Mal sagen und schritt ansehnlich an des Vaters Seite aus dem Hause.

Die Jahreszeit mit den Erstlingen der Kelter belebte die Straßen. Salander machte mit dem Knaben einen weiten Weg in der Runde um die Stadt; überall

hörte man Tanzmusik, welcher junges Volk beiderlei Geschlechts zustrebte. Man sah auch etwa einen Zug Schützen, die mit ihren Gewehren einer letzten Sonntagsübung nachgingen, oder eine Schar Turner mit Stäben auf der Schulter, den Tambour voran. Dazwischen mannigfaches Volk durcheinander wimmelnd, fröhlich oder gleichgültig, einzelne mürrisch und über irgend etwas fluchend; den Hauch und Glanz aber der neuen Zeit, das Wehen des Geistes, den etwas feierlicheren Ernst, den er suchte, konnte er nicht wahrnehmen. Man hörte Singen auf den Gassen und in den Schenkhäusern; es waren die alten Lieder, von denen die Leute, ganz wie ehemals, nur die erste Strophe kannten und etwa die letzte; wenn Einer noch eine mittlere aufbrachte, so lallten die Anderen das Lied ohne Worte mit. Auf einer staubigen Straße balgte sich ein Haufe angetrunkener Jünglinge, als ob es keine edlere Verständigung für junge Bürger gäbe, welche über die Gesetze nachzudenken gewohnt sind, über die sie mitzustimmen haben. Alle hundert Schritte bettelte ein Mann mit einer Ziehharmonika oder einem leeren Rockärmel, während der Arm auf dem Rücken lag. Kurz, es war Alles, wie es vor Altem an einem Herbstsonntag gewesen, und zu gewärtigen, daß später am Tage einige der freiesten Männer nicht mehr auf ihren Füßen würden stehen können.

Salander schüttelte leise den Kopf, indem er sich aufmerksam umsah. Nun, sagte er bei sich selber, alle großen Veränderungen müssen einen Uebergang haben und sich einleben! Aber ich hätte geglaubt, schon die Thatsache eines solchen Ereignisses würde Land und Himmel eine andere Physiognomie machen! Am Ende ist es aber und wird wohl sein die angeborene Bescheidenheit des Volkes, seine schlichte Gewöhnung, welche es nicht leicht die anspruchsvollere Toga umwerfen läßt!

Sie gelangten jetzt vor ein größeres Vergnügungslocal, welches von volksthümlichen Elementen angefüllt schien; ein kräftiges gleichmäßiges Gemurmel war darin verbreitet, wie es so tönt, wenn der Löwe Volk bei ruhiger Laune ist. Da Salander's Knabe die Frage, ob er nicht Durst habe, unverweilt bejahte, so ging der Vater mit ihm hinein, wo ein großer Saal ganz mit jungen und älteren Männern angefüllt war, worunter wenige Weiber saßen.

Mit einiger Mühe fanden Vater und Sohn noch einen unbenützten kleinen Tisch. Kaum hatten sie sich aber gesetzt und etwas Bier erhalten, so kamen noch zwei Leute, die ohne Weiteres den übrigen Platz einnahmen und sich ebenfalls Bier geben ließen. Der Eine war offenbar ein Süddeutscher, der Andere ein Schweizer und zwar aus dem Münsterburggebiet. Er trug Schnurr- und Kinnbart nach französischem Zuschnitt und den Hut ins Genick zurückgeschoben, um verwogener auszusehen. Sie führten ein lautes Gespräch, ohne sich um Jemand zu kümmern, unverzüglich weiter.

„Wie gesagt," meinte der Schweizer mit fast brutalem Tone, „Du kennst mich! Ich bin ein Kerl, der sich nicht foppen läßt!"

„Wer will Dich denn foppen? Ich gewißlich nicht!" warf der Andere bescheiden ein.

„Ich sage nicht wer, ich sage es ganz allgemein! Da sieh den Brief, den

mir mein früherer Meister in St. Gallen geschrieben! Jede Stunde kann ich wieder hin, wenn ich will!"

Er kramte einen Brief hervor und gab ihn dem Kameraden, der ihn las und bekannte, das sei ein schöner Brief, nicht jeder könne dergleichen Zeugnisse aufweisen, ein schmeichelhafter Brief, der Tausend, ja wohl!

„Es braucht sich nichts schmeichelhaftes zu sagen! Ich brauche keine Speichellecker, ich bin ein freier Mann, unabhängig, stolz, wenn Du willst, aber ich verachte die Schmeichelei!"

„Ei, ich schmeichle ja nicht, wo werd' ich denn schmeicheln? Es ist ja die lautere Wahrheit!"

„Das ist's! Aber ich geh' nicht hin, ich will mich noch lang nicht binden, und ich weiß, daß er mir nur die Tochter anhängen will. Ich könnte freilich zugreifen, auch meine hiesige Kostfrau hat eine Tochter, die mir überall in den Weg steht! Aber ich will mich nicht binden! Ich will noch gar nicht Meister sein, obgleich ich meine Achtundzwanzig auf dem Buckel habe! Da müßt' ich ein Narr sein und mich plagen! Lieber cujonire ich die Meister!"

„Ja, ja, Du bist halt ein strammer Kerl!"

„Wahrscheinlich! glaub's nur!"

„Ich für mein Theil habe leider Frau und Kind und bin leider auch Meister, das ist nun so, ich bin angebunden und ein armer Teufel!"

„Warum hast Du so früh geheirathet?"

„Das hab' ich gethan, weil ich nicht mehr heim wollte; da hab' ich gedacht, du heirathst hier bei erster Gelegenheit, dann bist du fest gemacht!"

„Ha, ich begreif' schon, daß Du lieber in der Schweiz bist! Aber alle könnt Ihr doch nicht hier hocken, so schön es bei uns ist!"

„Ja, Ihr seid eben ganze Leut'! Sapperment, ich hab's schon oft gedacht. Und Dir löst keiner die Schuhriemen auf!"

„Hm! das brauchst Du mir nicht zu sagen, ich nehme keine Schmeicheleien an! Aber die Fliegen lasse ich mir allerdings nicht auf der Nase heirathen!" Der Schweizer strich sich grimmig geschmeichelt den Schnurrbart und stieß mit dem Deutschen an: „Trink' aus, ich zahle noch ein Glas!"

Martin Salander hörte diese Reden, die von einer gemeinen Gesinnung und zügellosen Eitelkeit zeugten, mit Verwunderung, indem er zu sich sagte: „Dieser verfluchte Kerl! dieser Schreiner- oder Schustergesell hat sich ja ganz ausgezeichnet eingerichtet: Wie die Ameisen sich Blattläuse halten, die sie melken, hält sich der einen eigenen Lobhudler, einen Schwaben, wie man's hier nennt!"

Er mußte nur weiter hören. Der schweizerische Arbeiter hob ein solches Selbstrühmen an, wie es nur ganz schlecht gezogene Menschen thun können, die zudem niedrig denken und fühlen. Aber je mehr er prahlte und sich selbst herausstrich, desto kleinlauter wurde der deutsche Gesell oder that wenigstens so. Denn Gott mochte wissen, was der Schläuling für einen Grund hatte, dem Flegel den Hof zu machen.

Allein je demüthiger er sich bezeigte, desto übermüthiger wurde der Andere.

„Du bist einer von den Gescheitern," rief er, „Du weißt es doch zu schätzen, daß Du in der Schweiz und bei einer Nation bist, wie die meinige! Schau

mich an! Alles machen und ordnen wir selbst, wie wir es haben wollen, und ich bin Einer davon und frage weder Gott noch Teufel etwas nach! Heut' noch geh' ich in eine Berathung über ein Gerichtsgesetz, das über tausend Caragraphi hat, und morgen mach' ich Blauen, denn es wird lang dauern. Der Meister kann dafür aufstehen und schaffen! Anerkennst Du das?"

„Ich sag' es ja immer, ich schäme mich, ein Deutscher zu sein!"

„Das ist nicht ganz aus dem Weg, obgleich Ihr auch energische Bursche habt! Sieh uns jetzt nur aufmerksam zu und lerne was Rechtes!"

Salander konnte nicht mehr an sich halten. Roth vor Zorn schlug er auf den Tisch und rief dem Deutschen zu: „Schämen sollte man sich, so zu reden, wenn man ein so gewaltiges Vaterland hat! Und Ihr, Herr Landsmann," wandte er sich an den Münsterburger, „solltet Euch schämen, einen arglosen Fremden so zu bedrücken und Euch von ihm anpreisen und beloben zu lassen! Zehn Jahre bin ich in Amerika gewesen und habe nirgends einen so eitlen Tropf und Prahlhans reden gehört, wie Ihr einer seid! Da sind wir schön bestellt, wenn das junge Volk schwatzt wie die Elstern und alten Hebammen! Pfui Teufel!"

Er hatte in seiner thörichten Aufregung so laut gerufen, daß die Leute an umstehenden Tischen sich drehten und zuhörten. Der Schweizer Landsmann hatte zuerst verdutzt aufgesehen; jetzt stand er schon auf den Beinen, streckte die Hand aus und rief:

„Wer seid Ihr da? Wer heißt Euch, zu horchen, was die Leute reden?"

„Ich habe nicht gehorcht! Ihr seid mit Euern Reden daher gekommen, wo ich schon gewesen bin!"

„Ihr seid dennoch ein Schleicher! Wenn Euch nicht gefällt, was wir sagen, so geht weiter! Aber Ihr seid jedenfalls ein Spion und Volksverächter!"

Er rüttelte an dem kleinen Tisch, der zwischen ihnen stand, daß die Gläser klirrten, die Umstehenden drängten sich näher heran und einige riefen, was der wolle?

„Schimpfen thut er, wir seien eitle Tröpfe und alte Hebammen, wir junges Volk, wenn wir Freiheit und Vaterland rühmen!"

Auch der Deutsche verlor seine Gutmütigkeit und fing an, Lärm zu machen.

Salander blickte auf seinen Knaben, nahm ihn an die Hand und drückte sich unversehens durch die Leute und aus dem Saale, nicht ohne dem Tisch einen kräftigen Stoß gegeben zu haben, den jener ihm auf den Leib rücken wollte. Er hätte nicht übel Lust gehabt, die aufgewachten Dämonen oder den Löwen mit beharrlicher Rede zu zähmen; allein die Rücksicht auf sein Kind gebot ihm, allen weiteren Händeln auszuweichen, damit er nicht gar erlebe, vor den Augen desselben mißhandelt und gedemüthigt zu werden.

Voll Verdruß und Beschämung suchte er den kürzesten Weg nach Hause, war aber froh, dem Herrn Möni Wighart zu begegnen, dem er, da es noch zeitig am Tage war, gern in eine stille Wirthschaft folgte, um sich zu fassen und für den Knaben einen freundlicheren Schluß des Spazierganges zu gewinnen.

(Fortsetzung im nächsten Heft.)

Meine Erinnerungen an den Prinzen Friedrich Karl von Preußen.

Von

Paul Güßfeldt.

Am 15. Juni 1885 schloß Prinz Friedrich Karl von Preußen die Augen zu ewiger Ruhe. Wie sein Leben eine schnellere Entwicklung genommen hatte, als das Leben gewöhnlicher Menschen; wie er bereits in den Jahren des frühen Mannesalters entscheidend in die Geschichte Preußens und Deutschlands einzugreifen berufen war: so trat auch der Tod früher an ihn heran, als sonst an Männer von so gewaltiger Kraft. Trotzdem hat sein Leben — es währte nur sechsundfünfzig Jahre — auch diejenigen Phasen durchgemacht oder doch wenigstens ihrer Natur nach gestreift, um die ein achtzigjähriges Leben sich von einem sechsundfünfzigjährigen unterscheidet; denn selbst von dem Greisenalter lernte der Prinz die Freuden wie die Bitterkeiten kennen: die Freuden zusammenfassender Reflexion und die Bitterkeiten des Fernseins von dem eigentlichen Schauplatz seines Berufes.

Als der Prinz starb, da war derselbe für die weiteren Kreise des Landes bereits eine historische Person, die ihren Tribut nur noch aus der Hand der Geschichte empfing. Fast vierzehn Jahre lang lebte er in einer Zurückgezogenheit, die höchstens für die militärischen Kreise durchbrochen wurde, im Besonderen, wenn Se. Majestät der König den Prinzen durch ein außergewöhnliches Commando auszuzeichnen geruhte. Vor zwei bis drei Jahren, als Prinz Friedrich Karl seine letzte Reise — nach Aegypten und Syrien — unternahm, und als das von H. Brugsch und v. Garnier herausgegebene Werk über diese Reise erschien, da lenkten sich die Augen, auch des wissenschaftlichen Publicums, noch einmal auf den siegreichen Heerführer in drei Kriegen, bis dann der Tod von Neuem die Empfindungen des Dankes und der Bewunderung auslöste, die in dem Herzen der Nation seit dem Jahre 1871 geschlummert hatten.

Es wird nun befremdend erscheinen, daß ein einfacher Privatmann es hier unternimmt, von seinen „Erinnerungen" an einen so hohen Herrn, an ein Mitglied seines Königshauses zu sprechen. Niemals hätte ich es für möglich ge-

halten, daß innerer Drang mir eine solche Aufgabe zuweisen könnte; aber die Lücke, die der Tod geliebter Personen in unserem Herzen zurückläßt, ist ganz unabhängig von deren einstiger Stellung im Leben; und gewaltsam strömen die Erinnerungen ein, sich da festzusetzen, wo die Leere empfunden wird. So werde ich nun seit Monden von diesen Erinnerungen beherrscht, — Erinnerungen, zusammengesetzt aus vielen Einzelheiten, aber doch nicht formlos, mehr und mehr zusammengefügt zu der edlen Erscheinung des königlichen Prinzen.

Dieser Umstand allein würde nicht berechtigen, aus der Reserve herauszutreten, welche persönlichen Empfindungen und Erlebnissen so wohl ansteht. Es bedarf noch eines unpersönlichen Motivs, damit wir wirklich das sagen, was wir sagen möchten; — und das ist hier die Rücksicht auf Gerechtigkeit und historische Wahrheit.

Prinz Friedrich Karl von Preußen gehört der Geschichte an, nicht nur der dynastischen Geschichte des Königshauses, weil er ein Prinz desselben war, sondern der Weltgeschichte, weil er jener Friedrich Karl von Hohenzollern war, welcher Armeen lenkte und schlug, und welcher in dem Aufbau des deutschen Reiches unter Kaiser Wilhelm's Scepter als einer der Grundpfeiler dasteht.

Zu wissen, wie ein solcher Mann beschaffen war, nicht nur in seinen Thaten, sondern in dem Kern seines Wesens, das ist die Aufgabe der Geschichte; hierzu ein Körnchen Wahrheit zu liefern, wenn man ein solches besitzt, ist eine Pflicht, die von Empfindungen ganz losgelöst ist. Was die Zeitgenossen *verschwiegen* haben, dafür können spätere Geschlechter höchstens etwas *erfinden*; und wie viele Capitel der für wahr hingenommenen Historie mögen so schmählichen Ursprungs sein?! Darum soll, auch wer nur zu sagen hat, was im Augenblick bedeutungslos erscheint, es aussprechen; bedeutungsvoll wird es erst durch die hergestellten Beziehungen zu anderen Quellen. Und vielleicht weiß es mir der eine oder andere Leser Dank, wenn ich hier in kleinen Zügen aneinanderreihe, was charakteristisch für den Entschlafenen ist: das reine Menschliche, das tiefe Wohlwollen, alle jene Eigenschaften, die sich erst fern vom Weltgetümmel, im eignen Heim, bei gemildertem Ceremoniell zeigen, und die der prinzliche Feldmarschall in seinem öffentlichen Auftreten so geflissentlich verbarg.

Es soll nicht geleugnet werden, daß Friedrich Karl der Bevölkerung ferner stand, als nach seinen außergewöhnlichen Verdiensten um das Land zu erwarten war. Das hatte seinen Grund darin, daß der Begriff der Popularität dem Prinzen wesenloser Schein war; nicht in der Acclamation der Menge sah er den Lohn seiner Thaten, sondern in dem Bewußtsein der erfüllten Pflicht und in der Sanction, die sein Thun bei dem allerhöchsten Kriegsherrn, seinem König, fand. Alle Beziehungen, in welche der Prinz nach außen trat, waren militärische; daher kennt ihn die Welt nur als Soldaten und Feldherrn, immer in Dienst, ernst und gestreng, alles Andere bei Seite setzend.

Noch heut denke ich an den Eindruck, den wir bei dem Anmarsch gegen Frankreich hatten, als der Prinz unser erstes Biwak bei Kaiserslautern, Anfangs August 1870, abritt. Die ganze preußische Gardecavallerie lagerte dort, und wir Dragoner rangirten uns vor der Biwaksgasse, den heransprengenden Prinzen mit Hurrah zu begrüßen. Damals waren die Würfel noch nicht gefallen, und

dieselbe Hand, welche bald Sieg mit Sieg verketten sollte, winkte uns unwillig ab und gebot Schweigen. „Ruft Hurrah, wenn wir gesiegt haben!“ rief er uns zu und ritt dann unter peinlicher Stille weiter, während wir kleinlaut wieder zu den Pferden gingen. Diese Scene ist typisch und eine der vielen, in denen die rauhe Tugend des Prinzen sich documentirte: Seine Bescheidenheit — sie wurzelte sehr tief in ihm — lehnte jeden Beweis der Begeisterung ab, hüllte sich dabei aber in ein so unwirsches Gewand, daß der gewöhnliche Mann nur dieses sah.

Es sollten sechs Jahre vergehen, ehe der Eindruck der geschilderten Scene durch eine ganz andere ersetzt wurde. Unvermuthet nahm mich der Prinz in den kleinen Kreis derer auf, die er häufig um sich sah. In diesem Kreis gab er sich freimüthig, offen und gastfreundlich. Es herrschte daselbst weder Befangenheit noch steifes Ceremoniell; an deren Stelle trat, was ich die Etiquette des Herzens nennen möchte: jene Norm des Verhaltens, die sich ganz von selbst ergibt, wenn unsere Werthschätzung für eine hohe Person unsern Abstand von ihr noch übertrifft. Das Zusammensein mit dem königlichen Prinzen löste in jedem Theilnehmer die besseren Kräfte aus, machte Alle bereit, nicht nur zu empfangen, sondern auch zu geben. Einem Jeden war es gestattet, sich zwanglos zu äußern; er durfte stets auf Theilnahme rechnen; für Servilität dagegen hatte Friedrich Karl keinen Dank; er wollte Männer um sich sehen, die durch ein edleres Band an ihn gefesselt waren.

Merkwürdig, daß auch diese Zusammenkünfte den Anlaß zu falscher Beurtheilung gaben, obwohl gerade bei ihnen der Prinz die Eigenschaften zeigte, welche an allen andern Menschen und von allen andern besonders hoch gepriesen werden. So klein der Kreis der intimen Gäste war, so konnte es bei der weithin sichtbaren Stellung des Gastgebers nicht fehlen, daß ein großer, außerhalb stehender Kreis sich mit jener Tafelrunde beschäftigte. Und diese Beschäftigung hat dann das Resultat gehabt, welches jeder Zeit herauskommt, wenn Leute ihre Bilder von einem falschen Standpunkte aus entwerfen. Nicht von außen wollte der Kreis der prinzlichen Gäste betrachtet sein, sondern von innen, aus der Nähe jenes Centrums, das der Prinz selbst einnahm. Dann fielen die Gerüchte von selbst zusammen, in denen große Humpen und Ströme Weins die Hauptrolle spielten; und die erhitzten nächtlichen Zecher verwandelten sich in ernsthafte, zum Theil sehr verdiente, selbst weithin berühmte Männer, welche der Gastfreundschaft eines preußischen Prinzen gewürdigt waren, eines Prinzen von echtem Schrot und Korn, eines Mannes, ganz durchdrungen von der hohenzollern'schen Tradition der Pflicht. Allerdings sah Friedrich Karl, weil er den Contact mit der Armee an keiner Stelle verlieren wollte, auch zuweilen jüngere Officiere bei sich, und es freute ihn, wenn er diesen einen herzhaften Soldatentrunk anbieten konnte. Das lag in seiner urwüchsigen Natur und in der Auffassung, daß von zwei gleich tüchtigen Officieren der fröhlichere der bessere sei.

Meine Reisen hatten den Anlaß geboten, der mich mit dem Prinzen zusammenführte. Als ich nach mehrjähriger Abwesenheit von Europa wieder in die Heimath zurückgekehrt war, meldete ich mich in der Jedermann zugänglichen Form (durch Einschreiben in das Meldebuch) bei demselben zurück; es war im Winter 1876/77. Am anderen Morgen erschien ein Fourier des Prinzen in meiner

Wohnung und sprach zum ersten Mal die bald vertraut gewordenen Worte: „Seine Königliche Hoheit Prinz Friedrich Karl laden Herrn Doctor zu heut Abend, halb neun Uhr, zum Souper ins Schloß ein; Anzug: Ueberrock und schwarze Binde.“ Damals bewohnte der Prinz während seines, im Durchschnitt nur drei Monate währenden Aufenthaltes zu Berlin Gemächer im zweiten Stockwerk des königlichen Schlosses. Dort erschien ich zur befohlenen Stunde, gleichzeitig mit den drei anderen geladenen Gästen, activen Militärs. Der persönliche Adjutant vom Dienst empfing uns, und fast unmittelbar darauf betraten wir ein Gemach, von dessen anderem Ende her der Prinz uns entgegenkam. Die strengen und ernsten Züge, die damals, als Friedrich Karl unser Biwak besuchte, den ganzen Ernst der strengen Zeit von 1870 widerspiegelten; jene Züge, die fest in meiner Erinnerung hafteten, sie waren nun durch Leutseligkeit, durch den Ausdruck der Herzensgüte gemildert. Der königliche Prinz reichte mir die Hand, bewillkommte mich schlicht und herzlich, und hatte Worte, welche das ganze Wohlwollen seiner Natur zum Ausdruck brachten.

Wir traten sehr bald in ein anstoßendes Gemach; auch dieses verrieth die mächtigen Dimensionen des Berliner Königsschlosses und war durch Oelgemälde, plastische Kunstwerke, bücherbeladene Tische und Teppiche so hergerichtet, daß weder Pracht noch Größe in die Augen fielen, und daß der Eindruck der Behaglichkeit jeden andern Eindruck überwog. An einer, scheinbar willkürlich gewählten Stelle des weiten Raumes stand ein kleiner runder Tisch, an welchem sechs Personen gerade bequem Platz finden konnten. Ein dicker Smyrnateppich war darüber gebreitet; kein Tischtuch, wohl aber sechs Couverts; in der Mitte eine Moderateurlampe. Der Prinz wies einem Jeden seinen Platz an; ihm gegenüber saß der persönliche Adjutant, zu beiden Seiten je zwei Gäste, der höchst im Range Stehende zur Rechten des erlauchten Gastgebers; hier nun übte Prinz Friedrich Karl Gastfreundschaft bald in heiterer, bald in ernster Weise aus, doch stets so, daß er weder sich selbst noch seinen Gästen Zwang auferlegte.

Dieses erste, wie alle späteren kleinen Soupers während der Residenzzeit in Berlin, spielte sich äußerlich nach einem unveränderlichen Kanon ab: Zwei große Schüsseln Austern, die soeben noch Platz hatten zwischen der Lampe und den Couverts, harrten bereits der Gäste; ein Jeder griff nach Belieben zu, während im harmlosen Geplauder Neuigkeiten, oft persönlicher Natur, ausgetauscht wurden. Sobald die Austern verzehrt waren, wurde ein Braten gereicht, selten noch irgend etwas Anderes, und damit war die Mahlzeit beendet. Die Dienerschaft verschwand, nachdem Cigarren auf den Tisch gesetzt waren, und erschien nur dann, wenn der Prinz die kleine, vor ihm stehende Glocke in Bewegung setzte.

Das Einschenken besorgte der Adjutant, dem ein Jeder selbst sein Glas reichte. In Berlin erhielten die Gäste nur Champagner, der aus silbernen Bechern, mit hohem Fuße und innen vergoldeten Schalen, getrunken wurde. Das starre Festhalten an diesem Gebrauch war bezeichnend für den Prinzen; er glaubte fest daran, sprach es auch einmal in meiner Gegenwart aus, daß der perlende Schaumwein seinen Gästen das willkommenste Getränk sei; aus diesem Grunde setzte er ihnen kein anderes vor. Und es lag eben in seiner Art, im Großen wie im Kleinen, mit hartnäckiger Energie an Dem festzuhalten, was er für

gut oder für richtig erkannt hatte. Schließlich ruht unser Thun im Kleinen doch auf denselben psychologischen Grundlagen wie unser Thun im Großen; und was den Prinzen vermochte, im Schlachtengewühl weder zu wanken noch zu weichen, das beherrschte auch sonst sein Wesen. Man mußte es sich als eine außergewöhnliche Gunst anrechnen, wenn Friedrich Karl den schüchternen Hinweis auf einen widerspenstigen Magen aufnahm und eine Flasche Rothwein für den maroden Gastfreund beorderte. Der hohe Herr selbst trank den Wein stets mit Mineralwasser gemischt; mit diesem geizte er seinen Gästen gegenüber; die grüne Biliner Glasflasche stand wie ein Sacrum vor ihm; wer nicht weißes Haar hatte oder gar keines, der durfte nicht wagen, an dem Inhalt Theil zu nehmen.

Nach Beendigung der Mahlzeit, welche kaum eine halbe Stunde beanspruchte, blieb Alles sitzen. Gelegentlich erhob sich wohl der Prinz, um persönlich ein Buch, oder eine Karte, oder Bilder, auf welche das Gespräch führte, seiner Bibliothek zu entnehmen. Zunächst cursirten die Cigarren, die importirten in den Originalkistchen, die leichten holländischen — nur diese rauchte der Prinz — in einem kunstvoll hergerichteten silbernen Behälter, von der Form einer fußhohen konischen Bombe. Der Prinz setzte die Cigarren selbst in Circulation, definirte ihre Beschaffenheit und fragte gern jeden seiner Gäste, von welcher Sorte er wünsche? Darauf antwortete ich einmal mit vergnügtem Lachen: „Oh, Eure Königliche Hoheit, die besten rauche ich am liebsten," was auf der anderen Seite ein gleiches Lachen hervorrief und den heiter unbefangenen Ton widerspiegelt.

Vor jedem Gast stand ein Aschenbecher, possirlich anzuschauen: Eine flache Porzellanschale mit zwei Laubfröschen, die irgend eine menschliche Thätigkeit nachahmten; ich mußte jedes Mal lachen, wenn ich sie sah, die große Lebenskomödie reproducirend. Der Prinz besaß eine große Sammlung davon, und je nach der Laune des Zufalls sah ich an den verschiedenen Abenden die guten Frösche vor mir sich erschlagen oder musiciren, oder disputiren, oder zechen u. s. w. Cigarrenabschnitte durften nicht in die Aschenbecher gelegt werden, darüber wachte der Prinz streng; sie wurden peinlich gesammelt und am Ende des Jahres dem wohlthätigen Verein überwiesen, der sie verwerthete.

Unter den Gemälden befanden sich zwei, die an keinem andern Orte so berechtigt waren wie hier. Das eine stellt den Moment dar (16. August 1870, zwischen 3 und 4 Uhr Nachmittags), wo der Prinz auf dem Schlachtfeld von Vionville erscheint und die Meldung des Generals von Stülpnagel über die momentane Situation des III. Corps entgegennimmt. Den blutigen Kampf von Vionville konnte man recht eigentlich als die Schlacht bezeichnen, für welche das persönliche Eingreifen Friedrich Karl's, als eines hohenzollernschen Prinzen, seine militärischen Maßnahmen und die Schlagfertigkeit seines III. Corps entscheidend wurden. Das andere Bild zeigt den Prinzen zu Pferde, am 29. October 1870, vor Metz, in dem Augenblick, wo der französische Artillerie-General Girard mit abgezogenem Käpi den Auftrag Bazaine's ausrichtet: „Monseigneur, j'ai l'ordre de vous rendre la garde impériale". Auch an die siebentägige blutige Winterschlacht von le Mans, die der Prinz im Januar 1871 schlug, erinnerte ein Bild: Der commandirende General des IX. Corps von Manstein

erstattet am 11. Januar 1871, bei der Ferme St. Hubert, dem Prinzen Meldung über die Action bei Champagné; der Commandeur der siegreichen 18. Division, General von Wrangel, steigt eben zu Pferde; von der Seite sieht man General Constantin von Alvensleben (III. Corps) kommen, begleitet von dem Chef seines Stabes, damaligen Oberst von Voigts-Rhetz.

Ein lebensgroßes Porträt der ältesten Tochter des Prinzen, auch künstlerisch von hohem Werth, trat zu den kriegerischen Darstellungen in wirkungsvollen Gegensatz. Das Andenken an Held Blücher, an den General von Seidlitz und den Feldmarschall Wrangel ehrte der pietätvolle Prinz durch Aufstellung ihrer Porträtbüsten.

Noch ein anderer Gegenstand, aus dem Schloß von Frescati stammend, bot gerade hier besonderes Interesse: ein rechteckiger Tisch mit schwarzer Marmorplatte, deren vier Ecken die folgenden Inschriften, auf Goldbronze gravirt, trugen:

a. 173 000 Gefangene, darunter 3 Marschälle, 6000 Officiere. Verlust der Rheinarmee, bis zur Capitulation, in Schlachten und Gefechten: 43000 Mann.

b. 57 Adler (folgen die Bezeichnungen und Nummern sämmtlicher Regimenter, von denen die Adler stammen).

c. 4700 Militärfahrzeuge; 13 000 Pferde; Bekleidungsmaterial für 700 000 Thaler im Werth.

d. 1570 Geschütze (unter besonderer Angabe der einzelnen Gattungen).

Die Herkunft und Bedeutung dieser historischen Reliquie war mir lange Jahre unbekannt geblieben; aber der Prinz nahm mich gelegentlich einmal bei der Hand — wie er es gern that, wenn er seinem herzlichen Wohlwollen Ausdruck geben wollte — führte mich an den Tisch und sagte einfach: „Auf diesem Tisch ist die Capitulation von Metz unterzeichnet worden."

So sehe ich denn heut den behaglichen, weiten Raum wieder im Geiste vor mir, die schönen Gemälde durch Reflectoren erleuchtet, alles Uebrige im Halbdunkel, nur in der Mitte der kleine Tisch der Tafelrunde, bedeckt mit dem mattfarbigen Smyrnateppich, in seiner Mitte die trauliche Lampe, drum herum die glitzernden silbernen Becher mit dem auf Goldgrund gebetteten perlenden Wein, die Aschenbecher mit den unermüdlich thätigen Laubfröschen, die braunen Havannakisten, die große mattglänzende Bombe mit den holländischen Cigarren, — und als Tafelrunde der kleine Kreis der Männer, die den Prinzen umgaben. Das waren die „buveurs intrépides", wie uns der Prinz einmal in scherzender Verachtung eines viel besprochenen Pamphlets nannte; dieselben unerschrockenen Trinker, welche den Tag über im Generalstab oder im Ministerium, vor der Front oder am Studirtisch in schwer verantwortlicher Stellung gearbeitet hatten, und welche am folgenden Morgen dieselbe Thätigkeit wieder aufnehmen mußten. Wäre nicht auch des großen Königs Tafelrunde zu Sanssouci stolz darauf gewesen, einen Mann wie Leopold von Ranke zu den ihrigen gezählt zu haben?

An jenem Abend, wo Prinz Friedrich Karl mich zum ersten Mal durch eine Einladung auszeichnete, fiel die Conversation vornehmlich auf afrikanische Dinge, auf meine eigenen Erlebnisse und Anschauungen; ich mußte mehr reden, als mir erwünscht war; denn ich war ein völlig Fremder in diesem Kreise und hätte mich doch in dem geltenden Ton vergreifen können. Aber das freundlich-

ernste Antlitz des Prinzen, der theilnehmende Ausdruck in seinen Zügen ließen auch den Neuling erkennen, daß natürliche Einfachheit und phrasenloses Eingehen auf die Sache mehr als alles Andere von dem hohen Gastgeber geschätzt wurden. Hier hatte die Aufrichtigkeit eine Freistatt, so lange sie Hand in Hand ging mit feiner Sitte und rechtem Tact. Gleich am ersten Abend, als ich einmal stockte und nach einer Umschreibung suchte, rief mir der Prinz lächelnd zu: „hier dürfen Sie Alles sagen!" Und so hab' ich's denn auch gehalten während der acht Jahre, die das Leben des theuren Prinzen noch währte; habe nie zurückgehalten mit meiner Meinung, nichts verhehlt und nichts verschwiegen, und auf dem Boden der Ehrfurcht und der Liebe entfaltete sich mehr und mehr die schöne Blume der Aufrichtigkeit. Einem so idealen Verhältniß konnte nur idealer Lohn frommen, und dieser ward mir zu Theil in dem nie erschütterten Vertrauen des Prinzen, in seiner herzlichen Theilnahme an Allem, was ich erlebt hatte, was ich erleben sollte.

Der Prinz pflegte nur während der Wintermonate in Berlin zu residiren, in der Zeit von Weihnachten bis Ostern. Er erschien alsdann wohl bei den Hoffesten, im Uebrigen aber zeigte er sich so wenig, daß die Bevölkerung nur aus den Zeitungen von seiner Anwesenheit in der Hauptstadt erfuhr; auch das Theater mied er, trotz seiner ausgesprochenen Vorliebe zur Musik. Seine Hauptarbeitsstunden waren von 4—8 Uhr Nachmittags. In den Vormittagsstunden pflegte er seinem Marstall einen Besuch abzustatten, das Reiten zu inspiciren und alsdann in geschlossener Equipage nach dem königlichen Garten von Bellevue zu fahren, um sich dort im Freien zu ergehen. An Anstrengungen und an Bewegung im Freien gewöhnt, ein liebevoller Beobachter der Natur, fühlte er während des Aufenthaltes in der Residenz die Mängel seines städtischen Heims sehr lebhaft; er sehnte sich nach einem Garten, in den er direct aus seinem Arbeitscabinet treten konnte, wenn es ihm dort zu eng wurde. Erst im letzten Jahre seines Lebens wurde dem Prinzen dieser Wunsch erfüllt; denn erst 1883 bezog er das ererbte väterliche Palais am Wilhelmplatz.

Den weitaus größeren Theil des Tages verbrachte der hohe Herr in seinen Gemächern. Diese wurden schließlich der Schauplatz für eine Energie, welche ehedem auf historisch gewordenen Schlachtfeldern ihre unbeugsame Macht entfaltet hatte. Wer viel erlebt und viel gehandelt hat, wer die Schärfe seines Intellects an der schnell folgenden That hat prüfen können, dem bleibt auch auf dem philosophischen Standpunkt der ungetrübte Blick gewahrt; das war der unsichtbare Feldherrnhügel, auf welchen der Prinz nun trat, von wo aus er rückwärts und vorwärts schaute, immer beseelt von dem Wunsche, auch so noch als echter Patriot seinem königlichen Herrn und seinem Lande zu dienen. Nicht obwohl, sondern weil er die Künste des Friedens liebte, weil des Friedens Segnungen allein die Wünsche seines Herzens für das allgemeine Menschenglück erfüllen konnten, deshalb beschäftigte die Frage nach der Tüchtigkeit der Armee in erster Linie den Prinzen. Denn in unsern Zeitläuften ist die Leistungsfähigkeit des Heeres das Bedingende für alle übrigen Functionen des Staates und seiner Bürger. Unter dem Donner feindlicher Kanonen wird diese Wahrheit auch allgemein anerkannt; aber Vielen entflieht sie mit dem Pulverdampf, — so schnell

wie Dank zu entfliehen pflegt. An der Schulung des dritten Armeecorps hatte Friedrich Karl gezeigt, was er in Friedenszeiten als commandirender General vermochte; als Feldherr im Kriege hatte er sich den Marschallstab erworben; nun war wieder Ruhe; aber mittlerweile war der Prinz durch seinen hohen Flug jeder militärischen Stellung entwachsen, welche gleichzeitig seinem Range und seinem Bedürfniß nach erschöpfender Thätigkeit entsprochen hätte. Um so mehr vertiefte er sich in die Fragen, welche gerade der letzte Krieg aufgeworfen hatte; — Fragen, zu deren praktischer Lösung ihn das Allerhöchste Vertrauen noch während der letzten Jahre auf das Manöverterrain berief.

Neben dieser schöpferischen Thätigkeit entwickelte der prinzliche Feldmarschall auch eine receptive. Er empfand, gewissermaßen durch Reaction, eine große Freude daran, sich zu belehren, und konnte Tage lang lesen, wie ein Gelehrter, der viele Bücher liest, um dann ein neues zu schreiben. Er las nie flüchtig, wollte den Dingen stets auf den Grund gehn und wurde bei der Discussion des Inhalts durch ein hervorragendes Gedächtniß unterstützt. Bei der Lecture hielt er streng an der Gewohnheit fest, bemerkenswerthe Stellen — mochten dieselben seine Zustimmung haben oder seinen Widerspruch erregen — mit Bleistift anzustreichen und diese Stellen dann mit eigener Hand in besonderen Auszügen zu vereinigen; an letzteren vergegenwärtigte er sich noch nach Jahren den Inhalt des ganzen Buches. Eine besonders werth gehaltene Beschäftigung gewährte ihm in der letzten Zeit Ranke's Weltgeschichte. Oft verlieh er Bücher an seine nahestehenden Freunde und brachte dann Abends, bei der Tafelrunde, nicht ungern das Gespräch auf den Inhalt.

Hätte das Schicksal den Prinzen an eine minder hervorragende Stelle gesetzt, so wäre er vielleicht Seefahrer oder Forschungsreisender geworden. So wie umgekehrt Seeleute bekannt sind für ihre dilettantische Passion zum Reiten, so war in dem Reitergeneral eine bis zur Schwärmerei gesteigerte Passion zur See vorhanden. Ich glaube, daß — abgesehen von den großen historischen Momenten des erfochtenen Sieges und abgesehen von der Anerkennung des Allerhöchsten Kriegsherrn und Königs — der Prinz seine schönsten Stunden an Bord deutscher Kriegsschiffe verlebt hat; auch begegnete man in seiner kleinen Tafelrunde oft der dunkelblauen Uniform, bald des Admirals oder Capitäns oder Lieutenants zur See. Er liebte die See an sich; und Alles, was die strenge militärische Zucht und unablässige Pflichterfüllung an Träumerei in diesem tief empfindenden Herzen verschlossen gehalten hatte, das durfte beim Spiel der Meereswellen auf isolirendem Fahrzeug ans Licht treten. Er liebte die See aber auch als die Brücke zu fernen Welttheilen, die von seiner Phantasie und seinem Thatendrang mit unverlöschlichen Reizen geschmückt wurden; denn ewig jung blieben in ihm Phantasie und Thatendrang. Wenn dem Prinzen Friedrich Karl nicht eine höhere Mission seinem eigenen Lande gegenüber zugefallen wäre, so wüßte ich auch nicht, wo sein Löwenmuth, sein großer Verstand, seine Empfindsamkeit und sein gestählter Körper bessere Ziele hätten finden können, als in der Erforschung unbekannter Länderabschnitte. Doch in diesem Punkte mußte er Entsagung üben. Einem feurigen Geiste aber ist Entsagung oft ein zweischneidiges Schwert, bald läuternd, bald vergiftend. Auch der Prinz hat die Schranken kennen lernen müssen, welche den tief empfundenen Wünschen von außen her begegnen; er erkannte die Noth-

wendigkeit der Schranken an, und konnte doch die Wünsche nicht vergessen. Seine Muße gewährte ihm Zeit, über Beides nachzudenken; und wie im Luftmeer die Wolke entsteht, wenn entgegengesetzte Winde sich treffen, so hat auch das allgemeine menschliche Walten die Wolke des Unmuths zuweilen über dieser mächtigen reinen Stirne zusammengezogen.

„Klein, aber mein," so lautete die Inschrift des Jagdschlosses, das sich der Prinz in der Nähe des Wannensees, zu Dreilinden, erbaut hatte. Hier weilte er am liebsten. Wenn die Knospen sprangen, und das erste Maiengrün den Bann des Winters löste, so siedelte er in dieses schlichte Haus über. Hier wandelte er, fern von Glanz und Geräusch, wie ein einfacher Landmann in seinen Forsten, pflegte selbst des jungen Nachwuchses, unterhielt einen stattlichen Hühnerhof und fuhr Abends oder am frühen Morgen auf die Pürsch. Denn Friedrich Karl war ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn, und ein Schütze, wie es wenige gibt.

Seine Gäste nach Dreilinden zu entbieten, die Einsamkeit von Zeit zu Zeit durch frohsinniges Gespräch zu unterbrechen, das war dem Prinzen eine werth gehaltene, gern gepflegte Gewohnheit. Auch ließ sich kaum etwas Anmuthigeres denken, als jenes Speisezimmer im Jagdschloß zu Dreilinden. Ein heiterer Sinn und ein rüstiger Magen konnten schwerlich günstigere Verhältnisse zu ihrer Bethätigung finden. Ein quadratischer Tisch erfüllte den Raum so weit, daß hinter den gewaltigen Lehnstühlen noch gerade Platz für die Dienerschaft blieb; an jeder Seite waren drei Couverts gelegt, denn mehr als zehn Gäste wurden nie geladen.

Von diesen traf ein Theil aus Berlin ein, ein anderer aus Potsdam; die offenen Hof-Equipagen standen zum Empfang auf dem nächst gelegenen Bahnhof bereit und brachten uns in munterem Tempo an den Ort unserer Bestimmung. Das letzte Wegstück führte durch den waldartigen Park, in dessen Mitte das Jagdschloß sich erhebt. Ohne Säumen eilten wir von dem schmalen Vorflur die Treppe hinauf, an deren oberem Ende der Prinz die Geladenen empfing; für Jeden hatte er ein heiteres oder wohlwollendes Wort bei der Begrüßung. Man trat zunächst in ein sehr kleines Empfangszimmer; an dieses stieß ein Arbeitscabinet von kaum größerer Dimension. Wer zum ersten Mal im Jahre erschien, der mußte seinen Namen in ein Buch einschreiben, während die übrigen Gäste stehend einen kleinen Imbiß à la russe einnahmen. Hier hing eine kleine Landschaft von Gudin, die der Prinz sehr hoch hielt, weil sie aus der Erbschaft der Königin Elisabeth stammte.

Der größere Theil der Gäste konnte einander als alte Bekannte begrüßen, und deshalb war die Conversation bei Tisch meist von Anfang an belebt; fast sämmtliche militärischen Grade waren vertreten, die oberen Chargen durch alle Waffengattungen, die unteren vornehmlich durch die Reiterwaffe. Diese Diners in Dreilinden hatten ein ganz eigenartiges Gepräge und boten gewisse Contraste dar, an denen der hohe Herr eben Gefallen fand; die feinere Beobachtung mochte hieraus sogar eine Andeutung auf die innere Art des Prinzen entnehmen. Einerseits herrschte eine fürstliche Pracht, und andrerseits paßte sich das Geräth den knappen Gewohnheiten an, die der dreißigjährige Krieg uns aufzwang, und welche

die Napoleonische Zeit der Befreiungskriege mit erneuter Härte befestigte. Während kostbare Tafelaufsätze den Tisch schmückten, und die Kunst des Koches auch den Verwöhnten wunschlos ließ, speiste man mit stählernen Gabeln und trank den Wein aus primitiven Gefäßen gegossenen Glases; nur die edlen Weine des Rheins und der Mosel wurden in Römern gereicht. Dem Gast, welcher zur Rechten des Prinzen saß, wurde zuerst servirt; dann erst ließ dieser sich die Schüssel reichen; es folgten die übrigen Gäste, den Schluß machte der Adjutant. Alles, was die Tischordnung betraf, bestimmte der Prinz ganz nach eigenem Ermessen; auch das Tempo, in welchem servirt wurde, richtete sich nach der Glocke, die vor ihm stand; ein Zeichen mit ihr war das Signal für den neuen Gang. Neben der Glocke — wie in Berlin — stand die Flasche mit dem Biliner Wasser.

Die alte Sitte, daß der Wirth seine Gäste auf ein gutes Stück aufmerksam macht und sie bittet, tapfer zuzugreifen, war in Dreilinden durchaus nicht verpönt und paßte trefflich in diesen ebenso eigenartigen wie behaglichen Raum. Seine erlesensten Jagdtrophäen hatte Friedrich Karl hier vereinigt; die Wände starrten von Geweihen, zur Freude jedes Unbefangenen, zum Neide des passionirten Waidmannes. Von der Decke hing ein Kronleuchter nieder, gleichfalls gefertigt aus Hirschgeweihen; im Frühling, wenn die langen Tage das Licht der Kerzen überflüssig machten, prangte Maiengrün an den mächtigen Stangen, einen duftigen Baldachin über dem Tische bildend; ihn schmückte ein prunkvoller Tafelaufsatz in der Mitte, drum herum war kostbares Geräth, waren kunstvolle Humpen und dergleichen aufgestellt, während das liebliche Bunt frischer Blumen die Pracht milderte. Auch vor jedem Couvert stand ein Kelch mit einem Sträußchen; einem jungen Ehemann wurde wohl gelegentlich die Ueberraschung eines großen Bouquets zu Theil, der heimgebliebenen jungen Gattin bestimmt als Gruß aus Dreilinden. Seitdem ein Zufall — mehrere Jahre, nachdem der Prinz mich zum ersten Male zu sich befohlen hatte — das Gespräch auf Gletscher und Hochgebirge gebracht, und ich diese Welt geschildert hatte, wie sie mir erschien: pflegte mein Platz an dem gastlichen Tische von Dreilinden durch Blumen von Edelweiß besonders ausgezeichnet zu sein. So zart wußte der Prinz für Alles zu danken, was ihn erfreute; eine Gabe aus seiner Hand drückte stets eine herzliche Beziehung aus, und eben das gab ihr den Werth.

Zuweilen erhielten wir Besuch bei der Tafel: zwei junge Rehböcke erschienen und umliefen zutraulich das Zimmer; ihres Bleibens war jedoch nicht lange; dagegen betrachtete sich der unübertreffliche Dachshund „Zänker" als eine, auch der Zeitdauer nach, berechtigte Eigenthümlichkeit. Während sein hoher Gebieter die Honneurs *bei* Tische machte, machte Zänker dieselben *unter* dem Tisch. Er war Philosoph und liebte die Gerechtigkeit, deshalb spendete er *jedem* der Anwesenden die Ueberraschung seiner Pfoten auf den Knieen und eines vertrauensseligen Beschnupperns. Inmitten der Fülle, die ihn umgab, hatte er sich eine große Einfachheit der Sitten bewahrt; er war nicht wie gemeine verwöhnte Hunde, die nur fettes Fleisch annehmen; ihm genügte ein Stück trocknen Brotes, das er mit verbindlicher Schnelligkeit verzehrte. Man konnte viel von Zänker lernen!

Die Conversation vertheilte sich bald auf einzelne Gruppen, bald nahm die ganze Gesellschaft an demselben Gespräch Theil, was am meisten in den Wünschen des Prinzen lag. Es galt die englische Parlamentssitte, daß, wer in einer Sache Bescheid wußte, das Ohr des Hauses besaß und in erster Linie sprechen durfte. Handelte es sich um scherzhafte Dinge, um Wiedergabe komischer Situationen, da wurden dem guten Erzähler kleine phantastische Ausschmückungen wohl erlaubt; nicht aber, wenn ernste Dinge zur Erörterung gelangten, was oft genug der Fall war. Das eben gab den Zusammenkünften bei dem Prinzen die höhere ethische Weihe, daß man so wahr sein durfte und doch niemals anstieß. Hier paßte nicht länger die sarkastische wortspielende Antwort auf die Frage: Warum man in Wein so häufig anstoße? ich meine die Antwort: Weil im Wein die Wahrheit liege, und weil man mit der Wahrheit immer anstoße. Dieses Dreilinden war ein stilles Beiwasser inmitten der großen Strömungen menschlicher Wirren, Strebungen, Leidenschaften. Hier ruhte ein Jeder aus, vergaß die Actualität, die Sorge der täglichen Arbeit, das Mühen um die Zukunft. Wichtige Fragen, Fragen, aufs innigste verwoben in das Wohl und Wehe des Landes, habe ich hier von Männern discutiren hören, deren berühmte Namen in Dankbarkeit und Verehrung genannt werden. Dann wandte sich das Gespräch und nahm zuweilen eine so überwältigende Komik an, daß herzhaftes Gelächter zwölffach durch den Saal schallte.

Wer zum ersten Male in Dreilinden erschien, der mußte altem Brauch entsprechen und ein höchst merkwürdig geformtes Trinkgefäß leeren. In vielen fürstlichen Jagdschlössern haben sich von Alters her, — aus Zeiten, wo das Trinken anders gehandhabt wurde, als jetzt — ähnliche Sitten erhalten; auch auf unseres Kaisers Jagdschlössern zu Letzlingen und Wustershausen bleibt die Tradition der Altvorderen zu Ehren bestehen, und muß der Neuling nach Sitte und Vorschrift Bescheid thun. Das Trinkgefäß in dem Jagdschloß des Prinzen Friedrich Karl wurde mit Champagner gefüllt, und wer es geleert hatte — was stets unter partieller unfreiwilliger Verschüttung des Inhalts geschah — der glaubte etwa das Quantum einer Flasche zu sich genommen zu haben. In Wirklichkeit faßte diese ausgehöhlte Stange eines Hirschgeweihs aber nur $1\frac{1}{2}$ Spitzgläser. Die Täuschung beruhte auf der Schwierigkeit, das seltsame Gefäß so zum Munde zu führen, daß man des Inhalts auch wirklich habhaft werden konnte. Aus der Stange traten nämlich, wie aus einem gemeinsamen Centrum, vier Enden des Geweihs; aber in ungleichen Winkeln, so daß die vier Zwischenräume der vier Enden in der Weite alle von einander verschieden waren; je weniger die letzteren divergirten, desto schwieriger war das Trinken zwischen ihnen. Deshalb waren die vier Seiten classificirt nach den militärischen Rangclassen. Die erste Seite gehörte der Generalität, die nächstfolgende den Stabsofficieren, die dritte den Rittmeistern und Hauptleuten, die vierte, bereits zu qualvoller Enge zusammengezogen, den geschmeidigen Lieutenants. Ohne eine mustergültige Rückenbeuge war es nicht möglich, den Inhalt unverschüttet zu leeren.

Bevor der Prinz die engen Räume seines Jagdschlosses durch einen Anbau vergrößert hatte, war es geboten, daß die Gäste bis zum Moment des Aufbruchs bei Tisch sitzen blieben; dort wurden Kaffee und Cigarren gereicht, außer-

dem wurde — dies war für Dreilinden ein feststehender Usus — eine Elchschale präsentirt mit grotesk geschnitzten Cigarrenspitzen aus duftendem Weichselholz. Ein jeder Gast wählte eine Spitze nach eigenem Ermessen und nahm das Angedenken mit nach Haus.

An einer Seite des Speisezimmers hatte gerade noch ein Clavier Platz finden können; das durfte nirgendwo fehlen, auch in Berlin nicht. Denn Freude an der Musik war im inneren Wesen des Prinzen begründet. Wie einst Rudolph von Habsburg, so rief auch Friedrich Karl von Hohenzollern nach dem Sänger, dem Bringer der Lust. Auch fand sich unter den Gästen meist ein kunstgerechter Mann, dessen heller Sang oder dessen anmuthiges Spiel das wogende Gespräch zum Schweigen brachte. Gewisse Lieder wollte der Prinz nie missen, sie erfreuten ihn stets aufs Neue. Aber so war es auch mit gewissen Erzählungen; er wollte sich nicht satt daran hören; bei jedem neuen Besuch wünschte er die Wiederholung; man mochte sich sperren, wie man wollte, es half Alles nichts. Und wehe, wenn man etwas ausließ oder zum Schluß eilte. Dann unterbrach der Prinz mit Gelassenheit und machte womöglich die Einschaltung selbst; namentlich Hochalpen-Erlebnisse fesselten den hohen Herrn über alle Maßen. Immer wieder kam er auf das zurück, was er schon so häufig gehört hatte; und alle Argumente, die der Erzähler vorbrachte, um die Wiederholung abzuwenden, schlug er mit den ruhigen Worten nieder: „Eine alte Erzählung ist wie ein alter Freund; man freut sich stets, ihn wiederzusehen."

Als eine Erweiterung des Jagdschlosses stattgefunden hatte, ließ der Prinz seine Gäste nach der Aufhebung der Tafel in ein großes Billardzimmer treten; hinter diesem befand sich ein kleiner Wintergarten, belebt durch Papageien und Cacadus, — spaßhafte Thiere, von denen sich einige mit lobenswerther Beharrlichkeit in Cavalleriesignalen übten. An den Wänden des Billardzimmers war eine kleine, aber kostbare Sammlung ägyptischer Alterthümer aufgestellt; den Katalog hatte Heinrich Brugsch ausgearbeitet. Damit sämmtliche Gäste an dem Billardspiel theilnehmen konnten, wurde in eine Ecke des Billardtisches eine quadratische Tafel mit fünfundzwanzig numerirten halbkugeligen Vertiefungen gesetzt; auf diese wurde mittels Doublets oder Triplets gespielt. Es wurden zwei Parteien zu sechs formirt; an der Spitze der einen stand der Prinz und eröffnete das Spiel. Nach langem, meist sehr heiterem Kampf hatte man fünfzig Pfennige gewonnen oder verloren; das war der stehende Einsatz. Den Moment des Aufbruchs bestimmte die unerbittliche Eisenbahn; die Wagen wurden gemeldet, und der königliche Prinz entließ uns so gütig, wie er uns empfangen hatte. Oft fügte er noch seinen besonderen Dank bei, wenn er wußte, daß einer seiner Gäste mit Arbeit überhäuft war.

In Dreilinden fand sich auch ein Album origineller Art: Eine Nische des behaglichen Kellerraumes empfing ihr Licht durch ein Fenster aus kleinen runden Butzenscheiben, deren jede ein auf Glas gemaltes Porträt zeigte. Jedes Porträt trug den Namen des durch die Freundschaft des Prinzen ausgezeichneten Mannes; die Unverheiratheten erhielten den Zusatz „Junger Gesell"; als solcher prange ich dort im durchscheinenden Lichte, des Windstoßes gewärtig, der die Zerbrechlichkeit alles Glückes auch an dem Conterfei erweisen wird.

Der Prinz übte seine Gastfreundschaft nicht nur zu Berlin und in Dreilinden aus; auch in Glienicke, wo derselbe den Frühsommer, oder in Saßnitz, wo er den Hochsommer zu verbringen pflegte. Letzteren Aufenthalt habe ich nie kennen gelernt, weil Reisen mich dann in der Ferne zu halten pflegten. Aber das Schloß zu Glienicke betrat ich häufig. Hier herrschte ein strengeres Ceremoniell, und wenn die Frau Prinzessin anwesend war, so galt die Etiquette des Hofes. Doch in Gegenwart der fürstlichen Frau konnte Niemand diese Strenge als einen Zwang empfinden.

Wenn der Prinz allein daselbst mit seinen Gästen speiste, so pflegte er dieselben nach Tisch zu einer Fahrt auf den Havelseen einzuladen; er übernahm dann persönlich das Commando seiner kleinen Dampfyacht, die von alten Matrosen der Kaiserlichen Marine bedient wurde. Diese Fahrten dauerten ein bis zwei Stunden und wurden zuweilen bis in die Nähe von Spandau ausgedehnt. Ich kann nicht an das Schloß von Glienicke denken, ohne an einen kleinen Zwischenfall erinnert zu werden. Es war schon Spätherbst, der Prinz hatte zum Abend vier Gäste geladen; einer derselben trug eine schöne Rose im Knopfloch; sie wurde allseitig unter Scherzen bewundert. Meine Vorliebe für Rosen riß mich zu der trivialen Bemerkung hin, daß die Rose die herrlichste der Blumen sei; ich sagte es aber mit solcher Wärme, daß die Trivialität verdeckt blieb. Da schellte der Prinz und sagte dem eintretenden Kammerdiener: „Gehen Sie hinauf und lassen Sie der Frau Prinzessin melden, daß ich Ihre Königliche Hoheit um eine Rose für den Dr. G. bitte.“ Es war schon zehn Uhr Abends; aber nach wenigen Minuten kehrte der Kammerdiener mit einer Rose zurück, welche die hohe Frau selbst für mich abgeschnitten hatte.

Vor mehr als drei Jahren reiste ich nach Südamerika, um Forschungen in den Andes vorzunehmen. Aber der Entschluß dazu reifte nur langsam, weil dabei viel, ich meine für meine Verhältnisse viel, auf eine Karte gesetzt wurde. Der Prinz wußte früher darum, als ein Anderer; er ergriff die Idee mit wahrem Feuereifer und nahm an allen Phasen der Vorbereitung Antheil. Sein Wunsch, den stolz angelegten Plan realisirt zu sehen, übte geradezu eine Pression aus; die entgegenstehenden Hindernisse ließ er nur in so weit gelten, als sie ihm Anlaß zum lebhafteren Ausdruck seiner Anerkennung gaben; und wenn ich den Plan hätte aufgeben müssen, so wäre seine Enttäuschung kaum minder groß gewesen, als meine eigene. Er hatte sich ganz mit dieser Unternehmung identificirt und sprach darüber in dem Kreise seiner Intimen mit der Wärme persönlicher Initiative.

Zu Weihnachten erhielten wir häufig kleine Geschenke; am Sylvesterabend pflegte ich mit drei oder vier anderen Herren stehender Gast des Prinzen zu sein; dann lag auf jedem Couvert irgend ein spaßhafter Neujahrswunsch. Als werthvollstes Andenken bewahre ich ein Bild Friedrich Karl's; nicht daß das Bild eine besondere Seltenheit gewesen wäre, aber die Widmung, welche der Prinz eigenhändig auf die Rückseite geschrieben hatte, war es; ich darf die Worte, so bezeichnend sie für die Gesinnung des erlauchten Freundes sind, hier nicht anführen; nicht affectirte, sondern wahre Bescheidenheit hindern mich daran.

Der achtjährige Zeitraum, welcher den Lebensabend des Prinzen bildet, hat mich nach und nach mit einer großen Zahl hochgestellter, um das Vaterland wohlverdienter Männer zusammengeführt. Eine begreifliche Vorliebe besaß der hohe

Herr für diejenigen, deren Werth er an ihren Thaten hatte erproben können, ich meine für diejenigen, die unter seinem directen Befehle gestanden hatten, die ihm treue Helfer waren im Feldherrnzelt und im Schlachtgetümmel. Viele waren noch im Dienst, Andere lebten bereits in Zurückgezogenheit; Allen bewahrte er die gleiche aufrichtige Dankbarkeit. Ich erinnere mich noch sehr wohl, wie einst ein alter verdienter General zum ersten Male wieder nach langen Jahren an des Prinzen Seite in Dreilinden saß; wie da der Prinz, von dankbarer Erinnerung ergriffen, sich plötzlich erhob und mit bewegter Stimme das Wohlsein des Mannes ausbrachte, der ihm in drangvoller Zeit so viel gewesen sei, und den er allen Jüngeren als ein verehrungswürdiges Vorbild hinstellte.

Man durfte dreist behaupten, daß — vielleicht mit Ausnahme der allerjüngsten Generation — kaum Einer an des Prinzen Tische saß, der nicht Großes erlebt oder Großes vollbracht hatte. Gelehrte behandelte Friedrich Karl mit zarter Rücksicht, und Reisende mit besonderer Sympathie. Die kleine Zahl der Gäste war meist aus möglichst verschiedenartigen Elementen zusammengesetzt, so daß ich mit gewissen, häufig geladenen Gästen, z. B. mit Gustav Nachtigal, nie zusammengetroffen bin; dagegen fast immer mit einem Vertreter der Generalität, einem oder zwei Officieren des Generalstabes oder des Kriegsministeriums, mit Seeofficieren, hier und da wohl auch mit Jugendfreunden des Prinzen.

Der Kreis der Männer, die der Prinz überhaupt bei sich sah, war relativ groß; sie wurden aber nach einem sehr ungleichmäßigen Modus befohlen. Mancher wurde nur ein Mal eingeladen und nicht wieder; Andere anfangs sehr häufig und dann immer seltener, wieder Andere nach dem umgekehrten Gesetz; einen Theil sah der Prinz nur in Berlin, einen anderen Theil nur in Dreilinden bei sich. Einigen wurde regelmäßig ein oder wenige Male im Jahre die Ehre einer Einladung zu Theil, während schließlich doch nur eine sehr kleine Zahl von Personen zu den häufig und stets wiederkehrenden Gästen gerechnet werden konnte. Diese kannten sich begreiflicher Weise sehr genau, unterhielten vielfach freundschaftliche Beziehungen, die auch heute noch fortgesetzt werden; denn das Andenken an den Prinzen wird treu gepflegt und bildet ein gemeinsames Band.

Bei der Offenheit, mit welcher alle Themata behandelt wurden, mußte ja auch bald Sympathie aufspringen, wo solche vorhanden war. Und über was Alles wurde nicht gesprochen! Ueber Kleines und Großes, Erhabenes und Lächerliches, über fremde Völker und über den Berliner Janhagel, über Menschenglück und Schlachtenglück, über Parademarsch und Recognoscirungsritte, über den großen König und über Preußens, in Deutschland aufgehende Geschichte, über Seestürme und Eislawinen, über ägyptische Mumien und moderne Erziehung — wie immer die Würfel fielen. Niemandem war es verwehrt, in die Discussion einzugreifen; und wem der Prinz eine gründliche Kenntniß in dem angeschlagenen Thema zutraute, den konnte er bei dessen Auseinandersetzungen so kindlich und dankbar anblicken, daß man sich ja lieber die Zunge abgebissen hätte, als etwas Falsches gesagt. Der Prinz besaß die Kunst des Zuhörens in eminentem Maße, und es lag ihm gar nicht daran, stets in den Mittelpunkt der Conversation gestellt zu sein; er verhielt sich gern schweigend, wenn lebhafte Discussion zwei seiner Gäste erwärmte, fügte aber zum Schluß einige kritisch-

combinatorische Bemerkungen hinzu und lenkte dadurch nicht selten das Gespräch in neue Bahnen.

Auch Mitglieder unseres Herrscherhauses haben die gastliche Tafel zu Dreilinden geschmückt; es wurde dann äußerlich nichts geändert; denn ceremonielle Rücksichten lagen dem Erscheinen so hohen Besuches nicht zu Grunde; um so besser kamen die wahren zum Ausdruck. Selbst der Hohenzollernsproß, der einst Deutschlands Krone zu tragen bestimmt ist, Kaiser Wilhelm's Enkel, zeigte sich freudig bereit, in der Tafelrunde von Dreilinden als primus inter pares seinen Platz einzunehmen; sein seefahrender, von weiter Reise zurückgekehrter Bruder saß auf der andern Seite des prinzlichen Oheims; und ich möchte wohl wissen, welcher Patriot unempfindlich bei einem Anblick geblieben wäre, der gleichzeitig Dank für die Vergangenheit, frohe Hoffnung für die Zukunft erweckte.

Ich habe hier erzählt, was ich selbst gesehen und erlebt habe. Aber meine Stimme ist eine vereinzelte; und es leben noch andere, gewichtigere Zeugen, die besser reden könnten, und, wie ich hoffe, es auch thun werden. Allgemein bekannt und gewürdigt ist ja nur, was Prinz Friedrich Karl als Heerführer leistete; seine Verdienste um die Ausbildung der Armee, als commandirender General des III. Armeecorps, als Militärschriftsteller, sind bereits nur innerhalb der Armee selbst verstanden worden; sein inneres Wesen aber hat sich nur Wenigen erschlossen und ist deshalb fast ein Geheimniß geblieben. Daß es so war, lag eben in dem Charakter des Prinzen begründet. Er gehörte zu denjenigen Naturen, die eine verhängnißvolle Freude daran haben, die edlen Seiten hinter schroffem Auftreten zu verbergen; welche im Bewußtsein ihres Werthes und ihrer Thaten fremdes Urtheil entbehren zu können glauben und in Wirklichkeit doch davon afficirt werden; denn solchen Naturen gegenüber verhält sich das Urtheil gern ablehnend, zuweilen feindlich, und hallt dann in ihnen als Ungerechtigkeit wieder, welche Trotz fordert und Verbitterung hinterläßt. Es ist ein tragischer Evolutionsproceß, dem mancher Edle zum Opfer fiel. Derartige Charaktere können nur ganz begriffen werden, wenn Ehrerbietung, Hand in Hand mit Treue und Dankbarkeit, dem Verständniß den Weg bahnt. Aus meiner Gesinnung habe ich das Recht, aus meinen Erlebnissen die Möglichkeit entnommen, über den Prinzen Friedrich Karl zu sprechen. Ein banaler Panegyrikus würde sich hier am allerwenigsten geziemt haben. Aber man muß wohl unterscheiden zwischen den Schlagschatten, die von außen her auf eine Statue fallen, und den Schatten, durch welche die Statue selbst sich ihr Relief gibt.

Ein starker Wille und ein weiches Gemüth bildeten die Angelpunkte in dem Charakter des Prinzen. Diesen Willen an großen Thaten zu erproben, war ihm ebenso sehr Bedürfniß, wie sein Gemüth in den Strahlen wechselseitiger Sympathie zu sonnen. Alles was er that, das that er mit Energie; was auch immer sein Ziel sein mochte — Kleines oder Großes —: das zähe Festhalten an dem Entschlusse, bis zur Durchführung, blieb immer dasselbe. Seiner Antipathien Herr zu werden, ward ihm schwer; aber wie leicht wogen diese im Vergleiche mit der Treue, die er übte. Wen er seiner Freundschaft oder seines Schutzes werth erkannt hatte, den konnte nichts aus seinem Herzen reißen. Sein rascher Geist forderte schnelles Verständniß, und wenn er dieses nicht fand, so verbarg er seinen Unmuth nicht immer; er hielt letzteren für berechtigt; ihn zu verbergen erschien

ihm deshalb nahezu wie ein Unrecht. Für sein Handeln und Denken war stets das aut — aut maßgebend. „Triumph oder Untergang, aber kein Compromiß!" das wäre das Feldgeschrei des Prinzen in dem Kampfe des irdischen Daseins gewesen, wenn nicht ein zweifaches Pflichtgefühl, des preußischen Soldaten und des preußischen Prinzen, diesen Ruf unterdrückt hätte, wo es galt, einem höheren Willen Folge zu leisten. Aus diesem Pflichtgefühl zog er aber auch alle Consequenzen; er faßte den königlichen Dienst so auf, daß die Sache der Person übergeordnet sei; daher seine rücksichtslose Gerechtigkeit gegen die Person, daher die vielverbreitete Vorstellung, daß dieser Mann mit dem reinen weichen Herzen unnahbar schroff und unerbittlich hart sei. Manche militärische Carrière hat der Prinz mit ruhiger Hand gebrochen, sobald die schlagfertige Tüchtigkeit der Armee ihm ein solches Opfer abforderte; dieselbe Hand, welche in stiller Heimlichkeit bedrängten Officiersfamilien, den Wittwen und Waisen alter Soldaten so reichlich gab! Denn der Wohlthätigkeitssinn des Prinzen übersprang nur zu gern die Grenzen, welche schließlich auch einem fürstlichen Haushalte gezogen sind; hier waren sie sogar enger gezogen, als gemeinhin bekannt ist, und erst 1883 trat eine Wandlung zum Besseren ein. Zu allen Zeiten aber stand des Prinzen Bereitwilligkeit zu helfen im Bunde mit der Scheu, daß die Welt um seine Wohlthaten wisse.

In reicher Fülle hatte die Vorsehung dem Prinzen ihre Gaben verliehen; nicht allein dadurch, daß sie ihn auf eine Höhe stellte, wo nur Wenige wandeln, sondern auch dadurch, daß sie eine Summe herrlicher Kräfte in ihn legte. Aber seine Tugenden waren so gewählt, daß sie ihrem Träger oft Leiden bereiteten; und wie zwei klare Flüssigkeiten zuweilen Trübung erzeugen, wenn man sie mischt, so wurde auch sein Inneres zuweilen verdüstert, wenn die Energie angeborener Wünsche und freudig genährter Hoffnungen mit der Energie des Pflichtgefühls in Conflict trat. Er empfand die Wirkungen um so schmerzlicher, je tiefer, je zarter besaitet sein Gemüth war.

Er hatte nicht umsonst die vier Phasen des menschlichen Lebens gekostet; von allen war ihm etwas geblieben: vom Kinde der Gerechtigkeitssinn, der kein Compromiß kennt, vom Jüngling die trotzige Gesinnung, vom Manne die Thatkraft und die Fähigkeit im Ausharren, vom Greise die Weisheit; und „so mischten sich die Element' in ihm, daß die Natur aufstehen konnt' und sagen: Dies war ein Mann".

Und dennoch geht ein wehmüthiger Zug durch den Lebensabend dieses Helden!

Als ich ihn wenige Tage vor seinem Tode sah, als er mir in alter Huld die Hand drückte und Nachtigal's Tod beklagte, da ahnte keiner von uns, daß wir nun für immer von einander Abschied nähmen. Aber unvorbereitet ist er nicht aus dieser Welt geschieden, und das letzte Telegramm, das er einem Freunde sandte, lautete: „Bedenke, Mensch, daß Du von Staub und Asche bist, und wieder Staub und Asche werden sollst!"

Er hat Liebe gesäet, und wenn er sie bei Lebzeiten nicht nach ganzem Umfange geerntet hat, so mag wenigstens ein Samenkorn davon in diesen Zeilen aufgehen.

Taine's Darstellung der französischen Revolution[1]).

Von

Lady Blennerhassett.

Bereits zweimal hat diese Zeitschrift dem Verfasser der Entstehungsgeschichte des gegenwärtigen Frankreich die Anerkennung vorzüglicher Kritik gezollt, welche die Namen von Karl Hillebrand und Heinrich von Sybel verbürgen. Der erste der beiden Historiker hat sich im Juliheft 1877 mit dem 1875 erschienenen einleitenden Band über das vorrevolutionäre Frankreich beschäftigt. Dann, nach dem Erscheinen des ersten Theils der Revolutionsgeschichte, kam Herr von Sybel im Octoberheft der „Deutschen Rundschau" 1879 auf das Werk, soweit es damals gediehen war, zurück.

Seit dem Decennium, das indessen ins Land gegangen ist, hat sich Manches in Bezug auf diese Arbeiten verändert. Der deutsche Geschichtschreiber Frankreichs, der es kannte, verstand und ihm gerecht zu werden suchte, wie wenig Ausländer vor ihm, ist abberufen worden, bevor er sein Werk vollenden konnte oder das von Taine vollendet sah. Als er den ersten Band desselben hier besprach, glaubte er das Ganze auf etwa drei Bände berechnet, wovon der letzte bis auf die Gegenwart geführt hätte. Diese Voraussetzung hat sich nicht erfüllt. Meist fern von der Hauptstadt, an den ernsten, träumerisch-schönen Ufern eines savoyischen Bergsees, am Fuß des tausendjährigen Schlosses Menthon, hat Taine die Einsamkeit und Ruhe gesucht und gefunden, die es ihm ermöglichten, 1880 in einem dritten Band die Geschichte der Legislative und des Convents bis zum 31. Mai 1793, und nun, im kürzlich erschienenen vierten Band, die der revolutionären Regierung zu vollenden. Aber, statt in der Gegenwart, steht sein Markstein am 18. Brümaire 1799: der zweite Theil der Aufgabe, die er sich

---

[1]) Taine, „Les Origines de la France contemporaine." La Révolution: Tome II: Le Conquête Jacobine; Tome III: Le Gouvernement révolutionnaire. Paris, Hachette et Co. 1881 et 1885.

„Die Entstehung des modernen Frankreich." Von H. Taine. Autorisirte deutsche Bearbeitung von L. Katscher. Zweiter Band: Das revolutionäre Frankreich. Zweite Abtheilung. Dritte Abtheilung. Leipzig, Ambr. Abel. 1882 und 1885.

gesetzt hat, ist abgeschlossen, die Geschichte einer zehnjährigen Zerstörung zu Ende geführt. Es fehlt der dritte Theil, der den Wiederaufbau schildern soll[1]). Von jener Abendstimmung, dem melancholischen Scheidegruß an das vollendete Werk, dem Gibbon in einer Sommermondnacht auf der Terrasse seines Gartens zu Lausanne unsterblichen Ausdruck verlieh und für den, wie so manche Andere, ein Landsmann von Taine, Graf Montalembert, Worte von ergreifender Wahrheit gefunden hat[2]), ist er selbst noch weit entfernt: nach wie vor beherrscht er das unter seinen Händen anschwellende Material mit derselben geistigen Frische und zielbewußten Energie, die seiner eben so klaren als in mancher Beziehung einseitigen Theorie zur Seite geht. In seiner fortschreitenden Entwicklung weist das Buch mit einigen Mängeln die bekannten Vorzüge auf. Großartig entworfen und geistreich durchgeführt, in manchen Partieen von glänzender Beredsamkeit und geradezu unerschöpflichem Reichthum in Behandlung der sprachlichen Technik, ermüdet es zuweilen durch die schon von der Ueberfülle des Materials und der erdrückenden Menge von Belegstellen bedingte Wiederholung des Grundthemas, das, wie in einem großen Tonwerk, in gegebenen Zwischenräumen und jedes Mal mit verstärkter Instrumentation wiederkehrt.

Was Herr von Sybel noch im ersten Band von Taine's Revolutionsgeschichte vermißte, eine nicht minder eingehende Erörterung der Lage, der Interessen und Begierden der städtischen wie der ländlichen Bevölkerung[3]), das hat der Verfasser wenigstens nachträglich in den Schilderungen des Proletariates der Städte, der Hauptstadt insbesondere, der Lage des Bürgers, des Kaufmanns, des kleinen Mannes im ganzen Land gegeben. Die vorliegenden zwei Bände durchzieht die Beweisführung darüber, wie es kam, daß die Bewegung, die mit der Agrarfrage begann, sich unter der Herrschaft der jakobinischen Doctrin zur socialen Frage, und zwar in der damals allein möglichen Form des Staatssocialismus zuspitzte, bis sie vornehmlich mit am passiven Widerstand derselben Classe scheiterte, deren Besitzrecht sie 1789 gegründet hatte[4]). Zu diesem Zweck, und um für sich und seine Leser die nöthigen Anhaltspunkte zu gewinnen, führt ihn Taine von der Provinz in die Hauptstadt, von den Clubs zu den Armeen, von der parlamentarischen Tribüne auf die Straße und in alle Schlupfwinkel der populären Agitation. Auf die Rathschläge der Höfe, die Depeschen der Gesandten, die historischen Memoiren und Correspondenzen, die officiellen Actenstücke der Minister, Intendanten, Delegirten, Officiere, Commissäre, Administratoren, folgt die Prüfung der Proceßacten, das Verhör der Opfer, das Zeugniß ihrer Mörder. Dann kommen die Meinungsäußerungen der unbetheiligten Fremden, die unmittelbaren Eindrücke der Leute aus dem Volke, hier eines Gärtners, dort eines Bauern oder kleinen Handelsmannes, an die Reihe, Persönlichkeiten, die man befragen

---

[1]) Vergleiche Taine: „Les Origines de la France contemporaine", Préfaces I, S. IV—VIII. und II, S. I.

[2]) S. Montalembert: „Les Moines d'Occident", letzter Band, Schlußwort.

[3]) S. Heinrich von Sybel: „Der alte Staat und die Revolution in Frankreich". Deutsche Rundschau, VI. Jahrgang, Heft I, October 1879, S. 46.

[4]) S. Taine: „Origines etc. La Révolution," III, 512–516.

muß, um zu erfahren, was sie zu sagen haben, und deren Urtheile und Beobachtungen für Taine in dem Maße an Werth gewinnen, als er sie durch Stand, Beruf, Mangel an Zeit und an Bildung vor der Versuchung, in Stilübungen zu verfallen, bewahrt weiß und mit Montesquieu zu sagen bereit ist: „J'aime les paysans: ils ne sont pas assez savants pour raisonner de travers[1])."

Ohne Zweifel stellt diese Art von historischer Proceßführung, bei welcher nicht nur einzelne Persönlichkeiten, sondern ein Volk in allen seinen Schichten auf der Zeugenbank erscheint, große Anforderungen, auch an den Leser. Auf die künstlerisch klare, vollendete, alle Spur archivalischen Staubes verwischende Darstellung, auf das Kunstwerk nach Art der Leistungen von Montesquieu oder Tocqueville muß er verzichten. Dennoch verhält sich Taine gerade zu diesen beiden Meistern wie ein ebenbürtiger Commentator, und folgende Stelle aus der Vorrede zum „Geist der Gesetze" könnte ebenso gut seinem eigenen Werk zur Einleitung dienen: „Zuerst habe ich die Menschen kennen gelernt, und bin zur Einsicht gekommen, daß sie, inmitten der unendlichen Mannigfaltigkeit von Sitten und Gesetzen, nicht ausschließlich durch ihre Laune bestimmt worden seien. Ich habe die Principien festgesetzt, worauf die einzelnen Fälle sich ihnen wie naturgemäß unterordneten, die Geschichte der verschiedenen Nationen als Folge derselben erschien und jedes einzelne Gesetz sich auf ein anderes bezog, oder von einem dritten, allgemeinern abgeleitet werden konnte[2])."

I.

Wie oft, wenn in unsern Tagen von Geschichtschreibung die Rede ist, hört man betonen, die höchste Vollendung bestehe nicht etwa in gewissenhafter Erforschung und Abwägung der Thatsachen, im Verzicht auf das Vorurtheil, im strengen Dienst der Wahrheit, die ihre Resultate aus den Ereignissen gewinnt, statt fertige Schlüsse durch sie bestätigen zu lassen, sondern vielmehr darin, daß der Historiker sich in eine empfindungslose Denkmaschine verwandle, Menschen und Dinge wie ein aus ganz andern Regionen herbeigekommener, unbetheiligter Zuschauer an sich vorüberziehen lasse, ohne für und wider sie zu entscheiden oder seine persönliche Meinung zu verrathen.

Bis jetzt ist diese Methode nur bei Compilationen angewendet worden. Die Meisterarbeit eines großen Geschichtswerks hat sie noch zu liefern. Diejenigen aber, welchen sie als das anzustrebende Ideal vorschwebt, werden wohl daran thun, Taine ungelesen zu lassen, denn er würde sie enttäuschen. Wie er selbst erzählt, ist er ausgezogen, um die Wahrheit über die Revolution zu suchen, und Niemand hat mehr Mühe aufgewendet, Niemand dem Leser das Beweismaterial vollständiger an die Hand geliefert, das ihn zur Ueberzeugung geführt hat, diese Wahrheit auch wirklich gefunden zu haben. Das Problem hingegen, eine gute

[1]) S. Louis Vian: „Montesquieu".

[2]) S. Taine über Montesquieu: „Origines etc. L'ancien Régime" I, 234, 278 und die beste Auseinandersetzung seiner eigenen Methode in der Vorrede zu seiner „Histoire de la Littérature anglaise" I, XXII und ff.

[3]) S. Taine: „Origines etc. L'ancien Régime. Préface I—V.

Spanne zugemessener Lebensfrist und seine beste Kraft an eine Aufgabe zu setzen, ohne den ganzen Menschen, sein Denken nicht nur, sondern auch sein Empfinden dabei zu betheiligen, hat der Verfasser des Buches „Von der Intelligenz" so wenig als ein Anderer zu lösen vermocht. Weder die exacte, wissenschaftliche Analyse des so zu sagen nur zufällig zum Historiker gewordenen Philosophen, noch das künstlerische Verständniß, mit welchem der Philosoph es den Thatsachen anheimstellt, sein System zu vermitteln, und seine Zeugen reden läßt, statt selbst das Wort zu ergreifen, vermögen darüber zu täuschen, daß der Mensch mit empfunden hat, was der Historiker schildert, und daß mehr als einmal die Sonde des experimentirenden Forschers in der Hand des Patrioten gezittert hat. Wer noch daran zweifelte, den mag der zornige Unwille belehren, mit welchem die gegnerische Kritik seine Vorrede zum letzten Band empfing[1]); die Vorrede, die mit den Worten anhebt:

„In Aegypten sind, nach Clemens von Alexandrien, die Sanctuarien der Tempel mit goldgewirkten Schleiern bedeckt. Aber, wenn man, bis zu denselben vordringend, die Statue sucht, nähert sich mit ernster Miene, einen ägyptischen Hymnus singend, der Priester, und lüftet ein wenig den Schleier, wie um den Gott zu zeigen. Was erblickt man dann? Ein Krokodil, eine Schlange, oder irgend ein ähnliches, giftiges Thier. Der Gott Aegyptens erscheint: es ist ein auf Purpurteppichen sich wälzendes Ungeheuer. — Auch ich habe mir, wie Clemens von Alexandrien, zuerst den Tempel, dann den Gott betrachtet. Betrachten war nicht genug: es galt, die Theologie begreifen, die den Cultus begründete. Sie ist subtil, wie die meisten Theologien, und besteht aus den Dogmen, die man die Principien von 1789 nennt. Damals wurden sie verkündet, aber schon vorher hatte sie Jean Jacques Rousseau formulirt. Volkssouveränetät, Menschenrechte, Socialcontract, man kennt sie. Einmal angenommen, haben sich ihre praktischen Consequenzen von selbst entwickelt. Nach Verlauf von drei Jahren führten sie das Krokodil ins Heiligthum, unter den Schutz des goldenen Schleiers, auf den purpurnen Teppich. Die zermalmende Kraft seiner Zähne und die Verdauungsfähigkeit seines Magens haben es dazu vorausbestimmt. Gerade weil es ein Ungeheuer ist und Menschen verschlingt, ward es zum Gott .... Ein solcher Cultus ist ungemein belehrend, wenigstens für den Historiker, für die reinen Gelehrten; wenn er noch Gläubige zählt, so liegt es mir fern, sie bekehren zu wollen. In Sachen des Glaubens muß man niemals mit Frommen discutiren. ... Ich schreibe für die Anhänger der moralischen Zoologie, für die Naturalisten des Geistes, für die Forscher nach Wahrheit, nach Texten und Beweisen, für sie allein, und nicht für das Publicum, dessen Stellung zur Revolution gewählt, dessen Meinung festgesetzt ist. Diese Meinung hat sich zwischen 1825 und 1830, nach dem Verschwinden oder dem Tod der Augenzeugen gebildet. Einmal ihrer entledigt, konnte man dem guten Publicum beweisen, daß die Krokodile Philanthropen waren, daß mehrere derselben Genie besaßen, daß sie nur Schuldige fraßen, und daß, wenn sie manchmal zu viel verschlangen, es von ungefähr, gegen ihre Absicht, oder aus Hingebung, aus Aufopferung ihrer selbst für die Gesammtheit geschehen ist[2])."

Damit ist in orientalischer Verkleidung bestätigt, was der ganzen Beweisführung von Taine zu Grunde liegt: das leitende Motiv aller Variationen der revolutionären Doctrin ist die Theorie von Rousseau, sein Socialcontract der Text, zu welchem das Frankreich von 1789 den Commentar geliefert. Entweder hat Taine sein ganzes Massenaufgebot von Documenten und Citaten, von Belegen und Zahlen umsonst erbracht, und es hat sich eben doch irgendwo ein

[1]) Selbst Monod, der die großen Verdienste von Taine anerkennend hervorhebt, nennt diese Vorrede „excessiv und exclusiv", und die geeignetste Waffe in den Händen der Gegner. S. Revue historique, Janvier—Février 1885.

[2]) Taine: „Origines etc. La Révolution", III, Préface.

Rechnungsfehler eingeschlichen, oder seine Beweisführung muß mit diesem Resultat übereinstimmen, wie mit der Rechnung die Probe. Es gibt nur eine Wahrheit, aber sie wird um so evidenter, als die Wege, die zu ihr führen, verschieden sind. Joseph de Maistre und Taine gehen von zwei entgegengesetzten Polen aus. Der Letztere hat kein Glaubensbekenntniß und verwirft alle fertigen Doctrinen. Will er die Ereignisse in ihrem inneren Zusammenhang begreifen oder die Symbole durchdringen, so wendet er sich vor Allem an die Individuen, anatomisirt ihr geistiges Sein, macht sich zu ihrem Zeitgenossen, forscht nach den allgemeinen Bedingungen der Race, der Umgebung, des Momentes, die auf sie eingewirkt haben, und aus welchen sie sich mit derselben mathematischen Sicherheit, wie physische Phänomene aus Naturgesetzen, ableiten lassen. De Maistre dagegen tritt im Namen einer abgeschlossenen Theorie an die Thatsachen heran und begegnet dem demokratischen Gleichheitsdogma mit dem auf Grundlage der monarchischen Gewalt begründeten Autoritätsbegriff. Die unerschütterlich feststehenden Prämissen, von welchen er ausgeht, lassen ihn die einzelnen Ereignisse relativ gleichgültig betrachten. Wo sie scheinbar seinen Voraussetzungen widersprechen, kann dieser Widerspruch nur vorübergehend sein. Wer der Zukunft sicher ist, darf der Zustimmung des Augenblicks, den wir Gegenwart nennen, entbehren. Unmittelbar nach Thermidor, in den „Betrachtungen über die Revolution", bezeichnet er sie „als den höchsten Grad menschlicher Corruption, weil sie das Böse ohne jede Beimischung des Guten sei." [1]) Aber zwölf Jahre später, nach Marengo, nach Austerlitz, nach Jena, als er arm und heimathslos, von den Seinen getrennt, den Kelch königlichen Undanks bis auf die Hefe leerend [2]), sich darauf vorbereitet, aus der Welt zu gehen, ohne sein jüngstes Kind gesehen zu haben, wird er nicht anders denken: „Der Sturm, von dem die Enkel gleichgültig sagen werden, er habe nur zwanzig Jahre gedauert", mag ihn mitnehmen wie ein welkes Blatt: er wirkt im Dienst ewiger Gesetze, denn „es giebt keinen Zufall in der Welt, und selbst in untergeordnetem Sinne gibt es keine Unordnung, insofern als die Unordnung auch wieder durch die gebietende Hand geleitet ist, die sie der Regel unterwirft und dem Ziel mitzuzustreben zwingt". Eine Weltanschauung, wie die von de Maistre, die auf dem Fundamentalsatz beruht, daß, soll das Bestehende nicht, wie es verdient, zu Grunde gehen, der Unschuldige mit und für den Schuldigen leiden müsse, und dies so lange es Menschen geben wird, dieses ebenso ermüdende als trostlose Schauspiel mit anzusehen [3]), eine solche Weltanschauung wird niemals von politischen Institutionen die Begründung menschlichen Glückes erwarten. Denn dafür, daß die irdische Ordnung verkehrt und von ihren ursprünglichen Zielen abgewendet wurde, macht sie nicht die äußeren Bedingungen unseres Daseins, sondern die innern Beweggründe unseres Handelns verantwortlich. Die Declaration der Rechte setzt ihre Verletzung, die Vervielfältigung der

---

[1]) S. J. de Maistre: „Considérations sur la Révolution française". 2. Édition. Bâle et Londres, S. 69—70.

[2]) S. Albert Blanc: „Correspondance diplomatique du Comte J. de Maistre".

[3]) S. J. de Maistre: „Considérations" p. 53.

Gesetze, den gesteigerten Angriff der Mächte der Zerstörung voraus[1]). Die letzte Ursache alles Uebels in der Welt ist die Sünde, und daher der schlimmste aller Sophismen der von der ursprünglichen Güte der menschlichen Natur. Die absolute Theorie gelangt zu demselben Resultat wie die experimentale Methode: der Richterspruch der einen und das Ergebniß der andern stimmen dahin überein, daß der von Rousseau aufgestellte Begriff vom Menschen falsch sei. Nach de Maistre ist eine Constitution die Lösung des Problems: „für die gegebenen Verhältnisse von Bevölkerung, Sitte, Religion, geographischer Lage, politischen Beziehungen, Reichthum, guten und schlechten Eigenschaften einer bestimmten Nation die entsprechende Gesetzgebung zu finden“ [2]).

Die Stelle, „die französische Revolution habe die Menschen gelenkt, nicht sie sei von ihnen gelenkt worden“, und jene andere: „Der Begriff ‚Mensch‘ existirt nicht. Ich kenne Franzosen, Italiener, Russen, aber ich kenne den Menschen nicht . . . . Eine Constitution, die für alle Nationen gemacht ist, paßt für keine. Sie ist eine pure Abstraction, ein scholastisches Product, um den Geist zu Gunsten einer bloßen Hypothese in Bewegung zu setzen“ [3]), sind 1795 und von de Maistre niedergeschrieben worden. Man muß sich daran erinnern, um sie nicht bei Taine nachzuschlagen.

Wieder von einem andern Gesichtspunkte aus ist Edmund Burke, und zwar früher noch als J. de Maistre, zum gleichen Resultat gelangt.

Als Moralist zwar stimmt Burke vollkommen mit ihm dahin überein, daß die Revolution schon deßwegen scheitern mußte, weil sie alle Principien aufgab und alle ethischen Grundlagen vernichtete, ohne welche weder ein staatliches Gemeinwesen noch eine civilisirte Gesellschaft auf die Dauer bestehen können. Als Politiker aber ist er durch die ganze Summe staatsmännischer Erfahrung und angelsächsischen Unabhängigkeitssinns von ihm geschieden, die der Bürger des freiesten und politisch reifsten Gemeinwesens vor dem in engen Verhältnissen sich bewegenden savoyischen Edelmann voraus hat. Für diesen ist die Revolution vor Allem ein Verbrechen gegen die Souveränetät, für Burke ist sie ein Attentat gegen die Freiheit. Seine Stellung zu den französischen Ereignissen bestimmte seine Vergangenheit, und sein Freiheitsideal stand um so höher, als es sich auf dem sicheren Grunde einer durchaus praktischen Lebensweisheit erhob. Im großen Streit zwischen den amerikanischen Colonien und dem Mutterlande hatte er sich nicht davon beeinflussen lassen, daß der Wortlaut des Gesetzes zu Gunsten der englischen Minister sprach, weil ein höheres Recht gegen sie entschied, und Niemand besser wußte als er, welche geringe Rolle historische oder philosophische Erörterungen bei politischen Fragen spielen[4]). Er wollte sie nach den Regeln der Klugheit, „nicht nach jenen der Metaphysik getroffen wissen, um nicht Dinge in Anregung zu bringen, die niemals berührt werden können, ohne die Grund-

[1]) S. Joseph de Maistre: „Considérations sur la Révolution française“, Londres et Bâle, 1797, p. 95.

[2]) Ebendaselbst S. 103.

[3]) Ebendaselbst S. 6 und 102.

[4]) S. Burke: „Correspondence“, II, 118.

festen auch der besten Regierungen zu erschüttern, die jemals von menschlicher Weisheit ersonnen worden sind". Eines Volksrechtes, der Steuerbewilligung, wegen war es, daß der ebenso von ihr gefeierte als mißverstandene spätere Abgott der conservativen Partei die Einheit der angelsächsischen Race preisgab. Ganz dieselben Beweggründe, die ihn in innern und äußern Fragen während dreißig Jahre mit an die Spitze der englischen Reformbewegung stellten, machten ihn zum Gegner der französischen Revolution. In Bezug auf diese unsterbliche Controverse sind die Irrthümer, die er im Laufe derselben nicht vermieden hat, von ganz untergeordneter Bedeutung. Daß er den Clerus überschätzt, den Adel zu nachsichtig beurtheilt, die Emigration eines vernünftigen Programms für fähig gehalten hat, ändert nichts an der Thatsache, daß er zuerst und am vollständigsten erkannte, wie die französische Nationalversammlung kraft der sie leitenden Theorien nicht zu Reform und Freiheit, sondern zur Tyrannei gelangen mußte. Der Vorwurf, als habe er das alte System zu günstig beurtheilt oder die Nothwendigkeit seiner Reform verkannt, ist nicht nur feierlich von ihm abgelehnt worden, er steht auch im Widerspruch mit seinem ganzen Denken. Hundert Jahre zuvor, und er hätte es sich zur Aufgabe gemacht, Menschenrechte und religiöse Toleranz gegen den Despotismus Ludwig's XIV. zu vertheidigen[1]). Jetzt aber sah er früher als alle Andern, daß es „sich im Frankreich Ludwig's XVI. nicht mehr um die Mißstände der Monarchie, sondern um ihre Existenz, nicht mehr um Durchführung der Reform, sondern um Systematisirung der Anarchie handelte. Aus dieser Ueberzeugung ergab sich ihm alles Uebrige von selbst. Wie hätte er, der seinem Begriff von politischer Moral mit unbarmherziger Consequenz die geborne Herrschernatur eines Warren Hastings opferte, nachsichtig für alle die kleinen Copien von Rousseau sein sollen, die weder Charakter, noch Einsicht, noch Bürgertugend besaßen, und deren oberflächliche Phrasen ihm nur das Eine bewiesen, daß es ihnen gelingen werde, Frankreich logisch zu Grunde zu richten. Er wartete bis Anfang 1790: dann beschloß er, sein Vaterland um jeden Preis vor einem ähnlichen Experiment zu bewahren.

Kämpfe wie der, den jetzt Burke begann, kosten die theuersten Güter des Lebens, liebgewordene Beziehungen, die alten Freunde und Waffengefährten; sie vereinsamen, sie trennen, und schon deswegen besänftigen sie nicht. Schonende Mäßigung ist nicht Sache derer, die sich todesverachtend in die Bresche stürzen. Wo vom Verfasser des „Socialcontracts" die Rede ist, steigert sich die Polemik Burke's zur zornigen Invective. Die Antipathie gegen die Menschen ist nicht geringer als der Abscheu vor den frevelhaften Doctrinen der Philosophen, und bei den „Confessions", dieser „Ethik der Eitelkeit", angelangt, löst sich sein empörtes Gefühl in Verachtung auf[2]).

Diesen zwei großen Antagonisten schließt sich, bewundernd oder verdammend, eine nahezu unabsehbare Reihe von Zeugnissen für diesen, die zweite Hälfte des

---

[1]) S. Burke: „Complete Works", I: „Speech on the Army Estimates", 377, und „Reflections on the Revolution of France", 428.

[2]) S. Burke: „Complete Works": „Letter to a Member of the National Assembly". 482—483.

XVIII. Jahrhunderts so gut wie ausschließlich beherrschenden Einfluß an. „Ohne Rousseau", sagte Napoleon zu Stanislaus Girardin, „hätte Frankreich keine Revolution erlebt". Er fügte auch hinzu, daß er es nicht beklage: „Car j'y ai attrapé le trône[1])". Goethe nennt den „Emile" das „Naturevangelium der Erziehung". Johannes von Müller, der Historiker, schreibt 1780 aus Genf: „Es ist erstaunlich, wie wenige Sachen und wie viele Worte jetzt die Köpfe füllen. Es ist gemeines Uebel und aus Frankreich gebürtig. Ueberhaupt herrscht jetzt Rousseau's Manier und nicht Montesquieu's. Jener erstaunt ob Allem, dieser erklärt Alles. Zu Jenem wird ein lebhafter Geist, zu diesem große Gelehrsamkeit erfordert, weswegen Jener die größere Schule hat. Dieser aber wird bleiben, wenn die Spannung, in der ewig zu leben unmöglich ist, endlich erschlafft . . . . Das ist das Unglück, daß der von Montesquieu betretene Weg der Erfahrung für den der Phantasie und Speculation verlassen wurde, auf dem Rousseau voranleuchtete, oder auf welchen er verleitete[2])." „Die Herrschaft von Voltaire ist zu Ende," schrieb der Genfer Dümont, ein Vertrauter von Mirabeau, an seinen Freund Romilly nach England: „Rousseau steigt in eben dem Maße, in welchem der Andere sinkt. Die Nachwelt wird sich darüber wundern, daß man sie jemals als Rivalen betrachten konnte." Das Gleiche berichtet Oelsner, der deutsche Bearbeiter und Freund des Abbé Sieyès, 1791 einem deutschen Correspondenten: „Jean-Jacques Rousseau ist, wie Sie wissen werden, eine Bildsäule als Verfasser des Socialcontracts, und seiner Wittwe eine Pension von 1200 Livres decretirt worden. Die Anbeter dieses Heiligen werden am ersten schönen Frühlingstage nach Ermenonville wallfahrten. Voltaire's Jünger schreien gegen beides Abgötterei, seufzen, daß man ihren Propheten vergißt, und wahrhaftig, der letztere Theil ihrer Reclamation ist begründet[3])". Um dieselbe Zeit gab Mercier ein Buch über „Jean Jacques Rousseau, als einen der Urheber der Revolution betrachtet", heraus. Seine erste eigentliche Apologie stammt aus der Feder von Barère, dem Anakreon der Guillotine, der 1789 seine Landsleute für berufen erklärte „die Geschichte von vorn anzufangen". Als der „Emile" und der „Socialcontract" 1762 erschienen, schrieb Bachaumont, Rousseau spreche nur laut aus, was Alle im Herzen trügen[4]). „Oh mein Freund, Sie sind groß," schreibt 1763 der Pastor Moulton aus Genf dem unter Friedrich's Scepter geflüchteten Jean Jacques: „aber ich bin groß genug, um die Hoheit Ihrer Seele zu fühlen . . . ." Und nachdem er das „Glaubensbekenntniß des savoyischen Vicars" gelesen, fügt er hinzu: „Wenn ich nicht geglaubt hätte, bevor ich es las, so würde ich jetzt glauben[5])". Drei Jahre nach der Schreckensherrschaft, wenige Monate nach Gründung der cisalpinischen Republik durch Bonaparte, richtete der damalige Bischof von Imola und spätere Papst Pius VII., Cardinal Barnabas

[1]) Madame de Staël: „Considérations sur la Révolution française." Édition 1838. IV. partie chap. XVI.

[2]) S. J. v. Müller: „Sämmtliche Werke" S. 31.

[3]) S. K. E. Oelsner: „Briefe aus Paris, an Justizrath von Halem" S. 36. Dasselbe sagt Hume. S. Burton: „Life of Hume", II, 299.

[4]) S. Bachaumont: „Mémoires", I, 137.

[5]) S. Berthoud: „Rousseau au Val de Travers" S. 109, 145, 147.

Chiaramonte, die oft erwähnte Homelie vom Weihnachtsfest 1797 an seine Diöcesanen, in welcher er dem Gleichheitsbegriff eine christliche Auslegung gab, Stellen aus dem „Emile" anführte und den neuen Bürgern der Cisalpina empfahl, den demokratischen Tugenden die verklärende Weihe religiöser Pflichterfüllung zu geben. „Un sermon de Jacobin", pflegte Napoleon zu sagen, wenn er von diesem, von der Hand eines künftigen Papstes unterzeichnetem Documente sprach[1]). Diesem Einfluß der Ideen von Rousseau unterzog sich beinahe keines der Werke des letzten Drittels des XVIII. Jahrhunderts. Geßner verwerthet sie in Idyllen; in Schiller's Räubern lodern sie zur hellen Flamme empor; Herder widmete ihnen seine erste Dichtung; Mably und Saint-Just steigern sie zur Caricatur; durch Bernhardin de Saint-Pierre, literarisch den größten von Rousseau's Jüngern, wird er in die moderne Zeit hinüber geleitet, wo Chateaubriand und Frau von Staël, La Mennais, George Sand und Proudhon von ihm ausgehen, kaum ein hervorragendes Talent der französischen Literatur sich ihm ganz entzieht, und eine berühmte Schar von Schriftstellern aller europäischen Länder noch heute die Worte mit unterschreiben könnte, die Zacharias Werner 1809 „nach einem Vater Unser zu Gott(!) und dem heiligen Rousseau und kurzem, thränenvollem Gebet" in den Felsen von La Meilleraie eingezeichnet zu haben sich rühmte: „Joanni Jacobo Magistro, Zacharias discipulus[2])".

Die Erklärung für diese, die Geister wie mit einem Zauberbann umstrickende Macht liegt weder im Genius des Mannes, noch im Werth seiner Persönlichkeit, noch in der Originalität seiner Gedanken, noch in der Güte seiner Doctrin. Denn in jedem einzelnen dieser Punkte ist er übertroffen worden, und sittlichen Adel hat er nicht gekannt. Für die verwegensten seiner Behauptungen hatte er Präcedentien, und Vorgänger für die hinreißendsten seiner Declamationen. Die Doctrin, aus welcher er das Princip der Volkssouveränetät entwickelte, war hundert Jahre früher im „Leviathan" und im Buch „de Cive" zu Gunsten unbeschränkter Fürstengewalt verwerthet worden. Auch die Rechtsphilosophie von Ch. Wolff läßt Eigenthum und Staatsgewalt aus einem Vertrag hervorgehen. Selbst das Thema des Briefes über den Selbstmord und der erste Entwurf zum „Glaubensbekenntniß des savoyischen Vicars" sind in heute längst vergessenen Schriften, u. a. in einem Roman des Verfassers von „Manon Lescaut", in „Cleveland" nachgewiesen worden[3]). Montaigne, Locke und Richardson haben theils anregend, theils zum Widerspruch herausfordernd auf ihn gewirkt. Eine Schrift des Benedictiners Dom Cazot handelte bei seinen Lebzeiten „von den Plagiaten des Herrn Rousseau aus Genf über Erziehung[4])". Taine, die großen wissenschaftlichen Bahnbrecher des XVIII. Jahrhunderts aufzählend, nennt Rousseau von Allen am wenigsten unterrichtet[5]). Die Wahrheit aber sprach Grimm,

[1]) S. d'Haussonville: „L'Église romaine et le premier Empire" I, 485, 401, und Gourgaud et Montholon: „Mémoires pour servir à l'histoire de France sous Napoléon". VI, 42.

[2]) S. Dr. Schütz: Z. Werner's Biographie und Charakteristik. Bd. I., 79.

[3]) Brunetière: „Études sur le XVIII. Siècle: Prévost." Revue des Deux-Mondes, Février 1885. p. 835.

[4]) Brockerhoff: „Jean-Jacques Rousseau, sein Leben und seine Werke", III, 48 und 155.

[5]) Taine: „Origines etc. L'ancien Régime", p. 226.

indem er fragte, „wem denn Rousseau seinen Stil, seine Beredsamkeit, sein Colorit entwendet habe?“ Und das eben entschied seinen Einfluß über die Nation, welche die Kunst der Rede, die mustergültige Ausdrucksweise so hoch entwickelt hat, daß noch kürzlich von ihr geurtheilt wurde „die eigentliche Versuchung der Franzosen sei die ästhetische“ [1]). Nicht was man sagt, sondern die Art und Weise, wie man es sagt, gibt bei ihnen den Ausschlag. Ihre Begabung für die Poesie ist bestritten worden. Dafür beherrschen sie die Prosa mit jenem wunderbaren Stilgefühl, das nichts Unklares duldet, den Geschmack bis in seine feinsten Unterscheidungen ausbildet, aber freilich auch lieber den Gedanken opfert und die Wahrheit verletzt, als eine rhetorische Wendung darüber zu verlieren oder einen Satz zu verderben, und sich niemals durch den Inhalt für die Form entschädigt hält. Nicht durch Regeln allein, sondern in steter, lebendiger Berührung und unter der Controle einer geistig raffinirten, verwöhnten, während langer Zeit fast ausschließlich mit Reden und Redenhören beschäftigten Gesellschaft entstand die Sprache, die weder die tiefsten ihrer Denker noch die gelehrtesten ihrer Forscher der Verpflichtung überhob, gute Schriftsteller zu sein, wenn sie gelesen werden wollten. Der Höhepunkt dieser Literatur während der Monarchie war der classische Stil im Dienst des classischen Geistes. Taine hat gezeigt, wie seine übermäßige Verfeinerung das Talent in so enge Formen einzwängte, daß die Mustergültigkeit in Monotonie verfiel und in den vergoldeten Räumen, in welchen die Literatur und der Schriftsteller sich bewegten, die ursprüngliche Kraft und Frische der Volkssprache wie ein schädlicher Luftzug abgesperrt wurde, die zu künstliche Systematik die Originalität verbannte und das außerhalb des bevorzugten Kreises pulsirende Leben entweder gar nicht beachtet oder nach vorbestimmten Typen classificirt wurde. Aus diesen Elementen bildete sich die Literatur, die auf der Kanzel, auf der Bühne, im Heldengedicht, in den Akademien, und bis im intimsten Verkehr des Privatlebens die nationale Religion und die nationale Monarchie in Meisterwerken verherrlichte, als plötzlich die Scene wechselte. Unter dem Impuls der englischen Philosophie und als Folge bisher nicht geahnter Fortschritte und Entdeckungen, vornehmlich auf naturwissenschaftlichem Gebiet, veränderte sich die ganze Auffassung von der Welt und dem Menschen. Einzelne eilten ihrem Jahrhundert so weit voraus, daß in den wichtigsten Punkten Buffon sich schon mit Darwin, wie Condillac mit der heutigen Psychologie berührt [2]). Die damals gegebenen Anregungen eröffneten der Forschung ganz neue Gebiete, und es schien während einer Zeit, als ob das Werk des XVIII. Jahrhunderts ein vornehmlich wissenschaftliches sein sollte. So aber kam es nicht. Den Schlußfolgerungen, die durch geduldige Forschung festzustellen die Aufgabe von Generationen gewesen wäre, eilte die Literatur voraus und gab sie als die Resultate, nicht der Kritik, sondern der Leidenschaft. Dieselben Ideen, die in England, von dem sie ausgegangen waren, eine bloße Entwicklungsphase blieben, die mit den gesunden, widerstandsfähigen Verhältnissen in Kirche und Staat, im geistigen und politischen Leben zu rechnen hatten, bemächtigten sich in Frankreich aller denkenden Köpfe, aller

[1]) Amiel: „Fragments d'un Journal intime“, II, 32.

[2]) Taine: „Origines etc. L'ancien Régime“, 225, 228, 232, Note, und 237.

Talente, und nach wenigen Jahren war die tonangebende Gesellschaft vollständig revolutionirt. Das Ersticken des religiösen Lebens in der Kirche, das Scheitern der Reformen im Staat, die Noth der landwirthschaftlichen Zustände, das „Emporblühen des bürgerlichen Tiers", die gezwungene Unthätigkeit der lediglich auf die Kritik des Bestehenden angewiesenen höheren Stände, die der Nation angeborene und anerzogene Vorliebe für Abstractionen und Systeme, die ungeheure Macht der Literatur auf die Gesellschaft und der rhetorischen Declamation auf die Gemüther trugen jetzt ihre Früchte. Die alte Weisheit stand verlassen, verbraucht oder entweiht, die nationale Vergangenheit war vergessen, die Tradition verachtet. Damit war der Erfahrung das Urtheil gesprochen und die Geschichte bei Seite geschafft. Die Abneigung gegen alles Historische ist denn auch der charakteristische Zug dieser ganzen Schule, von Condillac, Helvetius und Rousseau bis zu Condorcet, Sieyès und Destütt de Tracy, und mit alleiniger Ausnahme von Montesquieu, dem der Vorwurf servilen Festhaltens an der Geschichte nicht erspart blieb[1]) und dessen Einfluß neben der Herrschaft von Voltaire verschwindet. Als der geistreichste und vielseitigste von Allen, dem gelehrtesten ebenbürtig, als Schriftsteller unerschöpflich und an Reichthum unübertroffen, dabei ein vollendeter Weltmann und einer der klügsten, witzigsten Köpfe, die jemals die Welt zum Gegenstande ihres Spottes gemacht haben, führte Voltaire während fünfzig Jahre den Reigen im Kampf nicht nur gegen Aberglauben und Vorurtheil, Tyrannei und Intoleranz, sondern auch gegen Religion und Sitte, gegen Gesetz und Autorität, zu Gunsten einer optimistisch-humanitären Gesinnung, die sich in den Worten aussprach: „Es möge Alles gut oder schlimm sein; sorgen wir, daß Alles besser werde." Sein blinder Fanatismus gegen das Christenthum war nicht der Weg dazu und strafte seine Toleranzdoctrin Lüge. Aber gerade dadurch, und nicht durch seine deistische Weltanschauung, berührte er sich mit den Sympathien der Zeit. Als 1770 d'Holbach's „System der Natur" erschien, reagirte Voltaire, aber zu spät, gegen die Geister, die er gerufen hatte. Dieses Werk, welches jede religiöse Regung als geistige Verirrung betrachtet, war nur das vollständigste einer langen Reihe ähnlicher Producte. Helvetius hatte 1758 das materialistische Credo formulirt, welches keine anderen Grundlagen der Sittlichkeit als den Schmerz und die Lust bestehen läßt und mit der Befriedigung der Leidenschaften auch die Hinwegräumung aller ihnen im Wege stehenden Hindernisse vorschreibt. Seine eigentliche Bedeutung für die revolutionäre Theorie liegt in der Behauptung, daß der Geist bei allen Menschen gleich entwicklungsfähig, und nur die Gesellschaft an der geistigen Ungleichheit der Menschen schuld sei[2]). Indem er die Selbstsucht als einzige Triebfeder menschlichen Handelns darstellte, fand es sich, daß Helvetius das populäre Buch der guten Gesellschaft geschrieben und wie die Marquise Dudeffand meinte, „das Geheimniß Aller ausgeplaudert hatte". Von Locke ausgehend, gelangte selbst die Metaphysik von Condillac praktisch zu keinen andern Resultaten. Nicht nur unsere Ideen, sondern auch unsere Fähigkeiten sind das Ergebniß unserer Sensation.

---

[1]) S. Taine: „Origines etc. L'ancien Régime", 264, 306, Note, 303, Note.
[2]) S. Helvetius: „De l'Esprit."

Eine Seele ist nicht anders als wie ein mathematisches Problem construirt. Die Natur ist der letzte Grund von Allem. Sie hat uns gut gemacht und will uns glücklich. Sind wir es nicht, so liegt die Schuld nicht an uns, sondern an den religiösen, politischen und socialen Institutionen, die den natürlichen Menschen verdorben haben, um ihn ausbeuten zu können[1]).

Damit war die Theorie des Umsturzes gegeben; aber es fehlte doch noch etwas, um ihr über den engen Kreis hinaus, in dem sie sich ausgebildet hatte, zum Sieg zu verhelfen. Dieses Etwas hatte auch Voltaire nicht. Er machte für sie europäische Propaganda, er untergrub die Ehrfurcht, zog jede ernste Ueberzeugung ins Lächerliche und revolutionirte damit die Gebildeten. Es kam auch der Tag, wo Paris ihn unter Lorbeeren erstickte. Aber, wie richtig bemerkt worden ist, hätte die Revolution den Schloßherrn von Ferney dennoch aufs Schaffot geschickt. Seine Weltanschauung war eine aristokratische; für das Volk als solches hatte er wenig Sympathie, und eigentlich populär ist er niemals gewesen. Sein gesunder Menschenverstand glaubte an kein Millennium der Vernunft, und das der d'Holbach und Diderot reizte ihn nicht. Zudem sind Satyren nicht das Mittel, um die Massen zu gewinnen. Sie empfinden instinctiv, wie das Feuerwerk brillanten Spottes mit auf ihre Kosten abgebrannt wird, und daß „so geistreich Alles sein mag, der Welt doch nichts damit gedient ist und sich nichts darauf gründen läßt[2])". Ueberzeugen lassen sie sich nur dann, wenn sie im Innersten ergriffen sind, und wer sie begeistern will, muß es im Namen eines Glaubens thun. Beides geschah durch Rousseau.

In religiöser Beziehung, und mit den materialistischen Doctrinen verglichen, war die seinige eine Reaction; auf politischem Gebiet stellte sie den noch vagen und unbestimmten Anschauungen darüber, wie der ersehnte Umsturz zu vollziehen sei, einen Angriffsplan zur Verfügung, dessen Vollständigkeit von keinem andern revolutionären Programm übertroffen worden ist.

Mehr noch als durch die Argumente, die den Glücklichen der Welt vorläufig nur „eine Rechtfertigung der Verirrungen des Herzens", ihren zahllosen Enterbten aber die Aussicht boten, endlich ihren Platz an der reichbesetzten Tafel zu gewinnen, da sie bisher für andere gedeckt hatten, wirkte Rousseau durch die Form, in die er sie kleidete. Um zu untergraben, was dieser gebaut hatte, entwand er dem scheinbar von ihm verachteten classischen Geiste seine besten Waffen. Er blieb klar, systematisch, logisch construirend wie dieser; aber er fügte Gaben hinzu, die er allein besaß. Aus den Wirrsalen der Speculation kehrte er zurück ins Innerste der Seelen und schuf die Beredsamkeit, die das Volk überzeugte, die Jugend gewann und die Frauen begeisterte. Mochte immerhin der Scharfblick einzelner nüchtern Gebliebener der Zukunft vorangreifend erkennen, daß seine Natürlichkeit die eines Kranken, seine Moral die Fälschung des Gewissens, seine Organisation der Gesellschaft die Construirung der Anarchie sei: die Gegenwart fühlte, daß die Leidenschaft, mit welcher er seine Lehren verkündete, echt war, und gerade der Leidenschaft hatte sie zu lange entbehrt. Er aber besaß

[1]) S. Taine: „Origines etc. L'ancien Régime." 264, 285—288, 308, 336.
[2]) S. Goethe über Voltaire bei Eckermann, I, 226.

sie, geschmückt mit allen Verführungen des Talents, das zum ersten Mal wieder Augen für die Natur, und für die Sprache des Gefühls die träumerische Romantik und den Ausdruck des Pathetischen gefunden hatte.

Seine erste Kriegserklärung galt denn auch der Uebermacht und Ueberschätzung des Verstandes: „Der Mensch, der denkt, ist ein verkommenes Thier ..... kommt in die Wälder und werdet Menschen[1])." Den Appell an die Natur, das, was im „Emile" das Wiederaufsteigen zu ihr genannt wird, die Theorie von der „ursprünglichen Güte" des Menschen und von seiner Depravirung durch die Gesellschaft beutet Rousseau zu Gunsten der spiritualistischen Ideen aus[2]). Er blickt ins eigene Herz, und nach dem Typus, den er in sich zu finden glaubt, reconstruirt er das Urbild des Menschen, der denkt, empfindet, erkennt, das Gute will und sich für das Große und Schöne entflammt. Es ist wieder von einer unsterblichen Seele die Rede, vom freien Willen, vom Gewissen, diesem göttlichen Instinct, der den Menschen Gott ähnlich und fähig macht, durch die Sympathie selbst auf Kosten des eigenen Glückes für das der Anderen sich zu opfern. Nach dem, was vorangegangen war, fühlte man mit solchen Zugeständnissen wieder festen Boden unter den Füßen: ein rettendes Pflichtgebot scheint mit dem Gottesbewußtsein wiederzukehren. Aber man täusche sich nicht: das Wesen der Religiosität von Rousseau besteht eben darin, daß sie nicht verpflichtet. Seine Sittenlehre ist der Appell an die Leidenschaft. Ihr fließen Recht und Unrecht in kaum mehr zu entwirrenden Sophismen in einander; sie glaubt sich gut, weil sie gerührt ist. Von ihrem Ideal, l'homme sensible, gilt Goethe's Ausspruch, „wenn die Deutschen dreißig Jahre lang das Wort Gemüth nicht mehr gebrauchten, würde nach und nach Gemüth sich wieder erzeugen[3])." Denn auch Rousseau's Moral verwechselt ihre Empfindungen mit ihren Handlungen und weiß nichts vom Grundprincip aller Religionen, vom Bewußtsein der Schuld und der Nothwendigkeit innerer Wiedergeburt. „Es ist nicht viel Gutes im Menschen," sagte der sterbende Kant: „Homo homini non Deus, sed diabolus. Es prüfe ein Jeder sein Gewissen[4])." — „Ich weiß nicht, wie das Leben eines Bösewichts beschaffen ist," schreibt J. de Maistre; „denn ich bin nie einer gewesen; das aber weiß ich, daß das Leben eines ehrlichen Mannes schon schlimm genug ist." Es ist dasselbe Geständniß, das der größte der Tragiker auf unsterbliche Lippen gelegt hat: „Auch ich bin leidlich tugendhaft, dennoch könnt' ich mich solcher Dinge anklagen, daß es besser wäre, meine Mutter hätte mich nicht geboren." Dagegen erklärt Rousseau, er werde mit der Ueberzeugung aus dem Leben scheiden, daß von Allen, die er gekannt habe, keiner besser war als er[5]). „Sie haben mir meiner Schriften wegen Ihre Achtung zugewandt," schrieb er einer Frau: „wie viel höher würden Sie mich schätzen, wenn mein Leben Ihnen bekannt wäre, wenn Sie mir gar ins Herz blicken könnten. Es

[1]) S. J. J. Rousseau: „Le Rétablissement des sciences et des arts a-t-il contribué à épurer ou à corrompre les mœurs", und „Discours sur l'Inégalité".

[2]) J. J. Rousseau: „Lettre à M. de Beaumont". „Emile" und „Rousseau, juge de Jean-Jacques," 3ème Dialogue.

[3]) Goethe bei Eckermann, III, 123.

[4]) S. Hasse: „Letzte Aeußerungen Kant's an einen Tischgenossen". Königsberg 1804.

[5]) S. Taine: „Origines etc. L'ancien Régime", Noten zu S. 290.

hat niemals ein besseres, zärtlicheres, gerechteres gegeben .... Mein Unglück ist nur die Folge meiner Tugenden[1])." — „Wer sich nicht für mich begeistert," schrieb er einer andern Frau, „der ist meiner nicht werth." Im Brief an den Erzbischof von Paris nennt er sich „den Anwalt der Sache Gottes". An einer andern Stelle erklärt er, daß die Menschheit ihm Altäre schulde[2]). Er beschreibt sich als Einen, der Niemanden von Allen gleiche, die ihn gekannt, und der von sich zu glauben wage, daß kein Lebender ihm ähnlich sei, um mit der vermessenen Herausforderung zu schließen: „Wenn Jemand, vor Gottes Thron hintretend, sich besser glaubt als mich, so möge er mich verdammen[3])."

Ganz auf denselben Voraussetzungen wie die Selbstapotheose von Rousseau beruht sein politisches System. Sein Ausgangspunkt ist auch hier der natürliche Mensch, wie er aus den Händen der Gottheit hervorgegangen ist: frei, glücklich und tugendhaft. Das Böse ist nur von Außen an ihn herangedrungen, Civilisation und Gesellschaft sind es, die ihn corrumpirt haben. Ihre gepriesensten Güter, Wissenschaft und Kunst, sind ein bloßer Zeitverlust, eine verführerische Huldigung für Schmarotzer und Parasiten. Die einzig verdienstliche Arbeit ist die Handarbeit, zur Befriedigung der nothwendigsten Bedürfnisse. Luxus, Eleganz, Schauspiele, Akademien, Philosophie und Literatur sind ein nutzloser Verbrauch der Kräfte, die ein Jeder von uns der Pflichterfüllung nach dem Gebot seines innersten Empfindens zu weihen hat. Wie der eigentliche Typus des Menschen der natürliche, so ist auch jener Theil der Gesellschaft der beste und gesündeste, welcher dem Naturzustand noch am nächsten steht, und das ist das Volk, in welchem die menschliche Vernunft sich am unverdorbensten erhalten hat und die ursprüngliche Gleichheit Aller noch annähernd besteht. Jeder Versuch, es ohne seine Einwilligung zu Gesetz und Gehorsam zu verpflichten, ist ein unbefugter, verbrecherischer Eingriff in seine Rechte, eine Usurpation der Herrschenden und Besitzenden, die an jenem Tag begann, wo der Erste, der ein Stück Land umzäunte und zu sagen wagte, es gehöre sein, Leute fand, die einfältig genug waren, es zu glauben: „denn die Früchte gehören Allen und die Erde gehört Keinem." So entstand das politische Gemeinwesen, kraft dessen der Reiche den Armen, der Starke den Schwachen ausbeutet, „ein Kind einem Greis, ein Schwachkopf gescheidten Leuten gebietet, eine kleine Minorität in Ueberfluß schwelgt, während die große Menge darbt, ein Zustand, der auf keinem andern als auf dem Recht des Stärkern beruht. Und zwar schon deshalb, weil Sklaven rechtlos sind und nicht einmal eine Einwilligung zu geben haben. Wenn es gelingt, diesen Stärkern zu überwältigen, so ist es um die alte Ordnung geschehen, und die neue, die des Socialcontracts beginnt. Sein Fundamentalsatz ist die Lehre von der unveräußerlichen Souveränetät des Volkes, die Verkündigung des freien unbeschränkten Willens Aller als einzigen Quells der Autorität. Woraus folgerichtig die Doctrin, nicht etwa der Gleichheit Aller vor dem Gesetz, sondern der Verpflichtung und Berechtigung Aller zur Theilnahme an der Regierung entspringt, deren einzige

[1]) Rousseau an Mme de la Tour Francqueville, bei Sainte-Beuve „Causeries du Lundi", II, 78.

[2]) S. Brockerhoff: „J. J. Rousseau, sein Leben und seine Werke", III, 736.

[3]) J. J. Rousseau: „Confessions".

Rechtsquelle der stets widerrufliche, nach Gutdünken veränderliche Wille der Gesammtheit ist. Dieser Wille kann nicht, wie die früheren Theorien es annehmen, veräußert, er kann auch nicht vertreten werden, weshalb es, streng genommen, keine repräsentative Regierung gibt, weil die Abgeordneten eines Volkes nicht seine Repräsentanten, sondern nur seine Beauftragten sind, und ohne seine Zustimmung nichts entscheiden können. Denn die Unterscheidung zwischen Staat und Gesellschaft, zwischen bürgerlichen und politischen Rechten macht Rousseau nicht. Das Volk ist der Staat, sein Wille bleibt souverän, er ist an keine bestimmte Regierungsform gebunden und kann zu keinem Gesetz verpflichtet werden, in das er nicht gewilligt hat. Wozu noch kommt, daß er heute verwerfen kann, was er gestern guthieß, und daß es thöricht wäre, dem Willen Fesseln für die Zukunft aufzuerlegen. Sobald der Versuch gemacht wird, Gesetze vorzuschreiben, welche der Sanction des Volkes entbehren, hat dieses nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, sich diesem tyrannischen Versuch durch Gewalt zu widersetzen, und das so oft, als das Bestehende, auch wenn es sein eigenes Werk war, sich mit seinem Willen in Widerspruch befindet[1]). Daß als erste Bedingung demokratischer Selbstregierung ein ganz engbegrenztes Gemeinwesen vorausgesetzt war, verkannte Rousseau so wenig, daß er bestimmt erklärt, die reine Demokratie werde nie existiren und habe nie existirt, selbst nicht in Athen oder in Sparta[2]). Den Beweis dafür aber, wie es möglich sein werde, auf dem stets beweglichen, anscheinend ganz haltlosen Sande des Socialcontracts dennoch zu einer durchführbaren Regierungsform zu gelangen, blieb Rousseau nicht schuldig. Die Volkssouveränität bleibt dadurch gewahrt, daß jeder Einzelne auf alle ihm zustehenden Rechte und Güter zu Gunsten des Ganzen, also der in seinem Auftrag handelnden Staatsgewalt, verzichtet[3]). In Folge dieses Verzichts verwandelt sich das persönliche Eigenthum in bloßen Nutzgenuß, der das freie Bestimmungsrecht über dasselbe, besonders die letztwillige Verfügung, ausschließt[4]). Die Erziehung der Kinder wird Sache des Staats. Freie Corporationen und Gesellschaften haben, wie überhaupt alle individuelle Initiative, zu bestehen aufgehört, und die Feststellung des religiösen Bekenntnisses ist gleichfalls Sache des Staates; denn wenn er auch keine Dogmen predigt, so duldet er keinen rivalisirenden Einfluß neben oder gar über dem seinigen, und schreibt die allgemeinen Sätze vor, ohne welche Niemand ein guter Bürger sein kann. Wer sie verwirft, muß aus dem Gemeinwesen verbannt werden, und „wer, nachdem er sie einmal angenommen hat, sich so verhält, als glaube er sie nicht, wird mit dem Tode bestraft, denn er hat das größte Verbrechen begangen: er hat dem Gesetz gelogen."

Wenn, nach einer ihrer bekanntesten Definitionen[5]), das Wesen der Freiheit darin besteht, daß ein Jeder sein eigenes Wohl so lange fördern kann, als er keinen Versuch macht, das des Andern zu schädigen, so ist es nach den Lehren

[1]) S. J. J. Rousseau: „Contrat social", Livre III, Chap. IV, und „Sur le Gouvernement de la Pologne".

[2]) S. J. J. Rousseau: „Discours sur l'Inégalité", „Contrat social", besonders livre I, Chap. I und VII. Livre III, Chap. IX, XIII, XVIII. Livre IV, Chap. I und III.

[3]) S. J. J. Rousseau: „Contrat social", L. I, Chap. VI und IX.

[4]) S. J. J. Rousseau: „Discours sur l'Économie politique", 308.

[5]) John Stuart Mill in seinem Buch „Ueber die Freiheit".

des „Socialcontracts“ um die berechtigte Unabhängigkeit der Individuen, um das Recht der Minoritäten und somit auch um die Freiheit selbst geschehen. Es herrscht der Despotismus im Namen der Gleichheit, und der Wahlspruch der Revolution ist ein Widerspruch, an dessen Lösung sie scheitern mußte.

Das trat zuerst an der Art und Weise zu Tag, wie Montesquieu mißverstanden wurde. Seine Theorie war der letzte Versuch einer Reform des Bestehenden, und zwar dadurch, daß er den Staat wieder zum Vertreter aller gesellschaftlichen Interessen erheben wollte. Auch er erkannte den Hauptgrund des Uebels in der Vereinigung zu großer Gewalt in der Hand eines Einzigen, wollte sie aber nicht an sich vermindert, sondern durch Vertheilung an die verschiedenen ausübenden Organe, der richterlichen, gesetzgebenden und vollziehenden Gewalt ins Gleichgewicht gebracht wissen und das despotische Königthum zur constitutionellen Monarchie umgestalten. Es war natürlich, daß seine Blicke sich dabei auf England richteten, wo das Wesen der politischen Freiheit am weitesten ausgebildet und die Regierungsform in voller Thätigkeit war, die er für die beste aller bestehenden hielt[1]). Daran aber, sie den Franzosen zur Nachahmung zu empfehlen, konnte er um so weniger denken, als er sie besser kannte. Es galt ihm nicht nur als ihr charakteristisches Merkmal, sondern auch als ihr unvergleichlicher Vorzug, daß sie als historisch Gewordenes der natürlichen Entwicklung und allen Existenzbedingungen des Landes und Volkes entsprach, dessen physischer Natur, Vergangenheit und sittlichen Eigenschaften sie ihr Entstehen verdankt. Der Schwerpunkt der ganzen Theorie von Montesquieu lag darin, daß die Gesetze das Ergebniß der Sitten sind, daß eine Nation Antecedentien hat und sich ebenso wenig von ihrer Vergangenheit lossagen kann, als sie ihre Natur zu ändern vermag; daß es daher unmöglich ist, die Verfassung wie einen Baum zu verpflanzen oder wie eine Waare zu importiren. Er entwarf kein fertiges System für die Zukunft, aber er deutete an, auf welchen Grundlagen es sich erheben mußte, wenn es dauern sollte.

Der dritte Stand war in der Gesellschaft emporgekommen und mußte folglich auch zu politischen Rechten gelangen. Dieser unvermeidlich gewordene Eintritt der Demokratie ins öffentliche Leben zog das Aufhören der Privilegien der beiden andern Stände, nicht aber ihrer Rechte oder gar ihrer Existenz nach sich. Adel und Clerus hörten nicht plötzlich auf zu sein, weil eine neue gesellschaftliche Schichte sich künftig mit ihnen an der wiederherzustellenden nationalen Vertretung zu betheiligen hatte. Erst wenn die bisher Privilegirten dem dritten Stand diese Berechtigung verweigerten, oder wenn der letztere, sich nicht mit der Theilnahme begnügend, die Herrschaft beanspruchte, trat die Revolution an die Stelle der Reform, und in diesem Sinne lag 1789 die Wahl zwischen Rousseau und Montesquieu.

Wer diese Zeit kennt, weiß, daß die Entscheidung nicht mehr bei den französischen Ständen lag, sondern längst vor ihrem Zusammentritt getroffen war.

---

[1]) Montesquieu: „Esprit des Lois“, Livre XI, Chap. VI.

(Schluß des Artikels im nächsten Heft.)

Schicksale der Homerischen Poesie.

Von

Professor Dr. **L. Friedländer** in Königsberg.

Kein poetisches Werk hat die Weltliteratur aufzuweisen, das von allen Culturvölkern so einstimmig zu ihrem werthvollsten Besitz gerechnet wird, als die Homerischen Gedichte; keines, das so wie sie „das Kind anhöret mit Lust und die Alten mit Andacht"; keines, das so wie sie den von Bildung ganz unberührten Geist entzückt und fortreißt, während zugleich die höchste und reichste Bildung die Bewunderung für sie in demselben Maße steigert, wie sie ihr volles Verständniß erschließt. „Wenn man nur gelebt hätte," sprach Schiller einmal, „um den dreiundzwanzigsten Gesang der Ilias zu lesen, so könnte man sich über sein Dasein nicht beschweren[1])." „Ein Vers Homer's," schrieb W. v. Humboldt an Goethe, „ist ein Ton aus einem Lande, das wir Alle als ein besseres und doch uns nicht fernes anerkennen; jeder ergreift zugleich und in einem Gefühl mit Götterehrfurcht und mit Heimathsehnsucht!"[2]) Und in einem Briefe an Welcker sagt er: „In jeder ernsthaftesten und heitersten, glücklichsten und wehmüthigsten Katastrophe des Lebens, ja im Momente des Todes würden einige Verse des Homer, und ich möchte sagen, wenn sie aus dem Schiffskatalog wären, mir mehr das Gefühl des Ueberschwankens der Menschheit in die Gottheit (was doch die Summe alles menschlichen Fühlens und irdischen Treibens ist) geben, als irgend etwas von einem andern Volk." „Ich beendete heute die Ilias," schreibt Macaulay 1851 an seine Nichte Margarethe; „niemals bewunderte ich den alten Burschen so sehr, und niemals wurde ich durch ihn so tief gerührt. — Welches Vorzugs erfreut sich ein Genius wie der seine! Ich konnte mich nicht losreißen. Ich las heute die letzten fünf Bücher während eines Spazierganges hinter einander, und war zuletzt gezwungen, in einen Seitenweg einzubiegen, damit andere Spaziergänger mich nicht über Phantasiegebilde weinen sehen möchten, über Schöpfungen eines Balladenmachers, der vor 2700 Jahren gestorben ist. Was ist dagegen die Macht und der Ruhm Cäsar's und Alexander's?

---

[1]) L. v. Wolzogen, Leben Schiller's. 5. Aufl. S. 379.

[2]) Goethe's Briefwechsel mit den Gebrüdern v. Humboldt, S. 217.

Denke, was es sagen wollte, wenn Einer die Sicherheit hätte, daß die Bewohner von Monomotapa über seine Schriften anno Domini 4551 weinen würden[1])."

Das Verhältniß der gebildeten Welt zu Homer ist jedoch keineswegs immer dasselbe gewesen wie heute, sondern hat im Laufe der Jahrhunderte die stärksten Wandlungen, ja Umgestaltungen erfahren. Uebrigens stößt aber auch heute die unbedingte enthusiastische Bewunderung, die sich in den angeführten Aeußerungen ausspricht, vielfach auf den entschiedensten Widerspruch.

Dem griechischen Alterthum war Homer nicht bloß eine ehrwürdige Gestalt, sondern auch eine heilige. Er war ihm nicht bloß der größte Dichter, sondern auch der weiseste der Menschen, der Lehrer alles Schönen und Guten, und daher auch seine Werke die Grundlage aller Erziehung und höheren Bildung. Und dies bleiben sie während des ganzen Alterthums bis an die fernsten Grenzen der griechischen Welt. Die am Dniepr, unweit der Mündung gelegene Griechenstadt Olbia lag, in Folge wiederholter Einnahmen und Zerstörungen durch die Geten gegen Ende des ersten Jahrhunderts n. Chr. großentheils in Trümmern; die Sprache der Bewohner war hier, mitten im Barbarenlande, kein reines Griechisch mehr, doch fast Alle wußten die „Ilias" auswendig. In Smyrna, dessen Anspruch, der Geburtsort Homer's zu sein, weit und breit Anerkennung fand, hatte der Dichter einen Tempel, und hier und anderwärts schlug man Münzen mit seinem Bilde. Auf einem antiken Marmorrelief thront er am Fuße des Helikon wie ein irdischer Jupiter, zu beiden Seiten knieen „Ilias" und „Odyssee", hinter ihm stehen Zeit und Welt, die einen Kranz auf sein Haupt setzen; in langem Zuge nahen ihm huldigend und opfernd Sage, Geschichte, Poesie, Tragödie, Komödie, Natur, Tugend, Erinnerung, Glaube und Weisheit.

Auf die Römer ging mit den übrigen Traditionen griechischer Bildung auch die Verehrung Homer's als des größten Dichters über. Das erste lateinische Buch war eine sehr rohe und ungelenke Uebersetzung der Odyssee, die ein aus dem 272 v. Chr. eroberten Tarent als Sklave nach Rom gekommener Grieche, Andronicus, seinen dortigen Schülern beim Unterricht in die Hand gab. Der beste römische Kunstrichter der spätern Zeit, Quintilian, erkennt an, daß selbst Virgil „der göttlichen und unsterblichen Natur Homer's" nachstehe.

War nun aber auch die Bewunderung des Alterthums für Homer im Großen und Ganzen eine so gut wie uneingeschränkte, so gab es doch zwei wesentlich verschiedene Auffassungen seiner Dichtungen. Nur eine Minderheit scheint in ihnen künstlerische Schöpfungen erkannt zu haben, die um ihrer selbst willen da waren. Die Ansicht der Mehrheit war wohl, der Zweck der Poesie sei, das Nützliche neben dem Angenehmen, neben der Ergötzung auch Belehrung zu bieten, und diesen Zweck könne der größte Dichter am wenigsten außer Augen gelassen haben. Diesen Eindruck empfing auch Horaz, als er einst in Palestrina Homer wieder las. Besser und eindringlicher als sämmtliche Moralphilosophen lehre Homer, was gut und böse, was Tugend und Laster sei; zeigt doch Alles, „was innerhalb der Mauern Troja's, sowie außerhalb gesündigt wird", aufs klarste, wohin leidenschaftliche Verblendung führt; Ulysses dagegen, der sich dem

[1]) Trevelyan, Life and letters of Lord Macaulay, Tauchn. ed. Vol. 3, p. 249.

Becher der Circe, dem Gesange der Sirenen zu entziehen weiß, was Tugend und Weisheit vermag. Alle philosophischen Schulen beriefen sich auf Homer, jede suchte zu beweisen, daß ihre Welt- und Lebensanschauung die seine gewesen sei. Aber man begnügte sich nicht, ihn zum Lehrer der Moral zu machen: auch im Besitz des gesammten Wissens aller spätern Zeiten, namentlich des astronomischen und geographischen, sollte er schon gewesen sein. Alles dies wurde mit Hilfe künstlicher, besonders allegorischer Deutungen nachgewiesen. Zu den letztern hatte man schon früh gegriffen, um den heiligen Sänger von dem Vorwurf zu befreien, daß er die Gottheit herabgewürdigt habe, indem er den Göttern menschliche Schwächen und Leidenschaften andichtete: unter den bei ihm auftretenden Göttern seien Erscheinungen der moralischen oder der physischen Welt, elementare Vorgänge u. s. w. zu verstehen. Diese Auffassung, die sich auch in die neuern und neuesten Zeiten fortgepflanzt hat, ist in allen Perioden des Alterthums in weiten Kreisen die herrschende gewesen. Mit der Vorstellung von Homer's universalem Wissen hing übrigens auch das Streben zusammen, in den Irrfahrten des Odysseus seine Kenntniß ferner Länder und Meere nachzuweisen, während sie in der That ebenso wenig auf der Karte zu verfolgen sind, als die Reisen des Sindbad. Doch obwohl schon vor mehr als zweitausend Jahren der größte Homerkritiker des Alterthums, Aristarch, und der Begründer der wissenschaftlichen Geographie, Eratosthenes, die richtige Ansicht nachdrücklich vertreten haben, werden noch heute die Lotophagen, Cyclopen, Sirenen, Circe u. s. w. theils wie im Alterthum in Italien, Sicilien und den dortigen Meeren gesucht und gefunden, theils an der Nordküste Afrika's, theils an den Ufern des schwarzen Meeres. Nach Matranga kann die Lästrygonenstadt nur Terracina sein, nach Ernst von Bär nur Balaklava. Der Eingang in die Unterwelt ist in der Meerenge von Kertsch, doch auch an der Südspitze des Peloponnes gefunden; die Insel der Kalypso (von Gladstone) in Island, doch auch auf einer der Fortunaten (Gomera) erkannt worden, u. s. w.

Nach dem Untergang der antiken Welt und ihrer Cultur erhielt sich im Byzantinischen Reich mit der griechischen Sprache das Studium der Homerischen Gedichte, die auch jetzt fort und fort zu Unterrichtszwecken dienten. Von Schulmeistern und Gelehrten wurden sie Wort für Wort grammatisch analysirt, zum leichtern Verständniß in Prosa umgeschrieben und mit ungeheuren Commentaren ausgestattet, die nichts unerklärt und unerörtert, keine irgend aufzuwerfende Frage unbeantwortet ließen. Während man sich so im Osten gleichsam an dem Leichnam der Homerischen Poesie abarbeitete, war im Occident noch ein schwacher Hauch ihres Geistes zu spüren. Man las hier, wo die Kenntniß des Griechischen früh erloschen war, in den Schulen einen im ersten Jahrhundert n. Chr. verfaßten Auszug aus der Ilias in (etwa 1000) eleganten lateinischen Hexametern, und Homer galt daher für einen lateinischen Dichter. Doch hauptsächlich schöpfte das Mittelalter seine Kenntniß des Trojanischen Krieges aus zwei, angeblich von Mitstreitern, also Augenzeugen verfaßten Berichten, den Büchern des Phrygiers Dares und des Kreters Dictys, zwei Producten der spätrömischen Schwindelliteratur. Dictys, der zu der Schar des Kreterfürsten Idomeneus gehört haben sollte, hatte angeblich seine während des Krieges mit phönikischer

Schrift auf Lindenbretter geschriebenen Tagebücher mit ins Grab genommen. Doch unter Nero hatte dasselbe bei einem Erdbeben sich geöffnet, Hirten hatten die Schrift ihrem Herrn gebracht, dieser sie an den Statthalter, der Statthalter an den Kaiser Nero gesendet, welcher sie ins Lateinische übersetzen ließ. Eine nicht minder authentische Kriegsgeschichte glaubte man von dem Phrygier Dares zu besitzen, der auf Trojanischer Seite gefochten hatte. Der lateinische Bearbeiter des Tagebuchs des Dares will dasselbe in Athen gefunden haben. Dieser Bericht, sagt er, sei dem des Homer weit vorzuziehen, dessen Unglaubwürdigkeit sich schon daraus ergebe, daß er Götter auftreten und mit Menschen kämpfen lasse. Am Schluß theilt er die Summen der beiderseits Gefallenen mit: 676,000 Trojaner und 886,000 Griechen. Die durchaus zu Gunsten der Trojaner gefaßte Darstellung fand um so mehr Anklang, als das ganz unter dem Einflusse des fast kanonisch verehrten Virgil stehende Mittelalter überhaupt für die Trojaner Partei nahm. Aus einer Bearbeitung des Dares von Guido de Columna (1287) entlehnte Boccaccio den Stoff zu seinem Filostrato, der dann wieder indirect die Quelle von Shakespeare's „Troilus und Cressida" wurde. Wie ganz Shakespeare auf Trojanischer Seite steht, ist bekannt. Leiteten doch die Briten (wie andere Nationen) nach dem Beispiel der Römer ihre Abstammung durch eine lange, bis auf die Zeiten Julius Cäsar's herabgeführte Reihe von Königen von dem Trojaner Brutus ab.

Die Kenntniß des Griechischen hatte sich außerhalb des Byzantinischen Reiches nur in Calabrien durch die Klöster der Basilianermönche erhalten. Die dortigen griechischen Schulen überdauerten die griechische Herrschaft; noch unter den Normannen und den Anjou war dort die griechische Sprache nicht ganz ausgestorben[1]). Petrarca versuchte 1342 in Avignon die Sprache bei dem Calabreser Basilianermönch Barlaam zu lernen, doch es gelang ihm nicht, und ein ihm zum Geschenk gesandter griechischer Homer, den er mit Entzücken betrachtete, blieb für ihn ein verschlossener Schatz. Der erste Italiener, der Homer in der Ursprache las, freilich mit sehr unvollkommenem Verständniß, war Boccaccio. Er nahm den Calabreser Leonzio Pilato, einen mürrischen, unsaubern und unmanierlichen Menschen, fast drei Jahre lang als Gast in seinem Hause auf, um sich von ihm die „Ilias" erklären und ins Lateinische übersetzen zu lassen, welches Unternehmen Petrarca mit Geld unterstützte. Pilato, kein Gelehrter, verstand den Homer oft gar nicht und war des Latein nur sehr unvollkommen mächtig; seine höchst stümperhafte Uebersetzung scheint keine weitere Verbreitung gefunden zu haben[2]). Mit der Zeit aber kamen immer mehr gelehrte Griechen nach Italien und pilgerten Italiener nach Byzanz, um, mit Bücherschätzen beladen, heimzukehren; namentlich seit dem Unions-Concil zu Ferrara (seit 1438) wurden die Beziehungen zwischen Italien und Byzanz immer inniger und verbreitete sich die Kenntniß des Griechischen immer mehr. So ward die leidenschaftliche Sehnsucht der Italiener nach der so lange verschlossenen Zauberwelt der hellenischen Poesie endlich befriedigt, und 1488 ging bereits

[1]) Gregorovius, Die histor. Studien im alten Calabrien. Sitzungsber. d. bayerschen Akad. vom 4. December 1875.

[2]) G. Voigt, Wiederbelebung d. class. Alterthums (2. Aufl.) I, 48 ff. 110. ff.

aus einer Florentiner Presse der erste gedruckte Homer (in zwei Foliobänden) hervor.

Doch bis die gebildete Welt zum vollen Verständniß der Homerischen Dichtung gelangte, mußten noch Jahrhunderte vergehn. Der romanische, dem römischen innerlich verwandte, dem griechischen abgeneigte oder gar feindselige Geist behauptete die Herrschaft, und die von diesem Geist inspirirte „Poetik" des Julius Cäsar Scaliger (1561) übte ihren mittelbaren und unmittelbaren Einfluß bis ins achtzehnte Jahrhundert. Ihm ist Virgil der Einzige, Unvergleichliche, der die von dem Genie Homer's geschaffenen rohen Anfänge der Kunst zur höchsten Vollendung geführt hat; der große Grieche verhält sich zu dem göttlichen Römer wie ein einfältiges Weib aus dem niedern Volke zu einer Dame[1]). Nur Einzelne empfanden und urtheilten anders, und dies waren nicht sowohl Gelehrte, als gebildete Laien, Dichter und Künstler. Zu ihnen gehörte im sechzehnten Jahrhundert der poetisch hochbegabte Eoban Hesse, der auf dem Titel seiner bewundernswerthen Uebersetzung der „Ilias" in lateinischen Hexametern (1540) Homer den „weitaus größten Dichter aller Jahrhunderte" nennt und in einer Widmungselegie ausdrücklich über Virgil stellt. Einiges hatte er freilich auszusetzen, wie die derben Streitreden der Helden, die Vergleichung des Ajax mit einem Esel, der Trojaner mit Fliegen[2]). Boileau erzählt, daß er die, welche die Vorlesung des Homer hinriß, nicht unter den Gelehrten aufgefunden habe, sondern unter den ersten Männern Frankreichs, den Condé, den Conti und Türenne. Der Bildhauer Bouchardon († 1762) glaubte beim Lesen der „Ilias" um zwanzig Fuß zu wachsen[3]).

Aber am Ende des 17. Jahrhunderts hatte in Frankreich der Barockgeschmack völlig die Herrschaft gewonnen, und der damals mit Leidenschaft geführte Streit, ob den Alten oder den Neuen in Kunst und Poesie der Vorzug gebühre, führte auch zu heftigen Angriffen gegen Homer. Perrault, Verfasser eines vierbändigen Werks „Parallèle des anciens et des modernes", 1688, maß die Homerischen Gedichte an den Regeln der französischen Poetik und an romanisch-französischen Begriffen. „Wäre," so sagt er, „durch die Gunst des Schicksals dies gewaltige und mächtige Genie in Frankreich im Jahrhundert Ludwig's des Großen zur Welt gekommen, dann würden seine ausgezeichneten Werke nicht durch hundert Fehler entstellt sein, die man nicht ihm, sondern seinem Zeitalter anrechnen muß[4])." Lamotte-Houdard gab in einer zu zwölf Gesängen abgekürzten Uebersetzung eine nach den Anforderungen des damaligen Geschmacks verbesserte „Ilias". Voltaire, der nicht ohne Sinn für das Menschlichwahre und Malerische im Homer war, fand doch in seinem Marmorpalast zu viel unbehauene Steine, und stellte das

[1]) Poetices l. V. c. II. („quantum a plebeja ineptaque muliercula matrona distat").

[2]) Krause, Eob. Hesse. II, 246.

[3]) Justi, Winckelmann I, 144.

[4]) Noch vor zehn Jahren ist die von dem Jesuiten-Pater Rapin im Sinne des damaligen Geschmacks durchgeführte Vergleichung Homer's und Virgil's (comparaison des grands hommes de l'antiquité, 1684) deutsch bearbeitet worden: August Arndt, Homer und Virgil, eine Parallele. Schönwissenschaftliche Studie nach Pater Rapin. 1875.

zweite, vierte und sechste Buch der Aeneide über alle griechischen Dichter und das befreite Jerusalem der „Ilias“ gleich[1]).

In den unter französischem Einfluß stehenden Kreisen Deutschlands urtheilte man natürlich nicht anders, besonders so lange auch hier nur eine kleine Minderheit die Homerischen Gedichte im Original kennen lernte. Kant, der von der großen geistigen Revolution des achtzehnten Jahrhunderts ebenso unberührt blieb wie Friedrich der Große, meinte, daß die Gedichte „Virgil's und Klopstock's ins Edle, die Homer's und Milton's ins Abenteuerliche fallen[2]), und daß die alten Gesänge von Homer bis Ossian, von Orpheus bis zu den Propheten das Glänzende ihres Vortrags bloß dem Mangel an Mitteln, ihre Begriffe auszudrücken, verdanken“[3]). — Am weitesten ging in der Herabsetzung Homer's Thomasius, der leidenschaftliche Hasser der Antike und Fanatiker der nüchternen Verständigkeit. „Ich bin versichert,“ sagt er, „daß, wer Hans Sachsen und Homerum ohne Vorurtheil lesen wird, wird mehr Artigkeit und Judicium in Hans Sachsen als in Homero antreffen. Von Hans Sachsen haben wir doch noch das geistreiche Lied in der Kirche: ‚Warum betrübst Du Dich, mein Herz?‘ Aber Homerus hat solche Schnitzer begangen, daß auch Heraclitus schon zu seiner Zeit sich nicht enthalten können zu sagen: Homerus wäre werth, daß man ihm Maulschellen gäbe[4]).“

Auch dem germanischen Geist gelang es trotz seiner Verwandtschaft mit dem griechischen nur sehr langsam und allmälig in das Wesen der Homerischen Poesie einzudringen. Pope hatte in seiner berühmten Homerübersetzung (1715—1725) den Dichter nach dem ausgebildetern Geschmack seines Zeitalters verfeinern, und (nach seinen eigenen Worten) der Homerischen Erhabenheit zugleich Ovidische Anmuth geben zu müssen geglaubt. Der Erfolg war ein ungeheurer. Gerade weil der alte griechische Patriarch, wie Schlosser sagte, hier als ein nach neuer französischer Mode geputzter Engländer erschien und mit theatralischem Pomp auftrat, klatschte die an Flitter und Schminke gewöhnte feine Welt Beifall. Noch 1769 konnte Robert Wood behaupten, Homer sei, in wie viele Sprachen er auch übersetzt worden, allein in der englischen ein wahrer Dichter geblieben; und Johnson zog Pope's Iliade der Iliade Homer's vor[5]). Doch in Deutschland wurde im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts das volle Verständniß der Homerischen Dichtung gewonnen. Die Ersten, die in offener Opposition gegen den französischen Classicismus und seinen Hauptvertreter, Gottsched, Homer über Virgil stellten, waren die Schweizer Bodmer und Breitinger[6]). Aber die Mauern, mit welchen der Weg zur Erkenntniß der griechischen Kunst und Poesie verbaut war, haben erst Winckelmann und Lessing niedergerissen und damit auch weitern Kreisen eine

[1]) Justi, a. a. O. S. 145—147.

[2]) IV, 409 (Ausg. v. Schubert u. Rosenkranz).

[3]) VII 1, 94.

[4]) Melchior von Osse's Testament, herausg. v. Thomasius 1717, S. 118 f.

[5]) Hettner, Literaturgesch. d. 18. Jahrhunderts, I, 242 f. u. 249. — Bernays, Einl. zu Vossens Odyssee 1881.

[6]) Hettner, a. a. O. III, 1, 380.

richtige Auffassung Homer's zugänglich gemacht. Winckelmann, der schon als Jüngling „das Land der Griechen mit der Seele suchte", „betete Gleichnisse aus dem Homer", als er in Seehausen Kindern mit grindigen Köpfen das Abc lehren mußte, und durchlas ihn vor seinem ersten Versuch, über griechische Kunst zu schreiben, dreimal. Zündend wirkte dann auch in Deutschland die kleine Schrift von Robert Wood „Ueber das Originalgenie Homer's", 1769. Wood, der Entdecker der Ruinen von Palmyra, hatte den Dichter in des Dichters Landen verstehen gelernt und zuerst in vollem Umfange die Naturwahrheit seiner Schilderungen von Personen, Gegenden und Zuständen erkannt, auch eindringlich dargethan, daß „Ilias" und „Odyssee" nicht aus der Feder eines schreibenden Verfassers, sondern aus Sängermunde geflossen seien. Die durch ihre Wärme und Frische noch heute fesselnde Schrift fand in deutscher Uebersetzung (1773) begeisterte Zustimmung, vor allen bei der jüngern Generation, welche die Forderung der Rückkehr zur Natur auf ihre Fahnen schrieb und das Vorrecht des Genies gegenüber dem Regelzwange so energisch betonte; man gewann hier, wie Goethe in seiner Anzeige sagte, die hochwillkommene Ueberzeugung, daß „Homer der Mutter Natur Alles zu danken gehabt habe!" „Wir sahen nun," heißt es in „Wahrheit und Dichtung"[1]), „in jenen Gestalten nicht mehr ein angespanntes und aufgedunsenes Heldenwesen, sondern die abgespiegelte Wahrheit einer uralten Gegenwart, und suchten uns dieselbe möglichst heranzuziehn." Werther (1774), der auf seinen Spaziergängen den Homer in der Tasche trug und zum Geburtstage von Albert und Lotte die kleine Wettstein'sche Ausgabe erhielt, um sich nicht mit der Ernesti'schen schleppen zu müssen, fand hier den „Wiegengesang . . ., mit dem er sein empörtes Blut zur Ruhe lullte". In ländlicher Umgebung, unter einfachen Menschen fühlte er sich in die Zustände der „Odyssee" hinein und vergaß über der Bewirthung des Ulyß durch den trefflichen Schweinehirten die lächerlichen Vorurtheile und den kränkenden Hochmuth der vornehmen Gesellschaft. Doch dann kam eine Zeit, wo Ossian den Homer in seinem Herzen verdrängte.

Schon längst und immer stärker hatte sich das Verlangen nach einem deutschen Homer geregt[2]). Anfangs galt den Meisten eine Uebersetzung in Prosa als allein möglich. Und in welche Prosa übersetzte noch 1769 der treffliche, um das Studium des Griechischen hochverdiente Johann Tobias Damm den Homer! Hier einige Proben aus der „Odyssee": „Als aber die aus der dunkeln Luft geborne, rosenstrahlende Morgenröthe erschien: da eilete der muntere Befehlshaber Menelaos aus dem Bette." — „Gleich darauf kam die prächtig sitzende Eos zum Vorschein, durch welche die sich anmuthig zu kleiden pflegende Nausikaa aufgewecket wurde." — „Sie macheten auf dem Hofe den gut geschmiereten Maulthier-Lastwagen zu rechte — die junge Dame aber ließ die ansehnlichen Kleidungsstücke aus dem Zimmer holen und auf den glatt gearbeiteten Wagen aufladen: die Mutter ließ ihr in den Kasten allerlei angenehmes Gebackenes und kalte

[1]) Werke in 40 Bänden, 22, 110.

[2]) Vergl. die Einleitung von M. Bernays zu Homer's „Odyssee" von J. H. Voß, der auch die Proben aus Damm's Uebersetzung entlehnt sind.

Küche legen." Zu einer schon den Alten unverständlichen Stelle, nach welcher Ariadne auf Naxos durch die Pfeile der Artemis plötzlich starb, „da Zeugniß gab Dionysos", bemerkt Damm: „Ariadne starb vielleicht an einem genossenen Uebermaße in Speise und Getränken. Denn sonst weiß man nicht, was Bacchus gegen diese gute Dame sollte zu zeugen gehabt haben."

Doch je länger desto entschiedener wurde die Forderung einer poetischen Homerübersetzung laut. An diese Aufgabe wagte sich „das aufstrebende, aus dem Göttinger Kreise hervorgegangene Dichtergeschlecht, über dem Klopstock's Geist schwebte." Die Frage, ob der jambische Vers, in dem Bürger einen interessanten Versuch machte, den Vorzug verdiene oder der Hexameter, ward schon durch Friedrich Leopold Stolberg's Iliasübersetzung zu Gunsten des letztern entschieden. Im Jahr 1781 erschien „Homer's Odüssee, übersetzt von Johann Heinrich Voß." Durch diese unvergleichliche Leistung, der keine andre Nation etwas an die Seite zu stellen hat[1]), ist das einzige Gedicht beinahe in einem Grade unser Eigenthum geworden, wie es sonst nur die Schöpfungen unsrer heimischen Dichter zu werden vermögen. Die „Ilias" folgte 1793. Nachdem Voß einmal den Ton der Einfalt, Wahrheit und Natur im Großen und Ganzen so glücklich getroffen hatte, der beiden Gedichten für die moderne Empfindung vorzugsweise ihren eigenartigen Charakter verleiht, war es für Vossens Nachfolger verhältnißmäßig leicht, die von ihm gefundene, (in den spätern Bearbeitungen verkünstelte) Form zu vervollkommnen. Unter den spätern Uebersetzungen dürfte die gelungenste die von Wilhelm Ehrenthal („Odyssee" 1865, „Ilias" 1878) sein.

War nun seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts in weiten Kreisen Deutschlands das Verhältniß zu Homer mit dem wachsenden Verständniß ein innigeres, die Anerkennung des Alles überragenden Dichtergeistes eine allgemeinere geworden als je zuvor, so war das Staunen und die Befremdung um so größer, als Friedrich August Wolf 1795 in den „Prolegomena" entschieden, wenn auch sichtlich vor dem Eindruck, den er hervorbringen würde, zagend, das lang zurückgehaltene, wieder und wieder erwogene Wort aussprach: einen Homer als Dichter der „Ilias" und „Odyssee" habe es nie gegeben, beide Epen seien die Werke mehrerer Dichter. „Die gebildete Menschheit," sagt Goethe, „war im Tiefsten aufgeregt[2])."

So neu, als Wolf selbst glaubte, war diese Behauptung nicht. Schon im Alterthum hatten einzelne Kritiker „Ilias" und „Odyssee" verschiedenen Verfassern zugeschrieben (die Chorizonten, d. h. Trennenden); doch ihre Ansicht galt als Paradoxie und ist über die Kreise der Philologen nicht hinaus gedrungen. Aber auch in neuerer Zeit waren verschiedene Gelehrte zu ähnlichen Ansichten über die Entstehung der Homerischen Gedichte gelangt wie Wolf, vor Allen der Neapoli-

[1]) Mérimée, „Lettres à une Inconnue", 20 juillet 1842: „Je suis bien fâché que vous lisiez Homère dans Pope. Lisez la traduction de Dugas Montbel, c'est la seule lisible." Doch wenn die „Unbekannte" drei Monate lang Griechisch gelernt haben würde, „vous devineriez assez bien par l'embarras de sa phrase, que le grec dit autre chose que ce que le traducteur lui fait dire." Die „Unbekannte" lernte wirklich Griechisch, um Homer ganz würdigen und genießen zu können; die deutschen Frauen haben es nicht nöthig.

[2]) Werke in 40 Bänden, 27, 386.

taner Giovanni Battista Vico (1686—1744), dessen Statue in der Villa Reale steht. In seinen „Principj di scienza nuova“ hatte er ausgesprochen, Homer sei nichts anderes als ein Ausdruck für die Volksdichtung eines frühen Zeitalters, das Vico das heroische nennt. Doch Wolf kannte ihn ebenso wenig als seine übrigen Vorgänger, mit Ausnahme des Abbé Hedelin d'Aubignac. Aber die in dessen „conjectures académiques sur l'Iliade“ (1715) gemachte, von Perrault wiederholte Aeußerung, Homer habe nie existirt, die ihm zugeschriebenen Epen seien aus Balladen von Bänkelsängern „à la manière des chansons du pont neuf“ zusammengesetzt, hatte als der leichtfertig hingeworfene Einfall eines Dilettanten ihn gegen die Richtigkeit seiner Ansicht nur mißtrauisch gemacht.

Wolf's Behauptung beruhte zunächst auf dem Satze, daß die Homerischen Epen ohne Hilfe der Schrift entstanden seien. Ohne diese würde aber zur Conception und Durchführung planmäßiger Gedichte von dieser Länge auch das Vermögen des größten Geistes kaum ausgereicht haben. Und selbst, wenn dies denkbar wäre, hätte ihm mit der Schrift die Möglichkeit gefehlt, seine Dichtungen in ihrer Ganzheit mitzutheilen, also auch die Veranlassung, einheitliche Dichtungen von diesem Umfange zu schaffen.

Wolf's Hauptsatz, obwohl in neuester Zeit vielfach angefochten, ist in der That unanfechtbar. Zwar daß in der Entstehungszeit der Homerischen Gedichte den Griechen die Lautschrift bereits bekannt war, ist so gut wie zweifellos. Aber es heißt den Charakter der damaligen, in der „Ilias“ und „Odyssee“ mit unwillkürlicher und deshalb um so größerer Treue geschilderten Civilisation völlig verkennen, wenn man die Aufzeichnung langer, epischer Gedichte, also den Anfang einer Literatur, mit ihr für vereinbar hält. Die Homerische Periode (ein Bronzezeitalter im Uebergang zur Eisenzeit) war ein wildes und rauhes Mittelalter und zeigt neben manchen, aus dem Orient eingeführten Verfeinerungen nicht wenige Ueberbleibsel eines barbarischen Zustandes. Ueberdies fehlte es bis zur Einführung der Papyrusstaude aus Aegypten (frühestens seit der Mitte des 7. Jahrhunderts) an einem für umfassende Aufzeichnungen geeigneten Material, und sicherlich wurde nur das Wichtigste und Nothwendigste damals in Stein und Erz gegraben, auf Holztafeln und Thierhäute geschrieben, und zwar in kürzester Fassung. Doch die Schlüsse, die Wolf aus seinem ersten Satze zog, sind nichts weniger als zwingend. Für geradezu unmöglich hielt auch er die Abfassung großer Epen ohne Hilfe der Schrift nicht. Er erinnert selbst, welche erstaunliche Kraft das Gedächtniß gewinnen kann, wenn es diese Unterstützung entbehren muß. Wie die keltischen Druiden in Cäsar's Zeit, wie die altarabischen Rhapsoden (Rawia) ungeheure Massen von Versen lernten und behielten, so vermögen auch die wandernden blinden Sänger im heutigen Griechenland, die Kurroglu-khans in Persien stundenlang ohne Stocken zu recitiren, und ein Gesang der kalmükischen Nationalbarden dauert oft einen ganzen Tag. Auch die Sänger der Homerischen Zeit, welche die „Odyssee“ uns vorführt, übten ihren Beruf lebenslänglich. Ihre Phantasie bewegte sich innerhalb eines verhältnißmäßig engen Vorstellungskreises und wurde wenig durch heterogene, wechselnde und zerstreuende Eindrücke abgezogen. Eine ausgebildete Kunstsprache mit einer un-

gemein großen Zahl fester formelhafter Ausdrücke und Wendungen erleichterte ebenso das Behalten überlieferter, wie die Abfassung neuer Gesänge[1]).

Auch die Unmöglichkeit, große Epen in ihrer Ganzheit mitzutheilen, konnte für deren Abfassung kein Hinderniß sein. Auch von Lesern können ja umfangreiche Dichtungen nicht anders als stückweise aufgenommen werden. Goethe hat einmal, bei Gelegenheit einer Lectüre des „Wilhelm Meister", dies als einen Nachtheil der Poesie gegenüber den bildenden Künsten hervorgehoben, deren Werke sich dem Auge als ganze darbieten, während poetische Schöpfungen „von größerem Athem rhapsodienweise vorgetragen werden müssen (auch so verlangt werden), so daß, wenn ein Ganzes auch vorhanden wäre (z. B. Homer), er in Rhapsodien zerlegt werden würde, um ihn zu genießen"[2]). Nicht auf dem Markt, vor einer immer wechselnden Menge traten die Homerischen Sänger auf, sondern vor kleinen exclusiven Kreisen der Edeln und Fürsten; mit welcher Verachtung sie auf die Niedriggeborenen herabsahen, zeigt die Thersitesscene der „Ilias". Ihre Zuhörerschaft konnte in Abend für Abend fortgesetzten Vorträgen (wie die „Odyssee" es schildert) den Eindruck des Ganzen sehr wohl empfangen und festhalten, selbst wenn nicht Gestalten und Ereignisse der Dichtung schon durch die von Mund zu Mund gehende Sage bekannt gewesen wären.

Wolf glaubte für seine Ansicht eine Stütze in der von mehreren alten Autoren überlieferten Nachricht zu finden: Pisistratus habe die Homerischen Gedichte sammeln und redigiren lassen. Doch diese (erst fünfhundert Jahre nach Pisistratus auftauchende) Angabe ist eine schlecht erfundene Fabel, und es ist für die moderne Kritik einigermaßen beschämend, daß sie so lange geglaubt worden ist[3]). Einen überzeugenden Beweis dafür, daß „Ilias" und „Odyssee" nicht die Werke Eines Dichters seien, hätte Wolf nur aus den Gedichten selbst führen können: durch die Aufdeckung von Spuren, welche die nachträgliche Zusammenfügung einst selbständiger Stücke, oder eine allmälige Entwicklung aus einer kleinen Urilias und Urodyssee verrathen. Diesen Beweis hat Wolf jedoch niemals versucht. Er hat sich begnügt, auf Unebenheiten, Widersprüche und Störungen des Zusammenhangs hinzuweisen, auf Abschnitte, die ihm durch Ton und Inhalt von dem Uebrigen abzuweichen schienen; er hat daran erinnert, daß bereits die Alten in beiden Epen nicht weniges als nachträglich hinzugefügt ansahen (wie z. B. den ganzen letzten Gesang der „Odyssee" nebst dem Schluß des vorletzten).

Daß die Composition der beiden Gedichte, die Aristoteles und Horaz mustergiltig fanden, ihre Einheitlichkeit, ihr im Großen und Ganzen vortrefflicher Zusammenhang mit seiner Hypothese nicht leicht in Einklang zu bringen sei, verhehlte sich Wolf keineswegs. Er empfahl sie vor Allen den Dichtern zur

---

[1]) Eine genaue Zählung hat ergeben, daß durch den Abzug aller Wiederholungen (von ganzen und halben Versen und Verstheilen) in beiden Epen sich deren gesammter Umfang um etwa 12,000 Verse (d. h. ungefähr den Umfang der „Odyssee") vermindert. Ed. Schmidt, Parallelhomer (1885).

[2]) Riemer, Briefe von und an Goethe, Aphorismen und Brocardica (1846.) Seite 351 (d. 26. März 1814).

[3]) Der Erste, der sie für eine Fabel erklärte, war Payne Knight, dessen Iliasausgabe (1808 in weitern Kreisen erst 1820 bekannt wurde.

Prüfung, die zugleich Kenner der antiken Literatur waren, wie Klopstock, Wieland und Voß. Sie hielt er für die berufensten Richter in dieser Sache: er dachte hierin völlig anders als seine Nachfolger, die großentheils nur den Fachgelehrten hierin ein Urtheil zugestehen wollen.

Das Urtheil der Dichter ist nicht zu Wolf's Gunsten ausgefallen. Walter Scott hat sogar erklärt, daß kein Dichter seiner Hypothese, die ihm eine „irreligiöse" war, Glauben schenken könne. Von den Zeitgenossen äußerte Wieland zwar eine Art gutmüthiger Schadenfreude, „daß wir nun auch dieser Abgötterei frei und ledig würden"; doch scheint er bei der Vorstellung stehen geblieben zu sein, daß Homer progressiv und nach und nach „Iliade" und „Odyssee" nach dem vorhandenen Plane zusammen gefügt habe. Voß war und blieb ein entschiedener und je länger je mehr feindseliger Gegner des Wolf'schen „Vielhomer" oder „Flickhomer". Auch Klopstock wurde nicht überzeugt, ebenso wenig Schiller, dem sogar der Gedanke an eine rhapsodische Aneinanderreihung der beiden Gedichte und an einen verschiedenen Ursprung ihrer Theile „nothwendig barbarisch vorkam und die herrliche Continuität und Reciprocität des Ganzen als eine ihrer wirksamsten Schönheiten" erschien[1]). In Scherz und Ernst hat er Wolf's Hypothese energisch zurückgewiesen. Goethe, der noch 1797 (in der Elegie „Hermann und Dorothea") begeistert den Mann gefeiert hatte, der „endlich vom Namen Homeros kühn uns befreiend, uns auch ruft in die vollere Bahn", fand bereits 1798 „die Ilias so rund und fertig, man mag sagen, was man will, daß nichts dazu noch davon gethan werden kann"[2]). Immer von Neuem kehrte er in spätern Jahren zu Homer zurück und vertiefte sich 1820 nochmals in Wolf's „Prolegomena". Seine damaligen und sonstigen Aeußerungen machen allerdings öfter den Eindruck, als habe er sich seiner Neigung, Homer „als Ganzes zu denken, als Ganzes freudig zu empfinden" zwar gern überlassen, doch dabei nicht vergessen, daß die Vorstellung dieser Ganzheit durch Wolf's Untersuchung für immer zerstört sei. Dies ist aber nicht ganz richtig. Die Ganzheit, die Einheitlichkeit, den unlösbaren Zusammenhang hat Goethe in seiner spätern Zeit stets als eine Haupteigenschaft der Homerischen Gedichte angesehn, „die die Wunderkraft haben, wie die Helden Walhalla's, die sich Morgens in Stücke hauen und des Mittags wieder mit heilen Gliedern zu Tische setzen"[3]). Wie diese Ganzheit entstanden sei, das ließ er dahingestellt und seine Ansichten darüber mögen gewechselt haben. Am 12. Januar 1821 schrieb er an L. E. Schubarth: „Dieses unschätzbare Werk (die „Ilias") hat mich bei so naher und innigster Betrachtung wieder aufs Neue in Erstaunen gesetzt. Wer es auch sei, der diese letzte Redaction, wie sie zu mir kommen ist, vollbracht hat, die Menschheit ist ihm sehr viel schuldig geworden"[4]). Es ist klar, daß er damals den Begründer der Einheitlichkeit des Gedichts nicht für einen bloßen Ordner, sondern für einen großen Dichter hielt. —

---

[1]) Brief an Goethe vom 27. April 1798.

[2]) Brief an Schiller vom 16. Mai 1798.

[3]) Eckermann, Gespräche mit Goethe I, 339 (1827).

[4]) Hettner, Briefe Goethe's an L. E. Schubarth, Deutsche Rundschau, B. V, S. 31. Vergl. überhaupt Lücke, „Goethe und Homer." Progr. der Klosterschule in Ilfeld 1883/84.

Erst ein halbes Jahrhundert nach dem Erscheinen der „Prolegomena“ unternahm einer der größten deutschen Philologen, Karl Lachmann (1793—1851), die von Wolf aufgeworfene Frage nach der Entstehung der Homerischen Gedichte zu beantworten, doch nur für eines derselben. Seine „Betrachtungen über die Ilias“ (1846) setzte die Homerische Frage auf die Tagesordnung der deutschen Philologie, von der sie seitdem nicht verschwunden ist. Lachmann glaubte durch seine Untersuchung der altdeutschen epischen Poesie ein Gesetz gefunden zu haben, nach welcher der Entwicklungsgang der epischen Dichtung aller Völker (mindestens der indogermanischen) mit Naturnothwendigkeit erfolgt sei. Die Zeit des Volksepos habe überall nur einzelne kleinere Lieder hervorgebracht; die Zusammenfügung derselben zu umfassenden, einheitlichen Epen sei immer erst in einer spätern Zeit erfolgt. Das Ergebniß von Lachmann's Untersuchung des Nibelungenliedes war, daß es aus zwanzig Liedern (großentheils von verschiedenen Verfassern) zusammengefügt sei, welche zum Theil einander fortsetzen, zum Theil selbständig verschiedene Punkte der Sage behandeln. An die Prüfung der „Ilias“ ging er mit der Absicht, zu untersuchen, „ob vielleicht den Liedern vom Zorn (des Achilles) nicht mehr Leid geschehen wäre (als den Nibelungenliedern) und sich die einzelnen erkennen und sondern ließen“. In der That glaubte er den nach Entfernung späterer Einschaltungen übrig bleibenden ursprünglichen Bestand der „Ilias“ (bis zum Schluß des 22. Buchs) in sechzehn selbständige, wenn auch zum Theil sich auf einander beziehende, im Ganzen wohlerhaltene Einzellieder, meist von verschiedenen Dichtern, sondern zu können.

Lachmann und seine Anhänger haben stets für das beste Hilfsmittel zum richtigen Verständniß der Homerischen Poesie die Betrachtung der verwandten Erscheinungen der altdeutschen erklärt, ja für ein unentbehrliches. „Wer bei dem Bestreben, das Wesen jener zu erkennen, an dieser vorübergehe“, sagt z. B. Haupt, „dessen Mühe bringe keine rechte Frucht“ [1]). Hierbei wird aber immer vorausgesetzt, daß Lachmann's Annahme der Entstehung der Nibelungen aus Einzelliedern eine über jeden Zweifel erhabene Thatsache sei. Sie ist jedoch von Mitforschern stets aufs lebhafteste bestritten worden; Kenner ersten Ranges, wie Uhland und beide Grimm, haben zu ihren entschiedenen Gegnern gehört: ja außerhalb der Schule Lachmann's hat sich nicht ein einziger selbständiger Forscher für sie erklärt. Die an die Homerkritiker gerichtete Forderung, sich durch eine so höchst fragliche Analogie bei der Betrachtung der „Ilias“ leiten zu lassen und ihre Entstehung aus Einzelliedern von vornherein als eine Naturnothwendigkeit anzuerkennen, ist also eine völlig unberechtigte.

Da Lachmann überzeugt war, daß der Werth der Homerischen Dichtung nicht in der Composition, sondern im Einzelliede bestehe, glaubte er ihr volles Verständniß durch die Herstellung jener sechzehn Lieder erst erschlossen zu haben, die er für „weit herrlicher“ erklärte, als die „Ilias“ [2]). Auch diese Ansicht scheint seinen unbedingten Anhängern zum Axiom geworden zu sein. So sagt Scherer: „Wenn die „Ilias“ durch die Leugnung einer einheitlichen Conception

[1]) Haupt, Opuscula I, 245 f.
[2]) Betrachtungen S. 86.

gewissermaßen vernichtet worden sei, so habe sie Lachmann „durch eine Reihe volksmäßiger Lieder von geringerem Umfang, aber höherm Kunstwerth" ersetzt[1])." Man darf bezweifeln, ob die Zahl derer groß ist, die diese Behauptung unterschreiben möchten. Auch unter Denen, die nicht mit Schiller in der Reciprocität und Continuität der „Ilias" eine ihrer wirksamsten Schönheiten erkennen, werden vielleicht nicht Viele zugeben, daß die von Lachmann durch Auslösung aus dem Zusammenhang und Wegschneiden der verbindenden Motive zu Einzelliedern gestalteten Abschnitte an poetischem Werth gewonnen haben. Jedenfalls drängt sich hier schon die Ueberzeugung von der Unmöglichkeit, auch heute in ästhetischen Fragen zur Einigung zu gelangen, mit einer Stärke auf, wie kaum auf einem andern Gebiete der Poesie.

Von dem Kunstwerth der Lachmann'schen Lieder soll hier also nicht weiter die Rede sein. Es sind aber auch Fragmente darunter, die niemals eine selbständige Existenz gehabt haben können, mag auch Alles, was sie voraussetzen, noch so allgemein bekannt gewesen sein. Lachmann's viertes Lied hat z. B. folgenden Inhalt: Zeus macht den versammelten Göttern den Vorschlag, jetzt, da Menelaus den Paris im Zweikampf besiegt habe, dem Kriege ein Ende zu machen. Doch da Hera und Athene leidenschaftlich den Untergang des ihnen verhaßten Troja verlangen, fügt er sich ihrem Wunsche und erlaubt der Athene, die Trojaner zum Bruche des vor dem Zweikampfe abgeschlossenen Vertrages zu verleiten. Athene bewegt den Lykier Pandaros auf Menelaus zu schießen. Obwohl nun dessen Wunde von dem Arzte Machaon sofort geheilt wird, verlangt Agamemnon stürmisch nach Rache. Beide Heere werden von Neuem gegen einander geführt. Agamemnon geht von Schar zu Schar und feuert die Führer zum Kampfe an. Alle äußern sich muthig und entschlossen, zuletzt Diomedes, der dann klirrend vom Wagen herabspringt: „Furcht hätte den Muthigsten selber ergriffen". Hier ist das Lied zu Ende. Ein solches Stück, das die frühere Erzählung voraussetzt, auf die folgende hinweist und beide vortrefflich verbindet, durch die Lösung aus dem Zusammenhange wesentlich an Interesse verliert, das fast ganz aus Reden und Gegenreden besteht, dessen einzige Handlung ein Motiv zur Fortführung des Kampfes und damit der Erzählung bildet — ein solches Stück kann nie etwas anderes als ein Glied eines größern Ganzen gewesen sein.

Hätten aber auch Lachmann's sechzehn Einzellieder jemals existirt, so wäre ihre von ihm angenommene Verarbeitung zu der jetzigen „Ilias" völlig undenkbar. Die von ihm vorausgesetzte (von Pisistratus ernannte) Redactionscommission hätte sich nämlich keineswegs auf Wegschneiden überflüssiger Theile und Hinzufügen zahlreicher Füllstücke beschränkt, sondern sie hätte mehrfach auch die alten Einzellieder in Stücke geschnitten, um diese Stücke an verschiedenen Punkten des von ihr herzustellenden Epos wieder einzusetzen. Und diese gewaltsamen Operationen hätte sie doch mit einer solchen Schonung vollführt, daß wir die ursprünglichen Lieder nicht bloß sämmtlich in ihren allgemeinen Umrissen zu erkennen, sondern großentheils bis ins Einzelne herzustellen vermöchten. Sie hätte all diese umfassenden und tiefgreifenden Aenderungen in der Absicht vorgenommen,

[1]) Geschichte der deutschen Literatur, S. 628.

ein wohl zusammenhängendes Ganze namentlich durch Tilgung von Incongruenzen und Widersprüchen herzustellen, und dies wäre ihr so völlig mißlungen, daß eben jene Widersprüche und Incongruenzen uns in den Stand setzen, die ehemalige Selbständigkeit der einzelnen Theile nachzuweisen. Endlich, was das größte Wunder von allen wäre, diese Redaction von so überaus zweifelhaftem Werth hätte in der ganzen griechischen Welt die bisher allein bekannten sechzehn Einzellieder völlig verdrängt, ja spurlos aus der Erinnerung der Menschen getilgt, obwohl die Stadt, in der sie ausgeführt wurde, damals weder in literarischer noch in politischer Hinsicht eine führende Stellung einnahm.

Noch größere Bedenken als Lachmann's Resultate erregt seine Methode. Schon J. Grimm hat bemerkt, daß gegen seine Kritik der „Ilias" wie der Nibelungen hauptsächlich einzuwenden sei, „daß mit Unrecht von einer zu großen Vollkommenheit des ursprünglichen Epos ausgegangen werde, die wahrscheinlich nie vorhanden war". — „Gleich anderm edelsten Menschenwerk wird auch die epische Dichtung ihre Mängel an sich tragen, und bei der gewaltigen Wirkung, die sie im Ganzen erzeugt, um einige Unebenheiten, die sich in ihr eingefunden haben, unbekümmert sein dürfen. Wie keine völlig gleichmäßige Sprache je erscheint, macht ein Homerisches Schlummern oft gefälligeren Eindruck als ihn der Dichtung stets wach erhaltenes Feuer brächte. Wer wollte den Helden vor Troja alle Kampfestage, der Kriemhild ihre Jahre ängstlich nachrechnen?[1]) Man läuft Gefahr, durch kritisches Ausscheiden, das gar kein Ende hat, auf der einen Seite zu zerreißen, was auf der andern verbunden wurde."

Welche Abweichungen Lachmann für genügend hielt, den verschiedenen Ursprung zweier Stücke anzunehmen, mag ein Beispiel zeigen. In dem erwähnten vierten Liede erinnert Agamemnon an den vor dem Zweikampf des Paris und Menelaos geschlossenen Vertrag, den Schwur, die Opfer, die den Göttern gebrachten Spenden und den Handschlag; im dritten Liede werden aber nur die drei ersten Handlungen erwähnt, der Handschlag nicht. Im dritten Liede wird der Bruch des Bundes mit dem Ausdruck: „verletzen den Bund und den Frieden Kronions" oder „den Eidschwur frevelnd verletzen" bezeichnet; dagegen im vierten mit dem Ausdruck: „entgegen handeln dem Eidschwur" und einem ähnlichen. Aus diesen nur unter dem Mikroskop wahrnehmbaren Differenzen schloß Lachmann auf zwei verschiedene Dichter der beiden Lieder.

Nun fehlt es allerdings in der „Ilias" keineswegs an wirklichen Widersprüchen. So z. B. wird der Paphlagonierführer Pylaimenes im fünften Gesange von Menelaos getödtet, und im dreizehnten geht er weinend hinter der Leiche seines Sohnes her. Die Mitte des griechischen Schiffslagers bilden an einer Stelle die Schiffe des Telamonischen Aias, an einer andern die des Odysseus, während die des Aias und Achill die beiden äußersten Enden einnehmen. Andromache ermahnt Hektor im sechsten Gesange, eine schwache Stelle der Mauer von Troja zu vertheidigen, die bereits dreimal an diesem Tage von den Griechen unter Anführung der Hauptheldeu bestürmt worden sei; doch von einem so wich-

[1]) Rede auf Lachmann. Kl. Schriften I, 156 f.

tigen Ereigniß enthält die ganze vorhergehende Erzählung kein Wort. Großentheils sind diese und ähnliche Anstöße schon von den Alten bemerkt worden.

Man hat nun durch zahlreiche Beispiele aus den neueren Literaturen nachgewiesen, daß die größten Dichter nicht selten, in Vergessenheit früher gemachter Voraussetzungen und Angaben, mit sich selbst in Widerspruch gerathen sind. Aus einer Menge von Beispielen mögen hier nur zwei angeführt werden. In Wallenstein's Lager heißt es in der zweiten Scene: „Meinst Du, man hab' uns ohne Grund Heute die doppelte Löhnung gegeben?" Und in der elften: „Hat man uns nicht seit zwanzig Wochen die Löhnung immer umsonst versprochen?" Noch viel auffallender ist Folgendes. Don Carlos entschließt sich schwer, dem Marquis Posa mit seinen übrigen Papieren auch einen Brief der Königin zu übergeben, den sie ihm nach Alcala während seiner dortigen Krankheit geschrieben und den er stets auf seinem Herzen getragen hat (Act IV, Scene 5). Bekanntlich beruht aber das ganze Stück darauf, daß er ihre Handschrift nicht kennt. „Noch hab' ich nichts von ihrer Hand gelesen," sagt er zu dem Ueberbringer des Briefs der Prinzessin Eboli, den er für einen Brief der Königin hält (Act II, Scene 4).

Lachmann war allerdings der Ansicht, daß derartige Versehen nur von Dichtern begangen worden seien, die das Bewußtsein, schriftliche Aufzeichnungen benutzen zu können, sorglos machte: bei den Sängern des epischen Zeitalters, die dies Hilfsmittel entbehrten, sei die Bestimmtheit der Anschauung nothwendig so groß gewesen, daß sie auch nicht die geringste Abirrung zuließ. Aber auch wenn dies so war, folgt aus den Mängeln der Uebereinstimmung und des Zusammenhangs in der „Ilias" noch keineswegs der verschiedene Ursprung der Theile, in welchen solche Mängel sich finden. Denn es ist unzweifelhaft, daß die Homerischen Gedichte sich lange Zeit in einem Zustande befunden haben, der Störungen eines ursprünglich tadellosen Zusammenhanges, wenn ein solcher vorhanden war, mit Nothwendigkeit herbeiführen mußte. Es ist unzweifelhaft, daß sie lange Zeit (anfangs ausschließlich, später wenigstens hauptsächlich) durch mündliche Ueberlieferung fortgepflanzt worden sind: und dabei war eine völlig intacte Erhaltung ihres Bestandes in allen Einzelnheiten unmöglich. Bei der Länge der beiden Epen muß der Vortrag einzelner Abschnitte immer die Regel gewesen sein, und ohne Zweifel waren die Vortragenden dann bemüht, denselben den Charakter von Bruchstücken soviel als möglich zu nehmen, sie zu einer relativen Selbständigkeit abzuschließen. Ob die zu diesem Zwecke gemachten Aenderungen der Anfänge und Schlüsse, ob die ergänzenden Zusätze zu den Angaben und Voraussetzungen der übrigen Erzählung überall genau stimmten, darauf kam es nicht an. Ein unverbrüchliches Festhalten an der Ueberlieferung kann man ferner um so weniger voraussetzen, als die Vortragenden, welche zum Theil selbst Dichter waren, sich durch die Biegsamkeit und Dehnbarkeit des epischen Stoffes zu Erweiterungen, Ausdichtungen und Umdichtungen fort und fort aufgefordert fanden. Endlich brachte es die der Homerischen Poesie eigenthümliche Wiederkehr derselben Phrasen, Formeln und Verse bei denselben Veranlassungen mit sich, daß auch unpassende Reminiscenzen vielfach sich aufdrängten. Als endlich die ersten Exemplare der „Ilias" und „Odyssee" (ohne Zweifel von und

für Rhapsoden) aufgezeichnet wurden, war ihr Text ein bei weitem umfangreicherer als der ursprüngliche, und vielfach ein anderer.

Erwägt man die Natur und lange Dauer der mündlichen Ueberlieferung, so wird man die Mängel der Uebereinstimmung in beiden Gedichten selbst bei der Voraussetzung eines ursprünglich strengen Zusammenhangs geringer finden, als bei so viel verändernden Einflüssen zu erwarten wäre. Dies erklärt sich vor allem aus der Ehrfurcht, mit welcher die Rhapsoden, wie überall die Depositare der Volksdichtung, den ihnen anvertrauten Schatz bewahrten. Jene hessische Bäuerin, nach deren Erzählung die Brüder Grimm einen großen Theil ihrer Märchen niederschrieben, „änderte niemals bei einer Wiederholung etwas in der Sache ab, und besserte ein Versehen, sobald sie es bemerkte, mitten in der Rede gleich selber". „Wer an leichte Verfälschung der Ueberlieferung, Nachlässigkeit bei Aufbewahrung und daher an Unmöglichkeit langer Dauer als Regel glaubt, der hätte hören müssen, wie genau sie immer bei der Erzählung blieb und auf ihre Richtigkeit eifrig war. Die Anhänglichkeit an das Ueberlieferte ist bei Menschen, die in gleicher Lebensart unabänderlich fortfahren, stärker, als wir, zur Veränderung geneigt, begreifen[1])". Und nicht nur der Inhalt, auch Form und Ausdruck der Homerischen Gedichte waren durch den bestimmt ausgeprägten Charakter des epischen Gesanges wirksam vor Entstellung geschützt. Der überall mit Entschiedenheit durchklingende Grundton mußte bedeutendere Abweichungen und Fehlgriffe augenblicklich fühlbar machen und in die richtige Tonart zurückleiten. Und dies um so mehr, als die Träger der Ueberlieferung keinen andern geistigen Besitz hatten als diese Gesänge, deren Anschauungs- und Ausdrucksweise durch lange Gewöhnung und Aneignung ihnen zur andern Natur geworden war. Die ohne Zweifel in einer so einfachen Zeit geringe Verschiedenheit der dichterischen Individualitäten wurde durch die allen gemeinsame Ausbildung für ihren Beruf noch vermindert und verwischt, und so war die Versuchung in Form und Ausdruck zu neuern, die Gefahr in fremdartige Weisen zu verfallen gering.

Doch wie gesagt, ganz ohne Verwirrung und Entstellung konnte eine personen- und ereignißreiche Erzählung aus einer langen mündlichen Ueberlieferung nicht hervorgehen; und auf die Rechnung derselben darf man die meisten von Lachmann hervorgehobenen Incongruenzen und Widersprüche der „Ilias" setzen, insofern sie nicht auf seiner unhaltbaren Voraussetzung eines ursprünglich peinlich strengen Zusammenhanges beruhen. Die Wahl einer einheitlichen Handlung zum Gegenstande der Darstellung kann nach Lachmann's Ansicht von dem Wesen des Volksepos, nicht dem Kunstverstande eines Dichters zugeschrieben werden, sondern ist nach ihm aus der Natur der Sagendichtung zu erklären. „In einfacheren poetischen Zeiten," sagt er, „macht solche Einheiten nicht der einzelne Poet, sondern die Sage, das gemeinsame Dichten (ohne Form und ohne Lied) des Geistes aller, welchen die Einzelnheiten überliefert sind, die sich dann, und oft auch ganz fremdartige, unter die unwillkürlich entstandene Einheit fügen." Lachmann stattete, wie man sieht, die Sagendichtung mit einem hohen künstlerischen Instinct aus, und noch Anderes traute er ihr zu, was mit der Natur

[1]) Vorrede zur großen Ausgabe der Kinder- und Hausmärchen, S. XIII.

eines bewußtlosen und unwillkürlichen Schaffens kaum vereinbar erscheint. Auch die so kunstvoll gezeichneten und überall streng festgehaltenen Charaktere nicht bloß der Haupt-, sondern selbst der Nebenpersonen sollen wir für Schöpfungen der Sage halten, während wir glauben möchten, daß sie ihre Gestalten nur in allgemeinen Umrissen fixirte, deren bestimmtere und feinere Ausführung im Einzelnen dem Dichter überlassen blieb. Ebenso dachte sich Lachmann die Handlung bereits von der Sage bis ins Einzelne festgestellt. Die Niederlagen der Griechen im zweiten Theil der „Ilias" beruhen auf der Verwundung des Agamemnon, Odysseus und Diomedes: dies Motiv, die Grundbedingung aller folgenden Ereignisse, wird in der ganzen Erzählung festgehalten. Lachmann sagt, es sei allgemeine Sage gewesen, doch hat es ganz den Charakter einer dichterischen, für den Plan des Gedichts berechneten Erfindung. Jedenfalls ist die Grenze zwischen dem Antheil des unbewußt schaffenden Volksgeistes und dem, von einer künstlerischen Absicht geleiteten Dichter nur nach subjectivem Ermessen zu ziehen, dem hier der weiteste Spielraum gelassen ist. Kürzlich ist sogar die der Lachmann'schen Ansicht diametral entgegengesetzte, ihrerseits noch viel weiter über das Ziel hinausschießende Behauptung aufgestellt worden[1]), der Homerischen Dichtung sei überhaupt keine Volkspoesie vorausgegangen, sondern die griechische Volkssage sei durch Dichter von Beruf aus dem Epos geschaffen worden. Wenn diese auch den Keim der verschiedenen Dichtungen oft nicht selbst erfunden haben mögen, so sei doch die dichterische Bearbeitung der großen Epen, die Pflanzung neuer Keime in die bestehenden Compositionen, die dadurch gegebene Verbindung des Alten mit dem Neuen, und der Ausbau des Vorhandenen ihr Werk. Wenn diese, aller Analogie zuwider laufende Ansicht auf die größten Bedenken stößt, so ist es doch, wie gesagt, auch keineswegs unbedenklich, der Sage so viele Eigenschaften einer dichterischen Individualität beizulegen, wie Lachmann thut.

Lachmann's Ansicht von der Entstehung der „Ilias" wie der Nibelungen wurde von seinem Schüler, Freunde und Nachfolger auf dem Lehrstuhl der Berliner Universität, Moritz Haupt († 1874), fort und fort als eine die Untersuchung im Wesentlichen für immer abschließende, das Verständniß beider Gedichte nach Jahrtausenden zum ersten Mal und allein eröffnende Wahrheit verkündet. Die Ueberzeugung Haupt's, daß Lachmann hier überall, im Kleinen wie im Großen, das Rechte gesehen habe, war eine unerschütterliche: selbst die ungeheuerliche Vorstellung, vor Pisistratus habe es eine „Ilias" überhaupt nicht gegeben, sondern nur achtzehn Einzellieder, hat er bis an sein Lebensende festgehalten[2]). Die von einem mit Recht so angesehenen Gelehrten zwanzig Jahre lang so eindringlich vorgetragene, so energisch vertretene Ansicht hat in den weiten Kreisen Derer, die zu seinen und Lachmann's Füßen gesessen haben, mehr oder weniger unbedingte Anerkennung gefunden, und ist Vielen zum Dogma geworden. Außerhalb der Schule Lachmann's und Haupt's haben sich in Deutschland sehr wenige hervorragende Gelehrte für sie erklärt, im Auslande kein einziger. Die

[1]) In dem übrigens sehr werthvollen Buch von B. Niese, Die Entwicklung der Homerischen Poesie, 1882.

[2]) Belger, M. Haupt als akademischer Lehrer, S. 180 ff.

auf dem Gebiete der Nibelungen- und Homerkritik geführte Polemik gehört übrigens zu den unerfreulichsten Erscheinungen unseres wissenschaftlichen Lebens. Selten oder nie hat sich in so häßlicher Weise der Spruch Goethe's bewahrheitet: „Die Gelehrten sind meist gehässig, wenn sie widerlegen, einen Irrenden sehen sie gleich als ihren Todfeind an[1])". Schon Lachmann hat sich zu der unschönen Aeußerung hinreißen lassen: wer gewisse Ergebnisse seiner Untersuchungen nicht anerkenne, thue am besten, sich um dieselben ebenso wenig zu kümmern, als um epische Poesie, weil er zu schwach sei, etwas davon zu verstehen[2]). Haupt und Andere scheinen den Gegnern Lachmann's gegenüber den Ton hochfahrender Grobheit für den einzig angemessenen gehalten zu haben. „Zähe Unbehilflichkeit, geistlose Kleinlichkeit, platte Naseweisheit[3])" — von dieser Art waren die Censuren, die Haupt den Vertretern abweichender Auffassungen ertheilte. Doch, da Lachmann's Ansicht trotz aller zu ihren Gunsten gethanen Machtsprüche bisher so wenig Boden zu gewinnen vermocht hat, darf man bezweifeln, ob sie für die nächste Generation noch mehr als historisches Interesse haben wird.

Wenn sich nun eine Auflösung der „Ilias" in Einzellieder umsomehr als unmöglich erweist, da sich durch lange Strecken eine ununterbrochene, einen stetigen Fortschritt der Handlung bedingende Kette von Ursachen und Wirkungen zieht: so fehlt es dagegen nicht an Spuren ihrer allmäligen Entwicklung aus einem kleinen Epos. Wenn Abweichungen und Widersprüche in Nebenumständen auch in großer Zahl einen verschiedenen Ursprung der Theile, denen sie angehören, nicht beweisen können, da sie als unausbleibliche Folgen der langen mündlichen Ueberlieferung anzusehen sind: so müssen dagegen entschiedene Abweichungen von den der Erzählung zu Grunde liegenden und ihren Gang bestimmenden Voraussetzungen, die sich über längere Abschnitte erstrecken, als dem ursprünglichen Bestande der Dichtung inhärent betrachtet werden. Solcher mit der Einheit der Handlung in Widerspruch stehender Erscheinungen zeigt die „Ilias" hauptsächlich zwei.

Die Triebfeder der Handlung ist vom achten Gesange ab der Beschluß des Zeus, gemäß seinem der Thetis im ersten Gesange gegebenen Versprechen, durch Niederlagen der Griechen dem Achill Genugthuung für das ihm von Agamemnon widerfahrene Unrecht zu verschaffen. Allein vom zweiten bis zum siebenten Gesange treten diese Niederlagen nicht ein, die Griechen sind vielmehr im Vortheil. Noch mehr, Zeus hat seinen Beschluß sofort wieder vergessen. Er ist am nächsten Tage geneigt, nach dem Zweikampfe zwischen Menelaos und Paris durch die Rückgabe der Helena den Krieg beenden zu lassen, in welchem Falle natürlich die dem Achill zugefügte Beleidigung ungebüßt geblieben wäre; Hera muß ihn davon zurückhalten.

Ferner sendet Agamemnon nach der im achten Gesange erfolgten Niederlage eine Gesandtschaft an Achill, durch welche er ihm nicht bloß die vollste Genug-

[1]) Sprüche. Ethisches III, Nr. 176.
[2]) Betrachtungen, S. 54.
[3]) Belger, M. Haupt, S. 198, 1.

thuung anbietet, sondern außerdem weit mehr als Achill irgend erwarten kann. Trotzdem redet er und Andere in den späteren Theilen des Gedichts stets so, als wenn ein Versöhnungsversuch Agamemnon's nie erfolgt wäre. Offenbar kennt die spätere Erzählung diese Gesandtschaft nicht.

Solche und andere Spuren zeigen, daß das ursprüngliche Gedicht starke Erweiterungen erfahren hat, und daß seine Glieder durch diese dazwischen geschobenen fremden Bestandtheile auseinander getrieben worden sind. Dies ursprüngliche Gedicht war, gemäß der Aufforderung an die Muse, den Zorn des Peleiaden Achilleus und seine unheilvollen Folgen zu singen, eine Achilleis. Auf den Zwist zwischen Agamemnon und Achill folgte hier die von Zeus der Thetis versprochene Niederlage der Griechen sogleich, und sie geriethen in die äußerste Bedrängniß. Als ihre Schiffe bereits von dem Feuer der Trojaner bedroht werden, entschließt sich Achill, ihnen Patroklos mit den Myrmidonen zu Hilfe zu senden; Patroklos fällt; das Verlangen, den Freund zu rächen, treibt Achill wieder in den Kampf, und mit der Erfüllung dieses Verlangens, mit Hector's Tode, schloß das Gedicht, an welches sich die Leichenspiele für Patroklos und die Rückgabe von Hector's Leiche als eine in gleichem Sinne gedichtete Fortsetzung anschließen.

Die nach Ausscheidung der Achilleis zurück bleibenden Gesänge setzen zwar den Zorn des Achill voraus, aber nicht den Beschluß des Zeus und (mit Ausnahme von zweien) auch keine Nothlage der Griechen. Es sind Scenen aus dem Trojanischen Kriege, durch keinen strengen Zusammenhang verbunden, ohne stetigen Fortschritt der Handlung nach einem bestimmten Ziel. Die zahlreichen poetischen Motive, welche die Trojanische Sage enthielt, forderten schon an sich zur ausführlichen Darstellung auf. Besonders aber wird der Wunsch, die Griechen, welche in der Achilleis die unterliegenden sein mußten, in ihrer siegreichen Ueberlegenheit über die Barbaren zu zeigen, diese Gesänge ins Leben gerufen haben, und die Abwesenheit Achill's vom Kriegsschauplatze ließ für die tapfern Thaten der übrigen Helden erwünschten Raum. So wurde die „Achilleis" zur „Ilias" erweitert.

Hinter den Gesängen der Achilleis stehen die übrigen weder an poetischer Kraft zurück, noch ist in Ton und Darstellungsweise eine Verschiedenheit wahrzunehmen, soweit eine solche nicht durch die Verschiedenheit des Inhalts bedingt ist. Wenn F. A. Wolf in den ersten Gesängen der „Ilias" viel mehr Ruhe und Natürlichkeit fand als in den letzten, welche weit stürmischer und poetischer seien[1]): so ist dies sehr begreiflich, da in diesen die Gestalt des unaufhaltsam auf sein Ziel zustürmenden Achill so sehr in den Vordergrund gestellt ist, daß sie das Interesse fast ausschließlich in Anspruch nimmt. Auch die oft geäußerte Ansicht, daß das letzte Buch einer nachhomerischen Periode angehöre, beruht auf trügenden Eindrücken: vielmehr ist dieser unvergleichliche Gesang, in welchem die Handlung in ebenso gewaltigen wie sanften Mollaccorden ausklingt, vielleicht die höchste Leistung der homerischen Poesie. Aber auch den vorletzten hat einer unserer besten Homerkenner, Karl Lehrs († 1878), mit Recht „ein entzückendes

[1]) Volkmann, Gesch. und Kritik der Wolf'schen Prolegomena S. 148.

Buch und das Werk eines außerordentlichen Meisters" genannt. „Auch Schiller," sagt er, „scheint, nach seinem überschwänglichen Ausdruck, davon einmal wie überrascht worden zu sein. Es ist wohl eine Neigung, an dieses Buch mit einem Vorurtheil heranzugehen, als an ein Füllstück, das im besten Falle doch etwas gar Besonderes nicht werde zu bieten haben. Kein Sturm und Drang des Krieges, der heroischen Leidenschaft, kein Fortschritt der Handlung. Aber nun wird man inne, was der Dichter auf diese leere Tafel hinzuwerfen verstand, welche Fülle und welchen Reiz. Jene selbigen Helden, welche wir in Schlacht und Gefahr gesehn, sehen wir nun beim Spiele mit demselben energischen Ernst, wir sehn sie beeifert wie die Kinder, ja bis zu Thränen, streitend und sich versöhnend, die Alten wie die Jungen, alle liebenswürdig und der Knabenjüngling Antilochus zum Küssen. Eine Figur hinzustellen, wie allein dieser Antilochus, und mit so wenigem: Schiller wäre der Mann gewesen, mit freudiger Bewunderung zu erkennen, wie weit das über sein eigenes Gestaltungsvermögen hinausging! — Die ethische Feinheit, die im Herzen des Dichters war und die in seine Schöpfung strömte, ihren Gipfel erreicht sie in der Art und Weise, wie Achilles den Wirth macht, mit einer wahrhaft ritterlichen Höflichkeit, die sich auf alle erstreckt, auch den eben noch so verhaßten Agamemnon, welcher in einer gewissen unnahbaren Königlichkeit gehalten ist, in welchem der Königlichkeit ihr Vorzug wird wie in Nestor dem Alter seine Ehre. Hätte auch das in der Seele des Sängers gelegen, eine Gelegenheit zu erfinden oder auszunutzen, um uns den Helden des Gedichts, den wir bisher fast nur, freilich in prachtvoller Leidenschaft gesehen, jetzt, bevor wir ihn in der abschließenden Besänftigung und in den Thränen menschlichster Rührung empfangen werden, vorbereitend in seiner friedlichen Liebenswürdigkeit sehen zu lassen, hätte dies, sage ich, auch in der Seele des Sängers gelegen, so wäre auch der Gedanke trefflich, wie es die Ausführung ist, und die Einheit des Gedichts nur eine reichere und vollere. Alles kommt aus dem Innern; daher man auch herauszufühlen glaubt, daß bei dem roheren Faustkampf sein Herz nicht war. Und keine der bekannten und geehrten und liebgewordenen Gestalten nimmt er dazu. Ueberall in Wahl und Verlauf trifft er das Angemessenste und Erfreulichste, z. B. ich will gar nicht sagen, daß er für den Ringkampf List und Kraft in Aias und Odysseus sich messen, sondern daß er beide unüberwunden davon gehen läßt. Und wie die Sachen, so ist der Ausdruck."

Die Hypothese der Entstehung der „Ilias" aus einer Achilleis ist (nachdem Düntzer in einer wenig bekannt gewordenen kleinen Schrift bereits 1839 eine sehr ähnliche Ansicht ausgesprochen hatte[1])) zuerst von George Grote in seiner „Geschichte Griechenlands" (1848) ausführlich entwickelt und begründet worden. So lange die deutsche Homerkritik vorzugsweise durch die Vertheidigung oder Bekämpfung der Lachmann'schen Theorie in Anspruch genommen war, hat Grote's Ansicht wenig Beachtung gefunden. Doch in der letzten Zeit sind mehrere Forscher auf verschiedenen Wegen zu demselben Resultat gelangt[2]).

---

[1]) Düntzer (Homer und der epische Cyklus, 1839) scheidet die Bücher II—VII, IX und X von den übrigen, erkennt aber hierin zwei Gedichte (vom Zorn und von der Rache).

[2]) Berg's Griech. Literaturgesch. I, 645: „Erst die Nachdichter haben das Gedicht vom Zorn

Daß die „Odyssee" ein planvoller angelegtes und durchgeführtes Gedicht ist als die „Ilias", hat man auch in neuerer Zeit allgemein anerkannt. Schon Odysseus' Selbsterzählung seiner Abenteuer setzt eine künstlerische Absicht voraus, um derentwillen der Dichter die zunächst liegende Anordnung nach der Zeitfolge der Ereignisse aufgab. Schon Horaz bewunderte die durch die Verlegung der Abenteuer in die Mitte des Gedichts herbeigeführte allmälige Steigerung des Interesses. Er rühmt, daß Homer nicht Rauch auf Feuer folgen, sondern aus dem Rauch den Lichtglanz hervorgehen läßt, um nun ein wunderbares Bild nach dem andern zu zeigen, Lästrygonen und Cyclopen, Scylla und Charybdis.

Allerdings hat Adolf Kirchhoff, dessen scharfsinniger und gelehrter Versuch, die allmälige Entstehung der Odyssee darzuthun[1]), bisher in Deutschland am meisten Zustimmung gefunden hat, beweisen zu können geglaubt, daß ein Theil der Abenteuer des Odysseus ursprünglich in der dritten Person als Erzählung des Dichters gedacht und gestaltet war, und zur Selbsterzählung des Helden umgestaltet worden ist. Als von Anfang an in der ersten Person erzählt betrachtet Kirchhoff die Abenteuer bei den Kikonen, Lotophagen, Cyclopen und im Todtenreich; dagegen als ursprünglich in der dritten Person erzählt und erst später dem Odysseus in den Mund gelegt die Abenteuer bei Aeolos, den Lästrygonen, Circe, der Scylla und Charybdis und auf der Insel des Helios. Nur jene sollen also zur Urodyssee gehören, diese dagegen von einem Fortsetzer herrühren. Doch Kirchhoff's Beweis hat sich als nicht stichhaltig erwiesen.

Die von Kirchhoff reconstruirte Urodyssee hat folgenden Inhalt. Auf die Götterversammlung im ersten Buch, in welcher Athene das Schicksal des Odysseus zur Sprache bringt, folgt sogleich die Sendung des Hermes an Kalypso, die darauf nach dem Beschluß der Götter den Helden entläßt. Er wird durch den von Poseidon erregten Sturm nach Scheria verschlagen, wo Nausikaa ihn mit Speise erquickt und mit Kleidern beschenkt. Im Palast des Alkinous von der Königin Arete nach seinem Namen und woher er die Kleider habe befragt, nennt er sich und erzählt seine Abenteuer seit der Abfahrt von Troja (bei den Kikonen, Lotophagen, Cyclopen und im Hades), dann (in einem verlorenen Stück), wie er nach der Insel der Kalypso und von dort nach Scheria gekommen, und beantwortet nun erst die Frage nach den Kleidern. Hierauf gehen alle zur Ruhe. Am folgenden Tage gelangt Odysseus, von den Phäaken reich beschenkt, auf einem ihrer Wunderschiffe schlafend nach Ithaka und wird sammt den Geschenken schlafend ans Land getragen. Poseidon wendet nun seinen Zorn von dem Helden, dem er so lange gegrollt, gegen die Phäaken und verwandelt das heimkehrende Schiff in Stein. Alkinous fordert das Volk nun zu einem Opfer für Poseidon auf, um dessen ferneren Zorn abzuwenden, und mit dem Verse „Sprach's. Da erschreckten sie sehr und rüsteten Stiere zum Opfer" schließt das Gedicht.

Diese Reconstruction leidet an mehr als einer Unmöglichkeit. Kirchhoff nimmt in der jetzigen „Odyssee" Anstoß daran, daß Odysseus die Frage der

---

des Achill zur eigentlichen Ilias erweitert." Ebenso Niese, Die Entwicklung der Homerischen Poesie, S. 135. Auch das von Naber angenommene Urgedicht ist eine Achilleis.

[1]) Kirchhoff, Die Homerische Odyssee. 1879.

Arete nach seinem Namen unbeantwortet läßt, während er die Frage nach den Kleidern sofort beantwortet. Nach seiner Ansicht mußte sich der Held auf jene Frage sofort nennen: dies geschieht daher in der reconstruirten Urodyssee, während die Antwort auf die andere Frage erst am Schluß der Erzählung von den Abenteuern erfolgt. Doch daß ein gesitteter Fremdling die Hausfrau, vor der er zu ihrem höchsten Befremden in ihren eigenen Kleidern erscheint, auf die Auskunft, wie er dazu gekommen, stundenlang warten läßt: das war in der Zeit des Odysseus ebenso unmöglich als gegenwärtig. Daß er sich dagegen nicht sofort nennt, ist so natürlich, daß das Gegentheil erstaunlich sein würde. Der Held, der „allen Menschen bekannt ist", dessen „Ruhm den Himmel erreichet", weiß, daß die Nennung seines Namens Fragen nach seinen Schicksalen zur Folge haben muß, die „der alten Wunden unnennbar schmerzliches Gefühl" wecken würden. Da Arete an der Art, wie er die Frage verredet, merkt, daß er unbekannt zu bleiben wünscht, verbietet das allbekannte Zartgefühl der Homerischen Gastfreundschaft, nochmals in ihn zu dringen.

Daß der Grund Kirchhoff's, einen Theil der Abenteuer von dem Urgedicht auszuschließen, kein hinreichender ist, wurde bereits bemerkt. Daß dagegen der allgemein für eine junge Episode geltende Aufenthalt im Hades von ihm als ein Theil der ursprünglichen Erzählung betrachtet wird, ist mindestens sehr bedenklich. Hier sei nur erinnert, daß, wenn irgend etwas in der „Odyssee" den Charakter einer spätern Periode der epischen Poesie trägt, dies der katalogartige Bericht über die Frauen der Vorzeit ist, die Odysseus im Hades gesehen hat. In einem so kurzen Gedicht, wie Kirchhoff's Urodyssee, ist er durch seine Länge doppelt auffallend, da er zu ihrem Inhalt in gar keiner Beziehung steht. Freilich ist kürzlich ein überraschender Grund für seine Einschaltung angegeben worden: Odysseus ist über die Frauen der Vorzeit so ausführlich, weil er dadurch das Herz der Arete gewinnt!

Doch der Haupteinwand gegen diese Reconstruction ist, daß das angenommene Urgedicht in der Mitte der Erzählung abbricht. Schon daß ein ganz nebensächliches Ereigniß (die Versteinerung des Phäakenschiffes) den Schluß bildet, wäre seltsam und nur dann natürlich, wenn der Gegenstand des Gedichts nicht die Rückkehr des Odysseus wäre, sondern der Zorn des Poseidon. Doch könnte man es erträglich finden, wenn wenigstens die Haupthandlung zu Ende geführt wäre. Dies ist aber keineswegs der Fall; die nackte Thatsache, daß Odysseus den Boden Ithaka's erreicht hat, ist nichts weniger als ein befriedigender Schluß eines Gedichts, welches ihn uns von so heißer Sehnsucht nach seiner Gattin erfüllt gezeigt hat, daß er um ihretwillen die Liebe einer Göttin und die Unsterblichkeit verschmäht. Nicht die Landung des Odysseus, sondern seine Wiedervereinigung mit Penelope muß der Schluß der ursprünglichen „Odyssee" gewesen sein, wie sie der der jetzigen ist: denn alles darauf Folgende ist eine später angefügte Fortsetzung, worüber, wie bemerkt, die besten Kritiker schon im Alterthum einig waren. Sodann weist aber auch der Schlaf des Odysseus während der Landung mit aller Bestimmtheit auf die Fortführung der Erzählung hin. Welchen Sinn hätte er, wenn ihm kein Erwachen folgte? „Er erwacht und erkennt jammernd sein Vaterland nicht!"

Welche Gestalt also die Urodyssee auch gehabt haben mag, die, welche ihr Kirchhoff gegeben hat, kann es auf keinen Fall gewesen sein. Daß aber in der That auch die „Odyssee" wie die „Ilias" sich aus einem kurzen Gedicht allmälig entwickelt hat, wird so gut wie allgemein angenommen. Neben zahlreichen, aus der mündlichen Ueberlieferung zu erklärenden, nebensächlichen Störungen des Zusammenhangs durch Zusätze und Einschaltungen aller Art, die sich leicht ausscheiden lassen, machen sich auch hier auffallendere Mängel an Uebereinstimmung, sowie Abweichungen von früheren Voraussetzungen bemerkbar.

In der Götterversammlung, mit der die „Odyssee" beginnt, wird beschlossen, Kalypso durch Hermes die Aufforderung zur Entlassung des Odysseus zu senden, während Athene sich nach Ithaka begeben will, um Telemach zu einem Protest gegen das Treiben der Freier und zur Reise nach Pylos und Sparta zu veranlassen. Diesen Beschluß führt Athene sofort aus, und die Erzählung der ersten vier Bücher beschäftigt sich ausschließlich mit Telemach, der sich am Schluß des vierten Buchs bei Menelaos befindet. Das bei weitem Wichtigere, die Sendung des Hermes zu Kalypso, dagegen unterbleibt und erfolgt erst nach einer neuen Götterversammlung im Anfange des fünften Buchs, ohne daß der frühere Beschluß erwähnt, und ohne daß hier oder im ersten Buch erklärt wird, warum er bisher nicht ausgeführt worden ist. Am Schluß des vierten Buchs schlägt ferner Telemach eine Einladung des Menelaos, bei ihm elf oder zwölf Tage zu verweilen, aus, und zwar aus triftigen Gründen. Als er aber im 15. Buch die Heimreise wirklich antritt, hat er einen vollen Monat in Sparta verweilt, die ganze Zeit nämlich, in welcher die Fahrt des Odysseus von Ogygia nach Scheria, sein dortiger Aufenthalt und die Rückkehr nach Ithaka erfolgt sind.

Weit mehr als der erste Theil der Odyssee zeigt der zweite Spuren nachträglicher Ausdichtung und Erweiterung. Odysseus wird, sobald er den Boden Ithakas betreten, von Athene in einen Bettler verwandelt, um unerkannt zu bleiben, und zu seiner Erkennung durch Telemach ist eine Rückverwandlung nöthig. Penelope würde ihn aber nach dem Freiermorde ohne eine solche erkennen, wenn nicht seine Lumpen sie irre machten. Es scheint, daß der Held, dessen göttergleiche Erscheinung noch vor wenigen Tagen Nausikaa bezauberte, an dieser Stelle durch Zeit und Leiden verändert gedacht ist, doch jedenfalls nicht verwandelt. Wenn also hier zwei verschiedene Vorstellungen durch einander zu gehn scheinen, so sind andrerseits einige Motive bis zum Uebermaß wiederholt. Daß Odysseus als Bettler von den Freiern mit einem Schemel oder Knochen geworfen wird, kommt mit geringen Variationen dreimal vor. Falsche Berichte über seine Person und sein Schicksal, ähnlich, doch nicht einmal in den Hauptpunkten gleich, gibt Odysseus viermal. Immer von Neuem verkünden Wahrzeichen seine Rückkehr und den glücklichen Ausgang seiner Unternehmung[1]).

Ob es jemals gelingen wird, den Umfang und Inhalt der Urodyssee annähernd mit einiger Sicherheit zu bestimmen, muß um so zweifelhafter erscheinen, je verschiedener die Ergebnisse der immer von Neuem angestellten Reconstructionsversuche sind. Die Verschmelzung der Bestandtheile ist hier sehr viel weiter vor-

[1]) Bonitz, Ueber den Ursprung der Homer. Gedichte, 5. Aufl., bes. von Neubauer, S. 32. f.

geschritten als in der „Ilias", so daß ihre Sonderung durch bloßes Zerlegen nicht möglich ist. Am mißlichsten ist es, die Entscheidung, ob ein Stück ursprünglich oder später hinzugefügt worden, auf Ton und Form der Erzählung zu begründen. Wenn z. B. die Abenteuer bei den Kikonen, Lästrygonen, Lotophagen und andern in kurzer, gedrungener und einfacher Weise erzählt sind, in der Cyclopie dagegen Erzählung und Beschreibung sich behaglich ergeht[1]): so ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß derselbe Dichter sich durch die verschiedenen Stoffe zu verschiedener Behandlungsweise aufgefordert fühlte. Aber auch abgesehen von dieser Möglichkeit dürfen wir nicht vergessen, daß in ihrer jetzigen Gestalt beide Gedichte der Niederschlag eines vielleicht Jahrhunderte fortgesetzten Bildungsprocesses sind. Wenn selbst der Inhalt verschiedener Abschnitte verschiedenen Perioden dieses Processes seine Entstehung verdankt, um wie viel mehr die Form, die bis zu ihrer Fixirung durch die Schrift unzähligen wechselnden Einflüssen unterworfen gewesen sein muß. Wenn einzelne Abschnitte in den älteren, kürzern Fassungen fixirt worden sind, bei andern eine reichlichere, dramatisch lebendige Darstellung (etwa weil sie allgemeinen Beifall fand) an die Stelle der ursprünglichen schlichten Erzählung getreten ist, so können dem Inhalt nach beide sehr wohl gleich alt, beide Bestandtheile der ältesten Odyssee gewesen sein.

Nach diesen Erwägungen erscheint auch die Frage, ob die „Ilias" älter sei als die „Odyssee", als eine kaum zu beantwortende, obwohl sie gegenwärtig von den meisten Kritikern bejaht wird. Die Anfänge beider Epen werden beieinander gelegen haben, auch ihre Ausdichtung ist ohne Zweifel gleichzeitig erfolgt, und während der jedenfalls langen Periode, in welcher sie aus kurzen Gedichten zu ihrem jetzigen Umfange erweitert und entwickelt worden sind, haben fortwährende Entlehnungen und Uebertragungen herüber und hinüber stattgefunden, die sich auch jetzt noch zahlreich nachweisen lassen. Wenn sich nun ergibt, daß gewisse Stellen oder Abschnitte der „Ilias" bereits vorhanden waren, während gewisse Stellen und Abschnitte der „Odyssee" noch fehlten, so folgt daraus nicht das Mindeste für das gleichzeitige Verhältniß der beiden Epen im Großen und Ganzen, geschweige denn für irgend ein früheres. Durch die unaufhörlichen Wechselwirkungen der beiderseitigen Ausdichtung sind auch Sprache und Versbau der „Ilias" und „Odyssee" im Wesentlichen durchaus gleichartig geworden. Die angeblichen Spuren einer vorgeschrittenen Cultur, einer höhern Sittlichkeit in der „Odyssee" sind trüglich; und wenn sich in derselben hie und da eine genauere Kenntniß der westlichen Länder zeigt, so können derartige Stellen ebensowohl zu den am spätesten entstandenen gehören, wie der Schiffskatalog der „Ilias".

Seit man aufgehört hat, „Ilias" und „Odyssee" als große einheitliche Schöpfungen eines Dichters zu betrachten, hat auch die ästhetische Würdigung der Homerischen Poesie eine völlige Umwälzung erfahren. An die Stelle des einen großen Homer sind zahlreiche Homeriden von sehr verschiedenem poetischen Vermögen getreten; neben die ersten Dichter Fortsetzer und Nachahmer, Bear-

[1]) Niese, a. a. O. 170 f. vergl. 188.

beiter, Ordner und Redactoren. „Ilias" und „Odyssee" erscheinen als Conglomerate, in denen edle und unedle, herrliche und geringe, ältere und jüngere Bestandtheile verbunden sind. Die fast uneingeschränkte Bewunderung früherer Zeiten gilt als ein überwundener Standpunkt, der eben nur dem Dilettanten erlaubt ist.

Wenn man im 17. und 18. Jahrhundert nicht Weniges zu tadeln fand, weil es den damals geltenden ästhetischen Regeln nicht entsprach, so erklärt die Kritik gegenwärtig bei Weitem mehr für mittelmäßig oder schlecht, armselig, ja abscheulich, was sie unfähigen Rhapsoden und Flickpoeten zuschreiben zu können glaubt. Hierbei kann man freilich zuweilen nicht umhin, sich eines Ausspruches von Goethe zu erinnern. „Weil zur Behandlung der Ueberbleibsel der antiken Literatur," sagt er, „ein besonderer Tact, eine Vertiefung in den abgeschiedenen Autor nöthig und ein gewisser Grad von Empfindungskraft gefordert wird, so kann man dem Philologen nicht verdenken, wenn er sich auch ein Urtheil bei Geschmackssachen zutraut, welches ihm jedoch nicht immer gelingen wird[1])."

Allerdings wird nun von keiner Seite bestritten, daß „Ilias" und „Odyssee" schwache Stellen enthalten. Oefter sind längere und kürzere Strecken aus entlehnten Versen und Phrasen gestoppelt, zum Theil aus solchen, die nur an der Stelle ganz passend stehen, aus welcher sie entnommen sind: manche derartige Abschnitte mögen als Füllstücke an die Stelle besserer Theile getreten sein, die verloren gegangen waren. Hier und da stößt man auf Zusätze und Einschaltungen, die sich nur aus völliger Gedankenlosigkeit der Rhapsoden erklären lassen. Die Erzählung ist stellenweise (so im ersten Theil des achten Buchs der „Ilias", in einem großen Theil des vierundzwanzigsten der „Odyssee") hastig und dürftig. Die (bereits erwähnten) Erweiterungen der Handlung im zweiten Theil der „Odyssee" sind öfter ungeschickt, besonders die gehäuften Variationen derselben Motive. Die Götterschlacht im 20. Buch der „Ilias" (130 Verse) ist armselig erfunden und roh ausgeführt.

Doch während die Stellen, an denen nach dem Ausdruck des Horaz „der gute Homer schlummert", weder erheblich noch zahlreich genug sind, um den Gesammteindruck der beiden Gedichte zu beeinträchtigen, machen diejenigen, deren poetischer Werth von neuern Kritikern ungünstig beurtheilt worden ist, einen beträchtlichen Theil des Gesammtbestandes derselben aus. Und man begegnet in der deutschen Homerliteratur der vier letzten Jahrzehnte Urtheilen, die man unbegreiflich finden müßte, wenn man nicht annehmen dürfte, daß sie unter dem Einflusse vorgefaßter Meinungen über die Entstehung der betreffenden Stücke gefällt sind. So findet Lachmann, daß die fünf Gesänge der „Ilias" vom achtzehnten bis zum dreiundzwanzigsten nicht bloß gegen die Patroklie, geschweige die noch edleren Theile der „Ilias" sich kühl und ärmlich ausnehmen, sondern auch, daß sie für fast alle Dichter der früheren Bücher geradezu zu schlecht sind, wenn er gleich zugibt, daß auch in ihnen viel Schönes ist. Wäre in der That das richtige Verständniß der „Ilias" nur auf Kosten der Empfänglichkeit für diese im Großen und Ganzen unvergleichlich herrliche Poesie zu erlangen, dann

[1]) Sprüche in Prosa (Kunst I, Nr. 670).

wäre es sehr theuer bezahlt. Mit Recht zählt Lehrs den ganzen Schluß der „Ilias" vom achtzehnten Buch ab zu „jenen größesten Kunstleistungen, welche (wie die Beethoven'schen Symphonieen) nach einem nicht genug zu bewundernden Reichthum die Möglichkeit auszuschließen scheinen, bis zum Schlusse noch eine Steigerung herbeizuführen, und dieses dennoch leisten durch gesteigerte Kraftfülle oder durch Anschlagen neuer und unerwarteter Empfindungen" [1]).

Mit noch peinlicherer Empfindung als jenes Urtheil Lachmann's liest man das eines andern großen Gelehrten über den Anfang der „Odyssee". Immanuel Bekker (1786—1871), dessen Namen jeder Philologe ebenfalls nur mit Verehrung nennt, hat in einer besondern Abhandlung nachzuweisen versucht, daß derselbe eine Stümperarbeit sei, in welcher die sonst gar nicht homerische Unbestimmtheit des Ausdrucks und Undeutlichkeit der Meinung in jeder Zeile, ja fast in jedem Wort auffallen. Man möchte glauben, Bekker habe eine Parodie des kleinlichsten Pedantismus beabsichtigt, aber leider ist seine Kritik ernst gemeint; auch hat es ihr nicht an Beifall gefehlt. Das den Helden des Gedichts so unvergleichlich bezeichnende Beiwort „der vielgewandte" (vielmehr eigentlich: „vielwendige") findet er nicht charakteristisch; denn gewandte Leute habe es unter den Hellenen stets, und so lange Hellenen waren, gegeben. Ebenso wenig individuell sei der Zusatz: „der umgeirrt, nachdem er Troja zerstört" — denn auf den Ruhm der Zerstörung hatten Andere noch höheren Anspruch, und umhergeirrt waren viele von den Belagerern Troja's wie von den Belagerten. „Vieler Menschen Städte gesehen," fährt Bekker fort, „das hat am Ende jeder Reisende und Odysseus nicht einmal in vorzüglichem Maß; von den fünf oder sechs Völkerschaften, die er besucht hat, den Kikonen, Lotophagen, Cyclopen, Lästrygonen und Phäaken und den in Nebel gehüllten, also nicht einmal gesehenen Kimmeriern, werden nur vier oder fünf mit Städten aufgeführt" u. s. w. Nur zu sehr erinnert diese Kritik an die Beanstandung des Goethe'schen Verses „wie wohlig 's ist dem Fischlein auf dem Grund", da es den Fischen an der Oberfläche ebenso wohl sei; oder an den Tadel der Stelle des Liedes vom Baum im Odenwald, unter dem der Liebende viel tausendmal mit seinem Schatz gewesen ist: denn da diese Zusammenkünfte im Freien nur im Sommer und zwar nur bei gutem Wetter stattfinden konnten, auch sicherlich sehr oft aus Gründen aller Art unterbleiben mußten, würde das Liebespaar nach vielen tausend Wiederholungen derselben ein so vorgerücktes Alter erreicht haben, daß es schon längst eine bequemere Art des Zusammenseins vorgezogen hätte.

Vielleicht werden diese und ähnliche Urtheile künftigen Zeiten nicht weniger fremdartig erscheinen, als uns die des Julius Cäsar Scaliger und Thomasius; doch daß sie gegenwärtig das natürliche Gefühl zu beirren vermöchten, ist kaum zu befürchten. Die Zahl der Leser, die von jenen letzten Gesängen der „Ilias" hingerissen werden, oder die aus den Anfangsversen der Odyssee „der erquickende Hauch naiver Ursprünglichkeit anweht" (Lehrs), ist heute hoffentlich nicht geringer als vor hundert Jahren. „Il y a quelqu'un qui a plus d'esprit que Monsieur de Voltaire: c'est tout le monde."

---

[1]) Lehrs bei Kammer, Die Einheit der Odyssee, S. 788.

Im Verhältniß zu dem gewaltigen Aufwand von Arbeit und Scharfsinn, den namentlich in den letzten vier Jahrzehnten die Versuche zur Beantwortung der Homerischen Frage erfordert haben, scheint auf den ersten Blick das Resultat erschreckend winzig, ja gleich Null zu sein. Nicht nur ist bisher in keinem wesentlichen Punkte eine Uebereinstimmung erzielt, sondern sie ist auch vorläufig nicht zu erwarten. Doch darf uns auch hier das Wort Lessing's trösten, daß der Trieb nach Wahrheit, wenn auch mit dem Zusatz immer und ewig zu irren, dem Besitz der Wahrheit vorzuziehen sei: „denn der Besitz macht ruhig, träg und stolz." Der dem deutschen Geiste so tief eingepflanzte Trieb, ins Unbekannte vorzudringen, nach dem Warum des Warum zu fragen, führt uns nothwendig öfter in die Irre als andere Nationen, die mehr auf Erhaltung, Fortpflanzung und Verwerthung des geistigen Besitzes bedacht sind: aber häufig ist die Erweiterung wissenschaftlicher Erkenntniß nur um den Preis wiederholter Irrgänge zu erkaufen. Nicht bloß weil in unserm Jahrhundert Deutschland der Hauptsitz der Studien des classischen Alterthums war, ist die Homerische Frage fast ausschließlich eine Frage der deutschen Wissenschaft geblieben, sondern weit mehr, weil die deutsche Wissenschaft immer den Muth haben wird, Probleme in Angriff zu nehmen, deren Lösbarkeit zweifelhaft ist. Sodann ist der mittelbare Gewinn, den die Versuche zur Beantwortung der Homerischen Frage gebracht haben, keineswegs ein geringer gewesen. Die auf dies Ziel gerichteten Studien und Arbeiten haben nicht bloß die Einsicht in das Wesen des Volksepos überhaupt wesentlich gefördert, sondern auch über die Homerischen Epen vielfach neues Licht verbreitet. Zahlreiche Eigenthümlichkeiten derselben, die früher übersehen oder mißverstanden worden waren, sind klar gelegt, und gar Manches ist allgemein anerkannt, was vor fünfzig Jahren auch die besten Kenner des Homer noch nicht ahnten.

Eine Einigung über die Entstehung der Homerischen Gedichte kann — soweit es überhaupt möglich ist — nur dann erzielt werden, wenn die Forschung sich zu einer größern Resignation entschließt, als sie bisher bewiesen hat. Es kann ihr gelingen, die Entwicklung der „Ilias" und „Odyssee" in ihren Hauptphasen zu verfolgen, frühere Gestalten der Gedichte theilweise und in allgemeinen Umrissen festzustellen: doch je vollständiger sie deren Geschichte vor der schriftlichen Aufzeichnung zu rekonstruiren, je mehr Daten sie aus derselben zu ermitteln unternimmt, desto mehr werden die Differenzpunkte der Reconstructionen die Momente der Uebereinstimmung überwiegen. Denn es liegt in der Natur des Gegenstandes, daß die Entscheidung über das Für und Wider hier noch weit mehr als bei andern Untersuchungen der höhern Kritik von subjectiven Auffassungen abhängt. Der Boden, auf dem die Forschung sich bewegt, ist vielfach ein schwankender, und sie ist fortwährend in der Lage, Möglichkeiten mit Möglichkeiten zu combiniren. So entsteht ein luftiger Hypothesenbau nach dem andern, um bald wieder zusammen zu stürzen und vergessen zu werden.

Unter den Tausenden und aber Tausenden, die im Alterthum und in neuerer Zeit die Homerischen Gedichte zum Gegenstande ihrer Studien gemacht haben, hat es natürlich auch an absonderlichen Geistern und „originalen Gemüthern"

nicht gefehlt, und so ist die Welt von Zeit zu Zeit durch ungeahnte Aufschlüsse über den Dichter und seine Werke überrascht worden. Da dieselben zum Theil erheiternder Natur sind, mögen einige den Schluß dieser Uebersicht bilden.

Der Philologe Apio, Vorsteher der gelehrten Schule in Alexandrien, Führer der dortigen Antisemitenpartei und Redner einer Gesandtschaft derselben an den Kaiser Caligula, galt in seiner Zeit für den größten Kenner Homer's. Er war ein auf den verschiedensten literarischen Gebieten thätiger Vielschreiber, und ein gelehrter Charlatan von beispielloser Unverschämtheit (er pries Alexandria glücklich, einen solchen Bürger zu besitzen, und erklärte, daß er Jeden mit Unsterblichkeit beschenke, dem er ein Buch widme). Er war stets auf Reisen, um seinen Ruhm auszubreiten; Kaiser Tiberius hatte ihn die „Allerweltspauke" genannt. Er befaßte sich auch mit Magie, und durch diese wurde ihm ein großes Geheimniß kund. Um zu erfahren, in welcher der sieben Städte, die sich darum stritten, Homer geboren sei, citirte er seinen Geist. Derselbe erschien auch und gab ihm die erbetene Auskunft — aber leider unter dem Siegel der Verschwiegenheit. Doch eine ihm zuerst gelungene, wichtige Entdeckung konnte Apio seinen staunenden Zuhörern mittheilen. Man hatte gefragt, warum Homer die „Ilias" mit einem Wort von so übelm Klange wie „Zorn" begonnen habe. Apio erkannte zuerst, daß er damit für scharfsinnige Leser eine Andeutung über den Plan seines ganzen Werkes habe geben wollen. Die beiden ersten Buchstaben des Wortes Zorn (μῆνιν) bedeuten nämlich als Zahlzeichen 48: die Zahl der Gesänge, welche „Ilias" und „Odyssee" zusammen enthalten sollten. Der Einwand, daß die Abtheilung der Epen in je 24 Bücher erst in Alexandria gemacht worden sei, würde Apio schwerlich in Verlegenheit gesetzt haben: er würde es für einen glücklichen Zufall erklärt haben, daß die dortigen Gelehrten die Absicht des Dichters ausgeführt hatten, ohne sie zu ahnen.

Welche Ansichten noch vor hundert Jahren über Homer verbreitet waren, ersieht man aus dem Buch des Engländers Thomas Blackwell über sein Leben und seine Schriften, das Winckelmann eines der schönsten Bücher der Welt nannte und J. H. Voß 1776 ins Deutsche übersetzte. Darin heißt es, über Homer's Blindheit dürfe man sich nicht wundern: die anstrengenden Studien, die er zur Erlangung seiner alle Wissensgebiete umfassenden Gelehrsamkeit machen mußte und bei denen er wahrscheinlich oft die Nacht zu Hilfe nahm, waren nur zu geeignet, seine Sehkraft allmälig zu zerstören.

Doch im neunzehnten Jahrhundert sind über die Person Homer's noch erstaunlichere Ansichten zu Tage getreten. C. F. Schubarth führte in seinen „Ideen über Homer und sein Zeitalter" (1821) aus, der Dichter sei kein Grieche gewesen, sondern ein Trojaner, und er habe am Hofe eines Fürsten aus dem Geschlecht des Aeneas gelebt: daß die Poesie im Glanze eines Hofes und unter fürstlichem Schutze am besten gedeihe, zeige ja das leuchtende Beispiel Goethe's. Zum Beweise führt er an, daß Aeneas in der „Ilias" in besonders ehrenvoller Weise erwähnt wird, und daß die Cultur der Trojaner dort als eine höhere erscheine, als die der Griechen; sie würden als gesittet und besonnen geschildert, während die Griechen sich plump, roh und unbedacht zeigen. Das Buch Schubarth's erregte das Interesse Goethe's hauptsächlich dadurch, daß es ihn in seiner

Ueberzeugung von der Einheitlichkeit der „Ilias" befestigte, da er nun „die sondernde verneinende Epoche überstanden hatte, die jedem Dichter verhaßt sein muß"; und er trat mit dem Verfasser, der ihm schon früher persönlich einen günstigen Eindruck gemacht, in einen Briefwechsel[1]).

Einen noch viel wunderlicheren Einfall als das Buch Schubarth's enthält ein wenig späteres von Karl Christian von Leutsch, „Anleitung zur Auslegung der Griechischen und Römischen Mythen" (1828). Der Verfasser glaubt bemerkt zu haben, daß oft von zwei aufeinanderfolgenden Homerischen Versen der zweite eine Einschränkung des ersten enthalte. Er erklärt dies so, daß Pisistratus aus seinen Rhapsoden zwei Comités gebildet habe, von denen das eine für die Griechen, das andere für die Trojaner Partei nahm. Hatte jenes einen Vers zum Lobe der Griechen und ihrer Helden recitirt, so machte dies einen einschränkenden Zusatz. Auf diese Weise habe der Anfang der Odyssee seine Gestalt erhalten:

Griech. Singe mir, Muse, den Mann, der weit in der Welt herumgekommen,
Troj. Aber auch oft fehlgegangen ist.
Griech. Nachdem er die heilige Troja zerstört hatte. Der viel Städte und Menschen sah,
Troj. Aber auch viel bittere Erfahrungen machte und viel Drangsale erduldete.
Griech. Aus diesen rettete er aber sich sowohl als seine Genossen.
Troj. Sich wohl, aber nicht seine Gefährten, denn die rannten selbst in ihr Verderben.

Im Jahre 1829 veröffentlichte der Franzose Lechevalier, der die Levante bereist und seine Reise in der Ebene von Troja beschrieben hatte, ein (zuvor in einer englischen Schrift angekündigtes) Buch (in Folio mit 20 Lithographieen) unter dem Pseudonym Constantine Coliades, Professeur de l'université Jonienne: „Ulysse-Homère ou du véritable auteur de l'Iliade et de l'Odyssée." Schon der Engländer Bryant hatte die Ansicht ausgesprochen, daß Homer in der „Odyssee" seine eigenen Schicksale und Leiden geschildert habe[2]), und Lechevalier bewies nun aufs Umständlichste, daß Niemand anders als Odysseus der Verfasser beider Gedichte gewesen sein könne. Schon längst habe man in denselben die überaus treffenden Beschreibungen alles Landschaftlichen in Griechenland wie in der Ebene von Troja bewundert: jede Stadt, jeder Berg und Fluß wird mit demjenigen Prädicat bezeichnet, das man an Ort und Stelle als das ohne Vergleich passendste erkennt. Woher konnte ein armer Dichter die Mittel haben, um ganz Griechenland und einen Theil von Kleinasien zu bereisen? Odysseus dagegen kannte nicht nur die Umgegend von Troja als Theilnehmer an dem zehnjährigen Feldzuge aufs Genaueste, sondern auch ganz Griechenland, da er von Agamemnon zu allen dortigen Fürsten gesandt worden war, um sie zur Unterstützung seines Unternehmens aufzufordern. Ferner zeigt sich in den Beschreibungen der Schlachten, der Aufstellungen des griechischen Heeres in der „Ilias" so viel Kenntniß der Taktik und Strategie, daß, wie jeder mit dem Terrain Bekannte gestehen muß, der erfahrenste Feldherr keine größere hätte beweisen können. Unmöglich konnte ein Dichter die Kriegswissenschaft so aus dem

[1]) H. Hettner, Briefe Goethe's an C. F. Schubarth, Deutsche Rundschau V. (October 1875), S. 23 ff.

[2]) A dissertation concerning the war of Troy 1799.

Grunde studirt haben: der Verfasser dieser Beschreibungen muß ein Feldherr gewesen sein, und an welchen könnte man eher denken, als an Odysseus, den zugleich erfahrensten und des Wortes mächtigsten? Auch der Name Homer's soll (nach einer unmöglichen Etymologie: ὁμοῦ — ἦρος) „zugleich ein Sänger und ein Held" bedeuten. Was sodann in der „Odyssee" von den Irrfahrten des Helden berichtet wird, konnte außer ihm selbst Niemand wissen. Zwar hatte er es den Phäaken erzählt, aber nach dem ausdrücklichen Zeugniß Homer's hatten diese mit andern Völkern keinen Verkehr. Auch die Gefährten des Odysseus wußten es, aber sie waren sämmtlich vor der Heimkehr umgekommen. Der Penelope und dem Telemach hatte er nur einen summarischen Bericht geben können, denn nach der Tödtung der Freier wurde er sofort durch die Unterdrückung der Unruhen in Anspruch genommen, welche deren Angehörige erregten, dann durch die Neuordnung des zerrütteten Staatswesens, endlich durch die Reise nach dem Norden, die ihm Tiresias auferlegt hatte. Zu einer ausführlichen Erzählung hatte er also niemals Zeit. Daß er dagegen seine Thaten und Leiden besungen hat, um ihr Andenken der Nachwelt zu erhalten, ist um so weniger auffallend, da „er in einer Epoche lebte, in welcher so viele Könige des Orients, die zugleich Dichter und Krieger waren, wie Moses, David, Salomon u. s. w., die Kriege besangen, in denen sie gekämpft hatten."

Wenn nun nach Lechevalier der Verfasser der „Iliade" ein Fürst und Feldherr gewesen sein muß, so wird dagegen in einer unlängst erschienenen Schrift[1]) behauptet, daß es ein Militärarzt (im Sinne seiner Zeit) war. Die hohe Achtung, die er für die Medicin an den Tag legt, die den Leser beinahe störende Genauigkeit der Berichterstattung über die körperlichen Folgen von 147 Verwundungen, die dabei eingestreuten chirurgisch-anatomischen Bemerkungen, die wahrhaft staunenswerthe Richtigkeit der inneren Beziehungen von Waffe, Treffsähigkeit, Verwundungsstelle und Tödtlichkeit und manches Andere zeigt aufs Deutlichste, welches Homer's eigentlicher Beruf war.

Doch weit mehr als die Person des Dichters hat zu allen Zeiten der Inhalt seiner Gedichte den grübelnden Scharfsinn beschäftigt. Immer von Neuem hat man einen Sinn derselben erschließen zu können gemeint, der dem oberflächlichen Verständniß verborgen geblieben sei. Hauptsächlich hat man sich dabei der allegorischen Interpretation als Schlüssel bedient, doch auch Berichte über historische Ereignisse unter der Hülle der Dichtung zu erkennen geglaubt. Im Anfange des 18. Jahrhunderts, in welchem man immer noch in der griechischen Sage Reminiscenzen aus hebräischen Ueberlieferungen suchte und fand, sah der Holländer Gerhard Crösus in der „Ilias" eine Geschichte der Zerstörung von Jericho[2]), während J. Hagen darin eine typische Vorbildung von dem Untergange Jerusalems zu erkennen meinte. Verwandter Natur, nur ebenso jetzigen wissenschaftlichen Anschauungen angepaßt, wie jene Erklärungen den damaligen, ist der Versuch des Staatsmannes, der bis vor Kurzem an der Spitze der Regierung Englands stand, für den Inhalt der „Ilias" und „Odyssee" ein

[1]) Dr. H. Frölich, Die Militärmedicin Homer's. 1879.

[2]) G. Croesus, Homerus Ebraizans. 1706.

neues Verständniß mit Hilfe der monumentalen Urkunden des alten Aegyptens zu gewinnen[1]). Gladstone, der dem Studium Homer's seit mehr als einem Vierteljahrhundert mit anerkennenswerthem Eifer, wenn auch mit wenig Glück, seine Muße gewidmet hat, glaubt, daß der Dichter in der Zeit der Größe Thebens, in der Zeit der kriegerischen achtzehnten Dynastie lebte. Seine Kenntnisse von ägyptischen Verhältnissen habe er an den Höfen von Fürsten in Griechenland erworben, welche Nachkommen der von den Pharaonen dort als Herrscher eingesetzten Vasallen waren. Wenn die asiatische Hofhaltung des Priamus mit einer so großen Anzahl von Söhnen und Töchtern von der altgriechischen Einfachheit ebenso absticht, als ihr der Charakter Achill's mit den colossalen Dimensionen seiner Leidenschaften und Handlungen fernsteht, so erklärt sich dies daraus, daß Homer hier wie dort unter dem Eindrucke der gewaltigen Persönlichkeit Ramses' II. (Sesostris) dichtete. Die eine Seite des Wesens dieses großen Monarchen, welcher 166 Kinder (darunter 59 Söhne) hatte, verkörperte er in Priamus, die andere in Achill. Wenn Achill schon durch sein bloßes Erscheinen das Heer der Trojaner in die Flucht treibt, so steht diese Stelle in einem bemerkenswerthen Zusammenhange mit dem poetischen Bericht, nach welchem Ramses, von 2500 feindlichen Kriegswagen umringt, allein durch dieselben sich seinen Weg bahnte u. s. w.

Auch die (allerdings durch ihre ungewöhnliche Verkehrtheit selbst in dieser Literatur sich auszeichnende) Erklärung der Irrfahrten des Odysseus als einer Umschiffung Afrika's beruht auf der Voraussetzung, daß historische Ereignisse der Kern der Homerischen Dichtung sind. Ein österreichischer Schulmann, Anton Krichenbauer (übrigens ein tapferer Vertheidiger der deutschen Schule gegen Ultramontanismus und Tschechenthum, † 1884), hat ernsthaft ausgeführt, daß die „Odyssee" die Geschichte einer um 1450 v. Chr. unternommenen Südpolexpedition enthalte. Von Arabien, dem Lande der Lotophagen, fuhr Odysseus an der Ostküste Afrika's hinab und gelangte bis zu den Kimmeriern am Südpol, der damals die Temperatur des nördlichen Schwedens gehabt haben muß, und an der Westküste hinauf bis zu den Canarischen Inseln und weiter bis zur Straße von Gibraltar (wo in der Michaelsgrotte die Skylla hauste). Auf diese Entdeckungsreise folgten ähnliche Unternehmungen von Menelaos und Andern[2]).

Oefter jedoch als historische Ereignisse sind alte Naturmythen für den eigentlichen Kern der Homerischen Dichtung gehalten worden, wobei man meist annahm, daß das Verständniß derselben dem Dichter bereits verloren gegangen war. So hat man in der „Ilias" ein Gemälde vulkanischer Erscheinungen und Erdrevolutionen, ja sogar die Geschichte einer Mondfinsterniß gesehn[3]), und kürzlich hat einer der Nestoren der deutschen Philologie, P. Forchhammer in Kiel (geb. 1803), ein vortrefflicher Kenner der Trojanischen Ebene, in einem eigenen Buche ausgeführt, daß es unmöglich ist, in den Kämpfen vor Troja etwas An-

[1]) Gladstone, Homeric Synchronism, an enquiry into the time and place of Homer. 1876.

[2]) Krichenbauer, Die Irrfahrt des Odysseus als eine Umschiffung Afrika's erklärt, 1877. Derselbe, Die Irrfahrt des Menelaos., 1877.

[3]) Welcker, Zoega's Leben, II, 132.

deres zu erkennen, als den Kampf der Elemente der Natur[1]). Gemäß seiner lebenslänglich mit seltener Unentwegtheit vertretenen Ansicht, daß die griechische Mythologie eine in einer Art von Räthselsprache abgefaßte Geschichte der dortigen Naturerscheinungen, namentlich der atmosphärischen, ist, erkennt er als Inhalt der „Ilias" die in den winterlichen Ueberschwemmungen der Trojanischen Ebene immer wiederkehrenden Erscheinungen, den Kampf der Gewässer, von denen sie überfluthet ist, mit denen, die an den Bergen herabströmen.

Forchhammer unterstützt seine Ansicht durch eine sehr kühne Etymologie der Heldennamen. Achill (d. h. der Uferlose) ist „der Heros der Ueberschwemmung der Flußmündungen"; Hektor der Fluß, der sich innerhalb seiner Ufer hält, Agamemnon ein in die Luftregion, aus der der Regen herabkommt, hineinreichendes Wesen, Priamos (d. h. Säg-Sand) der Simois im Sommer, wo sein schmaler Wasserlauf in einem breiten Bett sich langsam durch den Sand hindurchsägt. Paris ist ein Bach, und wenn Hektor sagt, er sei würdig, ein steinernes Gewand anzuziehn, so bedeutet dies, nicht wie man gewöhnlich annimmt, gesteinigt zu werden, sondern unter die Kiesel seines Bettes zu versiegen. Die goldenen Waffen des Glaukos sind das fließende Wasser des Flusses, welches er in aufsteigenden Dämpfen dem Heros des dampfenden Flusses Diomedes gibt, und die kupfernen Waffen, die er von diesem erhält, sind die durch die Kälte niedergeschlagenen Dämpfe. Die Patroklie ist hauptsächlich die Ueberfluthung und Wasserbewegung in dem großen Winterbett zwischen dem Simois und dem Osmak.

Auch die „Odyssee" ist in ähnlicher Weise erklärt worden. Zoega soll darin ein Gemälde unterirdischer Verwüstungen gesehen haben, doch nach Müllenhoff (der übrigens auch Achill für einen Waldstrom hält) haben wir in ihr ein Naturmärchen ganz andrer Art zu erkennen[2]). Odysseus ist der Held der guten Fahrzeit, die Cyclopen repräsentiren die rohe und wüste Naturgewalt des Meergottes, die sieben Jahre, die Odysseus bei Kalypso verlebt, sind die sieben Wintermonate (als wenn der Winter in Griechenland und Kleinasien so lange dauerte wie in Berlin), die Phäaken sind die guten Geister der Schiffahrt, „die Wunschwinde", mit ihrer Verschließung durch Poseidon ist das Märchen aus, und daher erklärt es sich auch, daß die (von Kirchhoff angenommene) Urodyssee hier endet.

Endlich sei hier noch eine vermeintliche Entdeckung erwähnt, welche nicht den Inhalt, sondern die Composition der „Iliade" und „Odyssee" in einem ganz neuen Lichte zeigen und das bisher ungeahnte größte Wunder der Homerischen Dichtung erschließen soll — eine „eben so tief greifende als tief verborgene Herrschaft der Zahlform". Johann Georg von Hahn, Doctor der Rechte und österreichischer Generalconsul für das östliche Griechenland († 1869), ein in mehr als einer Beziehung ausgezeichneter Mann, der auch als Schriftsteller in trefflichen Leistungen auf andern Gebieten ein sehr gesundes Urtheil bewiesen hat,

---

[1]) Dr. P. W. Forchhammer, Erklärung der Ilias auf Grund der in der beigegebenen Originalkarte von Spratt und Forchhammer dargestellten topischen und physischen Eigenthümlichkeiten der Troischen Ebene. Ein Beitrag zur Erledigung der Homerischen Frage. 1884.

[2]) Müllenhoff, Deutsche Alterthumskunde I, S. 30–47.

glaubte gefunden zu haben[1]), daß „Ilias" und „Odyssee" „Zahlenbauten" sind, welche zu irgend einer Zeit, aber von derselben Hand oder Schule eine planmäßige, künstlich angelegte und durchgeführte chronologische und dieser entsprechende arithmetisch-rhythmische Gliederung erhalten haben: und zwar sei die ihnen so gegebene Form in der auf uns gekommenen Ausgabe unverletzt erhalten, so daß an den 15,693 Versen der „Ilias" und 12,110 der „Odyssee" keiner fehlt und keiner zu viel ist. Nicht bloß in der Zeitdauer der Ereignisse zeigt sich eine überaus künstliche Symmetrie, sondern auch die Länge der Abschnitte ist durch arithmetisch-rhythmische Gesetze genau bestimmt, wozu selbstverständlich nicht bloß schriftliche Aufzeichnung, sondern auch die andauernde Arbeit einer Schule, und wohl auch einer Periode gehörte, in der der echte Heldengesang längst gelehrten Meistersängern Platz gemacht hatte. Zur Abwehr der zu erwartenden Einwendungen gegen das Ergebniß seiner Forschung erinnert der Verfasser an die Ausbildung des Formensinns bei den Hellenen, der bei der Bildung ihres nationalsten und höchsten Geistesproducts doch nicht ausgeschlossen gewesen sein könne. Tabellen erleichtern die Uebersicht über die Resultate der Untersuchung. Die Zeittafel der „Ilias" zeigt, daß in derselben drei symmetrisch gegliederte Zeitrechnungen neben einander geführt sind: die allgemeine, die des Zornes (des Achill) und die Olympische. In der ersten sind die 49 Tage der Ilias zu folgenden Gruppen geordnet:

$$\overbrace{9+9+9+2}^{\text{Eingang}}\ \overbrace{+3+1+3}^{\text{Chronik}}\ \overbrace{+9+1+9+2}^{\text{Schluß}} = 49.$$

In der zweiten:

Zornanfang		ruhender Achill		Zornwechsel		handelnder Achill
1	+	14	+	1	+	14

u. s. w. Eine entsprechendere Gliederung hat die „Odyssee". Dann bilden auch die Verszahlen der einzelnen Abschnitte streng symmetrisch geregelte Skalen, in welchen die „Reimzahlen" (22, 33, 44 u. s. w.) eine große Rolle spielen. Die Abschnitte der „Odyssee" und „Ilias" sind nämlich folgende:

Odyssee	Ilias
1) 1211	1) 1111
2) 2422	2) 2222
3) 3633	3) 3333
4) 4844	4) 4444
5) 6055	5) 5555
6) 7266	6) 6666
u. s. w.	

Der sechste Abschnitt der „Ilias" umfaßt den 25. Tag, den „Mitteltag", der auch seiner Bedeutung nach den Gipfelpunkt der Handlung bildet. Nun hat er aber nicht 6666 Verse, die er nach der obigen Skala haben sollte, sondern 6663. Daß jedoch die fehlenden 3 Verse nicht zufällig ausgefallen, sondern ihm absichtlich entzogen worden sind, ergibt sich daraus, daß sein erstes Drittheil 2221 Verse hat; der ursprüngliche Ansatz ist also in kaum merklicher Weise

[1]) Aphorismen über den Bau der auf uns gekommenen Ausgaben der Ilias und Odyssee. 1856.

geändert worden. Außer den „Urskalen“ haben „Ilias“ und „Odyssee“ noch eine andre Gliederung nach den Angaben der Tageszeiten (Nychthemeralskalen), die jener ersten sehr kunstvoll angepaßt ist. Ferner ist auch ein bestimmtes Verhältniß zwischen den Gliederungen der „Ilias“ und „Odyssee“ und ihrer Abschnitte durchgeführt. Endlich hat die Symmetrie auch in den Angaben der von jedem Haupthelden getödteten Gegner, desgleichen in den Daten des Schiffskatalogs gewaltet. Z. B. zählt derselbe 44 achäische Chefs, von welchen nur 17 Matadors sind, unter den 27 Trojanischen Chefs finden sich 6 Matadors. Die Gesammtzahl der „Chef-Matadors“ beträgt demnach 23, d. h. ebenso viel als die Gesammtzahl aller achäischen Matadors, oder die Hälfte der am ersten Schlachttage fallenden 46 Troier. Der achäische Schiffskatalog besteht aus: 17 Chefmatadors + 10 fallende Chefs + 17 Chefs, die weder zu den Matadors noch zu den Gefallenen gehören = 44. Der troische: 2 Chefmatadors + 4 fallende Chefmatadors + 11 fallende Chefs = 17 + 10 Chefs, die zu keiner jener Kategorien gehören = 27. Hier herrscht also die Zahl 17 überall vor. Ebenso viele Achäer fallen aber auch am ersten Schlachttage, und ebenso viel beträgt die Differenz zwischen den Achäer- und Troerchefs des Schiffskatalogs.

Man sieht, daß die Homerische Literatur an Beiträgen zur Geschichte der Verirrungen des gelehrten Scharfsinns ebenso wenig arm ist als an Beiträgen zur Geschichte der Aenderungen des Geschmacks. Doch der Jungbrunnen der Homerischen Poesie strömt noch immer „herrlich wie am ersten Tag“: in ihm kann Jeder, den der „Wissensqualm“ krank gemacht hat, „gesund sich baden“.

Ein päpstliches Conclave im vorigen Jahrhundert[1]).

Von

Otto Hartwig.

Das Jahr 1870 wird in zweifacher Hinsicht einen tieferen Einschnitt in der Entwicklung der römisch-katholischen Kirche bilden, als sich jetzt schon übersehen läßt. Denn keins der beiden großen Ereignisse, welche sich in diesem Jahre in Rom vollzogen, die päpstliche Unfehlbarkeitserklärung und die Niederwerfung der letzten Reste der kirchlichen Territorialherrschaft, wird rückgängig zu machen sein. Die wohl zusammenhängenden und fest ineinander gefügten Ketten von Vorgängen, als deren Schlußglieder beide Ereignisse anzusehen sind, müßten gleichfalls erst aus der Welt geschafft werden, wenn man die letzten Consequenzen derselben wieder aufheben wollte. Und dann stehen beide Vorgänge, aus so verschiedenen, ja einander diametral widersprechenden Ursprüngen sie erwachsen sein mögen, und so unabhängig von einander schließlich die Factoren waren, welche ihre Inscenirung herbeiführten, doch in einem so tiefen inneren Zusammenhange, daß jede Alterirung des einen auch auf den anderen seine Rückwirkung ausüben müßte. Der Papst zu Rom vereinigte in seiner Person zwei wesentlich verschiedene Functionen. Einmal war er der Stellvertreter Gottes auf Erden, dann weltlicher Herrscher eines Landstrichs von Mittelitalien mit so und so viel weltlichen Unterthanen. Diese beiden Functionen schlossen im Laufe der Zeiten einander in dem Grade immermehr aus, als sich die für die erfolgreiche Durchführung dieser Thätigkeiten an ein und dieselbe Person zu stellenden Ansprüche steigerten, durchkreuzten und aufhoben. In Perioden eines verfallenden und wenig friedlich geordneten Staatslebens war die Doppelherrschaft des Bischofs von Rom im Patrimonium Petri eine mögliche, ja ersprießliche und selbst für die Nachkommen der Quiriten glückliche gewesen. Aus den Zeiten des mittelalterlichen Völkersturms und der Kämpfe, die den Grund zur Entwicklung des

---

[1]) Lettere di Benedetto XIV scritte al Canonico Pier Francesco Peggi a Bologna (1729—1758) col Diario del Conclave del 1740 pubblicate per cura di F. X. Kraus. Friburgo i. B. e Tubinga, J. C. R. Mohr. 1884. P. 188 in 8vo. (Auch mit entsprechendem deutschen Titel, da Vorrede und Inhaltsangabe in deutscher Sprache abgefaßt sind.)

heutigen Europa's gelegt haben, datirt daher auch die Entstehung der weltlichen Gewalt des römischen Pontifex. Jemehr sich aber die geistige Machtfülle des Vicars Gottes auf Erden steigerte und je zahlreicher und größer andererseits die Aufgaben wurden, welche man an die Leitung eines weltlichen Staatswesens stellte, desto klaffender mußte der Widerstreit zwischen beiden Gewalten werden, den wohl die Theorie zu überbrücken verstand, welchen aber die Praxis des täglichen Lebens vor Aller Augen immer schärfer bloßlegte. Papst Leo der Große erhielt das kaiserliche Decret, das dem päpstlichen Stuhle die höchste gesetzgebende und richterliche Gewalt in der ganzen Kirche beilegte. Als Attila vor den Mauern Roms erschien, ging ihm aber auch dieser Papst im hohenpriesterlichen Schmucke entgegen, und die Gottesgeißel wendete ihre Scharen wieder nordwärts. Zur Zeit des Papstes, der sich die Unfehlbarkeit beilegen ließ, wurde über die Beschickung der ersten Londoner Industrieausstellung von Seiten des Kirchenstaates verhandelt. Der darüber befragte Herzog von Sermoneta aus dem Geschlechte, dem Papst Bonifaz VIII. entstammte, wußte zur Absendung aus dem Kirchenstaate nichts Eigenthümlicheres vorzuschlagen als — un Cardinale imbalsamato. Der Widerstreit zwischen den großen principiellen Ansprüchen des Papstthums und den thatsächlichen Zuständen im Kirchenstaate hat mit Nothwendigkeit zur Sprengung der in der Person des Papstes vereinigten grundverschiedenen Functionen geführt. Die geistliche Unfehlbarkeit beibehalten und den Kirchenstaat weltlich regieren wollen, das hieße schon, ganz abgesehen von der die moderne Welt beherrschenden Tendenz, die einzelnen Völker in nationale Staaten zusammen zu fassen, den Strom der Geschichte zurückzudämmen versuchen. Gewiß ist der Widerstreit zwischen dem Stellvertreter Gottes auf Erden und dem Papst-König, wie die Italiener sagen, schon früher schwer empfunden worden. Wie wäre es sonst zu erklären, daß keine Stadt der Welt mehr Volksaufstände und Revolutionen aufzuweisen hat als das christliche Rom? Die weltliche Gewalt des Papstes litt unter den Rückwirkungen, welche seine geistliche Machtvollkommenheit auf die Methode und die Ziele des weltlichen Regiments ausüben mußte. Sollte aber nicht auch umgekehrt die Leitung der gesammten Kirche unter den Rücksichten auf den weltlichen Besitz des Papstthums gelitten haben und schwer von ihnen geschädigt worden sein? Das ist die Meinung nicht nur aller der Kirchengemeinschaften, welche sich von der römischen Kirche losgesagt haben, sondern sie war schon eine Ueberzeugung von unzähligen frommen Christen, ehe die große Kirchenspaltung im 16. Jahrhundert ausbrach. Die unbefangene, von keinen confessionellen Rücksichten beeinflußte Geschichtsforschung kann unseres Erachtens noch weiter gehen und behaupten, daß ohne diese Doppelstellung des Papstthums der Protestantismus, ich will nicht sagen, nicht aufgekommen wäre, sicherlich aber sich nicht in der Weise siegreich behauptet haben würde, wie es geschehen ist.

Hatten schon die Rücksichten auf die Erhaltung ihrer weltlichen Macht die Politik der Päpste gegen die staufischen Kaiser bestimmt und mit diesen den Untergang der deutschen Kaisergewalt herbeigeführt, welche Noth ist nicht einem so gut katholischen Fürsten, wie Kaiser Karl V. es war, von den Päpsten nur um des Kirchenstaates willen bereitet worden! Sein Scheitern der deutschen Refor-

mation gegenüber ist ihnen vor Allem beizumessen. Und als nun auf den gewaltigen Angriff, den die protestantischen Ideen auf das ganze hierarchische System im Anfang des 16. Jahrhunderts gemacht hatten, der furchtbare Rückschlag der wohl stark erschütterten, aber noch ungebrochenen Macht des romanischen Katholicismus am Ende dieses Jahrhunderts erfolgte, der in seiner Weiterentwickelung zum dreißigjährigen Kriege führte, wer brach die Macht der rückwärtsströmenden Woge, als sie ihren Höhepunkt erreicht hatte, und rettete den Protestantismus aus politischen Gründen? Es war wahrlich nicht in letzter Linie Papst Urban VIII. „Mitten in der Feuersbrunst katholischer Kirchen und Klöster," so sagten die Mitglieder der Curie und die Einwohner von Rom „steht der Papst kalt und starr wie Eis, der König von Schweden hat mehr Eifer für sein Lutherthum, als der heilige Vater für den alleinseligmachenden Glauben." Der Protestantismus hatte seit 1626 alle selbständige Widerstandsfähigkeit verloren. Urban VIII., der sich zunächst als weltlicher Fürst betrachtete, hat ihm dieselbe durch sein Thun wiedergegeben.

Von einem solchen Einflusse auf die Geschicke der christlichen Nationen, wie ihn Papst Urban VIII. ausgeübt hat, ist in den folgenden Jahrhunderten keiner der Nachfolger Christi gewesen. Immerhin bildeten die Päpste, namentlich bei Entscheidung der Schicksale der italienischen Halbinsel, auch noch im 18. Jahrhundert einen Factor, mit dem die größten Mächte gar sehr rechnen mußten. Um ihren Vortheil zu wahren und sich dauernd zu sichern, waren die großen katholischen Mächte darauf angewiesen, sich die Zuneigung des jeweilig regierenden Papstes zu erwerben, und deshalb schon bei den Papstwahlen auf das Eifrigste darauf bedacht, einen Cardinal, der ihnen günstig gesinnt war, auf den Stuhl Petri zu erheben. Es hatte sich deshalb ein eigenthümliches Einwirkungsrecht, oder richtiger gesagt, ein vom Cardinalscolleg als ein Recht geduldetes und anerkanntes Herkommen ausgebildet, nach dem eine jede der drei katholischen Mächte, das deutsche Reich, dessen Stelle später Oesterreich eingenommen hat, Frankreich und Spanien, einem ihnen ganz besonders unangenehmen Cardinale, auf den sich die zur Papstwahl nöthige Zweidrittelmajorität der Stimmen zu vereinigen drohte, die Exclusive geben, d. h. ihn für unwählbar erklären konnten. Es ist begreiflich, daß die Einsprache einer weltlichen Macht in die Operationen des heiligen Geistes, aus denen doch die Papstwahl hervorgehen soll, das Zustandekommen einer Wahl sehr beeinflussen, beziehungsweise erschweren mußte. Ihrer bedienten sich die Führer der mit einander im Conclave ringenden Parteien in taktisch entscheidenden Momenten gleichsam als des groben Geschützes, das jeden Widerstand vor sich niederwirft, während alle anderen Strategeme bei der Gewandtheit und Geübtheit der ergrautesten Praktiker doch immer von zweifelhafter Wirkung waren. Der Cardinal Alexander Albani, der Protector Winckelmann's, glaubte daher im Hinblick auf die Fülle der bei einer Papstwahl aufgewendeten Künste und Listen, denen der beabsichtigte Erfolg im Ganzen doch so wenig sicher gegenüberstehe, mit einer Wendung, die eines Boccaccio würdig wäre, annehmen zu sollen, daß diese so oft beobachtete Erscheinung die Wahrheit, daß jede Papstwahl doch nur das Werk des heiligen Geistes sei, aufs Klärlichste erweise. Doch blieb die Mehrzahl der katholischen Mächte und auch

der Cardinäle selbst stets anderer Meinung und ließ es nicht an den althergebrachten Versuchen fehlen, die Papstwahl nach weltlichen Interessen, persönlichen Wünschen und kirchlichen Parteileidenschaften zu leiten. Erst 1829 konnte der Romantiker Châteaubriand seinem vorgesetzten Minister schreiben: „Trois choses ne font plus les papes: les intrigues des femmes, les menées des ambassadeurs, la puissance des cours.“ Und doch gab ein Jahr später die Krone Spanien einem Cardinal noch mit Erfolg die Exclusive. Im vorigen Jahrhundert beherrschte diese Institution aber geradezu die Conclaves. Waren noch dazu die Zeiten solche, in denen wirklich große Interessen, auf die das Papstthum noch von Einfluß war, auf dem Spiele standen, oder hatten sich in den Reihen der Cardinäle scharfe Gegensätze herausgebildet, die durch erprobte und geschickte Praktiker offengehalten und ausgenutzt werden konnten, dann war daher eine Papstwahl in der That ein Werk, an dem mehr als menschlicher Witz zu scheitern in Gefahr kam, und das nur äußere Umstände oder ein an sich ganz außerhalb aller Berechnung liegendes Ereigniß — um nicht den profanen Ausdruck: Zufall zu brauchen — zu einem gedeihlichen Ende führen konnten. — Bei der Natur des bei der Papstwahl einzuhaltenden Wahlverfahrens und dem großen Interesse, das sich doch bei den Diplomaten und dem römischen Volke daran knüpfte, über den Gang des Conclaves dauernd unterrichtet zu sein, kann es nicht befremden, daß wir zwar über die Geschichte der einzelnen Papstwahlen sehr viele Nachrichten haben, aber kaum irgend welche Berichte anderer Art so einander widersprechend und von so fragwürdiger Glaubhaftigkeit sind als diese. Eine wirkliche Geschichte der einzelnen Papstwahlen gibt es daher nicht, so viele Relationen auch über sie fast in jeder größeren öffentlichen oder Privatbibliothek Italiens vorhanden sind. Denn das vierbändige Werk von Petrucelli della Gattina „Histoire des conclaves“, das vor zwei Jahrzehnten in französischer und italienischer Ausgabe erschien, kann ebenso wenig als eine rein wissenschaftliche Leistung angesehen werden als etwa das Buch, welches der berühmte Romancier Eugène Sue über die Geschichte der französischen Marine hat erscheinen lassen und das gleichfalls mehrere Auflagen erlebt hat. Denn sind beide Werke in der That wegen des in ihnen mitgetheilten urkundlichen Materials sehr werthvoll, so läßt doch die wissenschaftliche Verwerthung desselben beinahe Alles zu wünschen übrig. Della Gattina's Schrift hatte ja auch eine ganz bestimmte politische Tendenz. Denn war nach ihm schon 1864 das weltliche Papstthum auch keine lebende Macht mehr, die man bekämpfen mußte, und bezeichnet er selbst die ihm gestellte Aufgabe also nicht als die „eines Kriegers oder Henkers, sondern als die eines Instructionsrichters“, so dürfte doch Niemand in Zweifel sein, daß er als Instructionsrichter nicht rein sachlich, sondern mit einer starken Animosität den geschichtlichen Proceß Italiens gegen das Papstthum instruirt hat. Immerhin liegen aber in dem Buche zahlreiche, echte Acten von bestunterrichteten, persönlich unparteiischen Zeugen vor, welche viele Papstwahlen in höchst eigenthümlicher Beleuchtung erscheinen lassen.

Die Geschichte der Wahl eines der edelsten und besten, jedenfalls eines der gelehrtesten, wenn nicht des gelehrtesten der Päpste, von allen, die je den Stuhl Petri inne hatten, die Wahl Benedikt's XIV., der in demselben Jahre sein

Pontificat antrat, in dem Friedrich der Große seinen Thron bestieg, wird es auch dem Befangensten klar machen, daß es bei den Wahlen des Stellvertreters Gottes auf Erden sehr menschlich zugegangen ist. Und das um so sicherer, als wir jetzt im Stande sind, einer geschichtlichen Skizze des Conclaves Benedikt's XIV. einen Bericht zu Grunde zu legen, der von dem schließlich erkorenen Papste selbst ausgegangen ist. Denn wenn es auch nicht ein eigentliches Diarium des Cardinals Prospero Lambertini zu dem Conclave von 1740 ist, welches uns Herr Professor F. X. Kraus in der oben genannten „Ferienschrift" mit Briefen des Papstes an einen alten geistlichen Freund in Bologna zum ersten Male zugänglich gemacht hat, vielmehr diese summarische Aufzeichnung über die entscheidenden Vorgänge in dem ein halbes Jahr, vom 18. Februar bis 19. August 1740, dauernden Conclave erst später entstanden ist, so haben wir doch in ihr einen zuverlässigen und gewiß nicht zu dunkel gefärbten Bericht. Wir können das um so sicherer erkennen, als uns gerade über diese unerhört schwierige Wahl noch anderweitige sehr gute Nachrichten erhalten sind. Der französische Reisende Charles de Brosses, Präsident des Parlaments von Dijon, hat uns in den 1739 und 1740 aus Italien geschriebenen Briefen, welche zu den wichtigsten Quellen zur Culturgeschichte der Halbinsel aus dem vorigen Jahrhundert gehören, eine ausführliche, in manchen Zügen sehr plastische und drastische Beschreibung derselben Wahl gegeben. Sie stimmt in den Hauptzügen mit der Erzählung Benedikt's XIV. vollkommen überein. Der Präsident de Brosses, der 1740 bei dem feierlichen Einzuge der Cardinäle aus der Peterskirche in das Conclave an der Seite des stimmführenden französischen Cardinals de Tencin schritt und das herumstehende Volk sagen hörte: „Dieser da, de Tencin, wird den Papst machen," war fast eben so gut unterrichtet, als Benedikt XIV. selbst. Motivirt er einzelne Vorgänge genauer als der Papst, so begreift sich das leicht. Ein Papst, und wäre es auch Benedikt XIV., kann eben nicht Alles sagen, wenigstens nicht schriftlich. Da della Gattina den Bericht von de Brosses so wenig gekannt zu haben scheint als das Diario des Papstes, er aber sich auf eine ganze Reihe von Berichten beziehen kann, welche die an der Curie sich damals aufhaltenden officiellen und halbofficiellen Diplomaten ihren Höfen erstatteten, so sind wir über das Conclave von 1740 aufs Beste und Sicherste unterrichtet. Wie gut man übrigens im vorigen Jahrhundert in Deutschland über die meisten und selbst intime Vorgänge an der Curie mit Nachrichten versehen war, geht aus dem farblosen Buche hervor, das 1743 M. R(anft) über „Leben und Thaten des jetzt regierenden Papstes und aller lebenden Cardinäle der römischen katholischen Kirche" hat erscheinen lassen. —

Die politische Lage Italiens war 1740 nicht ganz so unsicher als vierzig Jahre früher, da der spanische Zweig des habsburgischen Hauses ausstarb. Jetzt, wo das Erlöschen der deutschen Habsburger im Mannesstamme bevorstand, lagen die Verhältnisse insofern günstiger für das Haus Oesterreich, als sein Gegner nicht das Frankreich Ludwig's XIV. war, vielmehr ihm nur der spanische Zweig des Hauses Bourbon gegenüberstand. Aber gar wohl mochte man sich in der Hofburg noch aller der Verlegenheiten und Gefahren erinnern, in die Clemens XI. (Albani 1700—1721), der als Creatur Oesterreichs gewählt

war, sich aber dann sofort auf die Seite Frankreichs geschlagen, Oesterreich gestürzt hatte. Die drei Nachfolger Clemens' XI., der, wenn die Zeiten nicht gründlich andere gewesen wären, das Zeug dazu gehabt hätte, die Rolle eines Julius II. zu spielen, hatten den sie mit Anforderungen aller Art bedrängenden Mächten soviel nachgegeben, als mit ihrer Würde vereinbar oder unvereinbar war. Innocenz XIII. (1721—1724) war mit vollem Bewußtsein friedlich gegen die Staatsgewalten gestimmt, obwohl er der Familie angehörte, welche elf Nachfolger Petri, darunter Innocenz III., zu den Ihrigen zählte. Benedikt XIII., ein Orsini, 1724—1730, lebte gleichfalls auf friedlichem Fuße mit den weltlichen Monarchen, aber nur weil diese seinen allmächtigen Günstling Coscia bestachen. Das Conclave, das nach seinem Tode stattfand, brachte mit Hilfe des Bankhauses der Corsini in Rom nach fünfmonatlicher Dauer einem Corsini die dreifache Krone. Als Clemens XII. (1730—1740) versuchte, Parma als heimgefallenes Kirchenlehen zu reclamiren, wiesen ihn die Mächte, die über Parma schon 1718 frei verfügt hatten, mit seinen Ansprüchen ruhig ab. Die Händel, in welche er darauf mit dem ersten bourbonischen König von Neapel gerieth, fielen noch unglücklicher aus. Nicht minder andere, in die er sich mit Spanien verwickelte. Nur in den Arbeiten zur Verschönerung Roms und zur Erhaltung seiner antiken Denkmäler ließ man ihn frei schalten.

Nahmen die weltlichen Fürsten aber so wenig Rücksichten auf die Ansprüche der Curie, mußte ihnen also diese eher als schwächlich denn als gefährlich erscheinen, so begreift es sich nur, daß, wenn das Conclave nach dem Tode Clemens' XII. doch sechs Monate dauerte, zu den Intriguen der Diplomaten noch eigenthümliche Dispositionen des Cardinalcollegs hinzukommen mußten. Und diese waren auch vorhanden.

Das Cardinalcolleg war zur Zeit des Ablebens von Clemens XII. sehr vollzählig. Es bestand aus 70 Mitgliedern, von denen der letzte Papst allein 32 ernannt hatte. Als eine Regel für die Papstwahl war es nun anzusehen, daß der neu zu ernennende Stellvertreter Christi nicht aus der Reihe der von dem letzten Papste erkorenen Cardinäle berufen wurde. Man gönnte den jüngeren Cardinälen die Tiara im Allgemeinen nicht, wollte keine allzu lang dauernden Pontificate schaffen und vor Allem nicht den Genuß der herrschenden Stellung an der Curie durch zwei Pontificate ein und derselben Partei, oder wenn man lieber will, Familie oder Clique überlassen. Denn die von dem letzten Papste ernannten Cardinäle galten als eine Art engerer Genossenschaft, die dem Nepoten des verstorbenen Papstes, der die Geschäfte geführt, zu Dank verpflichtet, sich um diesen als ihren Führer zu schaaren hatte. Das trat schon in der Ausstattung der Conclavezellen äußerlich hervor, indem die äußeren Wände der Räume, in welchen diese Cardinäle während der Dauer des Conclaves hausten, mit violetter Serge bekleidet, während alle übrigen grün ausgeschlagen waren. Wollte man nun nicht, daß dieselben Leute direct oder indirect sich durch zwei Pontificate hin in den leitenden Stellungen behaupteten, so war zunächst die Partei des Papstnepoten zu stürzen. Das gelang auch in der Regel. Die Römer scherzten deshalb wohl, ein Papstnepote sterbe dreimal: einmal beim Tode des

alten, dann bei der Wahl des neuen Papstes und erst zum dritten Male wie die andern Menschen.

Auch in dem Conclave von 1740 drang der päpstliche Cardinalnepot Neri Corsini nicht durch, obwohl er von vornherein über die so beträchtliche Anzahl der „Creaturen" seines Oheims verfügte und die Kronen Frankreich und Oesterreich sich seinen Candidaten freundlich bezeigten. Denn er hatte in dem Führer der alten Cardinäle, Hannibal Albani, dem Nepoten Clemens' XI., einen Gegner, dem er nicht gewachsen war. „Denn," so sagte man auch damals, „ein Heer von Hirschen, das von einem Löwen geführt wird, ist gefährlicher als ein Heer von Löwen, an dessen Spitze ein Hirsch steht." Man darf sagen, daß allein die Künste dieses Mannes, welcher allerdings als päpstlicher Kämmerer (Camerlengo) dem Conclave vorstand, und der jetzt nun schon zum vierten Male dabei thätig war, der Christenheit ein Oberhaupt zu geben, die lange Dauer des Conclaves verschuldet, die Berechnungen aller Anderen zu nichte gemacht, und die Wahl Benedikt's XIV. wenn auch nicht durchgesetzt, so doch ermöglicht haben.

Am 6. Februar 1740 war Clemens XII. nach längerer Krankheit, und schon seit geraumer Zeit völlig erblindet, gestorben. Rasch wurden die üblichen Maßregeln ergriffen, die dem Todesfalle jedes Papstes zu folgen pflegten. Die in dem Castell St. Angelo festgehaltenen Gefangenen wurden am 7. Februar in Freiheit gesetzt, nachdem sie Alles ihnen Erreichbare schon zerschlagen hatten. Dann begann der Aufbau des Conclaves im Vatican. Bedenkt man, daß für siebenzig Cardinäle in den Corridoren und Sälen des päpstlichen Palastes Wohnung geschaffen werden mußte, jede dieser Wohnungen aus mindestens drei Räumen besteht, in die sich der Cardinal mit seinen Conclavisten und niederen Dienern theilt, von der zahlreichen, mindestens sechzig Köpfe starken übrigen Gefolgschaft abgesehen, dann wird man den Ausdruck treffend finden, daß man zur Papstwahl eine Stadt in ein Stockwerk eines Hauses und kleine Häuser in ein Zimmer baue. Damit keine äußere Einwirkung „den Flügelschlag des sich herabsenkenden heiligen Geistes" störe, werden Thüren und Fenster der occupirten Räume bis auf kleine, hochgelegene Oeffnungen vermauert. Ein fast undurchdringliches Halbdunkel herrscht daher in den langen Corridoren, so daß die Passanten an dunkelen Tagen zur Mittagszeit mit Laternen gehen müssen. Zieht sich das Conclave längere Zeit hin, bricht die Sommerhitze herein, dann entwickeln sich in ihm gar rasch alle die Plagegeister, die Nicolai ganz Italien verleideten. Da der Vatican im Rufe steht, nicht immun gegen Malariafieber zu sein, so hat man wohl die Sommer-Conclaves im Quirinal abgehalten. Aber 1740 saß man im heißen August nach sechsmonatlichen Mühen noch immer in den düsteren, übervölkerten, ungelüfteten Zellen des Vaticans. Am 18. Februar 1740 nämlich war der größte Theil der in Rom befindlichen Cardinäle, nachdem die Leichenfeierlichkeiten für Clemens XII. beendet und die sonstigen Formalitäten erfüllt waren, ins Conclave gezogen. Da die auswärtigen Cardinäle noch nicht hatten herankommen können, war fast ein Dutzend der Eminenzen, die wohl ahnen mochten, daß ihnen eine lange Clausur bevorstehen werde, unter dem Vorgeben, unwohl zu sein, noch in ihren Wohnungen verblieben. Erst sehr allmälig füllten sich die wie immer vorher verlosten Zellen. Daß der Cardinal

Coscia, den Clemens XII. wegen mancherlei Vergehen hatte verurtheilen lassen, und der jetzt doch zur Wahl vom Cardinalscolleg zugelassen worden war, aus seinem Gefängniß herauskommend, in den Besitz einer der besten Zellen gekommen war, erregte besonders den Neid seiner weniger günstig situirten Collegen. Wäre es freilich nach dem Vorschlage des Cardinals Alexander Albani, dem die Cardinäle, als dem kunstverständigsten von ihnen, den Bau des Conclaves übertragen hatten, gegangen, dann hätten die Cardinäle überhaupt weniger über ihre Behausungen zu klagen gehabt. Denn er hatte gerathen, für die auswärtigen Cardinäle, die aller Voraussicht nach doch nicht zum Conclave kommen würden, die schlechtesten Zellen zu reserviren und nur die guten zu verloosen. Aber die alten Cardinäle lehnten diesen Vorschlag zur Güte als dem Herkommen zuwiderlaufend ab; nur so viel konnte der an Wohlleben und Luxus gewöhnte Kunstmäcen erreichen, daß man die zwei schlechtesten Zellen nicht mit verlooste und das ungesunde Appartamento di Borgia dem Beichtvater, den Aerzten und den Dienern der Cardinäle überließ.

Es frommt nicht, die Namen aller der Wähler, welche man für „papabel" d. h. für wahlfähig hielt, hier aufzuzählen und sie zu charakterisiren. Der Satz: „daß wer als Papst in das Conclave geht, als Cardinal wieder herauskommt", sollte sich auch dieses Mal bestätigen. Anfänglich nahmen sich die Eminenzen auch sehr die Zeit. „Von dem neuen Papst reden," sagte der Cardinalnepot Corsini, „das ist so gut, als wenn einer von der Pest spräche." Die Führer der verschiedenen Parteien beobachteten vorläufig noch einander. Hannibal Albani hüllte seine Pläne in undurchdringliches Geheimniß, während Corsini, im Bewußtsein der Führer der zahlreichsten Gruppe zu sein, zuerst Vorstöße wagte, die dann aber regelmäßig mit einer Niederlage endeten. „Man muß zunächst den Weg säubern," sagte er zu einem Bundesgenossen, der sich über die Niederlage eines gemeinsamen Candidaten beklagte. Einzelne Eminenzen erlaubten sogar übele Scherze bei der Wahl. So erregte es mit Recht den Zorn der älteren Cardinäle, daß bei einem Scrutinium sogar eine Stimme für den Cardinal Coscia abgegeben wurde, der also aus dem wohlverdienten Gefängniß heraus auf den Stuhl Petri gelangen sollte. Da bei den ersten Probewahlen sich für die Candidaten Corsini's, der mit dem französischen Geschäftsträger, dem Cardinal de Tencin, gemeinschaftlich operirte, sich nur 17 Stimmen zusammenfanden, denen 15 der alten Cardinäle gegenübertraten, also noch viel fehlte, um die nöthige Zweidrittel-Majorität herauszubekommen, versuchte man den Führer der Gegenpartei, den Cardinal Albani, über seine Pläne auszuholen und schlug verschiedene, ihm wohl acceptable Candidaten vor. Aber der „alte Fuchs" ging nicht heraus, und de Tencin beschloß nun, das Ganze hinzuhalten, bis die übrigen französischen Cardinäle angekommen seien und auch die Hofburg durch den Mund des Cardinals del Giudice sich erklärt habe. Da de Tencin geglaubt hatte, der Widerstand gegen den von ihm zuletzt aufgestellten Candidaten, den Genuesen Spinola, sei besonders von dem Doyen des Cardinalcollegs, dem Venetianer Ottoboni, ausgegangen, so kam es auf einem Corridore des Conclaves zwischen beiden Eminenzen zu einem heftigen Wortwechsel. Der Venetianer war über die Anmaßung des ultramontanen Cardinals

so aufgebracht, daß er, in seine Zelle zurückgekehrt, einen Schüttelfrost bekam, gegen den ihm seine Diener einen Trunk schweren Weines reichten. Daran ist dann der alte Bonvivant und Protector aller Virtuosen und Poeten in seinem Palaste, der Cancellaria, einige Tage darauf gestorben. Es war das erste Opfer, das dieses Conclave verschlang. Nicht lange nach ihm verschied, am 12. März, G. B. Altieri, der vom Schlage getroffen wurde, während das Colleg eben in einer Abstimmung begriffen war.

Die wiederholten Versuche Corsini's, mit Hilfe de Tencin's dem Cardinalcollegium einen ihnen genehmen Candidaten aufzudrängen, hatte die Wähler ganz unwirsch gemacht. Die fünfzehn Stimmen der Minorität verwandelten sich, nachdem noch einige neue Wähler eingetreten waren, in eine Majorität von zweiundzwanzig, ja achtundzwanzig. Aber diese Zelanti, die sich der persönlichen Beeinflussung entziehen wollten, waren selbst nichts weniger als einig. Der Cardinal Aquaviva, ein Neapolitaner, der die spanische Exclusive besaß, verständigte sich wohl mit dem Kämmerer Hannibal Albani zur Niederwerfung der Creaturen Clemens' XII., war aber doch nicht geneigt, auf seine eigenen Candidaten zu verzichten. Doch fast hätte man schon am 5. April, ganz gegen den Willen der Führer, einen Papst gehabt. Um vorwärts zu kommen, hatte sich Corsini mit dem Cardinal Leander Porzia dahin verständigt, daß dieser die Creaturen Benedikt's XIII. zur Wahl eines der Anhänger Corsini's, den schon genannten Spinola, bestimmen solle, während er für Porzia dann eintreten werde, wenn dieser nicht durchgehe und umgekehrt. Porzia war nun in seinem Interesse sehr thätig. Er gewann von den älteren Cardinälen eine ganze Reihe. Man sagte, er habe nicht weniger als sechsen eventuell die Stelle des Staatssecretärs versprochen. Aber der Handel wurde verrathen. Der ungestüme Passionei — der Cardinal, welcher in seiner großen Bibliothek kein Werk eines Jesuiten duldete, — machte drei Nächte lang so viele Besuche in dieser und jener Zelle seiner Mitwähler, und brachte das ganze Conclave in eine solche Aufregung, daß man Porzia, der sich schon seinem Ziele nahe glaubte, fallen ließ. Aber so gefährlich schien seinen Gegnern dieser Mann, daß sie am 26. April an die verschiedenen Zellen gedruckte Inschriften ankleben ließen, auf denen zu lesen war: „So lange wir nicht diesem Fra di Porzia" — er war Benediktinermönch — „die Bastonade geben, werden wir nicht vorwärts kommen." Hierüber aufgebracht, verlangte Porzia eine exemplarische Bestrafung des Attentäters, den er in demselben Conclavisten erkannt zu haben glaubte, der Passionei von seinen Aussichten unterrichtet hatte. Da der Kämmerer Hannibal Albani die Strafe auf eine strenge Vermahnung an sämmtliche Conclavisten beschränkte, verließ Porzia das Conclave und starb kurz darauf. Zu seinem Nierenleiden war das Fieber gekommen. In Rom sagte man, er sei an der Papstsucht — rabbia papale — verschieden.

Aber auch mit Spinola kam man nicht vorwärts. Es vereinigten sich bis zu dreißig Stimmen gegen ihn. Da mußten Corsini und de Tencin doch endgültig von ihm absehen. Mittlerweile war auch das Conclave, trotzdem daß schon drei Eminenzen mit Tode abgegangen waren, und sich dreizehn, so weit ich sehen kann, ganz von ihm fernhielten, viel vollzähliger geworden. Da war

der berühmte Cardinal Rohan, Fürstbischof von Straßburg, erschienen, der mit de Tencin allerdings nicht auf dem besten Fuße lebte und dessen Einfluß als Vertreter Frankreichs er gelegentlich durchkreuzte. Die Cardinäle von Bouillon, Kollonitz, Zinzendorf waren auch angelangt. Der letztere, Fürstbischof von Breslau, den Friedrich der Große gerade ein Jahr darauf in Ottmachau verhaften und nach Breslau bringen ließ, war mit Podagra behaftet in Rom angekommen. Da ihm seine Aerzte verordnet hatten, den kranken Fuß täglich in ein frisch geschlachtetes Schwein zu stecken, so verlangte er, daß ein solches täglich ins Conclave gebracht werde. Das schlugen ihm aber die Cardinäle ab, und er trat nun nicht eher ein, bis sein Leiden durch die angeordnete Cur gehoben war.

Mittlerweile war die Osterwoche, während der die Wahlgeschäfte ruhten, vorübergegangen und der Kämmerer des Conclaves begann nun, nachdem er die Gegner seine Macht hatte fühlen lassen, activer hervorzutreten. Den auswärtigen Cardinälen, welche ihn angingen, seinen Einfluß auf die Beschleunigung der Wahl geltend zu machen, pflegte er aber zu sagen, er müsse sich Zeit nehmen, den rechten Nachfolger des hl. Petrus zu finden; sie kämen wohl zum Conclave nach Rom, würden dann vom neuen Papst huldvoll behandelt, und feierten Feste in der ewigen Stadt, um nach ihnen in ihre Residenzen zurückzukehren und den Papst niemals wiederzusehen; er aber müsse in Rom bleiben und gewärtig sein, daß ihn ein ihm feindlich gesinnter Papst ins Gefängniß werfe; da heiße es auf seiner Hut sein. In der That hatte ihn Clemens XII. schlecht behandelt, was jetzt dessen Creaturen erfahren mußten.

Da alle von Corsini vorgeschlagenen Candidaten 28 oder 29 Stimmen gegen sich hatten, dieser also sehen mußte, daß er nicht durchdringen werde, ließ ihm Hannibal Albani sagen, er solle sich mit ihm auf den Cardinal Ruffo, eine Creatur von Clemens XI., vereinigen; thue er das nicht, so werde er mit den dreißig Stimmen, die ihm zur Verfügung ständen, und den acht Stimmen, über die Aquaviva, der Führer der spanischen Partei, verfüge, den Papst ohne ihn machen, und zwar dann den frommen Cardinal Gotti wählen. Corsini, hierdurch ängstlich gemacht, zeigte das sofort dem Cardinal de Tencin an, der seinerseits den österreichischen Procurator del Giudice bestürmte, dem Gotti die Exclusiva zu geben; wenn del Giudice sich hierzu nicht entschließe, werde das zum Bruche zwischen Oesterreich und Frankreich, das Gotti perhorrescire, führen. Del Giudice, der keinen Auftrag hatte, Gotti die Exclusiva zu geben, wurde hierdurch so eingeschüchtert, daß er erklärte, er müsse erst einen Courier nach Wien senden und Antwort erwarten; bis dahin könne nichts geschehen.

Die Sommerhitze kam unterdessen heran. Nachdem noch die Versuche, dem aus Florenz stammenden Cardinal d'Elci die nöthige Zweidrittel-Majorität zu verschaffen, fehlgeschlagen waren, ein Erfolg, welchen die Römer, die keine Päpste aus Florenz mehr wollten, lebhaft begrüßten, strengte Corsini alle Kräfte an, die Stimmen auf den gichtbrüchigen Cardinal Cenci zu vereinigen. Der kranke Mann, der kaum noch an einem Stocke gehen konnte, mußte am 23. Juni von der Loggia von St. Peter aus sich noch der Frohnleichnamsprocession zeigen. Aber am folgenden Tage, als ihn sein Conclavist zur endgültigen Abstimmung rufen wollte, fand dieser ihn todt auf seinem Bette liegen. Wiederum war

Alles in Frage gestellt und die Vertreter der katholischen Mächte sandten abermals Couriere ab, welche neue Listen der papabeln Cardinäle überreichen sollten. Auf einer von diesen figurirte in dritter Stelle der Name des Cardinals Prospero Lamberti, dessen Aufnahme der Cardinal Cibò als den eines den Höfen gleichgültigen Candidaten durchgesetzt hatte.

Lambertini war ein Bologneſe; einer vornehmen Familie entsprossen, hatte er sich durch seine ausgezeichneten Rechtskenntnisse und ungewöhnliche theologische Gelehrsamkeit Clemens XI. sehr empfohlen. Derselbe machte ihn zum Mitglied verschiedener wichtiger Congregationen, und da er sich auch in der Gunst der nachfolgenden Päpste zu behaupten wußte, wurde er 1727 als Erzbischof von Theodosia in partibus infidelium zum Bischof und Governatore von Ancona, 1728 zum Cardinal und 1731 zum Erzbischof von Bologna ernannt. Legten diese Aemter und Würden ihm eine Menge von Berufsarbeiten auf, so widmete er doch den größten Theil seiner Zeit gelehrten Studien. Seine kanonistisch-theologischen Werke, von denen einige zu seiner Freude auch den Beifall gelehrter protestantischer Theologen fanden, sind in vielen Foliobänden gedruckt worden, haben verschiedene Auflagen erlebt und sind noch in diesem Jahrhundert in 17 Bänden erschienen. Neben seinen theologischen Studien vernachläſſigte er die Lecture der besten Werke seiner heimischen Literatur nicht. Seine Lieblingsdichter waren Dante und vor allem Ariosto, die er eifrig immer wieder las. Beweist das schon, daß Lambertini keineswegs ein einseitiger, herrschsüchtiger, kirchlicher Fanatiker war, so konnten ihn andere Eigenschaften noch als ungeeigneter für den Stuhl Petri erscheinen lassen.

Wenn ein geistig begabter und sittenreiner Mann dem päpstlichen Hofe des vorigen Jahrhunderts so nahe getreten war wie Prospero Lambertini, so konnte er die Dinge entweder tragisch oder humoristisch nehmen, je nachdem sein Temperament es gestattete. Lambertini gehörte zu den Humoristen. Nicht das Gefühl, das, nachdem man die Reize der Herrschaft gekostet hat, schließlich übersättigt doch findet, daß sie keine innere Befriedigung gewährt, war in ihm lebendig, sondern die klare Einsicht eines gesunden, wohlwollenden Menschen, nach der, wer der Welt innerlich Herr bleiben will, sich nicht von ihren Leidenschaften bestricken lassen darf. Diese hatte in ihm die Herrschaft behauptet und eine heitere, mit den Dingen fast spielende Grundstimmung des Gemüthes hervorgebracht, die sich selten bei hochgestellten Kirchenfürsten, um so häufiger bei niedern Clerikern findet oder doch fand. Der kleine, untersetzte Mann mit dem frischen Gesichte und den lebhaften, großen blauen Augen hatte auch äußerlich nichts von dem an sich, worin der charakteristische Typus eines echten welschen Priesters gesucht wird. Nicht ein einziger scharfer, lauernder, harter und hochmüthiger Zug hat das Bild dieses Mannes entstellt; aber auch keiner von stumpfer, gutmüthig wohlwollender Beschränktheit. Die nationale Eigenthümlichkeit, um nicht zu sagen: Tugend der Italiener, alle natürlichen Dinge naiver zu nehmen und ungenirter bei ihrem rechten Namen zu nennen, als das nördlicheren Culturvölkern möglich ist, riefen bei einem Manne von diesem Temperament und seiner Beweglichkeit des Geistes eine Ausdrucksweise hervor, die uns bei der anerkannten Sittenreinheit und dem seltenen Pflichtgefühle desselben um so eigenthüm-

licher berührt, als sie mit der hohen Würde, die er bekleidete, seltsam contrastirt und daher fast verblüffend wirken muß. Denn nicht genug, daß er Ausdrücke mit Vorliebe im Munde führte, welche sonst in Italien nur bei Leuten, die sich gehen lassen dürfen, im Schwange sind, er schien auch Manchen durch seine zahllosen Bonmots, seine Randglossen zu dem Leben seiner nächsten Umgebung fast alles Ernstes zu entbehren. Das aber war keineswegs der Fall. Wüßten wir es nicht schon längst, so würde es uns der intime Briefwechsel mit seinem alten Freunde, dem Canonicus Peggi, beweisen, den uns Kraus zugänglich gemacht hat. Es war in der That nicht nur ein fleißiger, sehr gelehrter und gewissenhafter, sondern auch ein wirklich geistreicher Mensch, den Kenner, wie der Präsident de Brosses und Baron Grimm, nur wegen dieser seiner Qualität hochhielten. Grimm meinte, er sei der unfehlbarste aller Päpste, da er mehr Geist und mehr Witz habe als sie alle zusammen. Einige Stunden mit ihm zu verplaudern, hielt Alexander Albani für den höchsten Genuß seines Lebens. Wenn Winckelmann, der ihm wegen seiner pflichtschuldigen Sparsamkeit nicht grün war, von ihm schrieb, er lache nur über die ganze Welt und habe den Charakter eines Buffo auch im hohen Alter nicht abgelegt, so ist sicher, daß dieses wenigstens für die Zeit, in der er noch kräftig er selbst war, nicht richtig ist, vielleicht aber im höchsten Alter die vorherrschende Stimmung seiner Seele geworden war. Undenkbar wäre es in seiner Lage wahrlich nicht.

Ein Mann dieser Art konnte bei der Mehrzahl seiner Collegen sicherlich nicht auf große Sympathien rechnen, er selbst aber auch nicht sich getrieben fühlen, sich an dem Kampfe um die Papstwahl in fremdem oder eigenem Interesse lebhaft zu betheiligen. Fünfundsechzig Jahre alt, hatte er sich noch eine große körperliche Rüstigkeit zu wahren gewußt. Sein guter Humor und der Gleichmuth, mit dem er dem Ausgang des erbitterten Ringens persönlicher Interessen und Leidenschaften um den Gewinn des Stuhles Petri entgegen sah, hatten ihn die Mühseligkeiten des Conclaves gut überstehen lassen. Von seinen Collegen um seine Meinung in Betreff der Candidaten angegangen, hatte er wohl gescherzt: „Wollt ihr einen Frommen, so wählt Gotti, wollt ihr einen großen Politicus, so kürt Aldrovandi, wollt ihr aber einen guten Dümmling[1]), so nehmt mich." In der That, nachdem der fromme Gotti durchgefallen war, kam zunächst Aldrovandi aufs Ernstlichste in Frage. Dieser zweiundsiebenzigjährige Cardinal war gleichfalls ein Bolognese. Nachdem er schon ziemlich jung zu den wichtigsten diplomatischen Missionen, namentlich nach Spanien, gebraucht worden war, war er bei Clemens XI. in Ungnade gefallen und erst 1734 von Clemens XII. mit dem rothen Hute begnadigt worden. Corsini hatte deshalb auf ihn schon im Anfange des Conclaves, als auf eine Creatur seines Onkels, sein Auge geworfen, war aber nicht durchgedrungen. Jetzt, nachdem der Kaiser gegen zwei Cardinäle, Frankreich gegen fünf und Spanien gegen drei die Exclusive nach und nach ausgesprochen hatten, und die Leichen von vier anderen Eminenzen dieses Intriguenfeld bedeckten, wies der Führer der Spanier, Aquaviva, Corsini von

[1]) Das Wort coglione, das der Papst stets auf der Zunge hat, läßt sich deutsch nicht wiedergeben.

Neuem auf Aldrovandi hin, und siehe da, Sonntag den 3. Juli vereinigten sich einunddreißig Stimmen, unter ihnen die Vertreter der drei katholischen Vormächte, auf Aldrovandi. Es fehlten nur noch drei Stimmen, und die erforderliche Majorität war erreicht. Der Kämmerer Hannibal Albani war aufs Tiefste bestürzt. Denn Niemand war ihm mehr zuwider als Aldrovandi, mit dem er seit den Zeiten seines Onkels Clemens XI. persönlich verfeindet war. Sollte der verhaßte Mann nicht schließlich doch obsiegen, so mußte das Aeußerste gewagt werden. Es hing Alles davon ab, daß die älteren Cardinäle, welche über die endlosen Einmischungen der Vormächte in die Wahl entrüstet waren, fest zusammen hielten. Neunzehn Cardinäle werden uns namhaft gemacht, welche die Minorität bildeten. Mit ihnen hatte sich Hannibal Albani durch einen Eidschwur verpflichtet, so berichtet wenigstens der Cardinal Ferrero, ihre Stimmen Aldrovandi nicht zu geben. Aber derartige Eide waren canonisch ungiltig, und der Kämmerer wußte das wohl. Er verschmähte es darum nicht, seinen Bruder Alexander, mit dem er auf gespanntem Fuß lebte, zu seiner Rettung um Hilfe anzugehen. Dieser große Verehrer alles Schönen hatte sich durch den Cardinal Riviera, der ihm die Marquise Gozzadini abgetreten hatte[1]), zur Partei Corsini bekehren lassen, und hatte nun mit zwei anderen von ihm abhängigen Stimmen den Ausschlag in der Hand. Es scheint so, als ob die Vorstellungen Hannibals ihren Eindruck auf Alexander nicht verfehlten. Er enthielt sich mit seinen drei Stimmen des Scrutiniums. Aber eine noch feinere Schlinge legte Hannibal seinem Feinde. Er bewog einen mit ihnen Beiden befreundeten Monsignore Ravalli ein Billet an Aldrovandi zu schreiben, in dem Vorschläge zur Aussöhnung mit ihm gemacht wurden. Sei es nun, daß Ravalli die Falle, die er legen half, nicht erkannte, oder von Albani gewonnen war, er lieferte die Antwort, die so vorsichtig in Versprechungen war, daß sie, wie Lambertini sagt, der heilige Augustinus nicht vorsichtiger hätte abfassen können, sofort an Albani aus. Dieser hatte nichts Eiligeres zu thun, als die Anfrage Ravalli's, auf deren anderer Seite die Rückantwort stand, mit Scheidewasser auszulöschen und die Versprechungen Aldrovandi's als einen Versuch, seine Stimme zu erkaufen, zu brandmarken und das Billet in Umlauf zu setzen. Wenn durch dieses diplomatische Gaunerstückchen die Anhänger Aldrovandi's an ihrem Candidaten nicht irre gemacht wurden, so trug es doch dazu bei, die Zelanti in ihrer Gegnerschaft gegen den Schützling der Mächte zu bestärken. Das Biglietto hat Aldrovandi die dreifache Krone gekostet, das ist die Meinung Lambertini's. Er kam nicht über einunddreißig Stimmen. Schon länger als einen Monat hatte dieser verzweifelte Kampf, in dem keine Partei nachgeben wollte, gedauert, als am 11. August auf die einunddreißigste die zweiunddreißigste, ja dreiunddreißigste Stimme folgte. Jetzt, da das Eis gebrochen schien, glaubte man sicher auch noch auf die letzte rechnen zu dürfen, welche die Wahl an diesem Tage zu einer canonisch giltigen gemacht hätte. Aber sie blieb gegen allgemeines Erwarten aus, und der Wahlgang war wieder ein vergeblicher gewesen. Wüthend sagte der Cardinal de Tencin zu einem seiner Gegner: „Wir bleiben zehn Jahre im

[1]) So berichtet der englische Agent an seinen Hof.

Conclave." „Leider", erwiderte der alte Cardinal Corradini, „bin ich zu alt, um noch zehn Jahre hier zu bleiben; aber ich verspreche Ihnen hier zu bleiben, bis ich sterbe, um Aldrovandi durchfallen zu lassen." In der That standen seine Gegner „fest wie Travertinblöcke" bis zuletzt zusammen, und am folgenden Tage gingen die Stimmen für ihn sogar wieder auf einunddreißig zurück. Da sahen seine Promotoren ein, daß sie ihn nicht durchbringen würden. — Er wurde nun vermocht, an Corsini am 16. August das übliche Billet zu schreiben, um ihm für weitere Bemühungen zu danken. Neununddreißig Tage hatte der Aermste an der Schwelle des päpstlichen Thrones gestanden, ohne ihn besteigen zu dürfen. „Er hat in dieser Conjunctur die höchste und unerschütterste Standhaftigkeit bewiesen." Das bezeugt ihm sein Wähler und glücklicher Rivale Lambertini.

Es schien, als müsse jetzt Alles wieder von Neuem beginnen, und das Ende in unberechenbarer Ferne zu liegen. Aber die meisten Eminenzen waren es doch herzlich satt, ihre Tage in der immer unerträglicher werdenden Atmosphäre des Conclaves und Roms zu verbringen. Und vor der Einwirkung dieser Macht legten sich selbst die Wogen des Zornes und des Hasses von fünfzig Eminenzen. Corsini, ein an sich zum Wohlleben geneigter, verweichlichter Lebemann, sehnte sich nach seiner Freundin, der Herzogin Salviati. Hannibal Albani, von der Furcht befreit, Aldrovandi erhoben zu sehen, war auch weicher gestimmt. Als der Cardinal Kollonitz, der jetzt der einflußreichste Vertreter der Wiener Hofburg im Conclave war, sich gelegentlich bei Albani nach einem Kranken erkundigt hatte, machte ihm dieser einen Gegenbesuch. Bei einer Tasse Chocolade besprachen die Beiden die nächste Zukunft und erörterten die Chancen der Candidaturen von Gotti, Spinola und Gentili. Die Cardinäle Ruffo und Corradini fügten dann der Liste die Lambertini's hinzu. Man fragte die Minister der katholischen Vormächte seinetwegen. Da diese nichts gegen den launigen Cardinal einzuwenden hatten, redete Ferrau Corsini zu, keinen Widerstand gegen ihn zu erheben, und Cibò verbreitete die Nachricht, Alles sei abgemacht und so gut wie entschieden. Damit war aller Widerstand, der sich sonst erhoben hätte, gebrochen. Selbst Hannibal Albani, dem Lambertini nicht ganz genehm war, widersprach nicht mehr, als Ferrau rief: „Laßt uns den Cardinal Lambertini zum Papst machen." Ein Trupp der Eminenzen begab sich zu seiner Zelle; es war die zweiundvierzigste. Aber man fand ihn nicht. Er ging in den Corridoren nach seiner Weise spazieren. Endlich traf man ihn in der Zelle Aquaviva's. Er wurde bedeutet, schleunigst seine eigene aufzusuchen. Kaum dort angelangt, sah er eine Reihe Eminenzen, an der Spitze den Cardinal Rohan, mit feierlicher Miene bei sich eintreten. „Wehe, ich bin verloren, Euer Gesicht verräth mir, ich soll um meine Freiheit gebracht werden." so redete er seine Gäste an, welche ihm als Antwort die Hand küßten. Am folgenden Morgen wurde Prospero Lambertini einstimmig zum Papste gewählt. Er hatte seine Stimme nach wie vor Aldrovandi gegeben. Als dieser ihm seine Glückwünsche darbrachte, sagte er zu ihm in lateinischer Sprache: „Wenn es nach mir gegangen wäre, wärest Du Papst geworden. Fügen wir uns Beide dem Himmel: ich, der gegen meinen Willen, ja ganz gegen alles Denken Papst geworden bin, und Du, der Du es gegen meinen Willen nicht geworden bist. Ich werde mich übrigens als Papst gegen

Dich so erweisen, wie ich Dich mir gewünscht hätte." Und das hat Benedikt XIV. redlich gehalten, indem er Aldrovandi an allen wichtigen Staatsgeschäften theilnehmen ließ, ihn zum Prodatarius machte und mit Wohlthaten überhäufte. Einen „Störenfried" (imbroglione) nannte er ihn aber doch. Wie in diesem Falle Benedikt XIV. gehalten hat, was er als Prospero Lambertini versprochen hatte, so ist er überhaupt als Stellvertreter Gottes auf Erden stets er selbst geblieben. Ueber ihn ist „der Geist des Papstthums" nicht in dem Sinne gekommen, daß er ihn aus einem bescheidenen, wohlwollenden, sich natürlich gebenden Menschen zu einem hochfahrenden, seine Unfehlbarkeit nach allen Seiten hin hervorkehrenden kirchlichen Autokraten gemacht hätte. Der Venetianische Gesandte schreibt von ihm: „Nachdem er den päpstlichen Stuhl bestiegen hat, verstand er nicht seinen Charakter (indole) zu ändern . . . . Mit einem ehrlichen und aufrichtigen Herzen ausgestattet, verschmähte er jede der Künste, welche wir die römischen nennen." Dafür aber lag auch seine Würde auf ihm wie eine schwere Last. Von den unangenehmsten Geschäften mit den katholischen Mächten ohne Unterlaß geplagt, von den widerwärtigen Beräucherungen feiler Schmeichler angewidert, den nichtswürdigsten kirchlichen Streitigkeiten, die unter dem Deckmantel kirchlicher Interessen persönlichen Leidenschaften dienten, angeekelt, zog er sich alljährlich zwei Mal nach Castell Gandolfo zurück, „um seine Seele aus der Kelter hervorzuziehen". In Rom selbst suchte er nach pflichttreuer, gewissenhafter Erledigung aller Arbeiten seines hohen Berufs sein besseres Selbst durch die Rückkehr zu geliebten Studien und den Verkehr mit einigen wenigen Vertrauten sich zu erhalten. Seinem Bologneser Freunde schreibt er, nachdem er sechs Jahre lang die Tiara getragen, daß sein Großneffe in den Malteserorden, und nicht in den geistlichen Stand eintreten solle: „Denn da wir selbst das Leben eines Priesters erprobt haben, so können wir, obwohl wir es doch mit allem Erfolge, den die Welt geben kann, begonnen, fortgesetzt und geschlossen haben, doch Jedermann versichern, daß es mit so vielen und großen Mühseligkeiten, Kümmernissen und Fährlichkeiten verbunden gewesen ist und noch ist, daß wir nicht den Muth haben, Einen von unserem Blute einem ähnlichen Wagniß auszusetzen, da wir noch dazu Jedermann gleichfalls versichern können, daß der Gewinn des Spiels nicht die Kerze werth ist," (welche dabei verbrannt ist). Und ein anderes Mal: „Wenn wir die Laute zu schlagen verstünden, wie das unser guter Canonicus so trefflich kann, so würden wir sie auch dann und wann ergreifen, um uns von den Sorgen aufzurichten, die uns wahrhaft erdrücken; da wir aber weder das, noch ein gleich wirksames Spiel kennen, so neigen wir unser Haupt und unterwerfen uns dem Willen Gottes, daß wir, wann es auch sein möge, unsere Tage ohne Trost (senza sollievo) beschließen mögen." Als dann nach fast achtzehnjährigem, den Römern viel zu lange dauerndem Pontificate der Papst seine letzte Stunde herankommen fühlte und er an seinem Lager den guten Landsmann, der herbeigeeilt war, erkannte, da sagte er heiteren Sinnes: „Der arme Prospero ist im Begriffe, auch seinen Namen zu verlieren. Sic transit gloria mundi."

Bei der ultramontanen Partei unserer Tage ist der menschlichste der Päpste, dessen Wahl solche Mühen vorausgegangen waren, nicht hoch angeschrieben. Noch kürzlich haben streng katholische Blätter, auf ihn den Ausdruck der Weissagung

des Malachias von Armagh beziehend, ihn ein animal rurale genannt. Denn er habe die Landwirthschaft im Kirchenstaate verbessert. Ich weiß nicht, ob diese Auslegung dadurch gerechtfertigt ist, daß Benedikt XIV. in seiner Noth, dem drohenden Staatsbankerotte zu entgehen, u. A. Verbrauchssteuern auf Stroh und Heu gelegt hat. Wie dem nun auch sein möge, man wird es der ultramontanen Partei gern zugestehen, daß Benedikt XIV. keiner von den Ihrigen war. Ebenso ferner, daß nach ihrem Willen nie ein Papst gewählt werden wird, der so empfand wie Benedikt XIV. Vorläufig sind noch die Aussichten der Partei auf die Verwirklichung ihrer Tendenzen die glänzendsten. Jetzt sind aus dem Cardinalscollegium die Träger der Namen vornehmer Geschlechter fast ganz verschwunden. Schon Massimo d'Azeglio hat darauf aufmerksam gemacht, daß durch diese Democratisirung der Wähler der Nachfolger des heiligen Petrus für die Partei der einseitigen kirchlichen Eiferer ein weit größerer Spielraum geschaffen sei als früher. Bei den letzten Papstwahlen ist von einer Geltendmachung der Exclusive von Seiten einer katholischen Vormacht nicht mehr die Rede gewesen. Die ultramontane Partei hat das Jahrhunderte lang geübte Herkommen als für alle Zukunft abgeschafft erklärt. Da es vor Allem durch die Verbindung der geistlichen Weltherrschaft mit der Regierungsgewalt über ein Stück Italiens aufgekommen war, ist es auch jetzt, wo der Kirchenstaat vom Erdboden verschwunden ist, mit ihm erloschen. Aber doch herrscht nirgends ein auf dauernder Grundlage aufgerichteter Friede zwischen der römischen Kirche und dem Staate. In einer Zeit, wie die heutige, welche in kirchlicher Beziehung unzweifelhaft reaktionär gestimmt ist, mag die schärfste Geltendmachung aller Consequenzen des katholischen Systems von Erfolgen aller Art begleitet sein. Ob aber, wenn — und das wird nicht ausbleiben — die geistige Richtung der Zeit wieder eine andere geworden sein wird, die römische Kirche sich nicht doch nach einem Papste wie Benedikt XIV. zurücksehnen wird, und ob es dann einem solchen gleich ihm gelingen wird, alles unhaltbar Gewordene mit so viel Würde fallen zu lassen, ohne Wesentliches aufzuopfern — das ist die Frage der Zukunft.

Californien.

Von

E. Reyer.

II. Im Küstengebirge[1]).

Der Charakter jener Bergzüge, welche zwischen der californischen Ebene und dem stillen Ocean liegen, wurde angedeutet. Die Vegetation ist dürftig: Weide und leichte Waldbestände. Nur das Gebirge, welches gegen das Meer schaut, trägt eine zusammenhängende Walddecke, während die inländischen Züge mehr und mehr von den Culturen erobert und überzogen werden. Aus diesem anmuthigen Küstengebiete führe ich im Folgenden zwei Skizzen vor, zunächst die Gegend von Monterey:

Eine flachkuppige, waldige Halbinsel springt hier weit ins Meer vor; zwischen diesem Vorgebirge und den grünen Hügeln des Inlandes liegt an stiller weißer Bucht das Städtchen. Eine vielbeinige Buhne (Kai) reicht hinaus ins Meer und bietet den landenden Schiffen ihre bescheidene Hilfe; ein paar Züge kommen und gehen — sonst ist es still im Ort, dessen Häuschen sich über die grünen Gehänge zerstreuen. Vor vierzig Jahren legten noch alle Schiffe hier und nicht in San Francisco an. Monterey hatte damals einen lebhaften Verkehr, ja sogar eine Zeitung, und verdunkelte durch diese Vorzüge das unbedeutende Hafenstädtchen bei der Mission des San Franciscus. Dann kam aber die Goldzeit, die Einwanderer strebten nach dem goldenen Thore und von da landeinwärts nach Sacramento; San Francisco wurde im Laufe eines Jahres groß und Monterey verödete.

Erst die neueste Zeit brachte wieder ein regeres Leben. Eine Gesellschaft kaufte die Halbinsel, baute Strand- und Waldwege und schuf eine Colonie von Sommerfrischen inmitten des Waldes. Das Untergrün ist durchzogen von flüchtigen Lattenzäunen; Zukunftsgütchen, Zukunftsstraßen sind angedeutet, Agenten und Zeitungen rufen die Käufer zusammen; an Zäunen und Bäumen kleben die Zettel. Ein paar Dutzend Häuschen sind schon auf Speculation gebaut, die

[1]) Vergl. Novemberheft, 1885, S. 230 ff.

Leute kommen und miethen, und kaufen und bauen; reges Treiben, geschäftiges Hämmern schallt durch den Wald. Hier liegen die Bretter, die Latten und Schindeln zu Haufen, hier ein Wagen voll Hausrath, dort die eiserne Röhre, durch welche fernher die Quelle zugeleitet wird. Wie die Pilze schießen bunte Buden und Zelthütten hervor; Waldboden dazwischen, Waldwipfel darüber.

Und wie reizend ist der Strandweg, welcher um die Halbinsel führt! Das bergige Land bewaldet, davor ein Wiesenstreifen, dunkle Klippen ragen hinaus in das brandende Meer; in den Wiesen blüht der goldrothe californische Mohn (Eschholzia), durch die Brandung taucht die schnelle Wildente, über die Klippen hin schweben die Möven; der Strand ist überstreut von perlglänzenden Schnecken, das possierliche Krabbenvolk rennt in eiliger Flucht und verschwindet zwischen den Steinen.

Wir folgen dem Strandweg, er führt uns über Wiesen, durch Föhrenhain mit Farrenkraut und tiefgrünem buschigen Unterwuchs fort durch den alten Cypressenwald, und wieder treten wir hinaus ins Freie. Hier erhebt sich der grobklotzige, cyklopische Granit hoch über das Meer. Weithin herrscht mächtig anstürmende Brandung, sie bricht herein zwischen das dunkle Gefelse und Riffwerk, donnernd zerbraust sie zu weißem Schaum. Die siedenden Fluthen strömen müde zurück, neue Wasserberge rollen heran und wiederholen endlos das donnernde Spiel.

Weit blickt man hier von rings umbrandeten Klippen hinaus; zwischen Cypressen mit trotzig gewundenem Astwerk und schwarzschattiger Krone leuchtet das hellblaue Meer, im Osten aber schließen lange Züge mildgrüner Berge das schöne Bild.

Ist diese Gegend ausgezeichnet durch anmuthige Küstenstriche, so tritt uns im Gebirgszug von Felton die volle Herrlichkeit des californischen Hochwaldes entgegen. Das Bergland besteht hier wie bei Monterey aus einem vom jungen (tertiären) Sandsteine umkleideten Granitkern; es erinnert an unser wohlbewaldetes Mittelgebirge, von dem es sich jedoch durch den zum Theil riesenhaften Waldwuchs und durch die zwar spärlichen, dafür aber um so gewaltsameren Eingriffe der Menschenhand auszeichnet. Wenige Ansiedlungen trifft man im Thalgrund und in den flachen Höhenlagen; aber diese wenigen Menschen und die sieben Sägwerke, welche in den Schluchten und Mulden hausen, schaffen weite Blößen in dem altehrwürdigen Waldmantel. Im Laufe einer Generation wird wohl das ganze Gebiet wohlbesiedelt und vom Hochwald befreit sein; gegenwärtig aber ist die Urnatur durch die Cultur eben erst erschlossen.

Am Gehänge des Lorenzothales führt die Straße hin. Nadelwald herrscht überall; die alten Bäume wachsen vom Thalgrund herauf, mit gewaltigem Wurzelberg stemmen sie sich gegen den steilen Abhang, ihre Wipfel ragen auf ins Blaue. Gestürzte Stämme liegen über die Gehänge hinab bis in den Schluchtgrund. Das fein gebaute Flößrinnsal windet sich durch das Thal wie eine Schlange, die auf vielbeinigem Gerüst ruht. Hier läuft das Gerinne ganz nahe der Straße, wenig über dieselbe erhaben; dort überschreitet es, auf flüchtigen Holzbogen gestützt, die tiefe Schlucht. Der Bach, welcher still und rasch durch dies Rinnsal fließt, ist mit Balken und Scheiten beladen, die er über

diese luftige Straße hinab und hinaus schafft nach Felton: dort mündet der Holzwasserfall, Wasser und Holzwerk stürzen schäumend und polternd herab und es häufen sich Berge von Scheiten.

Wir steigen über die waldigen Gehänge, durch die Schluchten auf zum Granitplateau. Die Axt erschallt, wir treten ein in den Aushieb im Hochwald; dort eine Hütte, ringsum grünendes Feld, verkohlte Baumstrünke inmitten des Feldes, mächtiger Hochwald umgrenzt die junge Cultur. Stamm um Stamm muß fallen, bis der Blick hinausdringt ins Freie, hinüber aufs ferne Meer.

Unser Weg führt weiter — gegen Süden liegt ein Stück ältesten Waldes. Wie Riesen aus der Urzeit ragen diese Bäume über ihre Umgebung; hundertjährige, kräftige Fichten erscheinen wie schlanke Knaben neben und unter den alten Gesellen. Drei bis vier Meter dick sind die Stämme, bis nahe an den Gipfel bewahren sie eine namhafte Stärke, thurmhoch wächst der freie Stamm hinauf, dann erst beginnt die zartastige Krone. Der Stamm ist nicht bestimmt, ein reiches Astwerk zu tragen, vielmehr erscheint das feine, tiefdunkle Geäste, das hoch oben im hellen Himmelsblau spielt, nur wie ein Wimpelschmuck der gigantischen Masten.

Ein gefallener Stamm liegt da und modert im kühlen Waldgrund; seine halbtausendjährigen Genossen halten schweigend die Wache, bis auch ihre Stunde schlägt. In ihrer Jugend gab es noch keine Bleichgesichter im Lande, damals gab es noch kein Amerika für die weißen, rasch lebenden, rasch verwüstenden Zwerge vom Ostland. Die Zeiten haben sich geändert; seit den letzten Sonnenwenden kommen sie mit dem blinkenden Stahl, und die alten Riesen sterben aus. Erst hörte man nur einige fremdartige Laute; jetzt dringt es immer deutlicher herauf, die Cultur zieht ein; bald ist das Feld nicht mehr ein Eindringling im Waldland, der Mensch wird Herr und der Wald muß weichen. In den Hochmulden, in den Thälern stehen die Sägen; ringsum verzweigen sich die Wege und Bahnen, auf welchen die gefällten Wälder herbeigeschafft werden.

Der Winter, welcher in unseren Ländern eine gute Schneebahn bietet, bringt hier nur Regengüsse, welche die Straßen zerstören; darum muß aller Transport während des Sommers von Statten gehen. Da schießen die Stämme und Scheite über die mächtige Gleitrinne herab, dort führen sie die Stämme mit schwerem Gespann über das Plateau; in den sanft geneigten Mulden aber bauen sie für die größten Stämme eigene Gleitbahnen: starke Balken werden quer über den Weg eingebettet, in der Mitte sind sie etwas ausgehackt und ausgeschliffen, und über diese unterbrochene Rinne wandert der gefällte Stamm. Die Kette packt ihn, zwei oder drei Gespanne schleifen den Giganten über die geglättete Bahn hinab zur Säge.

Dort geht es groß und geschäftig her mit Sausen und Klappern und Poltern. Zwanzig bis vierzig, ja siebenzig Mann führen und schleppen, wälzen und lenken. Eine kleine, rasch puffende (Hochdruck-) Maschine treibt die Kreissägen, führt den Sägeschlitten sammt der ruhenden Holzlast; Eisenkrallen packen den wuchtigen Stamm, die Welle windet die Kette, der mächtige, zweimetrige Klotz kommt heran, er wird gerichtet und der Schlitten wandert rasch vorwärts. Vor uns stehen die zwei mächtigen Kreissägen; eine reicht vom Boden auf, die andere

greift ergänzend vom Dachgerüst herab, beide wirken zusammen und schaffen eine einzige mannshohe Schnittfläche. Jetzt ist der Stamm ins Bereich der lautlos sausenden Blätter getreten, singend und schwirrend fliegen die Späne, mit festem Schritt gleitet die Last durch das Vernichtungsbereich.

Das Sägestück wird abgeklappt, dröhnend rollt der Schlitten zurück. Eins und zwei — die Schrauben sind gestellt, die Last ist drei Finger breit seitlich verschoben; wieder schreitet sie durch den gewaltigen Sägezwilling.

Das greift ins Tiefe! Drei Jahrhunderte Wachsthum — und jetzt sausen die Blätter schon durch das vierte Jahrhundert — rasch geht das Werk, der stolze Stamm ist jetzt ein Bretterberg. Die Balken fallen auf die Walzbahn, sie wandern durchs Bereich der kleineren Sägen, welche das Theilen und Kanten besorgen.

Die Wirksamkeit einer solchen amerikanischen Dampfsäge wird leicht anschaulich durch ein Bild: ein kubisches, einstöckiges Haus von 10 m Seite hat einen Inhalt von 1000 kbm; hundert solcher hausgroßen Massen von Brettern, Balken und Latten werden in einem einzigen Sägwerk während des Sommers producirt und das Gebirge von Felton hat sieben solcher Dampfsägen.

Californien hatte schon zu Ende der fünfziger Jahre nahe an 400 Sägen, deren Errichtung etwa 10 Millionen Mark gekostet hatte; aber diese Werke waren zunächst klein und kaum die Hälfte wurde mit Dampf betrieben. Jetzt stehen in der Sierra und im Küstengebirge fast nur mächtige Dampfsägen, welche ihre Producte zum Theil durch die Wasserleitungen, zum Theil mittelst Wagen und Bahn verfrachten. Die Statistik, welche behauptet, im Jahre 1880 habe Californien nur 300 Mill. Kubikfuß, also etwa 10,000 hausgroße Massen von Sägholz geliefert, bleibt weit hinter der Wahrheit zurück; man muß in dieser Frage auf verläßliche Daten verzichten und kann nur aus der Bedeutung der einzelnen Unternehmungen auf die Gesammtleistung schließen.

Ungeheure Landestheile sind schon entwaldet, Thäler und weite Plateaus abgeholzt, und rastlos geht die Arbeit weiter und dringt tiefer ins Land vor. Viele Millionen Dollars sind in den Gerinnen angelegt, welche das Holz verfrachten (man rechnet 1 klm Gerinne auf 2000—6000 Mark). Die Sierra Flume and Lumber Co. allein hat drei Leitungen, welche zusammen fünf starke Tagemärsche lang sind (240 km). Dazu besitzt die Gesellschaft 14 Sägwerke und 40 Quadratmeilen Waldland, und andere Gesellschaften bleiben nicht weit hinter dieser einen zurück: sie sorgen für rasche Amortisirung und rasche Entwaldung.

Wilde Verwüstung hat Thal und Höhen und weite Landstriche getroffen. Alte Stämme, Aeste, Unterholz bedecken die Schrunden; Schuttberge von Holz reichen hinab über die Gehänge bis zur Säge, Schutthalden von Trümmern und Abfall reichen vom Sägwerk hinab bis zum Bach. Bruchholz und Abfall werden verbrannt, sie heizen das Sägwerk — der Wald selbst liefert die unbändige Kraft, die ihn vernichtet. —

Zehn Jahre sind um; der Wald ist versägt, das Getrümmer verbrannt, Maschinenwerk und Gesellen ziehen weiter und räumen das folgende Thal. Das Sägegut aber wandert hinaus zum Meer oder in die Wüsten des Westens.

III. Sacramento; das Pionierleben.

Schon in der mexicanischen Zeit hatte man in Californien mehrfach Gold entdeckt, ein Mineral, welches in den meisten krystallinen Gebirgen angetroffen wird. Aber die Funde waren arm und deckten die Kosten nicht; bald dachten die Leute in Californien an das Goldwaschen so wenig, wie etwa unsere Mitbürger am Rheine, in Böhmen oder in den Alpen an die Hebung ihrer Goldschätze. So blieb es, bis die reichen Wäschen auf Sutter's Grund in Aufnahme kamen.

Der Mann und die Gegend erwecken unser historisches Interesse; wir wollen verweilen, um Beide kennen zu lernen.

Viele Jahre vor der Goldära hatte sich der besagte Sutter, ein geborener Schweizer, welcher nach einem ereignißreichen Leben in den Vereinigten Staaten nach Californien ausgewandert war, in der Gegend der heutigen Stadt Sacramento angekauft. Hier, in der Ebene, zwischen den Fußhügeln der Sierra und dem Tiefland des Sacramento, begann er im Verein mit einigen weißen Gefährten und Arbeitern sein Pionierwerk. Die Indianer schwärmten zu jener Zeit noch ringsum, deshalb befestigten die Leute ihr Haus. Nach wiederholtem Streit und Kampf trat Sutter jedoch mit den Rothhäuten in freundschaftlichen Verkehr und benützte sie später sowohl beim Ackerbau, als auch zur Erweiterung seines festen Walles, welcher, aus Luftziegeln aufgeführt, einen großen Platz (von 150 × 45 Metern) umfriedete, in dessen Mitte Haus und Waarenlager standen. Wohnung und Einrichtung unterschieden sich wohl nicht wesentlich von denen unserer heidnischen Vorfahren. Das Leben spielte sich in einem schmucklosen Raume ab, welcher einen derben Tisch und einige Bänke und Stühle enthielt; über dem Kamine hing der Kessel, Töpfe standen um das Feuer, an welchem ein Indianer das Mahl bereitete.

Im Jahre 1846 war Sutter mit der Regierung der Vereinigten Staaten in Verhandlung und schließlich in deren Sold getreten. Seitdem war er in der Lage, zwölf Weiße und etwa fünfzig verläßliche Rothhäute in Waffen zu halten; demgemäß nahm sein Leben einen größeren Stil an. Er verwendete beim Ackerbau während der Arbeitszeit 200 bis 300 Indianer, schaffte Proviant und Tauschwaaren in Masse an und hielt immer offenes Haus für jene Wanderzüge, welche nun schon häufig vom fernen Mississippi-Thal durch die westliche Wüste über die Sierra zuzogen.

Sutter bezahlte seine Leute großentheils in Waaren: Tabak, Werkzeugen und Waffen, Pulver, Blei und grobem Wollenzeug (die Elle zu 4 Mark gerechnet); die eigene Production und Hausindustrie deckten den Bedarf und warfen einen kleinen Gewinn ab, die eigentlichen Einnahmen aber rührten vom Verkauf der Waaren her und wurden vermehrt durch das Stationsgeld, welches Sutter von den Staaten erhielt. Trotz der Bedeutung, welche die Niederlassung nunmehr gewonnen hatte, blieben die Lebensverhältnisse aber doch primitiv. Das Haus hatte keine Frau und kein heimisches Behagen; beim Speisen präsidirte Sutter, ein soldatischer Mann in den besten Jahren mit unbedeutendem aber festem Gesicht und ruhig entschlossenem Auge. Der indische Diener brachte Jedem

eine Schale mit Suppe, dieselbe wurde abgetragen, gewaschen und, mit Trinkwasser gefüllt, wieder hingestellt; dann kam der riesige Braten, Weizenbrod, Butter und Käse. Das Mahl wurde schweigsam und rasch abgethan. Endlich setzten sich die Leute um das Kaminfeuer und rauchten. So lebte der Mann, welcher daheim und dann im amerikanischen Osten alles Behagen des Lebens gekannt und genossen hatte, und er würde wohl zufrieden geblieben sein, wäre nicht die Goldzeit über das Land gekommen.

Schon die Einwanderer-Züge hatten ihn geschädigt; die Leute brachten meist kein Geld, aber großen Hunger mit und Sutter mußte ihr abgenütztes Vieh als Zahlung nehmen, von den Armen aber forderte er natürlich nichts und doch konnte er sie nicht ungespeist ziehen lassen. Ueberdies war er durchaus kein Geschäftsmann, sondern vor allem Pionier und ehrgeiziger Colonisator; nicht das Gewinnen, nur das Wagen und Gelingen reizte ihn. Und so kam es, daß das Glück Californiens, das von seinem Grund und Boden den Ausgang nahm, ihn schließlich von Grund und Boden vertrieben hat.

Er hatte das Spinnen, das Weben und Gerben eingeführt, hatte eine Pferdemühle und eine Säge gebaut, aber die Auslagen bezahlten sich kaum. Zu Anfang der Goldzeit nahm er gegen hohe Procente Geld auf, um eine locale Schiffahrt einzurichten, um benachbarte Gründe aufzukaufen u. s. f. Aber die Unternehmungen mißglückten, und nun verschleuderte er seine Gründe in der Flußniederung, um seine Schulden zu zahlen. Das Waarenlager, welches er im Fort hielt, brachte zwar guten Gewinn; aber die Ansiedlung im Gebiete der Festung, sein „Sutterville", wollte nicht gedeihen. Er mußte zusehen, wie unten in der Niederung, welche er eben verkauft hatte, als übermächtiger Concurrent jener Lagerplatz der Goldwäscher emporschoß, welcher den Namen des Flusses und Thales erhielt und bald die Hauptstadt der Ebene wurde — Sacramento. Er konnte seine Ernten nicht mehr einheimsen, sein Vieh nicht hüten; dazu kam, daß die zuströmenden Goldwäscher auf seinen Gründen zu waschen anfingen, ohne sich um seine älteren Rechte zu kümmern; er wurde in Processe verwickelt, verlor Haus und Land und mußte schließlich froh sein, von den Vereinigten Staaten eine kleine Pension zu erhalten, welche sein Alter vor Noth schützte. —

Die reichen Goldwäschen waren, wie gesagt, auf seinem Grunde zuerst entdeckt worden. Während der Regenzeit, am 19. Januar 1848, hatte ein gewisser Marshall das werthvolle Metall im Mühlgange der Sutter'schen Sägemühle aufgefunden; Sutter prüfte die gelben Flitter nach Angabe seiner Cyklopädie und erkannte sie als Gold. Beide Männer hatten eine schlaflose Nacht; am nächsten Morgen ritten sie wieder hinaus und brachten Proben zu einem Manne in San Francisco, welcher früher in Georgia Gold gewaschen hatte und nach Besichtigung des Mühlganges erklärte, daß er eine so reiche Wäsche nie gesehen habe. Die Männer gaben einander nun das Wort, sechs Wochen lang — bis Alles organisirt sein würde — Stillschweigen zu halten; aber das Geheimniß sickerte durch und flog bald durchs Land und vom Lande hinaus durch die Welt. Binnen weniger Monate kamen schon mehrere Tausend Leute, meist Indianer, Spanier aus Süd-Californien und Mexico, Männer von den Sandwich-Inseln u. s. f.

Am 15. März 1848 bringt der „Californian" (Alta) schon einen Artikel,

welchem es heißt: „Vom Seegestade bis zur Sierra widerhallt das Land von m wüsten Geschrei: Gold, Gold! Das Feld wird halb bestellt verlassen, das halbgebaute Haus bleibt öde und alle Arbeit stockt. Alles ergreift Spaten und Pfanne und rennt dahin, wo ein Mann in einem Tage 100 Dollar Gold gewonnen hat und wo im Durchschnitt Jeder täglich eine oder zwei Unzen Gold wäscht."

Die Kunde regte die ganze Welt auf und brachte nicht nur Hunderttausende aus allen Ländern nach Californien, sondern veranlaßte bald auch die Aufdeckung der verborgenen Schätze in anderen Gebieten (Oregon Idaho 1852, Montana, Arizona Colorado 1858—59). Schon im Winter 1848—49 waren die Gehänge der Sierra vom Feather River bis Merced, also auf eine Strecke von sechs starken Tagemärschen, belebt.

Sacramento war und blieb während der ersten Jahre das Centrum, in welchem Alles, was zu den Goldwäschen zog oder von dorther kam, Halt machte. Jetzt ist es eine freundliche Stadt, deren nette, helle Veranda-Häuser sich gegen die Peripherie zerstreuen und unmerklich in das von Villen und Gehöften durchschwärmte Gartenland übergehen. Im Jahre 1848 aber war hier noch Alles Sumpf und Weide. 1854 hatte die Stadt schon 30 Mill. Mark besteuerten Besitz, 1800 Holz- und 400 Ziegelhäuser (1855), und die communalen Auslagen beliefen sich auf $1^1/_4$ Mill. Mark (1853—54). Die Fluth vom Jahre 1850 hatte den Ort bedeckt, einen Monat später war aber doch wieder Alles zur Stelle und die Preise der Bauplätze stiegen auf das Doppelte. Jetzt wurden die Straßen, zum Theil zwei bis drei Meter hoch, aufgeschüttet und die Häuser rückten hier und dort und endlich in ganzen Reihen nach. So consolidirte sich der Ort und nahm im Laufe eines Decenniums den Charakter einer behäbigen, weitverzweigten Landstadt an, in welcher die ab- und zuziehenden Goldgräber nur mehr als untergeordnete, wenn auch charakteristische Typen figurirten. Während der ersten Jahre aber war Sacramento (in noch höherem Grade als San Francisco) ein Lager der Bergmänner und Abenteurer, welches nur durch diese Klasse von Leuten und nur für sie bestand. Buden und Wigwams, Zelte und Wagen bedeckten das Feld und dazwischen schwärmte das fieberhaft erregte Abenteurervolk. Alle strebten nach Reichthum und nach dem Glück, welches sie doch nie an Ort und Stelle trafen, sondern immer in einer gewissen nebelhaften Ferne wähnten. Der Traum vom ungenossenen Glück trieb sie von Ort zu Ort; ihr Leben war rast- und schmucklos, die bleibenden Freuden verrannen ihnen, wie so vielen Menschen allerorts und zu allen Zeiten, unter den Händen, während sie nach dem großen Glücke jagten. Sie hatten nicht Weib und Kind, sie hatten Niemanden, der sich um ihr Leben oder Streben kümmerte, keine Heimath und kein Grab.

Von solchen Menschen war das Lager von Sacramento bevölkert und erhielt durch sie sein Gepräge. Branntwein- und Spielhäuser mit ein paar abenteuernden Señoritas waren die Centren der Geselligkeit; Verschwendung, gemeiner Genuß und Spiel waren die einzigen Wege, auf welchen die Leute jener Tage ihren reichen Gewinn vergeuden konnten. Die Männer nahmen die Gewohnheit an, sich gegenseitig als Millionäre zu betrachten, und richteten ihr

Leben demgemäß ein. Das Spiel wurde als die beste Unterhaltung offen vertheidigt oder höchstens lächelnd getadelt, wie etwa in jenem Zeitungsartikel, in welchem es unter Anderem heißt: „Kürzlich kehrte ein Mann mit 5000 Dollar von den Minen zurück und trat in eins jener fashionablen Locale, wo dem Spiel in der anziehendsten Form gefröhnt wird. Er gewann in weniger als einer Stunde die bedeutende Summe von 100,000 Dollar. Wir bedauern sagen zu müssen, daß dies fascinirende Laster hier zu Lande sich mehr und mehr ausbreitet." —

Es läßt sich denken, daß die Abenteurerhorden dieser alten Zeit nicht dazu angethan waren und wohl auch nicht darnach verlangten, einen Cultur- oder Polizeistaat nach europäischem Vorbild zu schaffen. Aber eine primitive Rechtsordnung wurde doch ins Leben gerufen. Zunächst stellte sich das Bedürfniß ein, den Besitz des Goldlandes zu fixiren und Besitzstreit zu schlichten. Ein Meeting trat von Fall zu Fall zusammen, oder man wählte Richter und Schreiber, welche man mit den spanischen — ursprünglich arabischen — Namen Alkalde (Alkadi) und Sheriff belegte. Beide hatten anfangs gemeiniglich keinen bestimmten Sold, sondern waren auf die Gebühren angewiesen. Der Richter bekam für den Fall 10—16 Dollar, der Geschworene die Hälfte, also kaum einen Tagelohn.

Die Streitsachen wurden im Allgemeinen rasch und plump, oft wohl auch ganz willkürlich erledigt; noch schlechter stand es mit der Strafjustiz, welche selten und sehr summarisch geübt wurde. In den meisten Conflicten ließ man der Selbsthilfe weitesten Spielraum und nur in besonders drängenden Fällen fanden es die Leute gerathen, von Rechtswegen einzugreifen. Lebensverhältnisse und Strafen jener altcalifornischen Zeit erinnern an unser europäisches Mittelalter. Hier wie dort große Duldung, anhaltende Schädigungen, dann kurzer Proceß und nicht selten eine Strafe, deren Grimm die lange Nachsicht zu sühnen suchte. Gefängnisse fehlten und so blieb dem Gerichte nur die Alternative, dem Mann eine Geldstrafe aufzuerlegen oder ihn zu beseitigen. Der Dieb wurde gemeiniglich gepeitscht und verbannt oder aber gehenkt. In den schweren Fällen versagte nicht selten das Gericht seine Dienste, entweder weil der Richter sich vor der Rache fürchtete oder wohl auch, weil seine eignen Hände nicht rein waren; kurz es kam vor, daß die ärgsten Missethäter ungestraft ihr Wesen trieben und die ganze Gemeinde terrorisirten. Das ging meist so lange, bis einige entschlossene Leute zusammentraten, um dem Unfug auf eigene Faust und standrechtlich zu steuern. Fast in jeder westlichen Ortschaft haben sich solche Lynchbewegungen vollzogen, im größten Maße in San Francisco, dessen Volksjustiz ich als guten Typus im Folgenden skizzire.

Schon im Jahre 1849 hatten die „hounds", eine Genossenschaft gewaltthätiger Gesellen, welche die Stadt durch Schlägereien, Raub und Erpressungen beunruhigten, einen Sicherheitsausschuß ins Leben gerufen, welchem es bald gelang, zwanzig Mann einzufangen, die Hälfte dieser Zahl zu bestrafen und den Rest der Bande einzuschüchtern. Nach dieser Zeit hatte der Ausschuß wiederholt Gelegenheit einzugreifen und immer wurden seine Urtheile und Handlungen von der Bevölkerung gebilligt. Jedesmal hatte die Verbrecher ein rasches Verhängniß ereilt; nur einmal (1851) löste sich die großartig angeschwollene Lynchbewegung

in harmloser Weise auf, und diese eine unblutige und doch ganz charakteristische Episode will ich hier schildern.

Es handelte sich um zwei Mörder, von denen der eine durch die Art seiner Missethat die allgemeine Entrüstung wachgerufen hatte. Das Comité constituirte sich und verbreitete ein Flugblatt, in welchem die Sachlage kurz geschildert war und das mit der Aufforderung schloß: „Alle Diejenigen, die das Raubvolk und die Mörder los sein wollen, werden sich Sonntags 2 Uhr auf der Plaza einfinden."

Zur bezeichneten Stunde sprach Brannan zu den Bürgern: „Die Leute reden immer wieder von der Jury und den Richtern. Ich bin solchen Geschwätzes müde. Wir wissen, die Leute sind Mörder und ich will sterben oder ich will sie hängen sehen. Ich bin gegen jede Farce in dieser Sache. Durch Monate waren wir ein Spielzeug unserer Richter, welche die Verbrecher verurtheilten „nach den Vereinigten Staaten deportirt zu werden". Das soll nicht wieder geschehen. Wir selbst sind jetzt das Gesetz und wir wollen auch Richter und Henker sein."

Brannan drang zum Glück diesmal nicht durch. Das Comité wollte nicht so rasch vorgehen, übernahm jedoch vorläufig die Bewachung der Gefangenen. Der Bürgermeister wollte diese Unentschlossenheit benutzen und schlug vor, man möge Vertreter wählen, welche dem ordnungsmäßigen, richterlichen Verhör beiwohnen sollten. Der Ausschuß ging aber nicht darauf ein, sondern beschloß selbst zu verhören und zu verurtheilen; die Richter wurden eingeladen, der Verhandlung beizuwohnen, sie zogen sich jedoch zurück und überließen den ganzen Fall dem Comité.

Die officielle Gewalt war aber nicht gesonnen, ihre Macht so billigen Kaufes preiszugeben. Der Bürgermeister verstärkte die Polizei durch 250 Freiwillige und die ganze Partei beschloß, daß die Verbrecher nur dann gerichtet werden sollten, wenn sie von dem ordentlichen Gericht verurtheilt seien. Die Lynchpartei ihrerseits blieb ebenso fest bei ihrem Willen. Die Zeitungen nahmen Partei für und wider — die „Alta", welche das Lynchverfahren energisch befürwortete, hat in Folge dieser Haltung nachträglich eine bedeutende Verbreitung erlangt und alle Rivalen überflügelt.

Sechsunddreißig Stunden wogte der Kampf, das Straßenleben dauerte bis tief in die Nacht hinein. Da die Untersuchung des Ausschusses schließlich doch nicht genügende Beweise lieferte, wurde die ganze Sache endlich behufs Fortsetzung und weiterer Erhebungen an das ordentliche Gericht zurückgeleitet. Dieses machte ausnahmsweise kurzen Proceß und verurtheilte beide Verbrecher; dem einen gelang zwar die Flucht, um so sicherer sollte dafür der andere gehenkt werden. Unterdessen war es den Anstrengungen des Ausschusses gelungen, neues Licht in die Sache zu bringen und einen Mann aufzugreifen, welcher, wie es sich bald herausstellte, der wahre Mörder war. Natürlich wurde das vom Gericht verurtheilte Individuum sogleich auf freien Fuß gesetzt und der Ausschuß beschloß, den Mann für seine Angst einigermaßen zu entschädigen. Die Subscription brachte eine bedeutende Summe ein und der unschuldige Mörder hatte

die ganze folgende Woche zu thun, um das Schmerzensgeld in den Gast- und Spielhäusern zu vergeuden. So löste sich diesmal das drohende Gewitter.

Diese primitiven Verhältnisse sind vielfach beschrieben worden; aber, wie mir scheint, werden fast durchgehends die Menschen, welche solche Zustände bedingen, einseitig und mithin falsch geschildert. Immer tritt uns der abenteuernde Goldwäscher als Hauptfigur entgegen und doch behaupte ich, daß er das untergeordnete, wenn auch auffallendere Element ist, während der Bürgerpionier zwar weniger von sich reden macht, in Wirklichkeit aber das öffentliche Leben schafft und formt. Ein Pionier dieser Art war jener Mormone Samuel Brannan, welcher im Jahre 1846 mit einigen hundert Glaubensgenossen nach San Francisco gekommen war und dort die erste Zeitung begründet hatte, derselbe, welcher in der Lynchbewegung eine so hervorragende Rolle spielte. Dann finden wir ihn in Sacramento wieder, wo er die naheliegende Ansiedlung Mormon Island dirigirte und ein Geschäft errichtete. Er erhob von seiner Gemeinde den Tribut; statt ihn aber an den Propheten nach dem Salzsee abzuliefern, legte er ihn in seinem Geschäft an (wie das Volk behauptet) und wurde in Folge dieses einfachen Verfahrens bald einer der ersten Bürger der Ansiedlung. Mit den Jahren erwarb er bedeutenden Reichthum, aber die Stadt wurde ihm durch die zunehmende Cultur verleidet, er zog weiter und jetzt (1884), in seinen alten Tagen, leitet er eine bewaffnete Colonisation in dem von Indianerhorden durchschwärmten nördlichen Mexico.

Aus solchem Stoff ist der Führer und Gesetzgeber eines Pioniervolkes geschaffen. Unstät im Glück, dessen Ruhe das heiß wallende Blut nicht erträgt, ist er stramm und tüchtig in der harten Zeit, unternehmend und umsichtig im Gewoge des Lebens, trotzig entschlossen im Sturm. Das kleine blutlose Leben des Spießbürgers ist ihm so verhaßt, wie dessen Moral. Er läßt Jedem freien Spielraum und enthält sich jeder Einmischung in fremde Angelegenheiten in einer Weise, welche dem europäischen Instinct unbegreiflich ist; nur wenn das öffentliche Leben geradezu gefährdet ist, tritt er dem Verbrechen gewaltthätig entgegen. Er fördert alle Unternehmungen, Verkehr, Rechtsordnung und Schule durch Rath und That, durch Theilnahme oder Hilfe; wenn aber Alles aus dem Rohen heraus geformt ist und der Lebensstrom geregelt und gleichmäßig zu fließen beginnt, dann ist sein Tagewerk zu Ende.

Der junge Pionier denkt wohl manchmal an Heimkehr; in guten Zeiten schreibt er auch Briefe, welche Erfolg und große Zukunftspläne verkünden. Wendet sich das Glück, so bleiben die Briefe aus. Er will sich daheim weder belächeln, noch bemitleiden lassen. Wenige haben schließlich Erfolg, Wenige sehen die alte Heimat wieder, um zu erkennen, daß sie dort fremd und daß sie in der Fremde heimisch geworden sind. So kommt es, daß schließlich doch so viele, zwar nicht aus ursprünglichem Entschluß, wohl aber durch die Macht der Verhältnisse gezwungen, mit Leib und Seele Bürger des neuen Landes werden.

Es ist wunderbar, wie schnell das tolle Gähren eines solchen Pionierlandes sich beruhigt, wie rasch es sich entwickelt und zur Stetigkeit dringt. Kaum ein Jahr bleiben Spielhaus und Schenke die Angeln des Lebens und schon treten

Kirche und Schule ein, um die gesetzten Elemente, die Familie und die Jugend zu gewinnen und zu reformiren.

Der kranke Mann in der Baracke hat Muße, über die Eitelkeit der Welt nachzudenken. Er hat die Genossen gebeten nur um eine ruhige Nacht, er will 10 Dollars dafür geben, aber umsonst. Er hat gefragt, ob es keinen Geistlichen in der Gegend gebe. Die Kameraden lachen und meinen, er solle sich die kranken Skrupel und Flausen aus dem Kopf schlagen. Unten im Orte hört das der Prediger und er kommt. Der Kranke dankt ihm und meint, „ich hätte eine Bitte." Nur heraus damit! „Ich meine, ich werde jetzt wohl bald in Ruhe sein, aber ich hab' ein liebes Weib und meine Kinder in Illinois. Schreibt ihr, daß ich in Frieden heimgehe. Drüben will ich geduldig warten."

Draußen auf der Straße steht ein untersetzter Mann auf einem Faß und predigt und gestikulirt vor den Leuten, die bald lachend, bald aufmerksam ihn umscharen. Jetzt sitzt ihm der Schalk im Nacken, dann kommt es ernst und er hämmert auf die Leute mit seiner Kapuzinade drein, wie der Schmied aufs heiße Eisen. „Meine Herren," so fängt er an, „ich stehe auf einem Faß voll Whisky und Ihr seht, er schadet mir nichts. Merkt Euchs und sorgt, daß er immer unter Euch bleibe, dann wird er auch Euch nicht schaden, mein Wort drauf." Ein andermal ruft er hinaus: „Ihr habt jetzt wohl schon lange Euch geübt und hart bemüht im Rechnen, Gewinn addirt, Soll subtrahirt, fein calculirt — jetzt aber löst mir das Exempel: ich frage Euch, was nützt es Euch, wenn Ihr die größte Farm habt, wenn Ihr das reichste Bergwerk habt, wenn Ihr alle Schätze der Erde gewinnt und habt die ewige Seligkeit verspielt?" — So pflügte der Mann mit seinen derben Reden die rohen Gemüther auf, auch er ein Pionier, und die Saat reifte: Kirche und Schule hatten bald ihren Platz und thaten ihr Werk. —

Der Odyssee letzter Theil.

Und als nun Odysseus zurück war gekehrt
Zu Ithaka's Strand an den heimischen Herd,
Als am Faden der Zeit, die da webte und spann,
Das dritte der Jahre zu Ende rann,
Da einstmals in tiefer verschwiegener Nacht
Ist der Held an Penelopes Seite erwacht.
Er reckte das Haupt und lauschete lang —
„Was war's für ein Ton, der von ferne erklang?
War's das rauschende Meer, das die Klippen umspült,
Oder war es der Wind, der die Bäume durchwühlt?
Oder war es der Möve verflatternder Schrei,
Die in Wellen sich birgt vor dem stoßenden Weih? —
Er lauschete lang und er lauschete tief —
Eine Stimme war's, die herüber rief,
Ein klagender Sang, sehnsüchtig und schwer,
Hinathmend wie Duft übers nächtliche Meer,
Eine Stimme, die Leib ihm und Seele umfing,
Daß das männliche Herz ihm in Thränen zerging.
Auf sprang er vom Lager: „Ich kenne den Ton,
Vor Zeiten, vor Zeiten vernahm ich ihn schon,
Als ich fuhr übers Meer auf dem rudernden Schiff
Vorbei an dem fluthen-umbrandeten Riff;
Als zum Maste gebunden, doch lechzenden Ohrs
Ich erlauschte die Stimmen des singenden Chors —
Heut kehrt es zurück, ich erkenne den Klang,
Das ist der Sirenen Verderbens-Gesang!"
Er beugte sich tief auf sein ruhendes Weib,
In Wellen des Schlummers sanft wogte ihr Leib,
Von athmenden Lippen ging leise die Luft,
Und er trank von den Lippen ihr schweigend den Duft.

Doch wie er sich neigte und nieder sich bog,
Da war es, als wenn sich ihr Antlitz verzog,
Als senkte das Alter sich starrend und kalt
Herab auf die einstmals geliebte Gestalt;
Die Lippe, die küssend so oft ihn entzückt,
Ward welk wie die Frucht, die vom Baume gepflückt;
Der Busen, der schwellend dereinst sich gedrängt,
Er ward wie der Quell, den die Sonne versengt.
Ins Haar, das braun ihre Stirne umlockt,
Kam silberner Winter hernieder geflockt. —
Und sehnender, süßer der Sang erscholl,
Ein Sehnen tief in der Seele ihm schwoll.
Und siehe und siehe in schattender Nacht,
Da war's ihm, als wäre ein Leuchten erwacht,
Wie Sternennebel, der flimmert und wallt,
So entschwebte der Nacht eines Weibes Gestalt,
Und er kannte den wonne-umschauerten Leib:
Kalypso war's, das verstoßene Weib —
Hoch über der Wellen rollendem Schaum
So schwebte sie hin wie ein dämmernder Traum.
Vom Scheitel herab bis zum schlanken Fuß
Ihr Leib war ein neigender, beugender Gruß,
Wie ein mahnender Gruß aus vergangener Zeit,
Aus alter verlorener Seligkeit.
Und süßer und süßer erscholl der Gesang,
Da war's ihm, als wenn's ihn mit Armen umschlang,
Da war's ihm, als küßte ein bebender Mund
Ihn tief in des Herzens tiefinnersten Grund.
Er hob sich vom Boden, er wandte voll Hast
Von dem Weibe sich ab, dessen Bild ihm verblaßt,
Aus der Kammer entwich er und sah nicht zurück:
„Hier drinnen ist Tod, und da draußen das Glück!"
Und zum Ufer entfloh er in Eil', in Eil',
Er löste vom Pflocke das hemmende Seil,
Das Boot erfassend mit nerviger Hand
Hinunter riß er das Boot zum Strand,
Die Ruder hing er ins Rudergeflecht,
Er selber der Schiffsherr und selber der Knecht,
Und nun mit treibender Stöße Macht.
Wild brach er sich Bahn in die Nacht, in die Nacht.
Ihm flammte kein Stern, ihm lohte kein Licht —
Er fragte nach Sternen und Leuchte nicht,
Der Gesang dort draußen, süß sehnend und schwer,
Er wies ihm den Pfad durch das pfadlose Meer. —

Und da er nun also von Hof und von Haus
Sein Fahrzeug trieb in die Oede hinaus,
Da horch, da von Ithaka's heimischem Strand,
Der in nächtlicher Ferne entsank und entschwand —
Als bräche die Wölbung des Himmels entzwei —
Ertönte ein langer verzweifelnder Schrei.
Aus der starrenden Hand ihm das Ruder entsank:
Sein Name war's, der zum Ohre ihm drang,
Sein Name, wie nie er bis heut' ihn vernahm,
Als schrie' ihn das Weh, als schluchzt' ihn der Gram.
Und da er noch saß mit schlotterndem Knie,
Da zum zweiten Mal es herüber schrie,
Verzweifelnder noch als das erste Mal,
Noch wilder in Jammer, noch tiefer in Qual.
Die Stimme, der lächelnd so oft er gelauscht,
Wenn kosend wie Lenzhauch sein Ohr sie umrauscht,
Penelopes Stimme, geliebt und vertraut,
Verwandelt in furchtbar verklagenden Laut.
Auf sträubte sein Haar, kalt rann ihm das Blut,
Wild griff er zum Ruder und schlug in die Fluth,
Er wußte nicht Pfad mehr, er wußte nicht Ziel,
Sein Boot war der Wellen treibendes Spiel,
Der Gesang dort draußen, süß sehnend und schwer,
Der Gesang war verstummt und ertönte nicht mehr.
Und zum dritten Mal übers Wogen-Geroll
Sein Name von drüben zum Ohre ihm scholl,
Nicht mehr der Verzweiflung gellender Laut
Der des Treulosen sündige Seele durchgraut,
Nicht Klageruf, der zum Himmel spricht,
Nur der Ton eines Herzens, das wimmernd bricht;
Nicht Vorwurf mehr, nur schluchzendes Leid,
Nur ein letztes „Fahr wohl in Ewigkeit".
Da erlosch in der Seele der Quell ihm des Lichts,
Da war's, als umgähnt' ihn das ewige Nichts;
Er fiel auf die Planken, dumpf dröhnte das Schiff,
Mit wüthender Hand in die Locken er griff,
Ein Stöhnen kam, und ein Schluchzen danach,
Vom fluthenden Auge die Thräne ihm brach.
„Verflucht sei der Trug, der das Ohr mir belog,
Verflucht sei ich selbst, der ich Liebe betrog!"
Auf die Füße empor an das Ruder er sprang,
Im Kreise gewirbelt das Boot sich schwang;
Hoch bäumten die Wellen und rollten zu Thal,
Doch sein rudernder Arm war Eisen und Stahl,
Die brüllende See schlug über den Bord,

Doch es geht ja zur Heimath, drum fort, nur fort!
Im Purpur-Gewölke aufflammte der Tag —
Noch ein keuchender Athem, ein letzter Schlag,
Und nun und nun ein sausender Schwung,
Zum Ufer hinüber ein fliegender Sprung,
Und dort an dem Felsen, lang flatternden Haars,
Die gebrochne Gestalt, sie war es, sie war's —
Und jetzt, erweckt vom jauchzenden Schrei,
Aufschreckte das Weib, und da kam es herbei,
Zwei Arme umschlangen den sinkenden Leib
Und ein schluchzendes Stammeln „mein Weib! mein Weib!“ —
Der Tag war erstanden, die Sonne sah
Herab auf das felsige Ithaka,
Da war kein Lärmen, da war kein Gesang,
Da war nicht Cymbeln- noch Flötenklang;
In der Stille, die rings auf dem Lande schlief,
War ein einziger Laut, süß-heilig und tief:
Zwei Menschenherzen, aus Trennung und Leid
Aufathmend zu schweigender Seligkeit.

Ernst von Wildenbruch.

Eingeschneit in Eagles.

Erzählung
von
Bret Harte.

(Schluß.)

Sechstes Kapitel.

Das Gespräch ward durch ein plötzliches Gebell der Hunde in der äußeren Lichtung unterbrochen. Zenobia erhob sich und ging ans Fenster.

„Wenn es nicht der gottverlassene Mann Dick mit Passagieren aus der eingeschneiten Kutsche ist, die vom Unterland heraufkommt!“ Aber die Versicherung Dick's, daß die Gesellschaft einen Permiß von ihrem Vater habe, welchen dieser auf der niedriger gelegenen Station in der Voraussicht eines solchen Ereignisses gewährt, brachte ihren Widerspruch gegen eine Vermehrung der Gäste zum Schweigen. „Das sieht dem Vater ähnlich,“ sprach sie mürrisch vor sich hin; „einmal uns eine Woche lang einzuschließen und die Hunde auf Jeden zu hetzen, der da kommt, und ein anderes Mal das ganze Kutschenpersonal hier zu einer Thür herein und zur andern hinauspassiren zu lassen! Nun es ist sein Haus und sein Whisky und sie können es nehmen — aber sie sollen mich nicht dazu bringen, es ihnen anzubieten.“

Es war in der That keine angenehme Bereicherung der Gesellschaft. Abgesehen von dem natürlichen Widerwillen, welchen bei solchen Gelegenheiten diejenigen, die im Besitz sind, immer gegen den frisch Ankommenden fühlen, waren diese hier sehr geneigt, der streitsüchtigen Unzufriedenheit und dem frecheren Benehmen Widerstand zu leisten, mit welchem die neuen Eindringlinge Aufnahme begehrten. Der Unleidlichste von ihnen war ein Mann, welcher eine gewisse Autorität über die Anderen auszuüben schien. Er war laut, anmaßend und prahlerisch gekleidet. Er machte sich's sofort in dem Stuhle bequem, welchen Zenobia eben verlassen hatte, und verlangte etwas zu trinken.

„Sie werden sich wohl selber bedienen müssen,“ sagte Rawlins trocken, als der Wunsch des Fremden keine Berücksichtigung fand. „Es sind nur zwei Frauen im Haus und wie mir scheint, haben diese bereits alle Hände voll zu thun.“

„Ich nenne das eine verd— unhöfliche Behandlung," sagte der Mann, seine Stimme erhebend; „und Hennicker thäte gut, einen andern Ton anzustimmen, wenn er nicht will, daß seine alte Höhle eines Tages niedergerissen werde. Er ist nicht besser, als viele, mit denen man bereits kurzen Proceß gemacht hat."

„Sie hätten ihm das selber sagen sollen; vielleicht, daß er mit Ihnen heruntergekommen wäre," versetzte Rawlins. „Er ist ein bescheidener, sanfter, umgänglicher Mann, dieser Hennicker. Ist er nicht, Oberst Clinch?"

Diese zufällige Erwähnung von Clinch's Namen brachte die Wirkung hervor, welche Rawlins wahrscheinlich beabsichtigt hatte. Der Fremde starrte Clinch an, welcher, das Gespräch scheinbar nicht beachtend, mit seinen kalten, grauen Augen in das Feuer blickte. Worauf Ersterer, mit etwas besserer Manier, die Whiskyflasche holte, sich und den Seinen einschenkte und alsdann, durch das Getränk gestärkt, an den Kamin zurückkehrte.

„Sie haben gewiß von dem Raubanfall gehört, Oberst," wandte er sich an diesen, indem er versuchte, einen familiären Ton anzuschlagen.

Ohne seine Augen vom Feuer zu erheben, erwiderte Clinch kurz: „Ich denke."

„Ich bin hier, um die Untersuchung zu leiten, für die Expreß-Compagnie."

„Viel verloren?" fragte Rawlins.

„Nicht so viel, als sie hätten verlieren können. Der Narr Harkins hatte hunderttausend Dollars in Banknoten versiegelt, wie ein gewöhnliches Packet zu tausend Dollars, und gab es einem Freunde in der Bank, Bill Guthrie, damit dieser einen unansehnlichen Menschen unter den Passagieren aussuche, der es mit nach Reno nehmen solle. Er traute dem Expreß nicht. Ha ha!"

Das drückende Schweigen, welches seinem Gelächter folgte, ließ dieses fast gemacht erscheinen. Rawlins hielt seinen Athem an und blickte auf Clinch. Hale, mit dem Instinct eines gebildeten, fein empfindenden Mannes, erröthete gleichsam in Clinch's Seele hinein, während dieser, ohne sichtbare Veränderung in seinem Wesen und die Augen unverwandt auf das Feuer geheftet, ruhig fragte:

„Sie haben den Namen jenes Passagiers nicht erfahren?"

„Natürlich nicht; denn als Guthrie vernahm, was gegen ihn gesagt ward, wollte er den Namen nicht nennen, bis er von dem Manne gehört habe."

„Und was ward gegen ihn gesagt?" fragte Clinch nachdenklich.

„Was könnte gegen einen Mann gesagt werden, der eine solche Summe Geldes hergibt, wie ein Priemchen Kautabak, wenn man sie von ihm verlangt? Je nun, es waren ihrer nur drei, soweit wir in Erfahrung gebracht, welche den Streich ausführten; und in der Kutsche waren vier bewaffnete Passagiere und der Kutscher und Expreß-Agent auf dem Bock. Sechse wurden beraubt durch Drei! — das nenne ich eine Gesellschaft von Helden! — Sie müssen sich wohl auch nicht wenig geschämt haben; denn ich höre, daß sie von der Station verschwanden, unter dem Vorwande, nach den Räubern zu sehen." Er lachte wieder und seine fünf Genossen am andern Ende des Zimmers stimmten lärmend ein.

Hale, welcher vergessen hatte, daß der Fremde nur einen Theil dessen wieder-

holte, was er selber acht Stunden vorher gesagt hatte, war auf dem Punkte, sich mit glühenden Wangen und zorniger Entrüstung zu erheben, als das lässig erhobene Auge Clinch's dem seinen begegnete und ihn zwang, sitzen zu bleiben. Mord selbst schien aus diesen grausam ruhigen und erbarmungslosen grauen Pupillen zu blicken. Für einen Moment vergaß Hale seinen eigenen Aerger in diesem Ausdruck von Clinch's unversöhnlichem Groll; für einen Moment fühlte er sogar eine Regung des Mitleids für den Aermsten, welcher jenen so gereizt hatte. Regungslos blieb er in seinem Stuhl, während sich über Clinch's Augen die Lider wieder senkten. Rawlins, welchem wahrscheinlich derselbe warnende Blick zu Theil geworden, verhielt sich gleichfalls still.

„Es ist bis jetzt noch nichts davon in die Oeffentlichkeit gedrungen," fuhr der bethörte Mann fort. „Ich habe hier einen kleinen Bericht für die Zeitung aufgesetzt," fügte er hinzu, indem er einige Papiere aus seiner Tasche hervorholte; „Etwas, was ich in der Kutsche so hinwarf, als ich hierher fuhr. Ich denke, das wird die Dinge in einem neuen Lichte zeigen. Es ist Zeit, daß darin Wandel geschafft werde. Alle Verwünschungen sind bisher von den Passagieren gegen die Expreß- und Eilwagen-Compagnie ausgestoßen worden. Ich bin der Meinung, daß jetzt die Compagnie sich selber eine kleine Verwünschung erlauben darf. Warum? Vielleicht haben Sie nichts dagegen, wenn ich Ihnen meinen Artikel vorlese; er ist gerade gepfeffert genug, um diesen Zeitungsschreibern zu passen."

„Nur zu," sagte Oberst Clinch ruhig.

Der Mann räusperte sich und nahm die vorbereitende Stellung des Autors an, während seine fünf Freunde, welchen das Schriftstück offenbar nicht mehr ganz unbekannt war, schon im Voraus zu lächeln begannen.

„Ich nenne den Artikel ‚Preis-Memmen als Passagiere'. Das ist eine Ueberschrift, die sich leicht spricht, wie Sie zugeben werden," wandte er sich an seine Zuhörer und begann dann zu lesen: „‚Es stellt sich jetzt heraus, daß der Erfolg des neulichen Raubanfalls auf den Eilwagen nicht weit von der Höhe, großentheils der Feigheit — um kein schlimmeres Wort zu gebrauchen'" — er hielt inne und blickte, wie zur Erklärung, auf Clinch; „Sie werden in einer Minute sehen, worauf ich hinziele — ‚der Feigheit der Passagiere selbst zugeschrieben werden muß. Man vernimmt, daß nur drei Räuber die Kutsche anhielten und daß, wiewohl Passagiere, Kutscher und Expreß-Agent vollständig bewaffnet und ihren Angreifern um die doppelte Zahl überlegen waren, doch kein Schuß abgefeuert ward. Wir stellen keine Betrachtungen über den wohlbekannten Muth von Yuba Bill, dem Kutscher, noch über die Erfahrung und Besonnenheit von Beacy Tibbets, dem höflichen Expreß-Agenten, an, welche Beide seitdem gestanden haben, daß die christliche und lammfromme Ergebenheit der Insassen der Kutsche sie mehr als erstaunt habe. Man erzählt sich die amusantesten Geschichten von allerlei lächerlichen und widrigen Vorfällen, die sich bei der Gelegenheit ereignet haben sollen — von ausgewachsenen Männern, welche auf der Straße hinknieten und Alles anboten, was sie auf dem Leibe trugen, wenn nur ihr Leben geschont werde; von einem Passagier, der sich unter dem Wagensitz verbarg und den man am Rockschoß hervorzog. Doch wir sind im

Besitz von Thatsachen, die zu ganz anderen Anschuldigungen führen können. Wiewohl einer von den Passagieren eine beträchtliche ihm anvertraute Summe Geldes verloren haben soll, indem er mit unverschämter Frechheit versuchte, ein Concurrenz-Frachtgeschäft in einer von der Expreß-Compagnie eigenen Kutschen zu etabliren . . .' — ich nenne das eine gute Pointe." Er unterbrach sich, um seinen Begleitern Zeit zu uneingeschränktem Beifall zu lassen. „Finden Sie nicht?"

„Den Teufel auch!" erwiderte Clinch, wie früher in sich gekehrt.

„‚So ist doch die Sache,'" fuhr der Fremde aus seinem Manuscript fort, „‚in ein großes und verdächtiges Dunkel gehüllt. Aber die Anwesenheit von Jackson N. Stanner, Esq.' — das bin ich, ‚Special-Detectiv der Compagnie, und seinem Stab in der Stadt sind eine Bürgschaft dafür, daß Licht in das Dunkel gebracht werden wird.' — Ich mußte das hineinsetzen," fügte er abermals entschuldigend hinzu, „um der Compagnie gefällig zu sein. ‚Wir verdanken diesen Herren die Mittheilung der Thatsachen.'"

„Ihr Artikel," sagte Clinch, indem er sich erhob, aber sein Antlitz und sein Gespräch immer noch gegen das Feuer richtete, „Ihr Artikel, so viel ich sehen kann, läuft darauf hinaus, zu behaupten, daß drei Männer mit sechsen nicht fertig werden können, wenn diese sechs nicht Memmen und Feiglinge oder — im Einverständniß mit ihren Angreifern sind."

„Darauf läuft der Artikel hinaus," entgegnete Stanner, „*das* habe ich darin sagen wollen. Ich überlasse es Ihnen, ob dem nicht so ist?"

„Ich kann nicht sagen, daß ich mit Ihnen übereinstimme," versetzte der Oberst trocken. Er kehrte sich um und ging, immer noch ohne seine Augen zu erheben, nach der Thür, durch welche Zenobia eben ins Zimmer getreten war. Der Schlüssel steckte nach der Außenseite; Clinch öffnete die Thür in aller Ruhe, zog den Schlüssel heraus, und, nachdem er sie wieder zugemacht, verschloß er die Thür von Innen. Hale und Rawlins fühlten ihre Herzen rascher klopfen; die Andern folgten Clinch's langsamer Bewegung und niedergeschlagenem Blick mit einer Neugier, die sich irgend etwas Ergötzliches versprach. Nachdem er auch den andern Ausgang des Zimmers verschlossen und die Schlüssel in seine Tasche gesteckt hatte, begab sich Clinch wieder zum Feuer. Zum ersten Male blickte er jetzt empor und der Mann, der ihm zunächst stand, fuhr in Schrecken zurück.

„Ich bin es," sagte er langsam und zwischen jedem seiner Worte bedächtig Athem holend, „der jene Banknoten den Räubern hingab. Ich bin einer von den drei Passagieren, welche Sie auf dem Blatt da geschmäht haben, und diese Herren neben mir sind die beiden anderen." Er machte eine Pause und blickte um sich. „Sie sind der Meinung, daß drei Männer mit sechsen nicht fertig werden können. Gut, ich will Ihnen zeigen, wie das gemacht wird. Noch mehr, ich will Ihnen zeigen, wie *ein* Mann das macht; denn, beim lebendigen Gott, wenn Sie mir das Blatt nicht aushändigen, so werde ich Sie niederschießen, wo Sie sitzen! Ich gebe Ihnen Zeit, bis ich zehn zähle — wenn Einer von Ihrer Gesellschaft sich rührt, so werden Sie und er todte Männer sein, aber *Sie* zuerst!"

Noch bevor er geendet, hatten Hale und Rawlins wie auf Verabredung sich erhoben und hielten ihre Waffen in Bereitschaft.

„Eins," sagte Clinch, und hob seinen Deringer in die Höhe, „zwei — drei —"

„Sehen Sie doch, Oberst — ich schwöre — ich wußte nicht, daß Sie es waren," stammelte Stanner mit bleichen Wangen und wagte nicht, sich bei seinen Begleitern nach Hilfe umzuschauen.

„Vier — fünf — sechs —"

„Halten Sie ein! Hier!" Und er zog das Blatt hervor und warf es auf den Boden.

„Nehmen Sie es auf und reichen Sie es mir. Sieben — acht —"

Stanner bückte sich hastig, nahm das Blatt auf und überreichte es dem Obersten. „Ich machte nur Spaß, Oberst," sagte er mit erzwungenem Lachen.

„Ich freue mich, es zu hören. Aber da dieser Spaß Schwarz auf Weiß steht, so wird es Ihnen nicht darauf ankommen, Ihre Erklärung in derselben Weise zu wiederholen. Nehmen Sie Feder und Tinte und schreiben Sie, wie ich Ihnen dictire: ‚Ich bestätige hiermit, daß der obige Bericht eine niederträchtige Verleumdung ist, gerichtet gegen den Charakter von Ringwood Clinch, Robert Rawlins und John Hale, Passagiere, und daß ich hiermit die Genannten um Verzeihung bitte.' Unterzeichnen Sie. So, das genügt. Nun lassen Sie den Rest Ihrer Gesellschaft als Zeugen unterzeichnen."

Alle thaten ohne Zögern, wie ihnen geheißen; wobei einige den Versuch machten, die Angelegenheit in der That als einen Spaß zu behandeln, und demgemäß vorschlugen, daß man darauf trinken solle.

„Entschuldigen Sie mich," sagte Clinch gelassen, „aber da dieses Haus nicht groß genug ist für mich und den Mann dort, und da ich außerdem an Wild Cat Station mit diesem Blatte zu thun habe, so denke ich mich auf den Weg zu machen, ohne zu trinken." Er nahm die Schlüssel aus seiner Tasche, schloß die Thüren wieder auf, nahm seinen Ueberrock und seine Büchse und wandte sich zum Gehen.

Rawlins stand auf, um ihn zu begleiten; Hale allein zauderte. Die rasche Folge von Ereignissen während der letzten halben Stunde hatte ihm keine Zeit zur Ueberlegung gelassen. Aber er war keineswegs von der Gesetzlichkeit des Actes überzeugt, an welchem er sich als Beistand und Helfer betheiligt, wiewohl er dessen rauhe Gerechtigkeit zugab und das Gefühl hatte, daß er unter denselben Verhältnissen wieder so handeln würde. Furcht vor einer solchen Eventualität und die Besorgniß, daß er immer weiter auf dieser Bahn gerissen werden möchte, wenn er fortfahre, mit Clinch und Rawlins gemeine Sache zu machen; das Factum, daß sie eingestandener Maßen die Verfolgung der Räuber aufgegeben und diese in Wirklichkeit von einer dazu autorisirten Partei übernommen worden sei, mit welcher sie auch bereits in Conflict gerathen — alles dies drängte ihn, hier zu bleiben. Auf der andern Seite widerstritt der Gedanke, seine Kameraden im letzten Moment scheinbar zu verlassen, sowohl seinem Ehrgefühl, als der Neigung, die er für sie gefaßt hatte. Aber er erwog, daß er seine Parteinahme schon durch die That bewiesen, daß er ihnen auf Wild Cat Station von keinem besonderen Nutzen sein und die Entfernung von Hause immer noch vergrößert werde; und vor Allem bestimmte ihn endlich ein ungeduldiges Verlangen nach selbstän-

digem Handeln. „Ich denke, ich bleibe hier," sagte er zu Clinch, „vorausgesetzt, daß Sie mich nicht gebrauchen."

Clinch warf einen raschen und bedeutungsvollen Blick auf den Feind, stimmte dann aber zu. „Halten Sie Ihre Augen offen und Sie sind für ein Dutzend von Diesen gut," sagte er halblaut und wandte sich dann an Stanner. „Ich gehe mit diesem Blatte nach Wild Cat. Wenn Sie mir hier noch eine Mittheilung zu machen haben, so wissen Sie, wo ich zu finden bin, wenn" — und er lächelte finster — „Sie mich nicht etwa für ein paar Minuten draußen sehen wollen, bevor ich gehe."

„Die Sache geht die Eilwagen-Compagnie an, nicht mich," erwiderte Stanner, der sich Mühe gab, ruhig zu erscheinen.

Hale begleitete Clinch und Rawlins durch die Küche zu den Ställen. Dick war bereits wieder zu der im Schnee stecken gebliebenen Kutsche zurückgekehrt, um bei dem Rettungswerk behilflich zu sein.

„Ich würde Manchen nicht gern mit jenem Pack allein lassen," sagte Clinch, Hale's Hand drückend; „und ich würde auch Ihr Zurückbleiben nicht zugegeben haben, wenn ich nicht wüßte, daß ich meinen Einsatz auf Sie mit Sicherheit machen könnte. Ihr Anerbieten gibt dieser Sache einen reinlichen Abschluß. Es ist wahr, Hale, es wollte zuerst mit uns Beiden nicht recht stimmen, aber wenn Sie jemals in Zukunft eines Freundes bedürfen, dann wenden Sie sich an Ringwood Clinch."

„Ich mein' es auch so, alter Bursche," sagte Rawlins, seine Hand ausstreckend, indem er von einer eiligen Unterredung mit den Frauen im Schuppen zurückkam; „und verlassen Sie sich darauf, daß Zeenie Ihnen einen Wink geben wird, wenn insgeheim Etwas vorgehen sollte. Und so gehaben Sie sich wohl."

Halb ärgerlich über die Andeutung einer solchen Protection und dennoch halb erfreut in der Aussicht eines Einverständnisses mit dem hübschen Mädchen, kehrte Hale in das Zimmer zurück. Eine im Flüsterton geführte Unterhaltung der darin Versammelten hörte bei seinem Eintritt auf und ein verlegenes Schweigen folgte, welches Hale nicht zu unterbrechen versuchte, als er ruhig seinen Platz am Feuer wieder einnahm. Kaum, daß er saß, als auch schon Stanner sich ihm mit einer angenommenen Miene von Vertraulichkeit näherte.

„Der alte Oberst bedient sich verd— gepfefferter und lauter Ausdrücke, wenn er ein bischen mehr als seinen regelmäßigen Fingerhut voll Whisky im Leibe hat — eh?"

„Ich wünsche Sie auf das Bestimmteste wissen zu lassen, Mr. Stanner," sagte Hale, der die gewohnte Eleganz seines Ausdrucks nun wiederfand, „daß jede geringschätzige Erwähnung des Herrn, der soeben das Zimmer verlassen hat, mir nicht nur einen außerordentlich schlechten Geschmack Ihrerseits zu verrathen scheint, sondern auch eine directe Beleidigung für mich enthält. Wenn Sie anzudeuten belieben, daß er unter dem Einfluß von Spirituosen stand, so ist es meine Pflicht, sie zu enttäuschen; er war so vollkommen im Besitz seiner geistigen Kräfte, daß er nicht nur seine, sondern auch *meine* Ansicht über Sie ausgesprochen hat. Sie werden auch eingestehen müssen, daß er Unterscheidungs-

vermögen genug besaß, seine Abneigung gegen Ihre Gesellschaft zu zeigen, indem er sie verließ. Ich bedaure, daß die Umstände mir nicht erlauben, mich desselben Vorrechtes zu bedienen; aber wenn ich genöthigt bin, mir Ihre Gegenwart in diesem Zimmer gefallen zu lassen, so muß ich ernstlich darauf bestehen, daß sie mir nicht unerträglicher gemacht wird durch die Hinzufügung Ihrer Conversation."

Diese wohlgesetzte und leidenschaftslose Erklärung wirkte verwirrender auf die Gesellschaft als zuvor der Zornausbruch des Obersten. Gänzlich ungewohnt solcher Gedanken und einer solchen Sprache, wie diese hier plötzlich über sie hereinbrach, waren sie nicht im Stande, zu entscheiden, ob dies die wirkliche Meinung des Sprechenden, oder ein leeres Geprahl oder in diesem Lande des „practical joking" eine neue Form von Fopperei sei, darauf berechnet, irgend eine Erwiderung hervorzulocken, die sie lächerlich machen würde. Sie schwiegen daher, rückten zusammen und wisperten mit einander, während Hale sich einer etwas späten und nutzlosen Reflexion überließ.

Seine Stellung war kaum haltbar. Denn, unter welchem Gesichtspunkte er sie betrachten mochte, — innerhalb eines Zeitraums von zwölf Stunden hatte er nicht nur einige seiner theuersten Meinungen geändert, sondern auch in Uebereinstimmung mit dieser Aenderung so gehandelt, daß ein Widerruf ihm fast unmöglich schien. Im Interesse von Gesetz und Ordnung hatte er sich in eine ungesetzliche und ordnungswidrige Verfolgung von Verbrechern eingelassen und war wirklich in Conflict gekommen, nicht mit den Verbrechern, sondern mit Denen, welche offenbar einzig berechtigt waren, sie zu verfolgen. Mehr als das, er fand, daß er sich soweit verirrt hatte, eine gewisse Sympathie für jene Verbrecher zu hegen. Wenn ihm, vierundzwanzig Stunden früher, Jemand gesagt hätte, daß er einen ungesetzmäßigen Act wegen seiner abstracten Gerechtigkeit verzeihen oder seinen Beistand geliehen hätte, um einen solchen Act aus dem nämlichen Grunde zu begehen, so würde er sich beleidigt gefühlt haben. Daß er sich eingestehen mußte, er würde es jetzt nicht mehr als eine Beleidigung empfinden, steigerte seine Verwirrung aufs Höchste. Unter solch außergewöhnlichen Umständen störte ihn nicht einmal der Gedanke, daß er von seiner Familie und so zu sagen von seiner ganzen Vergangenheit und allen Traditionen derselben durch ein zufälliges Ereigniß getrennt worden war; ja, zum ersten Mal ward er ein wenig zweifelhaft darüber, wie die Seinigen den Widerspruch mit sich selbst, in den er gerathen, beurtheilen würden.

Als er aufblickte, bemerkte er, daß die nach der Küche führende Thür sich langsam öffnete. Ihm war schon früher gewesen, als ob er sie, während er seine Rede an Stanner gehalten, ein- oder zweimal habe knarren hören. Augenscheinlich war es beabsichtigt, seine Aufmerksamkeit zu erregen, ohne die Anderen zu stören. Jetzt that sich die Thür so weit auf, daß er das Gesicht Zeenie's sehen konnte, welche mit einer vorsichtigen Geberde ihn zu kommen bat. Er erhob sich in unauffälliger Weise, als wenn er hinausgehen wolle, setzte seinen Hut auf und trat in die Küche, während die entweichende Gestalt des jungen Mädchens leichtfüßig nach den Ställen glitt. Sie stieg einige offene Stufen hinan, wie zu einem Heuboden, machte jedoch vor einer niedrigen Thüre Halt,

stieß sie auf und schritt ihm in einen kleinen Raum unter dem Dache voran, welcher ihr kaum gestattete, aufrecht zu stehen. Beim Licht einer Stalllaterne, die von einem Balken herabhing, sah er, daß die Kammer, wiewohl ärmlich ausgestattet, dennoch durch einen gewissen Geschmack dafür zeugte, daß sie von einem weiblichen Wesen bewohnt werde. Auf den einzigen Stuhl hinweisend, setzte Zeenie sich auf den Rand des Bettes, die Hände um die Knie geschlungen, in ihrer gewohnten Stellung. Ihr Gesicht zeigte die Spuren einer kurz vorausgegangenen Erregung und ihre Augen schimmerten von Thränen. Als Hale näher hinsah, war er überrascht zu finden, daß sie vom Lachen herrührten.

„Ich dachte, Sie würden dort unten recht einsam sein mit Stanner und seinem Gesindel, besonders nach Ihrer kleinen Rede; so sagte ich zur Mutter, ich würde Sie zur Abwechslung ein bischen heraufholen. Mutter und ich hörten Sie die Leute ermahnen. Mutter gestand zu, daß Sie eine rechtschaffene Sprache geführt; aber ich — wahrhaftig, mußte an mich halten, um nicht laut aufzulachen, als Sie Ihre schönen, langen Sätze wie aus dem abgekürzten Webster auf Jene losließen." Da schwieg sie eine Weile und schaukelte sich rückwärts und vorwärts mit einem Lachen, welches, durch die Nähe des Daches und die Furcht vor Lauschern ein wenig gedämpft, keineswegs unmelodisch war. „Ich will Ihnen sagen, womit Sie mein Herz gewannen. Mit dem Theil Ihrer Rede, der so anfing: ‚Umstände, über welche ich keine Gewalt habe'."

„O, gehen Sie! Das habe ich nicht gesagt," unterbrach Hale.

„Und dann, wie Sie darauf Acht gaben, bei jedem Punkt Ihre Pause zu machen, und Ihre Stimme hoben und senkten, wie bei einem ABC-Buch in großer Schrift. Nein, dieser Oberst war nichts dagegen. Mit all seinen Flüchen blieb er eine Meile hinter Ihnen zurück. Dieser Stanner wurde ganz gelb."

„Ich fürchte, Sie lachen mich aus," sagte Hale, der nicht wußte, ob er sich über die Fröhlichkeit des jungen Mädchens freuen oder ärgern sollte.

„Ich denke, daß ich die Einzige bin, die das wagen dürfte," erwiderte das Mädchen einfach. „Der Oberst sagte, daß Ihr Betragen, nachdem er sein Geschäft mit Stanner besorgt, und wie Sie erklärten, Sie wollten hier bleiben und die Verantwortlichkeit der ganzen Sache auf sich nehmen, das Hübscheste sei, was er jemals gesehen habe. Nein! Mutter meint, ich hätte keine Manieren; aber ich kenne einen Mann, wenn ich ihn sehe."

Einen Augenblick lang gab Hale sich der angenehmen Empfindung dieses unerwarteten, unbeabsichtigten und ganz gewiß uninteressanten Complimentes hin. Da er jedoch zuletzt durch die unbefangene Neugier von Zeenie's dunklen Augen ein wenig in Verlegenheit gerieth, so ging er auf einen anderen Gegenstand über.

„Gehen Sie immer durch die Ställe, wenn Sie hier herauf wollen?" fragte er, sich im Zimmer umsehend, welches augenscheinlich das ihre war.

„Freilich," antwortete sie etwas zerstreut. „Dort ist eine Leiter nach Mutters Zimmer hinunter" — sie deutete nach einer Fallthür neben dem breiten Kamine, der als Mauer diente — „doch der andere Weg ist bequemer und näher zu den Pferden, wenn man rasch davon kommen will."

Diese verständliche Andeutung — welche durch das bestätigt ward, was er

von den übrigen Einzelheiten des Hauses wußte: daß es nämlich mit Rücksicht auf raschen Ausfall und plötzliches Entweichen eingerichtet sei, weckte seine früheren unbehaglichen Betrachtungen aufs Neue. Zeenie, welche sein Gesicht beobachtet hatte, fügte hinzu: „Wenn Bären oder Panther sich Nachts hier herumtreiben oder die Heerden in die Flucht jagen, dann ist es gut, sich auf ein Pferd schwingen zu können, sobald der Lärm draußen anfängt."

„Sie wollen nicht sagen, daß Sie —?"

„Vater that es früher, und ich thue es jetzt, seitdem ich in dies Zimmer gekommen bin." Sie wies auf ein unbeschreibliches Kleidungsstück, halb Mantel, halb Reitkleid, das an der Wand hing. „Ich bin aus dem Bett und auf „Pitchpine's" Rücken hinter der Fährte her gewesen, fünf Minuten, nachdem ich das erste Bellen vernahm."

Hale betrachtete sie mit unverhohlenem Erstaunen. Nichts Amazonenhaftes, Nichts, was an den Stall erinnerte, war in ihrem Wesen; auch hatte sie nicht einmal die kräftige Contour des Körpers, welche durch solche Anstrengungen hätte entwickelt werden können. Im Gegentheil, sie schien träg und verweichlicht an Leib und Seele. Seinen forschenden Gesichtsausdruck nicht beachtend, bat sie ihn, den Stuhl näher heranzurücken, und sagte, mit einem Blick in seine Augen:

„Wie sind Sie dazu gekommen, Jagd auf Menschen zu machen?"

Hale fuhr zurück bei der Frage, bemühte sich aber doch, sie zu beantworten. Indessen war er erstaunt zu finden, daß seine Erklärung ihm selber geschraubt vorkam und dem Mädchen, wie er nicht begreifen konnte, ganz unverständlich blieb. Sie nickte trotzdem mit dem Kopf und fuhr fort:

„So haben Sie nichts gegen George?"

„Ich kenne George nicht," erwiderte Hale; „mein Vorhaben richtete sich gegen den Räuber."

„Aber er war doch der Räuber."

„Ich meine — es war das Princip, das ich bekämpfe — ein höchst gefährliches Princip."

„Gut, gut — er ist der Principal, die Anderen halfen ihm nur," sagte Zeenie mit einem Seufzer; „und ich glaube, er ist gefährlich."

Hale sah, daß es nutzlos sei, die Sache dem Mädchen erklären zu wollen. Sie fuhr fort:

„Weswegen sind Sie hier geblieben, anstatt mit dem Oberst und Rawlins zu gehen? Es war ein anderer Grund, als nur um Stanner von hier zu vertreiben. Was bestimmte Sie?"

Unter dem Einfluß ihrer Schönheit, ihres Vertrauens und der Beredsamkeit ihrer schwarzen Augen fühlte Hale sich zuerst versucht, ihr mit einer Galanterie zu antworten; aber eine nochmalige Ueberlegung hielt ihn davon ab.

„Ich weiß es nicht," entgegnete er ablehnend.

„Gut, ich will es Ihnen sagen: Sie paßten nicht mehr zu dem Oberst und zu Rawlins, als zu Stanner, sie sind nicht Ihresgleichen."

In seiner Verlegenheit ergriff er den Ausweg, den er eben erst glücklich vermieden.

„Wenn ich nun Ihretwegen geblieben wäre, schönes Kind?"

„Ich denke, daß ich ebenso wenig Ihresgleichen bin," erwiderte sie auf der Stelle, erhob sich und ging an den Kamin. „Es ist unten sehr still geworden," sagte sie, sich niederbeugend und über dem rohgedielten Fußboden lauschend, welcher die Decke des Zimmers zu ebener Erde bildete. „Mich wundert, was da vorgeht."

In der Annahme, daß dies ein leiser Wink für ihn sein sollte, stand Hale auf; aber das Mädchen schritt rasch an ihm vorbei, öffnete die Thür und warf einen Blick in den Stall hinunter.

„Ganz wie ich dachte — auch die Pferde sind fort," sagte sie erbleichend.

Hale stand bestürzt da. Was sollte er thun? Unschlüssig blickte er nach dem Mädchen hin, welches sich abwandte und die Stufen schweigend hinunterzusteigen begann. Hale folgte. Als sie das eben noch so gefüllte Zimmer erreichten, fanden sie es, wie sie erwartet, leer.

„Ich hoffe, daß ich sie nicht vertrieben habe," sagte Hale mit einem unruhigen Blick auf das verwirrte Gesicht des Mädchens. „Denn ich habe wirklich erst vor einem Augenblick daran gedacht, selber zu gehen."

Sie sah schweigend aus dem Fenster. Dann mit leichtem Achselzucken sich umwendend, sagte sie, halb trotzig: „Was hilft es nun? O Mutter, Stanner und seine Leute haben sich aus dem Staube gemacht und dieser Fremde denkt daran, hier zu bleiben!"

Siebentes Capitel.

Eine Woche war in Eagle's Court vergangen — eine Woche, wo Wolken und Sonnenschein am Tage, Regen über dem grünen Plateau und Schnee auf dem Berge bei Nacht gewechselt hatten. Jeder Morgen hatte dem vom Winter umgürteten Bezirk sein frisches Grün gebracht und ein frisches Gewand von blendendem Weiß dem Grenzwall, der seine Bewohner von der übrigen Welt trennte. An der Mauer ihres Gefängnisses veränderte sich wenig, außer vielleicht, daß der schneeige Zirkel seine Linien näher und näher um sie gezogen zu haben schien. Die unmittelbare Folge dieser engeren Umgrenzung war, daß man das Vieh auf die Wiesen am Hause trieb, in eine mehr gesicherte Entfernung vom Saume der Wildniß, welche nur von dem irrenden Tritt der Raubthiere durchzogen ward.

Die beiden Gestalten, welche bei Sonnenuntergang am Abhange standen, deuteten indeß nicht darauf hin, daß die Situation sehr ernst sei. Wirklich zeigte Kate, welche mit Falkner einen Nachmittagsspaziergang gemacht hatte, eine entschiedene Rückkehr zu der Welt der Mode und des Herkommens, genau in dem Augenblick, wo sie thatsächlich von derselben ausgeschlossen war. Dem sie umgebenden Winter hatte die junge Dame die Concession gemacht, ihr weißes Kleid abzulegen; sie trug einen warmen Hut und Muff von Zobelpelz, der einst eine fashionable Vorstadt von Boston geziert hatte. Aber auch Falkner hatte seine malerische Tracht, Schlapphut und „Serape", gegen eine Pelzmütze und einen Biberrock Hale's vertauscht, welche die Damen dem Fremdling aufgedrungen.

„Sie sind ein Gruben-Inspector, wie Sie mir sagen. Nun, dann paßt es

sich nicht für Sie, wie ein spanischer Bandit auszusehen. Wenn Sie so in Ihrem früheren Kostüm an eine Postkutsche herangeritten wären, in welcher ich mich befunden, so würde ich Ihnen meine Uhr und Börse ausgehändigt haben ohne ein weiteres Wort. Nun, Sie sind doch nicht beleidigt?" fügte sie mit einem Lachen hinzu, welches jedoch einen gewissen Ernst nicht ganz verbarg. „Ich hätte sagen sollen, daß ich beides, Uhr und Börse, solch einer romantischen Figur gern gegeben und vielleicht ausgestiegen sein würde, um eine Sarabande oder einen Bolero mit Ihnen zu tanzen. Sind Sie nun zufrieden?"

„Sie würden dem Räuber so viel von Ihrer Zeit gegönnt haben, Miß Scott," erwiderte Falkner, „als erforderlich, um ihn hernach vor Gericht wieder zu erkennen. Gleich Ihrem Bruder würden Sie sich willig zum Besten von Gesetz, Civilisation und Ordnung geopfert haben."

Kate vergrub ihr Gesicht in dem erhobenen Muff, zuckte leicht mit den hübschen Schultern und schritt weiter, indem sie die zitternden Augenlider senkte. „Es ist ein Jammer," sagte sie, „daß wir unser eigenes elendes Leben nicht fristen können, ohne den Anderen etwas zu nehmen — manchmal sogar das Leben selbst." Er schrak zurück. „Und es ist entsetzlich, Sie daran erinnern zu müssen," fuhr sie fort, „daß Sie für unsres Patienten Abendbrot noch nichts erlegt haben. Ich sah dort im Feld einen Hasen. Warum haben Sie nicht Ihre Jagdflinte mitgebracht, statt der Büchse?"

„Ich nahm die Büchse für den Fall, daß ich Sie zu vertheidigen hätte."

„Und eine Jagdflinte ist nur zum Angriff?"

In diesem Augenblick fuhr der Hase quer über das offene Feld, ungefähr auf hundert Ellen Entfernung, und Falkner brachte das Gewehr an seine Schulter. Eine lange Zwischenzeit — so kam es Kate vor — verstrich, und das Thier schien beinahe schon sicher aus Schußweite, als die Büchse plötzlich knallte, der Hase in die Luft sprang wie ein Ball, und dann regungslos niederfiel. Das Mädchen blickte den Schützen mit unverhohlener Bewunderung an. „Ist er ganz todt?" fragte sie schüchtern.

„Er war in demselben Augenblick todt, als ihn das Blei traf — er hat nichts davon gefühlt."

„Es scheint mir sicherlich weniger grausam, als ihn mit einer Jagdflinte zu erschießen, wie John thut, und dann nicht völlig zu tödten," sagte Kate. „Ich hasse den Sport und die Sportsmen; aber eine Büchse scheint mir —"

„Was?" fragte Falkner.

„Mehr — eines Gentleman würdig."

Sie hatte ihren niedlichen Kopf in die Luft erhoben und, mit der Hand über den Augen, blickte sie durch den klaren Aether, indem sie nachdenklich sagte: „Mich soll wundern — aber nein."

„Was denn?"

„O nein, nichts."

„Doch, es ist etwas," sagte Falkner, indem er die Büchse wieder lud.

„Nun wohl, Sie versprachen mir einmal eine Adlerfeder für meinen Hut. Ist das nicht ein Adler?"

„Ich bedaure, es ist nur ein Habicht."

„Gut, der genügt auch. Schießen Sie!“

Ihre Augen funkelten. Falkner hob seine Büchse. „Sind Sie ganz sicher, daß es das ist, was Sie haben wollen?“ fragte er.

„Ja — nur rasch!“

Dennoch dauerte es noch einige Minuten, bevor die Büchse wieder knallte. Der Vogel drehte sich im Kreise, schlug die Luft schräg mit seinen Flügeln, und sank dann senkrecht nieder wie ein Bleiloth, und zwar in einer Entfernung, welche die Schwierigkeit des Kunststücks zeigte. Falkner eilte von ihrer Seite hinweg, ehe der Vogel den Boden erreicht hatte, und kehrte nach wenigen Augenblicken mit einem niederhängenden Flügel in der Hand zu Kate zurück. „Sie können sich nun eine Feder nach Belieben wählen,“ sagte er.

„Sind Sie sicher, daß er gleich todt war?“ fragte Kate.

„Der Kopf ist abgeschossen,“ erwiderte Falkner kurz.

„Wie reizend!“ rief Kate. „Ich vermuthe, man nennt Sie einen sehr guten Schützen?“

„Man — wer?“

„O, die Leute, wissen Sie, Ihre Freunde — und deren Schwestern!“

„George schießt besser als ich, und hat mehr Erfahrung. Ich habe ihn das aus einer Pistole thun sehen. Natürlich, nicht ein so weiter Schuß, aber einen schwierigeren.“ Falkner, welcher den Hasen aufgehoben hatte, nahm wieder an ihrer Seite Platz, und sie machten sich auf den Heimweg.

„Erinnern Sie sich, wie wir, am Tage Ihrer Ankunft auch hier gingen und Sie mir jenen Felsen dort zeigten, auf welchem die armen Thiere Zuflucht vor dem Schnee gesucht hatten?“ fragte Kate plötzlich.

„Ja,“ versetzte Falkner; „sie scheinen sich aber vermindert zu haben. Ich fürchte, Sie hatten Recht; sie haben einander aufgefressen, oder sind entwischt. Lassen Sie uns das Letztere hoffen.“

„Ich sah aus einem Fernglas nach ihnen alle Tage,“ sagte Kate, „und sie sind bis auf viere heruntergekommen — einen Bären, einen californischen Löwen — Sie kennen diese schäbigen dicken Katzen, die man so nennt — einen Wolf, und ein Geschöpf wie ein Fuchs, oder Eichhörnchen.“

„Es ist schade, daß sie nicht Alle von einer Art sind.“

„Warum?“

„Dann hätte sie nichts gehindert, sich's gemüthlich mit einander zu machen.“

„Im Gegentheil. Ich würde es einfach für unerträglich halten, nur mit Seinesgleichen eingesperrt zu sein.“

„Sie halten es also für möglich, daß sie mit ihren verschiedenen Naturen und Gewohnheiten zusammen glücklich sein könnten?“ fragte Falkner, indem er plötzlich ernst ward.

„Nun?“ sagte Falkner, kurz abbrechend.

„Nun, der Fuchs und der Wolf werden eine viel bessere Meinung, als sie zuvor hatten, von dem Löwen und dem Bären mit sich nehmen.“

Sie hatten mittlerweile das Haus erreicht, und während Kate sich in ihr Zimmer zurückzog, schritt Falkner zur Wohnstube, aus welcher ihn Lee heiter

begrüßte. „Drei und eine halbe Stunde Schießen," rief er, „und nichts als einen Hasen und einen Habichtsflügel?"

Da Falkner sah, daß George allein sei, legte er seine Jagdbeute in der Halle ab und eilte zum Freunde. „George," sagte er, „wir müssen — ich muß dieses Haus verlassen. Es hilft nichts, darüber zu sprechen — ich kann es nicht länger ertragen."

„Ebenso wenig kann ich's, wenn Du die Thür offen lässest. Schließe sie und sage mir rasch, was Du willst, ehe Mrs. Hale zurück kommt. Hast Du einen Weg gefunden?"

„Nein, nein; das ist es nicht, was ich meine."

„Und doch wäre dies das erste Erforderniß, wenn Du von hier fort willst. Oder hast Du ihr etwa einen Antrag gemacht und sie erachtet ihn für etwas verfrüht nach einer Bekanntschaft von einer Woche?"

„Nein, aber —"

„Du wirst es noch thun, meinst Du? Thu' es nicht, Ned; nicht jetzt!"

„Aber ich kann diese beständige Lüge nicht fortsetzen."

„Das kommt darauf an. Ich weiß nicht, wie Du lügst, wenn ich nicht dabei bin. Wenn Du mit dem Mädchen umher wanderst, Hymnen singst und von Deiner Classe in einer Sonntagsschule sprichst; oder wenn Du ihr zu verstehen gibst, Du seiest ein Millionär und dächtest daran, dieses Haus zu kaufen, um ein Hôtel für Sommergäste daraus zu machen, dann freilich würde ich Dir rathen, diese Art von Lügen aufzugeben. Andererseits aber sehe ich nicht ein, daß Du, um wahr zu sein, hier mit der Flinte herumtänzeln, nach Harkins' Blut verlangen und das Packet Banknoten in Miß Scott's Schoß zu zählen brauchst. Mir scheint, zwischen Beidem gibt es noch ein Mittelding."

„Aber, George, glaubst Du nicht — Du stehst in so guten Beziehungen zu Mrs. Hale und ihrer Mutter —, daß Du ihnen die ganze Geschichte erzählen könntest? Das heißt in Deiner eigenen Weise erzählen; sie werden von Dir Alles anhören und glauben."

„Dank für die gute Meinung; aber wenn ich gleichfalls keine Lust mehr zum Lügen hätte?"

„Du verstehst mich! Du hast, hol's der Henker, eine Art, Alles glaublich zu machen, als ob es das natürlichste Ding von der Welt wäre."

„Gut; angenommen, ich versucht' es — bist Du auf das Schlimmste vorbereitet?"

Einen Augenblick schwieg Falkner, und dann sagte er: „Ja; Alles würde besser sein, als diese Ungewißheit."

„Ich kann Dir nicht beistimmen. Du würdest also wünschen, daß sie uns verziehen?"

„Sprich deutlicher."

„Ich meine, daß ihre Verzeihung das Schlimmste wäre, was uns passiren könnte. Sieh her, Ned. Wart' einen Augenblick — lausch' an der Thür. Mrs. Hale hat den Schritt eines Engels und die Witterung einer Katze. Nun höre! Ich mache keinen Anspruch darauf, hier in irgend Eine verliebt zu sein; aber wenn es wäre, so würde ich kaum aus der Hilflosigkeit und Einsamkeit

einer Frau dadurch Vortheil zu ziehen suchen, daß ich ihr eine sentimentale Geschichte von mir erzählte. Du bringst sie in eine schwierige Lage. Aus dem Hause weisen kann sie Dich doch nicht."

„Nein," sagte Falkner erröthend, „aber ich würde gehen."

„Gehn — und wohin? In Deiner Voreingenommenheit für diese Puritanerin hast Du nicht einmal die Fährte gefunden, auf welcher Manuel entfloh!"

„Du hältst mich für ebenso herzlos und selbstsüchtig, wie —"

„Red!"

Falkner schritt rasch zum Kamin und wieder zurück.

„Vergib mir, George — ich bin ein Narr, und ein undankbarer obendrein."

Lee erwiderte nicht sogleich, aber er nahm und behielt die Hand, die Falkner bewegt ausgestreckt hatte, in der seinen. „Versprich mir," sagte er langsam, nach einer Pause, „daß Du keiner dieser Frauen etwas davon sagen willst — ich verlange es um Deinet- und dieses Mädchens willen, nicht um meinetwillen. Und nun genug," fügte er mit einem raschen Aufblitzen seiner alten Fröhlichkeit hinzu, „der bartlose Knaben-Häuptling der Sierras hat gesprochen. Möge das Bleichgesicht mit dem schwarzen Schnurrbart erwägen und bedenken, wie er hiernach mit dem sich kräuselnden Cachituate-Wasser reden wird! Geh!"

Sobald die Thüre sich hinter Falkner geschlossen hatte, verschwand das Lächeln Lee's. Mit dem farblosen Gesicht gegen das Abendlicht gekehrt, schienen seine eingefallenen Schläfen und die Linien um seine Augenwinkel tiefer geworden zu sein. Er saß regungslos und so sehr in Gedanken versunken, daß das leichte Rauschen eines Kleides, welches zu jeder andern Zeit sein feines Ohr entzückt haben würde, ihm ganz entging. Endlich, als er sich aus seiner Träumerei losriß mit dem schweren, unverhaltenen Seufzer eines Mannes, der sich allein glaubt, ward er Mrs. Hale gewahr, die das Zimmer unbemerkt betreten hatte.

„Mein Gott," rief sie, „wie schrecklich! Fürwahr, mir ist, als ob ich ein tête-à-tête zwischen Ihnen und einer alten Flamme gestört hätte! Ich habe, seit ich in Californien bin, nichts so Altmodisches und Conservatives gehört, wie diesen Seufzer. Gibt es auch hier etwas, wie eine Vergangenheit?"

Glücklicher Weise war sein Gesicht zwischen ihr und dem Lichte, so daß sie den nicht mißzuverstehenden Ausdruck von Verstimmung und Ungeduld, der über dasselbe glitt, nicht bemerkte. „Oder haben Sie vielleicht schlechte Nachrichten erhalten?" fügte sie hinzu.

„Was würden Sie so nennen?" fragte Lee, indem er sich, mit den Händen hinter dem Kopf, in das Sopha zurücklehnte.

„O, jede Nachricht, welche Ihre Wiederherstellung verzögern, oder unsere kleine Familiengemeinschaft auflösen würde," entgegnete Mrs. Hale. „Aber sagen Sie mir wirklich, hat sich irgend etwas ereignet? Sind Nachrichten da vom — vom Paß? Gestern sagte Mr. Falkner, daß der Schnee wieder angefangen hätte. Hat Ihr Freund etwas gesehen — irgend etwas Neues bemerkt?"

Sie sah so hübsch aus mit der seltenen, echten und jugendlichen Erregung in ihren sonst so müden, regelmäßigen Zügen, daß Lee sich eine Weile des Zaubers ihrer Lieblichkeit erfreute, wie er den Duft einer Blume eingeathmet haben würde.

„In der That," sagte er zuletzt, „Falkner hat etwas ausfindig gemacht, worauf ich nicht vorbereitet war."

„Und das beunruhigt Sie?"

„Allerdings."

„Ist es ein Geheimniß?"

„Nein."

„Dann werden Sie es mir beim Mittagsessen erzählen," sagte sie, mit einem Gefühl der Erleichterung.

„Wenn ich es überhaupt erzähle, so muß es jetzt geschehen," erwiderte er, mit einem Blick nach der Thür.

„Verfahren Sie, wie es Ihnen am besten scheint," sagte sie etwas kühler, „da es mir bei alledem doch ein Geheimniß zu sein scheint." Sie zögerte. „Kate macht Toilette und wird so bald nicht unten sein."

„Um so besser. Denn ich fürchte, Ned hat Ihre Gastfreundschaft schlecht erwidert, indem er sich in Ihre Schwester verliebt hat."

„Unmöglich! Er kennt sie kaum eine Woche."

„Mir scheint, daß wir in Bezug auf die Zeit, die man braucht, um ein Mädchen schätzen und lieben zu lernen, nicht übereinstimmen. Ich glaube, daß es in sieben Tagen und vier Stunden geschehen kann — genau die Zeit, die wir hier gewesen sind."

„Aber täuschen Sie sich nicht über seine Empfindungen? Ich hoffe, daß er *ihr* nichts davon gesagt hat."

„Diesen letzten Rest von Ehre und Vernunft hat er sich bewahrt; und um dieses Wenige nicht auch in Gefahr zu bringen, ist er entschlossen, zu fliehen."

„Aber das würde sehr thöricht sein."

„Meinen Sie das wirklich?" sagte George, sie fest ins Auge fassend.

„Warum nicht?" erwiderte sie, nicht mehr ganz so zuversichtlich.

„Ich werde Ihnen sagen, warum," begann er, seine Stimme mit einer gewissen Tiefe der Leidenschaft senkend, die sich von seiner gewöhnlichen knabenhaften Leichtherzigkeit unterschied. „Stellen Sie sich einen Mann vor, dessen Leben ein steter Wechsel von Angriff und Härte, von wilder Enttäuschung und ebenso wilden Erfolgen gewesen ist; einen Mann, der keine andere Zerstreuung als das Abenteuer und die Ausschweifung gekannt hat; einen Mann, welchem der Gedanke an einen häuslichen Herd und Familienbande Schwäche, Verweichlichung oder noch Schlimmeres bedeutet, und der Ergebenheit und Treue nirgends auf der Welt außer bei dem Manne findet, der zu seiner rechten Hand in der Gefahr für ihn gekämpft oder seine Leiden und Entbehrungen getheilt hat. Stellen Sie sich einen solchen Mann vor, und nehmen Sie an, daß ein Zufall ihn plötzlich in eine Atmosphäre der Unschuld, der Sanftmuth und des Friedens versetzt, ihn mit den Verfeinerungen eines höheren Lebens, als er jemals gekannt, umgeben habe, und daß er sich, wie in einem Traum, im Verhältniß des Gleichberechtigten mit einer reinen Frau fände, die niemals ein anderes Leben gekannt und dennoch das seine verstehen und Mitleid mit ihm haben würde. Stellen Sie sich vor, daß er sie liebe, und daß die erste Wirkung einer solchen Liebe sei, ihm die eigene Werthlosigkeit und den ungeheuren Abgrund zu zeigen, der zwischen

seinem und ihrem Leben liegt. Würde er nicht lieber fliehen, als sich der Schmach aussetzen, sie die Wahrheit erfahren zu lassen?"

„Aber — ist Mr. Falkner alles Das?"

„Nichts von alle Dem — ich versichere Sie," antwortete er ernst; „aber solcher Art ist die Empfindung, wenn ein Mann liebt."

„Wahrhaftig! Mr. Falkner sollte Sie gewinnen, um seine Sache bei Kate zu führen," sagte Mrs. Hale, indem sie sich erhob. „Ich glaube, ich höre sie herunterkommen; es ist Kate," fügte sie hinzu, indem sie sich bückte, um das Arbeitskörbchen aufzuheben, welches ihrer Hand entglitten war.

Zum ersten Male seit ihrer unfreiwilligen Absperrung hatten Mrs. Hale, ihre Schwester und Falkner ein Gefühl des Zwanges und der Unbehaglichkeit bei Tisch und man zog sich an diesem Abend früh zurück; aber in den Zwischenräumen einer Nacht, welche Kate ruhelos hinbrachte, verrieth ihr der Klang von Stimmen aus dem Zimmer gegenüber, daß die Freunde gleichfalls wachten.

Am andern Abend, beim Diner, schienen die Beiden wie umgewandelt. Wenn sie weniger lebhaft und übersprudelnd waren, so hatten sie dafür, mehr noch als sonst, etwas Offenes und Ungezwungenes; in ihrem Benehmen war eine gewisse Anmuth und Würde, welche sie über den gesellschaftlichen Rang ihrer Wirthinnen zu erheben schien. Denn mit all' ihrem günstigen Vorurtheil für die Fremden hatten Kate und Mrs. Hale doch immer eine bewußte Haltung von Ueberlegenheit und freundlicher Herablassung gegen sie beobachtet. Aber an diesem Abend empfanden sie den Eindruck von etwas mehr als Gleichheit in den Männern, die sie bisher nur amusirt und interessirt hatten. Mrs. Hale's Töchterchen, Minnie, schien den Ernst der Lage zu begreifen und machte ihre eigne Anwendung davon. „Werdet Ihr jemals von Tante Kate und Mama fortgehen?" fragte sie in einem Moment des Schweigens.

„Wie kann ich Dir sonst den rothen Schnee bringen, den wir neulich bei Sonnenuntergang auf jenem Berggipfel sahen?" sagte Lee fröhlich. „Ich werde eines Morgens sehr früh aufstehen und ihn holen müssen, wenn er bei Sonnenaufgang kommt."

„Was für ein wunderbarer Schnee ist denn das, Minnie, um den Du Mr. Lee quälst?" fragte Mrs. Hale.

„O, es ist ein Feen-Schnee, von dem er mir Alles erzählt hat; er kommt nur, wenn die Sonne auf- und wenn sie niedergeht, und wenn Du noch so wenig davon in die Hand nimmst, so macht er, daß alle Deine Wünsche in Erfüllung gehn. Wäre das nicht wunderschön?"

Aber zu Minnie's Erstaunen seufzte der kleine Kreis ihrer Zuhörer, während er ihr doch zustimmte.

Der rothe Schnee war am andern Morgen deutlich genug zu sehen, bevor das Thal vom Lichte warm wurde und während das Kind, seine Mutter und Tante Kate noch friedlich schliefen. Und Mr. Lee hatte sein Wort gehalten: denn er und Falkner spornten ihre Rosse schon durch den Paß, dem rothen Schnee zugewandt, der ihr Angesicht mit seinem Glühn erleuchtete.

Achtes Capitel.

Kate war früh aufgestanden; jedoch nicht so früh, wie Mrs. Hale, welche der Schwester auf der Schwelle ihres Zimmers entgegentrat. Ihr Gesicht war ganz bleich und sie hielt einen Brief in der Hand.

„Was ist geschehen?" fragte Kate, von deren Wange die Farbe gleichfalls wich.

„Sie sind fort — mit ihren Pferden. Sie gingen vor Tagesanbruch und ließen dies zurück."

Sie reichte Kate den offenen Brief; und diese las bestürzt:

„Wenn Sie dies erhalten, werden wir nicht mehr hier sein. Ned fand gestern den Weg, und mit dem Morgengrauen brechen wir auf. Wir trauten es uns nicht zu, gestern Abend Lebewohl zu sagen, und hatten den Muth nicht, Ihnen heute noch einmal zu begegnen: wir müssen gehen, wie wir kamen, ohne Meldung, aber nicht ohne Schmerz. Wir lassen ein Packet und ein Schreiben für Ihren Gemahl zurück. Es ist nicht nur unsere schwache Erwidrung Ihrer Güte und Gastfreundschaft, sondern, da das, was wir Ihnen anvertrauen, zufällig auch das Mittel war, welchem wir das Vergnügen Ihrer Bekanntschaft verdanken, so bitten wir Sie, es bis zu Mr. Hale's Rückkehr sicher aufzubewahren. Wir küssen Ihrer Mutter die Hand. Ned möchte gern noch etwas mehr sagen, aber die Zeit drängt, und ich erlaube ihm nur, der kleinen Minnie seinen Gruß zu senden und ihr zu sagen, daß er versucht, den rothen Schnee zu finden.

George Lee."

„Aber er ist noch nicht im Stande zu reisen," sagte Mrs. Hale. „Und der Weg — er wird noch unpassirbar sein."

„Er war schon vorgestern frei," versetzte Kate traurig; „denn ich entdeckte ihn und ging auf ihm, bis wo die Kastanien stehn."

„Dann hast Du es ihnen verrathen," sagte Mrs. Hale vorwurfsvoll.

„Nein," vertheidigte sich Kate; „wahrlich, ich that es nicht." Sie hielt inne und erröthete, da sie die Bedeutsamkeit ihrer Worte in den Augen der Schwester las. Diese küßte sie und sagte:

„Sie haben uns wie Kinder behandelt, Kate; aber wir wollen es ihnen heimzahlen. Denn jenes Packet und der Brief an John bedeuten etwas und wir werden sie wiedersehen."

Draußen glänzte die Sonne. Durch die halb offnen Blenden suchten ihre langen Strahlen im Hause gleichsam nach den verlorenen Gästen und ließen die Oede desselben doppelt leer erscheinen. Welch ein Contrast zu den schönen, dunklen Tagen geheimnißvoller Einsamkeit, die, durch Lee's Frohsinn und das prasselnde Kaminfeuer erhellt, so rasch vergangen waren! Die vergessene Außenwelt war durch die offenen Fenster zu dem Hause zurückgekehrt und erweckte die Bewohner desselben aus einem Traume.

Der Morgen schien nicht enden zu wollen und es war später Nachmittag geworden, als sie plötzlich durch das laute Gebell „Spot's" aufgeschreckt wurden. Die Frauen sahen einander erwartungsvoll an.

„Sie sind zurückgekehrt!“ rief Mrs. Hale.

Kate lief ans Fenster. Ein Reiter nahte dem Hause. Aber ein Blick genügte, um ihnen zu zeigen, daß es weder Falkner, noch Lee, noch Hale, sondern ein Fremder sei.

„Vielleicht bringt er Nachrichten von ihnen,“ sagte Mrs. Scott rasch. So sehr waren sie mit dem Verschwinden ihrer Gäste, und nur mit diesem beschäftigt, daß sie nichts denken konnten, was sich nicht darauf bezog.

Der Fremde, welcher sogleich ins Wohnzimmer geführt wurde, gerieth augenscheinlich durch den Anblick der drei Damen in Verlegenheit.

„Ich glaubte John Hale hier zu finden,“ begann er linkisch.

Eine leichte Spur von Enttäuschung glitt über das Antlitz der Damen. „Er ist noch nicht zurückgekehrt,“ erwiderte Mrs. Hale kurz.

„Ei! Was Sie sagen! Er hätte Zeit gehabt, es zu thun,“ meinte der Fremde.

„Ich vermuthe, er konnte nicht über die Höhe kommen,“ versetzte Mrs. Hale. „Der Weg ist noch gesperrt.“

„Er ist es nicht mehr, denn ich selbst kam diesen Morgen herüber.“

„Sind Sie dort — Niemandem — begegnet?“ forschte Mrs. Hale schüchtern.

„Nein.“

Eine lange Pause folgte. Der unglückliche Besucher bemerkte deutlich, daß das Interesse an seiner Person sich erheblich gemindert habe; aber er bemühte sich dennoch höflich, irgend etwas zu sagen. „Dann ist Ihnen wohl bekannt, was Hale draußen abhielt?“ fragte er mit dem Ausdruck des Zweifels.

„O gewiß — der Raubanfall auf den Eilwagen.“

„Ich wollte, ich hätte das gewußt,“ sagte der Fremde nachdenklich; „denn ich ritt eigentlich nur herüber, um es Ihnen mitzutheilen. Sehn Sie, John Hale übergab einem Gentleman einen Zettel für Sie, welcher die Sache erklärte; aber die Straßenräuber faßten den Mann und ließen ihn für todt auf dem Wege liegen.“

„Und was weiter?“ rief Mrs. Hale ungeduldig.

„Glücklicher Weise starb er nicht und kam wieder zu sich selbst und kroch ins Gehölz, wo ich ihn fand, als ich nach meinem Vieh sah, und ich nahm ihn in mein Haus —“

„Sie fanden ihn?“ unterbrach ihn Mrs. Hale, „Ihr Haus?“

„Mein Haus,“ fuhr der Fremdling hartnäckig fort. „Ich bin Thompson, Thompson von Thompsons Paß, dort drüben — mag sein, daß es nicht viel von einem Haus ist, aber ich brachte ihn dahin. Nun wohl, da er den Zettel, welchen Hale ihm gegeben, nicht finden konnte und die Straßenräuber ihm denselben wahrscheinlich genommen hatten, so machte ich mich mit der ersten guten Witterung auf den Weg hierher, um es Ihnen zu erzählen.“

„Sie sagen, Mr. Lee sei in Ihr Haus gekommen,“ wiederholte Mrs. Hale, „und verweile noch dort?“

„Das nicht,“ erwiderte Thompson verdrießlich; „kein Wort davon habe ich gesagt, daß Lee bei mir sei. Bilson ist der Mann, und Lee hat ihn niedergeschossen.“

„Gewiß, gewiß, Josephine," sagte Kate, die rasch zwischen ihre Schwester und Thompson trat und, wiewohl ihr Gesicht sich entfärbt hatte, doch Fassung genug besaß, um jener mit den Augen ein Zeichen zu geben, daß sie schweigen solle. „Gewiß, das ist die Geschichte, die wir von dem Chinesen hörten, weißt Du, nur ein wenig verworrener. Fahren Sie fort, Sir," sprach sie, sich ruhig an Thompson wendend; „Sie sagen, daß der Mann, welcher die Note von meinem Schwager brachte, von Lee niedergeschossen ward?"

„Und einem andern Strolch, den sie Falkner nennen. Ja, das ist ungefähr der Sachverhalt."

„Ich danke Ihnen; es ist fast dieselbe Geschichte, die wir hörten. Aber Sie hatten einen langen Ritt, Mr. Thompson; erlauben Sie, daß ich Ihnen im Speisezimmer ein Glas Whisky anbieten darf. Diesen Weg, wenn's gefällig ist."

Die Thüre schloß sich hinter ihnen keinen Augenblick zu früh. Denn Mrs. Hale fühlte bereits, wie das Zimmer sich um sie herum bewegte, und mit einem krampfartigen Lachen sank sie in ihren Stuhl zurück. Die alte Mrs. Scott rührte sich nicht von ihrem Sitz, sondern erwartete, die Augen auf die Thür geheftet, Kate's Rückkehr mit Ungeduld. Keine von Beiden sprach, aber Jede fühlte, daß das junge unerfahrene Mädchen der Gelegenheit gewachsen sei und der Wahrheit auf die Spur kommen würde.

Nachdem der Schall von Thompson's Schritten in der Halle sich verloren und die Hausthür geschlossen war, kehrte Kate zurück. Ihr Antlitz war noch bleich, aber ruhig.

„Nun?" fragten Mutter und Schwester wie aus einem Munde.

„Nun," versetzte Kate langsam, „Mr. Lee und Mr. Falkner waren unzweifelhaft die beiden Männer, welche dem Boten John's das Blatt nahmen und es hierher brachten."

Es war am nächsten Mittag, als der kleine Haushalt den letzten Rest seiner Illusion verschwinden sah wie schmelzenden Schnee in dem starken Sonnenlichte von John Hale's Heimkehr. Er war begleitet von Oberst Clinch und Rawlins, die Beide den Damen fremd waren. War es Einbildung oder der rächende Geist ihrer abwesenden Freunde? — aber auch er sah aus wie ein Fremder, und als die kleine Schar ihren Weg den Abhang empor ritt, schien er schlottrig auf seinem Pferde zu sitzen und, ganz im Gegensatz zu seiner gewöhnlichen Steifheit, den Hut in einer gewissen nachlässigen Manier zu tragen, welche den Damen höchst anstößig vorkam. Sogar die alte halb herablassende, halb ceremoniöse Höflichkeit seines Grußes war verändert, als er seine Gefährten mit einer Mischung von Vertraulichkeit und einer ihm sonst fremden Scheu seiner Gemahlin und den beiden Andern vorstellte. Ob Mrs. Hale bei dieser Abwesenheit seiner sonstigen vornehmen Höflichkeit Verdruß oder nicht vielmehr eine Art von Erleichterung empfand? Sie wußte nur, daß sie für das Erscheinen der Fremden dankbar war; denn es verzögerte einen Moment die eheliche Auseinandersetzung, vor der sie zurückschrak.

„Stolz, Sie kennen zu lernen," sagte Oberst Clinch mit einem unerwarteten Ausbruch der altmodischen Galanterie irgend eines entfernten hugenottischen

Ahnherrn. „Mein Freund, Richter Hale, muß ein regulärer römischer Bürger sein, daß er solch eine Familie und solch ein Haus auf den Ruf der öffentlichen Pflicht verläßt. Was sagen Sie, Rawlins?“

„Ich gehe jede Wette darauf ein,“ erwiderte dieser, indem er bald Kate, bald deren Schwester mit unverhohlener Bewunderung anblickte.

„Und ich vermuthe, die Pflicht konnte keine sehr angenehme sein,“ sagte Mrs. Hale befangen, ohne ihren Gemahl anzusehn.

„Bei Gott, Madame, das war sie nicht,“ versetzte der galante Oberst, indem er sich mit dem Ausdrucke des Behagens und einer leichten, wiewohl keineswegs unehrerbietigen Vertraulichkeit niedersetzte. „Wir ließen uns auf diese Sache vor etwas mehr als einer Woche ein. Das einzige Geplänkel, das wir hatten, war mit den Detectives, die den Räubern auf der Spur waren. Ha, ha! Die besten Leute, die wir getroffen haben, waren die Freunde des Mannes, auf welchen wir Jagd machten, und wir sind im Allgemeinen zu dem Entschluß gekommen, mit der andern Seite zu stimmen. Wie Richter Hale und ich übereinkamen, als wir daher ritten: die beiden Männer, denen wir gerade jetzt am liebsten die Hand schütteln möchten, sind George Lee und Ned Falkner.“

„Die beiden Anführer der Bande, welche den Eilwagen beraubten,“ erklärte Mr. Hale, mit einer leisen Anwandlung seiner gewohnten Genauigkeit in den Angaben.

Die drei Damen sahen einander wie mit einem Blick der Erlösung in ihren dankbaren Augen an. Ohne Alles, was Oberst Clinch gesagt hatte, zu begreifen, verstanden sie doch genug, um sich zu sagen, daß ihre bisherigen Gäste vor weiterer Verfolgung von dieser Seite sicher seien und daß ihr eignes Verhalten keine Kritik zu befürchten habe. Kaum daß ich es niederzuschreiben wage: aber sie nahmen sogleich das Aussehen gekränkter Märtyrerinnen an und hatten in der That ein Gefühl, als ob sie es wären!

„Ja, meine Damen,“ fuhr der Oberst fort, von den glänzenden Augen, die auf ihm ruhten, begeistert; „wir haben uns selber noch nicht zu Straßenraub aufgeschwungen, aber — auf meine Ehre! — wir würden uns nicht besinnen, in einem Falle, wie dieser, es zu thun.“ Dann gab er einen Bericht über den Raubanfall und seine eigene Beziehung zu demselben mit der fließenden, aber etwas übertriebenen Beredsamkeit eines Mannes, der gelernt hat, bei den Wahlen zu sprechen. Er erzählte von dem Schwindel und Betrug, welche unzweifelhaft Falkner gereizt hatten, sein Eigenthum durch einen offenen Act der Gewalt unter Lee's Führerschaft wieder zu erlangen. Er fügte hinzu, daß er mittlerweile auf Wild Cat Station erfahren, Harkins habe sich geflüchtet, ein Proceß sei von der Excelsior-Gruben-Gesellschaft angestrengt und das gesammte noch erreichbare Vermögen jenes Betrügers von dem Sheriff mit Beschlag belegt worden.

„Es kann freilich noch nicht bewiesen werden, aber ich zweifle keinen Augenblick, daß Lee — ein alter Freund Ned Falkner's — den ganzen Handel veranstaltet hat, um diesem zu helfen, und daß Ned mit dem Gelde bereits in Sicherheit ist — und ich bin recht froh darüber. Ich kann nicht gerade sagen, daß wir viel dafür gethan hätten, ausgenommen, daß wir dem Stanner und

seinen Detectives den Weg ein wenig verlegt und sie dadurch von der richtigen Spur abgebracht haben — ha, ha! Der Richter hier hat, wie ich denke, auch seinen Theil Spaß gehabt; denn als er noch bei Hennickers war, um aus Hennicker's hübscher Tochter noch allerlei zum Thatbestand herauszufragen, versuchte Stanner aus den Eilwagen-Passagieren eine Art von Vigilanz-Comité zu bilden und aus Rache den Viehstall jenes Mannes niederzubrennen. Aber der Richter hier trat dazwischen und vereitelte den Plan."

„Es war in Wirklichkeit ein gewaltthätiges Verfahren, Josephine, aber es gelang mir, es zu verhindern," sagte Hale, indem er dem ersten directen Blick, welchen seine Gemahlin auf ihn warf, etwas schuldbewußt begegnete und, wie auf einen Rückhalt, wieder auf seine alte Formalität verfiel. „In seiner Art halte ich es sogar für schlimmer als den Raubanfall von Lee und Falkner, denn es geschah im Namen von Gesetz und Ordnung; während, so weit ich nach den Thatsachen urtheilen kann, die Affaire, die wir verfolgten, einfach die rohe und irreguläre Restitution von Eigenthum war, welches moralisch gestohlen worden."

„Ich hege keinen Zweifel, daß Du ganz recht gehandelt hast, wiewohl ich es nicht verstehe," sagte Mrs. Hale, mit ihrem gewöhnlichen matten Ausdruck; „aber ich hoffe, diese Herren werden zum Frühstück bleiben und uns mittlerweile entschuldigen. Denn wir sind knapp an Dienstboten; auch Manuel scheint das Beispiel seines Herrn nachgeahmt und zur Verfolgung von irgend Einem oder irgend Etwas uns verlassen zu haben."

Als die drei Frauen den sichern Boden des Drawing-Rooms erreicht hatten, sagte Kate ernsthaft: „Da nun Alles in Ordnung ist, thäten wir nicht besser, ihm zu beichten?"

„Entschieden nicht, Kind," sagte Mrs. Scott. „Glaubst Du, daß sie es so eilig haben, uns *ihre* ganze Geschichte zu erzählen? Wer sind diese Hennickers? und sie waren schon vor einer Woche dort!"

„Und bemerktest Du John's Hut, als er hereinkam? Und die vulgäre Vertraulichkeit, ihn Richter zu nennen!" sagte Mrs. Hale.

„Freilich, etwas so Gemeines wie die Familiarität dieses Menschen sah *ich* nie," sagte Kate. „Vergleiche sein Benehmen mit demjenigen Falkner's!"

Beim Frühstück gelang es den drei Märtyrerinnen endlich, Mr. Hale und seine beiden Freunde in die Position der Vertheidigung oder Entschuldigung zu drängen. Aber ihr Triumph war von kurzer Dauer. Als das Mahl zu Ende, wurden sie durch Hufgetrappel draußen und ein alsbald erfolgendes lautes Klopfen aufgeschreckt. Im nächsten Moment öffnete sich die Thür und herein kam Mr. Stanner. Hale erhob sich mit einem Blicke des Unwillens.

„Da Mr. Stanner weiß, daß ich anderwärts kein Verlangen nach seiner Gesellschaft trage, so dacht' ich, daß er es kaum wagen würde, sich mir in meinem eigenen Hause aufzudrängen, und vor Allem nicht nach —"

„Wenn Sie auf die Vigilanten anspielen, die Sie und Zeenie bei Hennickers gestört haben mögen, so können Sie *mich* nicht dafür verantwortlich machen. Ich bin hier in Geschäften — Sie verstehn mich — ordnungsmäßigen Geschäften. Wenn Sie die Papiere zu sehen wünschen, so können Sie es. Ich vermuthe, Sie wissen, was eine Vollmacht ist?"

„Ich weiß, was Sie sind," sagte Hale aufbrausend; „und wenn Sie mein Haus nicht verlassen —"

„Ruhig, Jungens", unterbrach Stanner, als seine bewaffneten fünf Trabanten in der Halle aufmarschirten. „Hier hilft es nichts, Trumpf zu spielen, Oberst Clinch, wofern Sie nicht den Staat Californien selbst übertrumpfen wollen. Die Sache ist diese. Droben, auf dem Gipfel, ist ein Halbblut-Mexikaner, Namens Manuel, arretirt worden, welcher schwört, daß er, in der Nacht nach dem Raubanfall, George Lee und Ned Falkner in diesem Hause gesehn habe. Er sagt, daß sie sich's hier ganz heimisch gemacht hätten, als ob sie unter Freunden wären, und in Anbetracht der Unterstützung, die wir von Mr. John Hale gehabt, sieht es nicht ganz unwahrscheinlich aus."

„Es ist eine infame Lüge!" rief Hale.

„Es mag wahr sein," sagte Mrs. Scott, welche plötzlich vor ihre erbleichenden Töchter trat. „Ein verwundeter Mann ward von seinem Freunde, der um den Schutz Deines Daches bat, aus dem Unwetter hierher gebracht. Als Ihre Mutter würde ich nicht werth gewesen sein, unter diesem Dache länger zu verweilen, wenn ich jenen Schutz verweigert oder so lange vorenthalten hätte, bis ich gewußt, wie der Verwundete heiße oder was er sei. Er blieb hier, bis er fortgebracht werden konnte. Er ließ einen Brief für Sie zurück, der Ihnen wahrscheinlich sagen wird, ob er der Mann war, den diese Person da sucht."

„Dank Ihnen, Mutter," sagte Hale, ihre Hand ruhig an seine Lippen führend, „und vielleicht wollen Sie so freundlich sein, diesen Herren zu sagen, daß es, da Ihrem Schwiegersohne nichts daran liegt zu erfahren, wer oder was der Fremde war, auch nicht nothwendig sei, den Brief zu öffnen oder Herrn Stanner hier einen Augenblick länger aufzuhalten."

„Aber Du wirst *mich* verpflichten, John, wenn Du den Brief vor diesen Herren öffnest," sagte Mrs. Hale, welche ihre Fassung wieder gewann. „Folgen Sie mir gefälligst," wandte sie sich an die Anwesenden, indem sie die Treppe vorausschritt.

Auf dem Tische von Mr. Hale's Zimmer lag ein Brief und ein kleines Packet. Die Augen Mr. Stanner's, welchen die Haltung der beiden Damen ein wenig verlegen machte, hefteten sich auf die genannten Gegenstände und funkelten.

Josephine überreichte den Brief ihrem Gemahl. Dieser öffnete ihn unter athemlosem Schweigen und las:

„John Hale,

„Wir schulden Ihnen dafür, daß Sie sich freiwillig zu einem Kämpen der Justiz machten und uns verfolgten, keinen Gegendienst, außer etwa, daß wir Ihnen freies Feld, aber keine Gunst anbieten. Wir erhielten von Ihnen nicht einmal so viel; aber der Zufall brachte uns in Ihr Haus, wo wir es erhielten und ehrlich besiegt wurden. Den Siegern gehört die Beute. Wir lassen das Packet mit Greenbacks zurück, welche wir dem Oberst Clinch in der Sierra-Kutsche nahmen, nachdem sie zuvor von Harkins' vierundvierzig Actionären der Excelsior-Grube gestohlen waren. Wir haben kein Recht zu sagen, was *Sie* damit thun sollten; wenn Sie jedoch nicht müde geworden sind, der Linie der

Gerechtigkeit zu folgen, welche sie veranlaßte, hinter uns herzujagen, so werden Sie versuchen, die Summe ihren rechtmäßigen Eigenthümern zurückzuerstatten.

„Wir hinterlassen Ihnen eine andere Kleinigkeit als Zeichen, daß unser Eindringen in Ihre Angelegenheiten nicht ganz ohne Nutzen für Sie war, selbst wenn das Eine so zufällig gewesen sein sollte, wie das Andere. Sie werden in einer Ecke Ihres Schrankes ein Paar Stiefeln finden. Sie sind von den einbrecherischen Füßen Manuel's genommen, Ihres Peon[1]), welcher, in der Meinung, daß die drei Damen allein und in seiner Gewalt wären, mit einem Complicen zwei Uhr Nachts am 21. in Ihr Haus drang und aus demselben hinausgeworfen wurde von

Ihren gehorsamen Dienern
George Lee und Edward Falkner."

Hale's Stimme und Farbe wechselten beim Lesen dieses letzten Satzes. Er wandte sich rasch an seine Gemahlin; Kate flog nach dem Schranke, wo die eingewickelten Stiefel Manuel's ihnen entgegenblickten. „Wir haben niemals ein Wort davon erfahren," rief sie.

„Doch kam es uns immer verdächtig in jener Nacht vor," sagten Mrs. Hale und Mrs. Scott zugleich.

„Das ist Alles sehr gut und sieht George Lee ganz ähnlich," sagte Stanner, indem er sich dem Tische näherte; „aber so lange diese Greenbacks hier liegen, kann er aus Manuel so viel Capital schlagen, als er will. Ich muß Sie schon darum bemühen, mir das Packet zu reichen."

„Entschuldigen Sie," entgegnete Hale; „aber ich glaube, daß dies das Packet sei, welches dem Obersten Clinch genommen ward. Ist dem nicht so?" wandte er sich an den Letzteren.

„Allerdings," sagte Clinch.

„Dann nehmen Sie es wieder," fuhr Hale fort, ihm das Packet einhändigend. „Sie dürfen verlangen, daß es zunächst Ihnen zurückerstattet werde; doch ich denke, Sie werden der Weisung Lee's nachkommen, wie ich es thun werde."

„Aber," rief Stanner wüthend dazwischen, „ich habe eine Vollmacht es zu ergreifen, wo immer es sich findet, und ich will doch sehen, ob Sie dem Gesetze den Gehorsam weigern!"

„Mr. Stanner," sagte Clinch gelassen, „es sind Damen gegenwärtig; aber wenn Sie darauf bestehen, das Packet zu haben, so werde ich die Damen bitten müssen, sich zurückzuziehen, und ich fürchte, Sie werden mich besser vorbereitet finden, einem zweiten Raubanfall zu begegnen, als ich beim ersten war. Ihre Vollmacht, welche die Expreß-Compagnie sich hat geben lassen, ist durch das seit vorgestern gegen den flüchtig gewordenen Schwindler Harkins eingeleitete Civilverfahren annullirt. Sie hätten den Sheriff um Rath fragen sollen, bevor Sie hierher kamen."

Stanner sah seinen Fehler ein. Aber er konnte sich vor seiner Gefolgschaft

[1]) Arbeiter, der seinem Dienstherrn verschuldet ist und diesen, der Sitte nach, nicht eher verlassen darf, bis die Schuld getilgt ist. — Köhler, Wörterbuch der Amerikanismen.

keine Blöße geben. „Sie werden von mir wieder hören, Sir," sagte er, indem er sich zum Gehen umwandte.

„Ich bitte um Verzeihung," rief ihm Clinch nach, „aber verstehe ich Sie recht, daß ich endlich die Ehre haben soll —"

„Sie werden von dem Advocaten der Gesellschaft hören, Sir," erwiderte Stanner, indem er roth ward und das Zimmer geräuschlos verließ.

„Und so haben Sie, meine verehrten Damen," sagte Clinch, „eine Woche mit einem Straßenräuber verbracht. Ich sage: ein Straßenräuber; denn es würde hart sein, meinen jungen Freund Falkner wegen seines ersten Conflictes mit dem Strafgesetz so zu nennen; und obendrein hat ihn wohl auch sein alter Kamerad George Lee verleitet, zu dem er offenbar in seiner großen Bedrängniß und Verzweiflung kam."

Kate warf einen triumphirenden Blick auf ihre Schwester, welche die Lider senkte. „Und dieser Mr. Lee," fuhr sie sanfter fort, „ist er wirklich ein Straßenräuber?"

„George Lee," sagte Clinch, indem er sich oratorisch in seinen Stuhl zurücklehnte, „meine verehrte junge Dame, ist ein Straßenräuber, aber nicht von der gewöhnlichen Sorte. Er ist ein geborener Gentleman, Madame, und kommt aus einer der ältesten Familien der östlichen Küste von Maryland. Er läßt sich niemals auf etwas Anderes als die gewagtesten Streiche ein und er ist ein gebildeter Mann. Er ist sehr beliebt bei Damen und Kindern; er ist dafür bekannt, niemals Etwas gethan oder gesagt zu haben, was ein Erröthen auf die Wange der Schönheit oder eine Thräne in das Auge der Unschuld bringen könnte. Ich bin sicher, darf ich sagen, daß Sie ihn so gefunden haben."

„Ich werde niemals anders glauben, als daß er ein Gentleman ist," bekräftigte Mrs. Scott.

„Wenn er einen Fehler hat, so ist es vielleicht eine zu weitgehende Vorliebe für Draw-Poker," sagte der Oberst nachdenklich; „nicht etwa, weil sie einem Gentleman nicht anstünde, verstehen Sie mich recht, Mrs. Scott, aber vielleicht zu weitgehend für sein eignes Bestes. George spielte ein großes Spiel, ein glänzendes Spiel — aber verzeihen Sie mir, wenn ich sage, ein unsicheres Spiel. Ich habe ihm das gesagt — es ist der einzige Punkt, in dem wir nicht übereinstimmen."

„So kennen Sie ihn?" fragte Mrs. Hale, indem sie ihre sanften Augen zu dem Oberst erhob.

„Ich habe die Ehre."

„Schien Dir sein Aeußeres, Josephine," fiel Mr. Hale etwas gespreizt ein, „mit ... mit ... mit diesen Eigenschaften übereinzustimmen? Du weißt, was ich meine."

„Sicherlich schien er sehr einfach und natürlich," antwortete Mrs. Hale, die hübschen Lippen leicht zusammenziehend. „Weder trug er, in Gesellschaft von Damen, die Beinkleider über den Stiefeln heraufgezogen, wie Du jetzt thust, noch hatte er, als er zuerst in dieses Haus kam, einen solchen Hut auf, wie Du diesen Morgen — ich würde ihn sonst nicht hereingelassen haben."

Einige Augenblicke verlegenen Schweigens folgten.

„Oberst," sagte Mrs. Scott endlich, „beabsichtigen Sie dieses Packet Mr. Falkner selbst einzuhändigen?"

„Ich werde es der Excelsior-Compagnie übergeben," erwiderte der Oberst; „aber ich werde Ned von dem, was ich gethan, unterrichten."

„Dann," sagte Mrs. Scott, „haben Sie wohl auch die Freundlichkeit, ihm eine Bestellung von uns auszurichten?"

„Wenn Sie wünschen!"

„Sie werden mir einen großen Gefallen erweisen, Oberst," sagte Hale höflich.

Was immer die Bestellung gewesen sein mag: sie brachte, sechs Monate später, Edward Falkner, den wiedereingesetzten Inspector der Excelsior-Grube, nach Eagle's Court zurück. Als er und Kate wieder auf dem Plateau standen, nach den entfernten Abhängen blickend, die nun aufs Neue grünten, sagte Falkner:

„Alles hier ist, wie ich es am ersten Tage sah, nur Ihre Schwester nicht."

„Der Platz sagt ihr nicht zu," erwiderte Kate etwas überstürzt. „Deswegen denkt auch mein Schwager ihn zu verlassen, bevor der Winter wieder beginnt."

„Es wäre recht traurig," sagte Falkner; „denn die letzten Worte, welche der arme Ned an mich richtete, als er Abschied nahm, um in das Corps seines Vetters in Richmond einzutreten, waren: ‚Wenn ich nicht falle, Ned, so hoffe ich eines Tages wieder neben Mrs. Hale am Fenster von Eagle's Court zu stehen und Dich und Kate heimkommen zu sehen'."

Die Berliner Theater.

Berlin, 15. Januar 1886.

Wie so manchen andern Vorzug hat die alte Kaiserstadt Wien auch den, die erste Theaterstadt Deutschlands zu sein, im Laufe des letzten Jahrzehnts an die neue verloren. Berlin besitzt nicht nur mit seinen fünfzehn Theatern ungleich mehr Stätten — ich will nicht sagen der dramatischen Kunst, aber doch der theatralischen Unterhaltung als Wien, es hat auch in der Menge seiner Fremden ein zahlreicheres schaulustiges Publicum. Noch wird freilich in Wien jede Theater-, ja jede Schauspielerfrage als eine Stadt und Staat bewegende Angelegenheit behandelt, aber dennoch ist es den Wienern nicht gelungen, auch nur ein Jahr lang neben dem Burgtheater das Stadttheater als eine gleich bedeutsame Bühne für die Darstellung der classischen Meisterwerke aufrecht zu erhalten: in Berlin hat sich das Deutsche Theater dem Schauspielhause sehr oft in den Leistungen, immer in der Gunst des Publicums als ebenbürtig erwiesen. Wenn nun in einer so theaterfreudigen und nach dem theatralischen Vergnügen ungeduldig verlangenden Stadt, die für jede Gattung der Kunst eine besondere Heimstätte hat, Monate hindurch ein völliges Versiegen des dramatischen Stromes eintritt, wie es seit dem September des vergangenen Jahres bis heute in Berlin geschehen ist, so kann man den Theaterleitungen nicht allein die Schuld der Mißernte zuschreiben: sie liegt wesentlich auf der Seite der dichterischen Production.

Berlin hat zwei Theater, das Schauspielhaus und das Deutsche Theater, für die Aufführung von Trauerspielen, Schauspielen, Komödien; zwei, das Wallner- und das Belle-Alliance-Theater, in denen der Schwank und die derberen Formen des Lustspiels gepflegt werden; eins, das Residenz-Theater, hat sich seit seinem Bestehen der Darstellung der modernen französischen Dramen mit Erfolg gewidmet. Die Vertheilung der Arbeit kann auf diesem Gebiete nicht günstiger gedacht werden; jedem Talent, so scheint es, steht eine Pforte offen. Das Einzige, was nach meiner Meinung uns fehlt, ist ein Volkstheater im großen Stil, wo den breiten Schichten der Bevölkerung zu einem billigen Preise der Genuß der classischen Dichtungen, den jungen Poeten und Schauspielern der Platz, sich zu bewähren, Schule und Versuchsfeld zugleich geboten würde. Das National-Theater füllte eine Weile diese Lücke aus. Auf die Dauer konnte es nicht bestehen; eine solche Bühne wird immer, auch bei der sparsamsten und glücklichsten Leitung, gerade wie die königlichen Theater, eines Zuschusses bedürfen, und ich sehe nicht ein, warum unsere Stadt, die so viel für ihre Schulen thut, nicht auch für diese hohe Schule des Volkes ein Uebriges thun sollte. Wenn man den Künstlern und Bildhauern mannigfache Aufträge gibt, würde man nur gerecht gegen die Dichtkunst und die Schauspielkunst verfahren, wenn man ihnen ein „Berliner Theater" eröffnete. Könnte man nur auch die Sicherheit übernehmen, daß die Dichtung dem Aufruf entspräche! An ihr indessen fehlt es, nicht an dem Publicum, nicht an der Kritik, die wie ein Cerberus Alles zerreißen soll. Wenn wir nur in diesen letzten Monaten etwas zum Zerreißen gehabt hätten! Es lohnte sich nicht einmal, die Tatze

zu erheben. Wiederholt wurde die Kritik einzig zur Leichenschau eingeladen. Ich will nicht behaupten, daß die leichten Talente, von denen unser Theater lebt, durch den geringeren Erfolg ihrer letzten Arbeiten, durch ein scharfes oder hämisches Wort der Kritik nicht verstimmt worden seien: aber wenn ein satirisch so hochbegabter, so fein die moderne Gesellschaft beobachtender Lustspieldichter wie Paul Lindau, dem das Wort so witzig und so glatt aus der Feder fließt; wenn ein vielgewandter, im Zusammenbasteln romantischer Vorfälle mit den neuesten Moden, Gewohnheiten und Sitten besonders findiger Kopf wie Hugo Lubliner der Bühne den Rücken kehren und sich der erzählenden Dichtung zuwenden, so geschieht dies doch schwerlich aus bloßem Mißmuth. Die dramatische Ader ist, hoffentlich nicht auf immer, eine Weile bei ihnen ausgetrocknet. Eine andere Begabung als die ihrige, von höherem Schwunge und größerer Kraft zur Beherrschung der Bühne, die Ernst's von Wildenbruch, ist lange nicht so ausgiebig, als man es wünschte; Richard Voß schwankt in seiner phantastischen Unruhe von einem Stoffe zum andern, ohne die Zeit und die Ausdauer zur Vertiefung eines einzigen zu gewinnen. Die jungen Dichter, die seit einiger Zeit in der Lyrik die „Fahne der Zukunft" hochflattern lassen und alles Vorhandene, in erster Linie natürlich die Werke ihrer älteren Zeitgenossen, der Vernichtung weihen, haben bisher kaum im Buchdrama die Bühne zu beschreiten gewagt. Was im Uebrigen im verflossenen Jahre mir von gedruckten Dramen zu Gesicht gekommen, zeigt ebenso wie die Stücke, die auf den Brettern erschienen sind, einen starken Niedergang der dramatischen Dichtkunst. Gern möchten die Dichter diesen Niedergang, vor dem auch sie die Augen nicht schließen können, nicht ihren unzureichenden Talenten, sondern unsern Sitten und Vorurtheilen zuschreiben, die gewissen gesellschaftlichen, religiösen und sittlichen Problemen und Conflicten den Zugang auf die Bühne verböten. Aber die deutsche Bühne war in den vierziger Jahren viel unfreier, als heute, ohne daß diese Unfreiheit und das Monopol der Hoftheater Gutzkow's „Uriel Acosta", Hebbel's „Judith" und selbst „Maria Magdalena", Griepenkerl's „Robespierre" am Erscheinen auf den Brettern, die damals noch wirklich eine Welt bedeuteten, gehindert hätten. Schon die Stoffe, welche die Dichterjugend von heute behandelt: Brunhilde, Bothwell, römische und mittelalterliche Geschichte, zeigen, wie wenig sie im Zusammenhange mit der allgemeinen Entwicklung steht. Wenn sie sich gar auf das sociale Gebiet wagt, wie weit bleibt sie da hinter dem wüsten und abenteuerlichen, aber kraftgenialischen Schauspiel von J. L. Klein, „Cavalier und Arbeiter", aus dem Jahre 1848, zurück: ein Stück, das in einer, all' seine Auswüchse beseitigenden, seinen Redefluß bändigenden Umdichtung heute vermuthlich einen großen Erfolg erringen würde. Nein, nicht die Ungunst der Zeiten und der Umstände — die Erschlaffung der dichterischen Kraft verschuldet den Mißwachs auf dem Felde der dramatischen Literatur. Das Publicum ist so schaulustig, wie je. Daß es die leichtere und würzigere Kost eines guten und feinen Lustspiels der schwerer verdaulichen eines historischen Trauerspiels vorzieht, das im besten Falle doch nur Shakespeare oder Schiller nachhinkt, ist eine Klage, die schon Euripides den Possen des Aristophanes gegenüber hätte erheben können — und selbst in dieser Hinsicht, wenn ihr ihm nur ein Trauerspiel gebt, das seinen Wünschen, Anschauungen und Empfindungen entspricht, Brachvogel's „Narziß", Lindner's „Bluthochzeit", Wildenbruch's „Harold", hat es, wenigstens hier in Berlin, nie eurem Rufe versagt. Die Künstlerschaft reicht in ihren Spitzen nicht mehr an die hervorragenden schauspielerischen Talente der vierziger und fünfziger Jahre heran, aber ihre Gesammtheit, das Ensemble des Spiels ist ungleich besser, abgeschliffener und gebildeter als damals: die jüngere Generation ist so sehr an diese künstlerische Ausbildung des Zusammenspiels, an die passende, oder doch ausreichende Besetzung der Nebenrollen gewöhnt, daß sie sich von der Dürftigkeit der Ausstattung, der Geringfügigkeit und dem Ungeschick der Comparsen, der unzulänglichen Leistungsfähigkeit der Schauspieler, die im zweiten oder dritten Gliede standen, keine Vorstellung mehr machen kann. Was man endlich mit Recht oder Unrecht gegen die heutige Theaterkritik in Berlin oder Wien sagen mag, mit der aus dem Jahrzehnt von 1840—1850 nimmt

sie es reichlich an Wissen wie an Urtheil, Geschmack und Anstand auf, man soll nur billig das Ganze betrachten und wägen, nicht das Einzelne. Weder das Publicum noch das Theater haben sich in ihren Gesinnungen und Leistungen so verschlechtert, als es die Pessimisten haben wollen — die Dichter allein sind ausgeblieben und mit ihrem Ausbleiben ist nothwendiger Weise der Geschmack der Zuschauer und die Entwicklung der Darsteller gesunken.

Denn welch' tiefere Anregung hätte das Publicum von den Neuigkeiten empfangen, welch' bedeutsamere Aufgaben hätten sie den Künstlern stellen können, die das Schauspielhaus in den jüngst vergangenen Monaten aufgeführt hat? Rudolph Genée's dramatisches Gedicht in einem Act „Gastrecht", das am Donnerstag den 22. October zum ersten Male in Scene ging, behandelt in effectvoller Weise das alte corsikanische Thema von der Blutrache und dem Gastrecht. Ein Landmann Valentino, der in dem Verdachte steht, einen Verwandten des Jägers Rusco getödtet zu haben, wird in einer wilden Gewitternacht gezwungen, vor Sturm und Dunkelheit sich in die Hütte seines Todfeindes zu flüchten. Im Verlauf der Handlung ergibt es sich dann, daß nicht er, sondern ein anderer Verwandter Rusco's, Gasparo, der Schuldige ist. Er wie der Getödtete und Valentino selber haben dasselbe Mädchen, Rusco's Tochter Francesca, geliebt. Während Gasparo am Felsabhange, wo er Valentino auflauert, den verdienten Tod findet, erhält jener, nachdem seine Unschuld offenbar geworden, Francesca's Hand: ihr Herz besitzt er schon lange. Die starken Leidenschaften der Figuren, der Kampf in der Brust des alten Jägers zwischen der Pflicht der Gastfreundschaft und der Blutrache, der charakteristisch ausgeprägte Gegensatz zwischen dem tückischen, von seinem Gewissen gequälten Gasparo und dem im Bewußtsein seiner Unschuld trotz aller ihn umdrohenden Gefahren vertrauensvoll und sicher auftretenden Valentino geben der Dichtung eine lebendige Bewegung und die melodramatischen Zuthaten der Blitze, des Sturms, des Mondlichts, das siegreich die Wetterwolken durchbricht, thun das Ihrige, den Zuschauer in der Illusion und der Stimmung festzuhalten.

An der zweiten Neuigkeit unseres Hoftheaters, dem Schauspiel in vier Acten von L. Hoyer „Trug in Treue", das bei seiner ersten Aufführung am Sonnabend den 7. November eine vollkommene Niederlage erlitt, hätten die Gegner der französischen Dramatik, wenn sie zu bekehren wären, den Unterschied zwischen der gereiften Kunst unserer Nachbarn und dem kindlichen und doch so selbstbewußten Dilettantismus unserer Bühnenschriftsteller beschämt erkennen können. Herr von Ompteda, der sich unter dem Namen L. Hoyer verbirgt, hat sich durch einige gefällig geschriebene Skizzen aus dem englischen Leben in die Schriftstellerei nicht unrühmlich eingeführt, zum Dramatiker fehlt ihm Uebung und Erfindung wie Kenntniß der Bühne und der Stilgesetze seiner Kunst. Zum Vorwurf seines Schauspiels hat er sich eine der am scharfsinnigsten aufgebauten und am geistvollsten durchgeführten Komödien, Scribe's und Legouvé's „Frauenkampf" gewählt. Eine Frau sucht einen Verfolgten vor seinen Verfolgern zu retten. Gleich im Ansatz sind die Franzosen dem Deutschen überlegen: sie lassen eine Liebende den jungen, in eine Verschwörung verwickelten Mann retten; er macht eine Schwester zur Heldin, die ihren Bruder auf deutschem Boden vor einem über die Grenze gekommenen holländischen Beamten zu verbergen sucht. Dort ist Flavigneul in der That bei einer Verschwörung gegen die Bourbonen, unmittelbar nach der Restauration, betheiligt gewesen; hier wird Roderich fälschlich eines Mordes angeklagt, den er in Java begangen haben soll; dort ist der Präfect Montrichard, der auf den Schuldigen fahndet, ein schlauer, in allen Findigkeiten und Listen erfahrener Mann, hier Herr Dankward Reichenstein ein eifersüchtiger Narr, der in Roderich weniger den Verbrecher als den angeblichen Geliebten der schönen Dolores verfolgt. Um die verwickelte Geschichte, die Liebes- wie die Duellgeschichte, die nicht vor den Zuschauern, sondern in Java hinter der Scene gespielt hat, überhaupt verständlich zu machen, ist in jedem Acte eine neue Erzählung nöthig, welche die Ungeduld des Publicums immer heftiger reizt. In seiner Unbeholfenheit, die Maschine im Gang

zu erhalten, läßt der Verfasser eine Fülle von Nebenpersonen auftreten und eine possenhafte Episode die andere ablösen, ohne zu merken, daß die Haupthandlung von diesem Arabeskenunkraut erstickt wird. Verdient die Kritik wirklich den Tadel der Ausländerei, wenn sie solchen Arbeiten gegenüber auf die mustergültige Technik der Franzosen hinweist und die deutschen Abc-Schützen in die französische Schule gehen heißt? Mit dem deutschen Gemüth allein schreibt man keine Stücke, dazu gehört Verstand und noch einmal Verstand. Wie fein berechnet ist jeder Zug in „Minna von Barnhelm", in „Emilia Galotti" und „Maria Stuart".

Die Dürftigkeit der modernsten deutschen Schriftstellerei, die am empfindlichsten auf der Bühne offenbar wird, entspringt aus der Ueberzahl der Unberufenen, welche eine schwierige, mühsam und langsam zu erlernende Kunst als Zeitvertreib oder als Handwerk tagelöhnernd treiben und auf den „Drang des Genius" pochen, wenn man sie um den Nachweis ihrer Kenntnisse, ihrer Gesellentüchtigkeit ersucht. An diesem Mangel literarischer Bildung und künstlerischen Stils leidet auch das Lustspiel in vier Acten von Francis Stahl: „Tilli", das am Sylvesterabend bei einem heiter angeregten Publicum eine beifällige Aufnahme fand. Für die Vornehmheit der Hofbühne ist der tolle Schwank mit seinen unmöglichen Figuren, die sämmtlich aus dem „Journal amusant" und den „Fliegenden Blättern" stammen, nicht recht geeignet; aber die vortreffliche Darstellung, in guter Abtönung und charakteristischer Gestaltung, das sprühende und humoristisch drollige Talent des Frls. Paula Conrad, welche die Hauptrolle, einen allerliebsten, das Elternhaus auf den Kopf stellenden Backfisch spielte, hoben das Stück aus dem Platten in eine feinere Atmosphäre. Der Grundgedanke ist wieder den Franzosen entlehnt, der bekannten Komödie: „Man sucht einen Erzieher". Der Verfasser, der eine Zeit lang unser National-Theater geleitet hat, ist ein erfahrener Praktiker. Er weiß, was dem Publicum gefällt, wie weit die Tollheit gehen darf, ohne den Widerspruch zu erregen: dabei fehlt es ihm nicht ganz an gefälligen Erfindungen und der einen und der andern gemüthvollen Wendung. Zwei Scenen seien erwähnt: die drei Kinder des Commerzienraths Rebus und ihr Bäschen Ella sind in einem behaglich eingerichteten Salon um das Clavier gruppirt und üben bei dem Aufgehen des Vorhangs das allgesungene Lied „Und ich hab' sie doch nur auf die Schulter geküßt" aus der Operette „Der Bettelstudent" in munterstem Eifer ein, bis die gestrenge Frau Mama, entsetzt über diese Leichtfertigkeit, dazwischen fährt. Tilli, der verzogene Liebling, hat es sich in das Köpfchen gesetzt, eine gelehrte Arbeit des Hauslehrers und Erziehers, an den sie selbstverständlich ihr siebzehnjähriges Herz verloren hat, heimlich drucken zu lassen, und schmeichelt nun dem gutmüthigen Vater die dazu nöthigen tausend Mark mit allerlei Listen und Versprechungen ab. Dies ist so lebenswahr, so richtig beobachtet und so fein nachempfunden, daß man dem Verfasser manche Ungehörigkeit darüber vergißt. Der sonstige Inhalt des Schwanks setzt sich aus den bekannten Theaterspäßen und Verwechslungen zusammen. Die Dienerschaft behorcht die Herrschaft und ruft durch ihr Ausplaudern des falsch oder nur halb Verstandenen die wunderlichsten Mißverständnisse hervor. Bei einer Flasche Johannisberger gestehen die beiden jungen Männer des Stücks, Alfred, der Sohn des Hauses, und Ernst Müller, der Erzieher, einander ihre Herzensgeheimnisse. Eine Kunstreiterin verfolgt ihren ehemaligen Geliebten Ernst Müller, der sie treulos verlassen hat und auf eine Weile nach Spanien gegangen ist, bis in das Haus des Commerzienraths. Aber Ernst Müller war nie in Spanien: nur um die Stellung im Hause zu erhalten, hat er, von dem Commerzienrath selbst dazu ermuntert, der dünkelhaften Frau Rebus, die eine Geborene von Trenkwitz-Hausburg ist, als sie nach den vornehmen Familien forscht, in denen er schon unterrichtet habe, geantwortet: daß er am spanischen Hofe gewesen. Und was der Narrheiten und Possen mehr sind, die man wohl als Zuschauer mit ansehen und belachen, über die man aber einen Tag nachher nicht als Kritiker urtheilen kann. Die Geschicklichkeit, mit der Francis Stahl seine Rollen den Schauspielern angepaßt und die Scenen zu verknüpfen und zu steigern verstanden hat, wird man gerne anerkennen, ohne der Komödie, bei der Unwahrscheinlichkeit ihrer Erfindung

und ihrer Figuren, bei der mangelhaften Durchbildung ihrer Sprache, auch nur einen geringen literarischen Werth zuzuschreiben.

Wie zweifellos die Unerfreulichkeit unserer Theaterzustände den Dichtern am stärksten zur Last fällt, bewiesen mir die Neueinstudirungen des Hoftheaters. Daß die moderne Dichtung kein Werk besitzt, das mit „Minna von Barnhelm" wetteifern könnte, setze ich nicht auf ihre Anklageschrift: auch die moderne französische Dramatik hat keine Komödie wie Molière's „Tartüffe" oder Beaumarchais' „Hochzeit des Figaro" hervorgebracht, aber selbst Theaterstücke wie Bauernfeld's anmuthiges Lustspiel „Das Tagebuch" und das historische Schauspiel „Waldemar" von Gustav zu Putlitz sind den meisten Schöpfungen der letzten fünf Jahre weit überlegen. Vornehmlich in der verständnißvollen Durchführung des Themas, in der sorgsamen und gewissenhaften Ausarbeitung. Man erschrickt, wenn man einige Buchdramen durchblättert, über die zunehmende Flüchtigkeit der sprachlichen Behandlung, die Rohheit der Motivirung, die Stillosigkeit der Entwürfe. Gerade in der historischen Tragödie, die nach der Ansicht unserer jungen Heißsporne einzig und allein dem sinkenden deutschen Theater wieder aufzuhelfen vermag, tritt dieser Mangel an künstlerischer Technik am bedenklichsten zu Tage. Selbst wenn ich mich mit all diesen abgestandenen, mumienhaft vertrockneten, griechischen, römischen, mittelalterlichen Stoffen, wie sie Studenten und junge Kaufleute, Oberlehrer und unbeschäftigte Damen jährlich zu Trauerspielen verarbeiten, dem Inhalte nach versöhnen könnte, mit ihrem Ungeschmack, ihrer unklaren, grotesken Sprache, ihren Plünderungen Shakespeare's würde ich es nie. Außer Tempeltey's „Cromwell" und Herrig's „Nero" ist mir aus der jüngsten Vergangenheit keine historische Dichtung bekannt, der ich eine Aufführung auf unserer Bühne wünschte.

Die Ausfälle gegen die Leitungen der Hoftheater scheinen für gewisse cholerische Temperamente, wie für Vollblütige ein Aderlaß, von Zeit zu Zeit zur Erhaltung ihres seelischen Gleichgewichts nothwendig zu sein. Wie sich die Dinge gestalten würden, wenn es eines Tages keine Hoftheater gäbe, müssen sie sich nie gefragt haben. Denn an dem Beispiel des Théâtre français in Paris und des Deutschen Theaters in Berlin sehen sie ja, daß die Bühnen, die von Künstlern und Dramatikern geleitet werden, sich noch unzugänglicher für die neueste Dichtung zeigen, als die Hoftheater, obwohl sie nicht entfernt von den Rücksichten und Vorurtheilen abhängig sind, die jene fesseln. Wie das Schauspielhaus findet auch das Deutsche Theater, in Uebereinstimmung mit dem Publicum, es ungleich vortheilhafter, altbewährte classische Dramen, als neue Tragödien aufzuführen. Kleist's „Käthchen von Heilbronn", das es am Mittwoch den 23. December in glänzender und geschmackvoller Ausstattung gab, erfreute und erwärmte die Zuschauer ungleich mehr, als Adolf Wilbrandt's Römertragödie „Gracchus, der Volkstribun", die am Dienstag den 27. October zum ersten Male gespielt wurde. Und doch ragt Wilbrandt's Dichtung mächtig aus dem Unterholz hervor und ist, gerade wie Wildenbruch's „Harold" des Schillerpreises, den sie erhalten, nicht unwerth. „Gracchus, der Volkstribun" gehört zu den älteren Werken Wilbrandt's, ich lernte das Stück im Frühjahr 1873 auf der Bühne des Wiener Burgtheaters kennen. Seitdem ist es auch in Berlin wiederholt aufgeführt worden: Ludwig Barnay hat während seiner Gastspiele im National-Theater den Gaius Gracchus zu seinen Glanzrollen gezählt. Der Dichtung schadet zumeist die unabweisliche Vergleichung mit Shakespeare's „Julius Cäsar", zu der nicht sowohl einzelne Scenen, wie der Zuschnitt des Ganzen auffordert. Shakespeare's Drama ist mit seinen Volksscenen für diese ganze Gattung typisch geworden; die Nachfolger können eben nur die hier gebotenen Formen aufnehmen. Auch der Inhalt ist bei der Natur des Stoffes in beiden Dramen ein ähnlicher: der Kampf zwischen der Aristokratie und der tyrannischen Gewalt eines Einzelnen, der als Führer der Volksmasse auftritt. Wilbrandt hat die Klippe des politischen Principienstreits dadurch zu umschiffen gesucht, daß er nicht die Politik, sondern die Rache zum treibenden Motiv für seinen Helden macht. Gaius Gracchus will vor Allem den Mord seines Bruders Tiberius an den Optimaten rächen. Wenn er in der großen Scene des dritten Acts auf dem Forum mit Scipio

Africanus in einen unversöhnlichen Zwiespalt geräth, geschieht es weniger aus politischer Gegnerschaft, als weil Scipio den Sturz des Tiberius gebilligt hat. Aber die Klage wie der zornige Schmerz über den längst vor dem Beginn des Dramas erschlagenen Bruder, in die Gaius beständig ausbricht, haben nicht annähernd für die Zuschauer dieselbe überzeugende und fortreißende Gewalt, wie die Reden und der Racheschwur des Antonius an der Leiche Cäsar's, dessen Ermordung wir mit eigenen Augen gesehen haben. Wenn Gaius den Geist seines Bruders zu erblicken glaubt, macht er auf das Publicum nur einen wunderlichen Eindruck; denn was ist diesem Tiberius? Wenn dagegen der Geist Cäsar's im Zelte Brutus erscheint, sind wir alle von einem Schauer ergriffen, eben weil wir gerade wie Brutus ihn als einen Lebendigen vor uns gesehen haben. Wie die allzu starke Betonung der persönlichen Empfindung gegenüber den allgemeinen Volksinteressen dem Helden etwas von seiner geschichtlichen und tragischen Bedeutung nimmt, setzt die Absicht, ihn möglichst rein und edel erscheinen zu lassen, seine Verschuldung und unsere Furcht vor seiner Leidenschaft herab. Nicht an seiner That, an dem Uebereifer und Fanatismus des jungen Publius Lätorius, der sich ganz dem Tribunen zu eigen gegeben hat und ihm einen Dienst zu erweisen wähnt, indem er Scipio tödtet, geht er zu Grunde. Aber wie unvergleichlich tragischer ist die Handlung und darum auch der Tod des Brutus, der dem geliebten Cäsar den Todesstoß gibt und nachher, sich in sein Schwert stürzend, ausruft: „Besänftige, Cäsar, dich! Nicht halb so gern bracht' ich dich um als mich!" Solche Ueberlegungen stellt freilich die Masse des Publicums im Theatersaal nicht an, allein es hat doch die mehr oder minder klare Empfindung eines Mangels, von der es, den Shakespeare'schen Römerstücken „Coriolan" und „Julius Cäsar" gegenüber, nichts spürt. Die lebhafte Bewegung, das Massengewirr, die geschickte Behandlung des Volkes als eines die ganze Handlung begleitenden und beherrschenden Chorus, der Schwung der Sprache, welche Wilbrandt's Drama auszeichnen, sichern ihm, wo es aufgeführt wird, eine Weile die Aufmerksamkeit und Theilnahme: eine dauernde Wirkung übt es nicht aus und an seine Einbürgerung im Repertoire auch nur unserer hervorragendsten Bühnen glaube ich nicht. So niederdrückend ist selbst für eine treffliche Dichtung, auf dem Gebiete der historischen Tragödie und des hohen Stils, die Concurrenz der Classiker!

Das eigentliche theatralische Ereigniß der Berliner Herbstsaison war die Aufführung des vieractigen Schauspiels von Oskar Blumenthal „Ein Tropfen Gift" am Sonnabend den 10. October im Deutschen Theater. Das Schauspiel hat nicht allein, wie es in der Theatersprache heißt, bis heute „volle Häuser gemacht" — es ist die einzige deutsche Neuigkeit seit einigen Monaten, die einer literarischen Betrachtung werth ist und sie lohnt. Der wohlfeile Spott, daß die deutsche Bühne nun glücklich bis zu Oskar Blumenthal herabgesunken sei, stößt die Thatsache des Erfolges nicht um und ist überdies, was das Werk betrifft, unverdient. Nichts hindert das fröhliche Blühen und Gedeihen der Bühne eines Volkes mehr als der thörichte Anspruch, der bei uns so oft und so laut von der unerfahrenen theaterfremden Jugend erhoben wird: ein Trauerspiel, ein Schauspiel müsse ein Werk ersten Ranges sein, sonst sei es nichts. Wenn jeder Reiche, der seine Frau oder seine Tochter malen läßt, an den Porträtmaler die Forderung stellen wollte, das Porträt müsse nun aber auch eine Bella di Tiziano sein — wie viele Bildnisse würden überhaupt gemalt werden? Ohne die breite Schicht des Mittelguts gibt es keine Spitzen in der Kunst. Wie so manche mittelwerthige Stücke finden sich in Molière's, in Calderon's Lebenswerk; wie viele Dichter zweiten und dritten Ranges wetteiferten, in der Meinung der Zeitgenossen, mit Shakespeare. Es ist ein echt deutscher Gedanke, daß ein Drama nicht die Mitwelt des Dichters im Auge haben, sondern liebängelnd nach der Zukunft schielen müsse. Von diesem Standpunkt aus möchte man die Stücke, die „gerade eine Saison leben, wie eine neue Mode", am liebsten an den Pranger stellen. Wer aber die redliche und strenge Arbeit, die Oskar Blumenthal an seinem Talent geübt hat, den Fleiß und die Sorgfalt erwägt, mit denen er seine Komödien ausfeilt und glättet, wird sich freuen, daß der deutschen Bühne in ihm eine Begabung erwachsen ist, die

in findigem Sinn für die Schwächen und Schäden der modernen Gesellschaft, in der technischen Geschicklichkeit des Aufbaues, der Rundung und der Steigerung der Scenen doch nicht die Kunstform vernachlässigt und bei allem Streben nach dem unmittelbaren Beifall der Menge die Achtung vor dem Guten und Schönen bewahrt.

Als künstlerische Leistung steht in meiner Schätzung „Ein Tropfen Gift" hinter dem Lustspiel „Die große Glocke" zurück. Dem neuen Werke fehlt die innerliche und äußerliche Geschlossenheit jener Komödie, es ist ein Unausgeglichenes, Unausgereiftes in ihm, aber die Spannung, die es erregt, die Rührung, die seine Lösung erzeugt, sind stärker als in dem früheren Stück. Die bestrickende Weise, in der Frau Hedwig Niemann die Hauptrolle — eine treue Gattin und eine liebende Tochter in einer Person — durchführt, sichert dem Schauspiel in dem Gedächtniß der Zuschauer einen langen Nachklang voll Wohllaut. Ueber dem Haupt des Grafen Albrecht Vahlberg, der eine geachtete Stellung in der hauptstädtischen Gesellschaft einnimmt, schwebt eine dunkle Wolke. Eine französische Revue schleudert einen vergifteten Pfeil nach ihm. Im Jahre 1866 war der Graf Vahlberg der Minister eines deutschen Fürsten, der gegen Preußen auftrat und ein Bündniß mit Oesterreich schloß, in Folge dessen sein Ländchen annectirt wurde: um den Abschluß dieses Geheimvertrages wußten nur der Fürst und sein Minister. Wer hat den Vertrag den Preußen verrathen? Die Revue hütet sich wohl, eine Antwort zu geben — ihre Leser, die Gesellschaft ziehen auch ohne dies den die Ehre Vahlberg's vernichtenden Schluß. Entsetzt sieht seine älteste Tochter Hertha den Abfall der Gesellschaft von ihrem geliebten Vater, das Achselzucken der Lauen, das Schwanken der Freunde. Die Schwermuth, die ihn seit lange drückt, die Weigerung, die er allen, auch den schmeichelhaftesten Aufforderungen, sich wieder an den öffentlichen Dingen zu betheiligen, entgegensetzt, fallen ihr schwer auf die Seele. Bisher ist der Vater all' ihren stummen und lauten Fragen ausgewichen, jetzt macht er ihr ein Geständniß. Ja, jener geheime Vertrag ist verrathen worden. Entweder von ihm oder von dem Fürsten. Es gibt keine andere Möglichkeit, Niemand sonst hatte eine Kenntniß des Vertrages. Wer kann seine angegriffene Ehre herstellen? Der Fürst ist todt, der Erbprinz, obgleich er seinen Frieden mit Preußen geschlossen, hat sich von dem Grafen kalt und feindlich zurückgezogen. Verzweifelnd suchen Vater und Tochter nach einem Mittel der Rettung. Da stellt sich der Mephisto des Stücks, der Freiherr Lothar von Mettenborn, mit einem solchen ein. Der Freiherr spielt sich anfänglich als blasirter Weltmann, als Verächter der Gesellschaft auf, einmal kokettirt er sogar mit hamletischen Selbstmordsgedanken: bei alledem verliebt er sich leidenschaftlich in die schöne und kluge Hertha. Um sie zu gewinnen, will er sich jedes Mittels bedienen. Er merkt bald, daß die Liebe zu ihrem Vater Hertha's verwundbare Stelle ist. Wenn er ihr zuerst den „Tropfen Gift" in das Herz geträufelt, so bringt er ihr auch jetzt das Heilmittel. Unter den Briefschaften seines Vaters, der an dem Hofe jenes Fürsten ebenfalls ein Vertrauensamt besessen, hat er die Enthüllung des Geheimnisses gefunden. Der Fürst, der immer ein Freund und Anhänger des preußischen Kaiserthums war, aber vor seinem Sohne, seinem Adel und seinen Ständen seine wahre Meinung nicht einzugestehen wagte, hat selbst in aller Heimlichkeit das Vertragsdocument den Preußen ausgeliefert. Schließlich bekräftigt im letzten Acte auch noch der Prinz Karl Emil, der Sohn des Fürsten, diese überraschende Offenbarung und Niemand hat mehr ein Recht, an der Unschuld und Ehrenhaftigkeit des Grafen Vahlberg zu zweifeln. Mettenborn indessen kommt um den Preis, den er von seiner Mittheilung erhofft hat, oder besser, er bringt sich selbst darum. Die Reinheit, der Adel Hertha's entwaffnen ihn: er wagt dieser Frau gar nicht von Liebe zu sprechen, der Versucher bekehrt sich zum besten, zum uneigennützigsten Freunde. Das Unwahrscheinliche dieser Wandlung, das Abenteuerliche der ganzen Vorgeschichte treten in der Erzählung schärfer hervor, als in der Darstellung: hier vermittelt die rasche Bewegung der Handlung und das vollendete Spiel der Frau Niemann das Unzusammenhängende und den problematischen Umschwung des Gefühls. Den Mangel des Schauspiels finde ich weniger in der Romantik der Fabel, als in dem nicht völlig überwundenen Gegen-

satz der beiden Theile, aus denen sie besteht. Auf der einen Seite die geheimnißvolle Geschichte, auf der andern die satirische Schilderung der modernen Gesellschaft, die jeder Verleumdung ihr Ohr leiht und unter dem lauten Ausbruch ihrer Entrüstung sie doch in allen Tonarten weiter verbreitet: in diese Schilderung gehört auch die Liebe der munteren Liddy, der jüngeren Tochter des Grafen Vahlberg, und des flotten Lieutenants Bruno von Wendlingen und die typische Figur des Allerweltsfreundes, des Barons Brendel, die auf den ernsten, beinahe tragischen Grund des Gewebes als humoristische Lichter hin und wieder spielen. Für mein Empfinden ist es Blumenthal nicht gelungen, zwischen diesen Theilen eine so vollkommene, so wohlthuende Harmonie wie in dem Lustspiel „Die große Glocke" herzustellen. Jedenfalls hat die Saison bis jetzt kein Stück aufzuweisen, das sich mit diesem Schauspiel vergleichen ließe, weder in dem anregenden und unterhaltenden Inhalt, noch in der feinen und gefälligen Form.

Auch nicht Sardou's „Theodora", die Monate lang die Bühne des Residenz-Theaters beherrschte. Geistvoll und kühn in der Erfindung, bewunderungswürdig in der Technik, die gleichsam spielend die größten Schwierigkeiten überwindet und die gewaltigsten Massen, des Stoffes wie der Figuren, in Bewegung setzt, hat dies Drama in acht Bildern doch eine zu geringe künstlerische Geschlossenheit, einen zu grotesken Stil, um den Geschmack zu befriedigen, wie stark es auch die Phantasie des Zuschauers fesselt. Man weiß, daß Sardou das Stück geschrieben hat, um Sarah Bernhardt eine Gelegenheit zu geben, in byzantinischen Gewändern zu erscheinen und alle Saiten ihres Talentes erklingen zu lassen. Die Vorliebe der Gegenwart für das historische Kostüm und die Archäologie hat sich dann des Stoffes bemächtigt: die Mosaiken der Kirchen in Ravenna haben es sich gefallen lassen müssen, auf einer Pariser Bühne nachgeahmt zu werden. Um die drei Gestalten der Theodora, ihres Gemahls Justinian und ihres Geliebten Andreas hat Sardou malerische und charakteristische Bilder aus dem byzantinischen Leben um das Jahr 530 gruppirt. Hof und Cirkus, Palast und Gefängniß, der verschwiegene Liebesgarten im Mondlicht und die Wohnung einer ägyptischen Thierbändigerin und Giftmischerin in den Gewölben des Cirkus wechseln mit einander ab. Wie viel könnten unsere Dramatiker, die sich mit historischen Stoffen tragen, hier von der Umbildung des Geschichtlichen in das Theatralische, in der Belebung des trockenen gelehrten Nachrichten- und Notizenkrams zum wirksamen Elemente oder auch nur zur schmückenden Arabeske der Handlung lernen!

Die abenteuerliche Geschichte Theodora's, die von einer Cirkusdirne zur Kaiserin von Byzanz aufstieg, ist bekannt: mit boshaftem Witz und ätzender Spottlauge hat sie ihr Zeitgenosse Procopius aus Cäsarea, einer der hervorragendsten Geschichtschreiber der Byzantiner, erzählt, nicht ohne den Verdacht juvenalischer Uebertreibung und rachsüchtiger Verleumdung; denn während er in seinen für die Oeffentlichkeit geschriebenen Werken den göttlichen Justinian und die erhabene Theodora pries, schmähte er sie in den Anekdoten, die er bei seinen Lebzeiten unter doppeltem Verschluß hielt, ärger, als je Nero und Messalina geschmäht worden waren. In dem vierzigsten Capitel seiner „Geschichte von dem Verfall und dem Untergange des römischen Weltreichs" schildert Gibbon mit einem gewissen Behagen in seiner volltönenden Sprache nach den Aufzeichnungen des Procopius Theodora's Jugend, Schönheit und Lasterhaftigkeit: aus ihm hat Victorien Sardou den Stoff seines Schauspiels geschöpft. Aber während Gibbon schreibt: „Theodora's Keuschheit seit ihrer Vereinigung mit Justinian wird durch das Stillschweigen ihrer unversöhnlichen Feinde bestätigt", schöpft Sardou gerade aus der Liebesleidenschaft und dem Ehebruche der Kaiserin, aus dem Gegensatz zwischen dem, was sie in Wahrheit ist, die Gemahlin Justinian's und die Herrscherin von Byzanz, und dem, was sie vor ihrem Geliebten Andreas scheinen will, die unschuldige Schwester eines Hofbeamten, die ihre Neigung vor ihren Verwandten verbergen muß, die stärksten Effecte, die ergreifendsten Wandlungen seiner Dichtung. Der Hof des Justinian, die unumschränkte Macht, die Theodora über den Kaiser ausübt, die hündische Furcht und Schmeichelei, in der die Hofleute, die fremden Gesandten ihr

nahen, mit der selbst der berühmte Feldherr Belisar ihrem Winke gehorcht, werden uns im ersten Bilde gezeigt. Ein junger Franke Caribert, der von seinem Könige nach Byzanz geschickt worden, ist gleichsam einer von uns, den Zuschauern im Theater. Ihm erzählen die Würdenträger des Hofes die Anekdoten, von den Sitten und Gewohnheiten der byzantinischen Gesellschaft. Mit ihm betreten wir den Cirkus und hören, erstaunt wie er, von den wüthenden Kämpfen der beiden Cirkusparteien, der Grünen und der Blauen, daß die ganze Bevölkerung der ungeheueren Stadt sich in diese zwei feindlichen Parteien getheilt habe, daß oft im Cirkus Kaiser ausgerufen und Kaiser abgesetzt und erschlagen worden seien. Um einen Liebestrank von ihr zu fordern, kommt Theodora verkleidet zu der alten Thierbändigerin Tamyris, die sie von Alexandrien her, als sie selbst noch im Cirkus auftrat, kennt. An der Freude des Wiedersehens nehmen sogar die Bestien in den Käfigen Theil: es ist als ob die Panther und die Tiger ihre ehemalige Gefährtin Theodora witterten. Tamyris verspricht den Liebestrank zu brauen und Theodora eilt zu ihrem Geliebten. Andreas ist ein heldenmüthiger edler Jüngling aus Athen; zufällig ist er mit Theodora, auf einem ihrer abenteuerlichen heimlichen Ausgänge aus dem Palaste — denn sie pflegt verkleidet durch die Gassen zu streifen oder in einem Boot über den Bosporus zu fahren — bekannt geworden und liebt sie seitdem mit glühender Leidenschaft. Aber eben so heftig, wie er sie liebt, haßt er Theodora und Justinian als das Verderben und die Schmach des Vaterlandes. Mit dem Obersten der Leibwache Marcellus und andern entschlossenen Männern hat er sich verschworen, Justinian noch in dieser Nacht zu überfallen und gefangen in ein Kloster auf der asiatischen Seite des Bosporus zu schleppen. Theodora umstrickt ihn mit ihrem Reiz und ihren Liebkosungen so sehr, daß er ihr, in der Sorge sie vielleicht nie wieder zu sehen, den Plan der Verschwörer entdeckt. Nun ist es ihr leicht, diesen Plan zu verhindern, dem Kaiser, der ihr Vorwürfe über ihr Verschwinden aus dem Palaste, ihr Umherschweifen und ihre Heimlichkeiten macht, durch ihre Kenntniß der Verschwörung, ihre Klugheit und Thatkraft zu imponiren. Während Andreas aus dem geheimen Gange zum Schlafgemach des Kaisers entflieht, da Marcellus ihm nicht das verabredete Zeichen gibt und Theodora rasch entschlossen die Thür, durch die er eintreten sollte, schließt und verriegelt, wird Marcellus von den Dienern Justinian's überwältigt. Der Aufforderung, seine Mitverschworenen zu nennen, setzt er stolzes Schweigen entgegen. Aber der Anblick der Folterwerkzeuge lähmt seinen Muth; er bittet Theodora um einen raschen Tod und droht ihr, als sie zögert, seine Freunde und an ihrer Spitze den Athener Andreas zu verrathen. Da ersticht sie ihn mit dem Dolche, den sie als Pfeil im Haare trägt. Seine Freunde bestatten die Leiche des Marcellus, die mit dem Dolch Theodora's in der Brust in den Wellen des Bosporus von Fischern aufgefunden worden ist, als Theodora, wieder in ihrer Verkleidung, sich an Andreas drängt. Sie sucht ihn zur Flucht aus Byzanz zu überreden, da ihm die Späher des Kaisers auf den Fersen wären; sie nimmt ihm das Versprechen ab, nicht im Cirkus zu erscheinen, wo er so leicht verrathen werden könnte. Ihre Angst für das Leben des Geliebten wird durch die Sorge um ihr eigenes Geschick verdoppelt: sie fürchtet, Andreas möchte in der Kaiserin, die er verabscheut, die Geliebte erkennen. Erleichterten Herzens, in der Gewißheit, daß er den Cirkus an diesem Tage meiden werde, verläßt sie ihn. Sie hat ohne das Schicksal, ohne die Freunde des Andreas gerechnet. Diese enthüllen ihm das Gaukelspiel, das seine Schöne mit ihm getrieben, der Verdacht, daß keine andere als die Kaiserin selbst ihn liebt und betrügt, drängt sich ihm immer lebhafter, immer unabweislicher auf. Sich zu überzeugen, beschließt er in den Cirkus zu gehen. Als Justinian und Theodora in der kaiserlichen Loge im feierlichen Pomp sich dem Volke zeigen, bricht er in einen lauten Schrei der Verwünschung und der Wuth aus. Er und seine Gefährten fluchen dem Kaiser, ein Tumult erhebt sich, an den Armen gefesselt, wird Andreas vor das kaiserliche Paar geschleppt. Schon öffnet er die Lippen, um Theodora anzuklagen, da stürzt sie, halb Liebende, halb Furie, auf den an der Erde Liegenden und stößt ihm ihren Schleier als Knebel in den

Mund. In der Nacht sucht sie ihn in seinem Gefängniß auf, sie will mit ihm fliehen, er aber wendet sich voll Zorn und Verachtung von ihr ab. In der Hoffnung, daß der Liebestrank der Aegypterin seinen Sinn umwandeln werde, reicht sie ihm den Becher. Er trinkt sich den Tod daraus und sie ersticht sich, um den Schergen Justinian's zu entgehen, der ihren Ehebruch entdeckt hat und seine Schande rächen, die Fessel brechen will, die ihn an das verbrecherische Weib kettet, mit einer vergifteten Haarnadel. In Wirklichkeit ist Theodora im vierundzwanzigsten Jahre ihrer Ehe am 11. Juni 548 am Krebse gestorben. Ein gewisses rohes Alfresco, das jede seelische Vertiefung, jede feinere Ausführung der Gestalten unmöglich macht, beherrscht das Ganze. Innerhalb der einzelnen Bilder sind jedoch die Scenen mit einer Kenntniß der Bühne, mit einer Schärfe des Verstandes, die sich oft gegen unser Empfinden staunende Anerkennung erzwingen, zu der mächtigsten Wirkung gesteigert. Alle Mittel, die Pracht der Decorationen, das Fremdartige der Kostüme, Musik, Beleuchtung, Volksgeschrei und Löwengebrüll, benutzt der Dichter, seinem melodramatischen Werke Rundung und malerischen Effect zu verleihen; das wahrhaft Dramatische, die sorgfältige Charakteristik der Figuren, die Verwicklung und Lösung einer ergreifenden, aber einfachen und vom Zufall unabhängigen Handlung, geht leider in der Fülle des Stoffs unter. Auch die Sprache ist mehr hitzig und sprunghaft, als innerlich beseelt. Sardou hat in zweien seiner früheren Stücke, ähnlich wie in der „Theodora", historische Stoffe behandelt, in „Haine" den bitteren unversöhnlichen Haß, der in den italienischen Städten während des Mittelalters Guelfen und Ghibellinen trennte; in „Patrie" den Unabhängigkeitskampf der Niederländer, den nationalen und religiösen Gegensatz zwischen ihnen und den Spaniern, zu Alba's Zeiten. Von den dreien verdient „Vaterland" — es ist in der Reclam'schen „Universal-Bibliothek" als 1357. Bändchen in deutscher Uebersetzung erschienen — den Preis; es hat trotz des wilden Sturmes und Dranges der Begebenheiten eine fest geschlossene Handlung und tiefer angelegte und origineller ausgearbeitete Charaktere, als „Theodora". Während in der Bilderreihe dieses Schauspiels die Gestalten nur äußerlich in dem byzantinischen Leben stehen und ihren Gefühlen und Gesinnungen nach in die Pariser Gegenwart gehören, ist dort Alles, Handlung und Personen, aus der Welt und dem Geiste des sechzehnten Jahrhunderts. Der Ausgangspunkt dieser historischen Schauspiele Sardou's ist in der französischen Romantik zu suchen, Victor Hugo's „Cromwell", des älteren Dumas' Drama „Der Hof Heinrich's III.", Vitet's historische Scenen „Die Ligue" haben ihm diese Form und diese Behandlungsweise des geschichtlichen Stoffes gelehrt.

Auf das Trauerspiel ließ das Residenz-Theater am Donnerstag den 26. November eine tolle Posse von Edmond Gondinet und P. Sivrac folgen „Clara Soleil" — eine Verwechselungsgeschichte, in der sich die französische Komik in ihren muntersten, grotesken Sprüngen ergeht. Das Unruhige, Zappelige der Figuren, die Ueberstürzung der Handlung belustigen den Zuschauer und nehmen ihm die Möglichkeit, sich den Wirrwar ernsthafter auseinander zu legen. Daß sie dem Publicum diese Möglichkeit lassen, verschuldet den geringen Erfolg, den das Wallner-Theater mit seinen Neuigkeiten gehabt hat. „Herr und Frau Hippokrates" von Heinrich Heinemann, das am Mittwoch den 28. October, und „Frau Director Striese", von Franz und Paul von Schönthan, das am Freitag den 25. December zum ersten Male aufgeführt wurde, sind zwei altmodische Lustspiele: Handlung und Figuren nicht ungeschickt nach der Theaterschablone gezeichnet, aber ohne die kleinste Zuthat eigener Erfindung und Beobachtung, zuerst und zuletzt ohne Verve und Uebermuth.

Dieser Bericht würde unvollständig sein, wenn er nicht des herben Verlustes gedächte, den das Schauspielhaus im Sommer des vergangenen Jahres durch den Tod Gustav Berndal's erfuhr. Ein plötzlicher Tod raffte in Gastein, wo er Heilung suchte, den begabten Schauspieler in der Nacht vom 30. zum 31. Juli hin. Seit 1854 gehörte Gustav Berndal dem Verbande des königlichen Schauspielhauses an. Aus Liebhaberrollen, zu denen er von der Natur wenig begünstigt war, wuchs er rasch in

das Fach der Helden und der Charakterspieler hinein. Schärfer und reicher als die Phantasie war der Verstand in ihm ausgebildet, lebendiger und ausdrucksvoller wußte er die Rede als das Spiel zu gestalten. Von den großen, heroischen Rollen, die er, wie Karl Moor und Wilhem Tell, Faust und Macbeth, Hamlet und manche andere wiederholt spielte, war nur Goethe's Götz eine vollkommene Leistung. Das behaglich humoristische Heldenthum des Ritters mit der eisernen Hand paßte zu Berndal's Wesen und Erscheinung, während er den phantastischen Schwung, die Begeisterung und den tragischen Zug der Anderen wohl äußerlich erlernen, aber nicht von Innen heraus, als wäre es ein Theil von ihm, zum Ausdruck zu bringen vermochte. Der Lehrer der Schauspielkunst, der in ihm steckte, band dem Künstler hier die Flügel. In Rollen von kürzerem Athem dagegen, wo es gilt, die ganze Persönlichkeit rund und voll in einer Scene zu entwickeln, war er ein Meister: Gianettino im „Fiesko", Oranien im „Egmont", der Rheingraf im „Käthchen von Heilbronn", der Don Juan in „Viel Lärm um nichts" — um aus seinem überreichen Repertoire nur einige zu nennen — haben auf der deutschen Bühne kaum je einen vollendeteren Darsteller als ihn gefunden. Berndal's eigentlichstes Gebiet war das moderne Schauspiel und Lustspiel. Hier wetteiferte er, nicht an Genialität und übersprudelndem Humor, aber in der Wahrheit des Lebens, in der Gemüthlichkeit und Natürlichkeit des Spiels und der Haltung, in der charakteristischen Ausprägung jeder Erscheinung mit Theodor Döring; hier fand er, scheinbar mühelos und ohne sie zu suchen, Töne und Geberden, die uns ans Herz gingen, hier schuf er aus der Fülle seines mitempfindenden Herzens ebenso sehr wie aus langer und eindringlicher Beobachtung der Wirklichkeit, aus der Wahlverwandtschaft seines Wesens und seines Talents mit dem Geist und der Form unserer bürgerlichen Komödie Gestalten, welche in ihrer echt deutschen Art, wie Lessing's Wachtmeister, Iffland's Oberförster, unvergeßlich und vielleicht unerreichbar bleiben werden.

Karl Frenzel.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Januar.

Kaiser Wilhelm hat sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum als König von Preußen am 3. Januar unter der herzlichsten Theilnahme der gesammten deutschen Nation gefeiert. Sieht die letztere in dem greisen Heldenkaiser die Idee der Einheit Deutschlands am deutlichsten verkörpert, so legten die aus Anlaß des Festtages die Glückwünsche ihrer Regierungen darbringenden Vertreter der europäischen Großmächte sowie zahllose Kundgebungen innigster Verehrung vollgültiges Zeugniß für die Machtstellung ab, welche Preußens König dem durch ihn nicht bloß auf blutigen Schlachtfeldern, sondern auch in dauerhaften Friedenswerken geeinten deutschen Volke errungen hat. In echter Herzensbescheidenheit, nicht minder aber im festen Vertrauen auf die Zukunft Deutschlands schließt das Dankschreiben, welches der Kaiser am 4. Januar an den deutschen Reichskanzler und Präsidenten des preußischen Staatsministeriums, Fürsten Bismarck, zur öffentlichen Bekanntmachung gerichtet hat: „Solche ungemein zahlreichen Zeugnisse von Anhänglichkeit und Verehrung, welche dem Tage die rechte Weihe geben, erfüllen mein Herz mit tiefer Erkenntlichkeit und stärken mich in meinem hohen Alter zu weiterer Ausübung meiner fürstlichen Pflicht für die Zeit, welche mir hienieden noch beschieden sein wird. Aus überströmendem Herzen danke ich Allen, Allen, welche mich und ebenso meine Gemahlin durch ihre Theilnahme beglückt haben; mit ihnen vereinige ich mich in dem gemeinsamen Wunsche: Gott sei auch ferner mit unserem deutschen Vaterlande!" Eine tiefere symbolische Bedeutung durfte darin gefunden werden, daß Kaiser Wilhelm bei der Gratulationscour im Weißen Saale den Fürsten Bismarck und den Grafen Moltke herzlich umarmte und küßte. So gelangte auch hier wieder zum Ausdrucke, wie der Monarch in vollem Maße die Verdienste Derjenigen anerkennt, die ihm in schweren Zeiten mit Rath und That treu zur Seite standen und beim Ringen um die höchsten Güter der Nation den glücklichen Ausgang, insofern menschliche Berechnung dies vermag, verbürgten. Wie feste Wurzeln die Verehrung für unsern Kaiser nicht nur im Gemüthe des deutschen Volkes, sondern auch bei den verbündeten deutschen Fürsten gefaßt hat, wird unter Anderm durch die Glückwünsche bekundet, welche der König von Sachsen persönlich darbrachte, obgleich im Hinblick auf das Befinden des Jubilars Einladungen nur an die nächsten Verwandten der kaiserlichen Familie gerichtet worden waren. Durch diesen spontanen Act treuer Anhänglichkeit wird die Innigkeit der Beziehungen zwischen Kaiser Wilhelm und seinen Bundesgenossen von neuem erwiesen. Der hohe Jubilar darf aber vor Allem dessen gewiß sein, daß, soweit die deutsche Zunge klingt, ihn auf seinem weiteren Lebenswege die aufrichtigsten und herzlichsten Segenswünsche begleiten.

Der preußische Landtag ist am 14. Januar vom Kaiser und König mit einer Thronrede eröffnet worden, in welcher derselbe zunächst seinen Dank „für den einmüthigen und erhebenden Ausdruck der Liebe und Anhänglichkeit" sagte, der ihm aus Anlaß seines Regierungsjubiläums dargebracht wurde, dann aber der freundlichen

Beziehungen des Reiches zu allen auswärtigen Regierungen gedachte und sein volles Vertrauen auf die gesicherte Fortdauer des Friedens betonte. Die weiteren Mittheilungen der Thronrede über die Lage des Staatshaushalts, sowie über die auf dem Gebiete der Gesetzgebung an den Landtag zu stellenden Aufgaben wurden vom Fürsten Bismarck verlesen. Der deutsche Reichstag hat seine durch die Weihnachtsferien unterbrochenen Arbeiten bereits am 8. d. M. wieder aufgenommen. Zahlreiche und wichtige Aufgaben gilt es in dieser Session zu erledigen, unter denen die Vorlage über den Bau eines die Nordsee mit der Ostsee verbindenden Canals ein besonderes Interesse beanspruchen darf. Neben der hohen strategischen Bedeutung dieses Canals werden auch die volkswirthschaftlichen Interessen des großen Unternehmens anerkannt werden, sobald erst die Regierung die Vorlage in der Commission eingehender als bisher begründet haben wird. Zu weit erregteren Discussionen wird jedenfalls die Vorlage, betreffend die Einführung des Branntwein-Monopols, Anlaß geben. Von der preußischen Regierung ausgehend, wird diese Vorlage, nachdem die Zustimmung des Bundesrathes erfolgt ist, dem Reichstage übermittelt werden, in welchem die hinsichtlich dieser Frage bestehenden schroffen Gegensätze noch deutlicher in die Erscheinung treten, seitdem das ursprünglich nur in einigen Grundzügen bekannte Project seinem vollen Umfange nach vorliegt. Eine bedeutsame Aufgabe des Reichstages wird es dann sein, alle in Betracht kommenden Verhältnisse und Interessen abzuwägen. Daß in Deutschland im Vergleiche zu andern Ländern eine relativ geringe Staatseinnahme aus der Besteuerung des Branntweins erzielt wird, ist jedenfalls eine Thatsache, die nicht minder berücksichtigt werden muß als der Umstand, daß der Branntwein im Hinblick auf das Unheil, welches durch die Leidenschaft der Trunksucht im Volke angerichtet wird, ganz besonders geeignet erscheint, zu „bluten", das heißt, wenn dieses seiner Zeit mit Rücksicht auf den Tabak im Parlament gewählte kühne Bild noch einer Verdeutlichung bedarf, ein ausgiebigeres Steuerobject zu bilden. Von Seiten der zahlreichen Gegner des Monopols wird dagegen betont, daß auch auf anderem Wege durch die höhere Besteuerung des Branntweins der durch die preußische Vorlage angestrebte Zweck erreicht werden könnte. Jedenfalls darf man mit größtem Interesse dem Verlaufe dieser nicht bloß vom volkswirthschaftlichen Gesichtspunkte aus hochwichtigen Angelegenheit entgegensehen. Neben den erwähnten Vorlagen, denen unter anderen noch der Entwurf über eine Reform der Besteuerung des Zuckers hinzuzufügen ist, fehlt es auch nicht an Initiativanträgen, die von einzelnen Fractionen gestellt sind. In dieser Beziehung werden insbesondere die „Polen-Ausweisungen" aus den östlichen Provinzen Preußens — auch die deutsch-freisinnige Partei hat am 8. Januar ihren beinahe von sämmtlichen Fractionsmitgliedern unterzeichneten Antrag eingebracht — lebhaft erörtert werden. Sollte überdies die Erneuerung des Militärseptennates und die Verlängerung des Socialistengesetzes den Reichstag beschäftigen, so hätte derselbe ein reichlich zugemessenes Arbeitspensum zu erledigen, das an dieser Stelle nur zum Theil skizzirt werden konnte.

Aus dem angekündigten Weißbuche — dasselbe soll die mit Frankreich abgeschlossene Convention über die Abgrenzung der beiderseitigen Besitzungen in Westafrika enthalten — wird jedenfalls von Neuem hervorgehen, wie eifrig Deutschland bestrebt ist, mit den übrigen Nationen gute Beziehungen zu unterhalten. Auch der Papst konnte nicht umhin, dem an den Fürsten Bismarck bei der Uebersendung des Christus-Ordens gerichteten Schreiben das vom Leiter der auswärtigen Politik Deutschlands in der Karolinen-Angelegenheit bekundete Verhalten rühmend anzuerkennen. Leo XIII. geräth allerdings in einen nur aus der Atmosphäre des Vaticans heraus erklärlichen Irrthum, wenn er in einer ziemlich deutlichen Anspielung aus der Anrufung des päpstlichen Schiedsspruches den Schluß zieht, daß nach diesem Vorgange das Papstthum in Zukunft wieder im Sinne der Ultramontanen in seiner Action — ad agendum libera heißt es in dem lateinischen Originaltexte — frei werden, das heißt im Stile der römischen Curie: von Neuem in den Besitz der weltlichen Macht gelangen könnte. Sollte man sich aber wirklich im Vatican verhehlen, daß Deutschland niemals auch nur indirect

seine Unterstützung für derartige utopistische Pläne bieten würde, daß es vielmehr gerade deshalb den Schiedsspruch des Papstes anrief, weil es davon überzeugt ist, daß letzterer sich jetzt bereits im vollen Besitze der Freiheit befindet, während Italien auf seine Hauptstadt Rom unter keinen Umständen verzichten darf? Trotzdem kann der Papst mit dem moralischen Erfolge, den er durch die Zustimmung der betheiligten Regierungen zu seinem Schiedsspruche erzielte, zufrieden sein.

In Spanien drohten allerdings die Republikaner, in den Cortes aus Anlaß der Vorlegung der Documente über die Karolinen-Angelegenheit ihren Widerspruch post festum geltend zu machen. Das Ministerium Sagasta zog wohl auch aus diesem Grunde vor, die Sitzungen der Cortes zu suspendiren, so daß erst die nach der bevorstehenden Auflösung neugewählte Volksvertretung Spaniens in der Lage sein wird, sich mit der Frage, wenn auch nur in platonischer Weise, zu beschäftigen. Bis dahin wird die Erregtheit der öffentlichen Meinung, die seit den bekannten Straßenscenen in Madrid gradweise besänftigt worden ist, völlig gewichen sein. Die von dem spanischen Ministerium getroffene Maßregel rechtfertigt sich auch durch die Angriffe, welche Romero y Robledo in den Cortes gegen seinen ehemaligen Parteigenossen Canovas del Castillo richtete. Robledo hat sich inzwischen an die Spitze einer besonderen Parteigruppe der Rechten gestellt und erhob nun in der Sitzung vom 4. Januar gegen den ehemaligen Conseil- und gegenwärtigen Kammerpräsidenten den Vorwurf, daß er den Schwierigkeiten nicht gewachsen gewesen wäre, welche sich für die Regierung nach dem Tode des Königs Alfons' XII. ergaben. Robledo erachtet deshalb eine Umgestaltung der conservativen Partei für nothwendig, während Francisco Silvela die Vertheidigung Canovas' del Castillo übernahm. Daß der letztere sich vor Allem durch dynastische Rücksichten bestimmen ließ, wenn er als Leiter des conservativen Cabinets zu Gunsten der Linken von den Geschäften zurücktrat, wurde von Romero y Robledo nicht anerkannt, während der ehemalige Conseilpräsident doch gerade hierdurch seinen weiteren staatsmännischen Blick bekundete.

Hervorgehoben zu werden verdient, daß die Karolinen-Angelegenheit auch in England insofern directe Interessen berührt, als die englische Regierung bemüht ist, ihrem Lande auf den Karolineninseln ähnliche Handelsvortheile zu sichern, wie sie Deutschland auf Grund des päpstlichen Schiedsspruches erlangen soll. Freilich wird die öffentliche Meinung nach der Parlamentseröffnung vom 12. Januar weit mehr durch die Gestaltung der Parteien im Unterhause erregt, von der es an erster Stelle abhängt, ob das Cabinet Salisbury fernerhin im Stande ist, die Regierungsgeschäfte mit Erfolg zu führen. Jetzt wird sich auch bald zeigen müssen, welcher Art die von Gladstone angeblich gehegten Pläne in Bezug auf eine größere Selbständigkeit Irlands sind. Da die Parnelliten im Parlament den Ausschlag geben, begreift man den Wetteifer, mit welchem Conservative und Liberale sich um die Gunst der irischen „Nationalisten" bewerben. Es darf jedoch darauf hingewiesen werden, daß im liberalen Lager selbst sich eine entschiedene Opposition gegen allzu weitgehende Zugeständnisse an die Parnelliten geltend macht. In seiner Sitzung vom 12. Januar hat das Unterhaus Arthur Peel, den Sohn des ehemaligen großen Premierministers, zum Sprecher wiedergewählt.

Wie in England die Parnelliten, haben in Frankreich durch die letzten Wahlen die Radikalen eine maßgebende Bedeutung erlangt. Trotzdem war das Ergebniß der Neuernennung des Chefs der Exekutivgewalt von Anfang an gewiß. Jules Grévy ist am 28. Dezember 1885 auf sieben Jahre zum Präsidenten der französischen Republik wiedergewählt worden. Der Verfassung gemäß wurden Senat und Deputirtenkammer zum Congreß nach Versailles einberufen, woselbst die Monarchisten nicht verfehlten, tumultuarische Scenen nach der Art derjenigen herbeizuführen, welche den parlamentarischen Vorgängen in Frankreich ein so eigenthümliches Gepräge verleihen. Wenn man sieht, wie die „fine fleur" der französischen Aristokratie nicht davor zurückschreckt, sich mit den Huissiers der Nationalversammlung, im wahren Sinne des Wortes „herumzubalgen", um die Rednerbühne im Sturme zu erobern, so begreift

man, daß in erregten Zeiten die Volksleidenschaften in so wilder Weise wie in den Tagen der Kommune zum Ausbruche gelangen können. Der Schreiber dieser Zeilen erinnert sich, im Jahre 1877 nach dem sogenannten Staatsstreich vom 16. Mai zu Versailles ungemein stürmischen Verhandlungen beigewohnt zu haben, in denen Gambetta, während Jules Grévy den Vorsitz führte, den Ansturm gegen den Marschall Mac Mahon leitete. Die Scenen jedoch, welche sich am 28. Dezember vorigen Jahres abspielten, trotzen zum Theil jeder Beschreibung, so daß man sich zu der Annahme versucht fühlen könnte, die Deputirten und Senatoren der Rechten hätten beabsichtigt, die Wahl des Präsidenten der Republik thatsächlich zu verhindern. In der „Erklärung" der Monarchisten, welche der Senator de Kerdrel vergebens verlesen wollte, wurde denn auch ausdrücklich verlangt, daß der Wahlact auf den 28. Januar 1886 verlegt würde, weil in Folge der von der Deputirtenkammer für ungültig erklärten Wahlen vier Departements mit mehr als 300 000 Wählern in der Nationalversammlung der Vertretung ermangelten. Nur der energischen Leitung der Verhandlungen durch den Senatspräsidenten Le Royer muß es zugeschrieben werden, wenn der Congreß in Versailles seine Aufgabe lösen konnte.

Von den 856 anwesenden Mitgliedern der Nationalversammlung — dieselbe würde vollzählig 300 Senatoren und 584 Deputirte aufgewiesen haben — nahmen 589 an der Abstimmung theil, von denen wiederum für Jules Grévy 457, für den früheren Conseilpräsidenten Henri Brisson 68, für Freycinet 14, für Anatole de La Forge 10 votirten, während die übrigen Stimmen sich zersplitterten. Da Jules Grévy am 30. Januar 1879 mit 563 Stimmen zum ersten Male zum Präsidenten der Republik ernannt wurde, hat er jetzt über 100 Anhänger eingebüßt, was um so mehr ins Gewicht fällt, als in der Zwischenzeit durch das Listenskrutinium die Zahl der Deputirten gewachsen ist. Trotzdem muß das erzielte Resultat als ein befriedigendes angesehen werden, zumal da gerade in jüngster Zeit im republikanischen Feldlager selbst Spaltungen jeder Art lebhafte Besorgnisse erweckten. Die Opportunisten, welche die Berufung Brisson's zum Chef der Exekutivgewalt vorgezogen hätten, wagten sich allerdings mit ihren Manövern zunächst nicht ans helle Tageslicht, ja, der frühere Conseilpräsident äußerte sich sogar in letzter Stunde in einem Schreiben zu Gunsten der Wiederwahl Jules Grévy's; es fehlt jedoch nicht an charakteristischen Symptomen, aus denen hervorgeht, daß die ehemaligen Parteigänger Gambetta's eben nur gute Miene zum bösen Spiele machen. Erhoben die letzteren doch bereits bei Lebzeiten ihres Führers gegen Jules Grévy den Vorwurf, daß er jeden gefährlichen Mitbewerber um den Besitz der höchsten Gewalt der Republik dadurch unschädlich mache, daß er ihn mit der Leitung des Cabinets betraue, im vollen Bewußtsein, wie rasch die französischen Staatsmänner sich im parlamentarischen Getriebe abnutzen. Dies war in der That das Schicksal Gambetta's, als er das Präsidium in der Deputirtenkammer mit der Leitung des Cabinets vertauschte. So lange derselbe sich in der weniger verantwortlichen parlamentarischen Stellung befand — Gambetta pflegte vor Beginn der Sitzungen, ehe er sich auf seinen höher befindlichen Fauteuil begab, zu den näheren Bekannten in seiner an den bohème gemahnenden drastischen Ausdrucksweise zu sagen: „Il faut monter au perchoir," „Jetzt muß ich auf die Hühnerstange klettern" — bewahrte er seinen ganzen Nimbus, der erst zerstört wurde, als er, zum Premierminister ernannt, sich seiner Aufgabe keineswegs gewachsen zeigte.

Wie seiner Zeit Gambetta, hat nun auch Brisson erfahren, daß es sicherer sei, vom Fauteuil des Kammerpräsidenten aus die parlamentarischen Debatten zu leiten, mögen sich dieselben auch noch so tumultuarisch gestalten, als die volle Verantwortlichkeit für die innere und auswärtige Politik zu übernehmen. So hat die Tongking-Expedition, welche der französischen Republik unabsehbare Opfer an Menschen sowie an Geld auferlegt, auf die innere Politik des Landes wesentlich zurückgewirkt, wie Jules Ferry und nach ihm Henri Brisson zu ihrem Schaden erfahren mußten. Allerdings wurde die von der Regierung eingebrachte Creditvorlage in der Sitzung vom 24. December v. J. mit 274 gegen 270 Stimmen, also mit einer Mehrheit von vier

Stimmen, genehmigt. Dieses an sich wenig glänzende Ergebniß verliert aber noch dadurch an Bedeutung, daß die Deputirtenkammer vorher eine größere Anzahl monarchistischer Wahlen für ungiltig erklärt hatte, während diejenigen Minister, welche Abgeordnete sind, für die Vorlage stimmten. Ueberdies wurde in einer der späteren Sitzungen, als das Protokoll zur Verlesung gelangte, von einigen Deputirten bestritten, daß die winzige Majorität ordnungsmäßig zu Stande gekommen wäre, so daß eine amtliche Untersuchung beschlossen werden mußte. Freilich wird die letztere kaum einen practischen Erfolg haben, da das Gesetz über die Tongking-Creditvorlage inzwischen im „Journal officiel" publicirt worden ist.

Diese Vorgänge sind nun insofern bedeutsam, als dadurch bewiesen wird, daß die französische Expedition in Ost-Asien immerhin noch einen jähen Abschluß finden könnte, sobald erst die jüngst von der Deputirtenkammer mit knapper Noth bewilligten Credite erschöpft sind. Der französische Oberstkommandirende in Tongking, General de Courcy, wird jedenfalls glänzende Waffenthaten berichten müssen, wenn die nächste Geldforderung bewilligt werden soll. Hierbei kommt noch in Betracht, daß bei den am 27. December in Paris vollzogenen Ersatzwahlen die sechs radicalen Candidaten, also Gegner der „militärischen Abenteuer" in fernen Ländern als Sieger aus dem Kampfe hervorgingen — der Revanchedichter Paul Déroulède ist nicht eben rühmlich in der französischen Hauptstadt unterlegen —, daß ferner die Departements, welche bei der entscheidenden Abstimmung nicht vertreten waren, allem Anscheine nach wiederum Monarchisten wählen werden. Die Schwierigkeit der parlamentarischen Situation liegt also vor Allem darin, daß nicht abzusehen ist, wie aus den gemäßigten republikanischen Elementen und einem Theile der Radicalen eine geschlossene Regierungsmehrheit gebildet werden soll. Als letzter Ausweg aus den anscheinend unentwirrbaren Verwickelungen würde sich die Auflösung der Deputirtenkammer darbieten. Eine derartige Maßregel, welche nach der Verfassung vom Präsidenten der Republik in Uebereinstimmung mit dem Senate getroffen werden kann, verbürgt jedoch keineswegs einen besseren Erfolg. Die Deputirtenkammer hat beim Beginne der ordentlichen parlamentarischen Session, welcher nach der Verfassung am zweiten Dienstag des Januars erfolgt, Floquet mit 243 von 298 Stimmen — die Rechte enthielt sich der Abstimmung — wiedergewählt.

Für Deutschland sind die jüngsten Vorgänge in Frankreich vor allem auch deshalb bemerkenswerth, weil sie von Neuem zeigten, wie tief die Vorurtheile noch jenseits der Vogesen wurzeln. Daß der Conseilpräsident Brisson andeutete, Deutschland könne sich Tongkings bemächtigen, falls dasselbe von Frankreich aufgegeben werden sollte, mag allenfalls durch die Nothlage des Ministeriums entschuldigt werden, welches sich selbst um den Preis eines „truc" den Sieg sichern wollte. Wie soll man aber über die Scenen urtheilen, welche in der Deputirtenkammer aus Anlaß der „diplomatischen Enthüllungen" Clémenceau's über den Depeschenwechsel zwischen dem französischen Botschafter in Berlin, Baron de Courcel, und Jules Ferry stattfanden? Diese Depeschen sind vom 27. und vom 29. März 1885 datirt und beziehen sich auf Aeußerungen des damaligen Staatssecretärs im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten Deutschlands, Grafen Hatzfeldt. Letzterer hatte dem Baron de Courcel mitgetheilt, daß die deutsche Regierung aufgefordert werden könnte, in dem zwischen Japan und China in Bezug auf Korea drohenden Conflicte zu vermitteln, und gern orientirt sein möchte, wie Frankreich hierüber dächte. Es konnte keinem Zweifel unterliegen, daß Deutschland in dieser Angelegenheit sich der französischen Regierung von Neuem gefällig erweisen wollte, wie denn auch Baron de Courcel unverzüglich erwiderte, daß, so lange die Feindseligkeiten zwischen Frankreich und China fortdauerten, ersteres eine „Diversion" gegen letzteres von Seiten einer dritten Macht wie Japan nicht ungern sehen könnte. Der französische Botschafter in Berlin, der zunächst nur seiner persönlichen Ansicht Ausdruck geben konnte, berichtete sofort an seine Regierung, worauf Jules Ferry erklärte, daß durch die Intervention Deutschlands zu Gunsten China's Frankreich eine seiner besten Friedensaussichten einbüßen

würde. „Wenn dagegen," heißt es in dem Erlasse des französischen Ministers des Auswärtigen an Baron de Courcel weiter, „Deutschland an China in autorisirter Weise Rathschläge richtete, so könnten unsere Angelegenheiten rasch geordnet werden. In dieser Form würde uns die Mitwirkung Deutschlands werthvoll sein und würde nur den deutschen Interessen, sowie den Ansichten des Reichskanzlers entsprechen, welche wie in Europa auch in China friedlicher Natur sein müssen."

Von der „sittlichen Entrüstung", mit welcher diese durchaus correcten Ausführungen Jules Ferry's in der Kammer aufgenommen wurden, entwerfen die verschiedenen Sitzungsberichte ein charakteristisches Bild. Jules Ferry wurde als „Prussien" bezeichnet, der die Ehre seiner Nation verrathen haben sollte, während er doch sicherlich lediglich im Interesse Frankreichs handelte, wenn er dahin wirkte, daß dessen Stellung gegenüber China nicht noch mehr gefährdet würde. Andererseits erwies Clémenceau von Neuem seinen früher wiederholt constatirten Mangel an staatsmännischer Begabung. Clémenceau müßte eine traurige Figur machen, wenn er, wie seine Parteigänger versichern, in Zukunft einmal die Leitung der Regierungsgeschäfte übernehmen sollte. Mit Antecedentien, wie sie der radicale Führer durch seine „diplomatischen Enthüllungen" sich selbst geschaffen hat, würde es sehr schwer fallen, gute Beziehungen zu fremden Regierungen, insbesondere zu Deutschland zu unterhalten, auf welche Frankreich, es mag wollen oder nicht, zunächst doch nun einmal angewiesen ist. Bei der am 7. Januar durch Freycinet vollzogenen Neubildung des französischen Ministeriums ist denn auch von Clémenceau durchaus Abstand genommen worden. Eine charakteristische Umgestaltung erfährt die Regierung unter Anderem durch die Ernennung der beiden Mitglieder der äußersten Linken, Lockroy und Granet, zu Ministern. Ob durch diese Zugeständnisse die Radicalen auf die Dauer veranlaßt werden können, für die Regierung zu stimmen, muß abgewartet werden. Andererseits sind die Opportunisten bei der Lösung der Ministerkrisis so wenig berücksichtigt worden, daß das neue Ministerium keineswegs der Unterstützung von Seiten dieser Partei sicher ist. Eine bemerkenswerthe Veränderung liegt auch darin, daß die unter das Protectorat Frankreichs gestellten Gebiete, wie Annam, Tongking, Cambodscha, in Zukunft zum Ressort des Ministers des Auswärtigen gehören, also nicht mehr vom Ministerium der Colonien abhängen sollen. Die Thatsache, daß der Conseilpräsident de Freycinet sich selbst die Einrichtung des Protectorates vorbehält, beweist deutlich, welche Wichtigkeit diesen Verhältnissen auch für die innere Politik beigemessen wird. In der Botschaft, welche Jules Grévy am 14. Januar an die Kammer richtete, betonte der Präsident nicht bloß die Nothwendigkeit der republikanischen Regierungsform, sondern er wies auch darauf hin, wie wünschenswerth im Interesse Frankreichs die Stetigkeit des Ministeriums und die Bildung einer geschlossenen Regierungsmehrheit wären.

Friedlichere Aussichten bietet nunmehr die Orientkrisis dar. Die Unterzeichnung des Waffenstillstandes zwischen Serbien und Bulgarien, die am 21. December erfolgt ist, wird allem Anscheine nach zur endgiltigen Abschließung des Friedens führen, da die etwa noch obwaltenden Schwierigkeiten bis zum 1. März, dem Endtermine des Waffenstillstandes, wohl überwunden werden können. Als ein friedliches Symptom darf auch die Meldung in Bezug auf die Reise des Generals Baron Kaulbars nach Petersburg angesehen werden. Aus Anlaß der Berichterstattung über den Waffenstillstand, der durch die internationale Militärcommission vermittelt wurde, nach der russischen Hauptstadt berufen, hat der Militärattaché der russischen Botschaft in Wien dem Zar ein eigenhändiges Privatschreiben des Fürsten Alexander von Bulgarien überbracht. Freilich bleiben andererseits die kriegerischen Anwandlungen Griechenlands übrig, die jedoch trotz aller Rüstungen im Hinblick auf das entschieden ablehnende Verhalten der europäischen Großmächte, wie man hoffen darf, nicht zur wirklichen Action führen werden.

o. β. **Lessing.** Geschichte seines Lebens und seiner Schriften von Professor Dr. Erich Schmidt, Director des Goethe-Archivs in Weimar. Zweiten Bandes erste Abtheilung. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1886.

Nach zwei Jahren tritt Erich Schmidt mit der Fortsetzung seines großen Lessing-Werkes auf; der Stoff ist ihm so stark angewachsen, daß er zunächst die Darstellung nur, auf etwa 300 Seiten, von Laokoon bis an die Wolfenbüttler Zeit und den Tod von Lessing's Frau führt; für den Schluß verheißt er einen letzten Halbband. Wir bedauern diese Abweichung von dem ursprünglichen Plane keineswegs, denn in der Fülle seines Materials kann sich der Verfasser erst jetzt recht bewegen und der Reichthum seines Wissens drückt nicht mehr auf die Leichtigkeit der Darstellung. Alle die zahlreichen Fragen, welche durch Lessing's geistige Beweglichkeit in Fluß gebracht werden, finden in Erich Schmidt den sachkundigen Beurtheiler; er weiß in der Archäologie wie in der classischen Philologie, in dem Streit um Aristoteles und in der Tragödie seinen Mann zu stehen, hat überall eigene Meinungen und ist freimüthig in der Kritik selbst Lessing gegenüber. Die Geschichte der Schauspielkunst im achtzehnten Jahrhundert entwickelt er mit feinem Geschmacksurtheil, und man empfindet, daß er in der Theaterstadt Wien selber ein Kenner der Bühne geworden ist, wie sein Held. In ausführlicher Analyse wird „Emilia Galotti" betrachtet, und auch hier treffen sich eindringendes Verständniß und der vollkommene Ueberblick des geschichtlichen Materials. Das ganze Werk legt ein imponirendes Zeugniß ab von dem gegenwärtig erreichten Stande der literarhistorischen Forschung, und wir gedenken nach der erfolgten Vollendung des Buches zu einer ausführlichen Betrachtung desselben zurückzukehren.

o. β. **Frau Gottsched und die bürgerliche Komödie.** Ein Kulturbild aus der Zopfzeit von Paul Schlenther. Berlin, Wilhelm Hertz. 1886.

Ein menschlich und literarisch interessantes Thema hat der Verfasser aufgefaßt und mit feinem Urtheil, in dankenswerther Knappheit, die nur die Resultate eines genauen Studiums zusammenträgt, durchgeführt. Auf die Mehrung des literarhistorischen Materials zielt er nicht ab; er will für ein menschliches Schicksal unsere Theilnahme wecken und durch ästhetische Beobachtungen unsere Kenntniß von der Geschichte des deutschen Lustspiels erweitern. Beides gelingt ihm zum Besten; und das Bild der beklagenswerthen Frau, die an der Seite des großen Gottsched literarische Frohndienste leisten mußte, und, zum Danke für eine fünfundzwanzigjährige Thätigkeit „auf der gelehrten Galeere", die Untreue des Gatten erfuhr, hat er mit lebendiger und zugleich discreter Empfindung festgehalten. Eine Anzahl guter Beobachtungen streut er vor dem Leser aus, und wenn man eines vermißt in dieser anregenden Arbeit, so ist es die Klarheit und Rundung der Composition. Die ruhige biographische Darstellung und die ordnungsmäßige chronologische Folge der Ereignisse wird durch die Ueberfülle interessanter Gesichtspunkte häufig aufgehoben und das Buch hinterläßt wohl mannigfache Eindrücke, aber keine ganz geschlossene Wirkung. Mit Schlenther's kritischen Urtheilen wird man in allen Fällen einverstanden sein; er weiß aus der trockenen Poetik Gottsched's, auf welche die Praxis seiner „geschickten Freundin" sich stützt, fruchtbare Bemerkungen zu entwickeln, über Moral und Dichtung, Typus und Charakter, Vers und Prosa und zeigt sich, in einer durchgeführten Vergleichung zwischen dem „Misanthropen" der Frau Gottsched und dem Original Molière's, welche die Unterschiede zwischen der Grazie des Franzosen und der vergröbernden deutschen Nachbildung mit Schärfe aufweist, als ein genauer und feiner Kenner der Pariser Komödie.

ϱ. **Gedichte von Friedrich Rückert.** Neue Auswahl. Zweiundzwanzigste Auflage. Frankfurt a. M., Sauerländer's Verlag. 1886.

Da sind sie wieder, die herrlichen Gedichte, uns Allen so lieb und traut und bekannt „aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit" . . . . Sie haben es zwar erst zur „zweiundzwanzigsten" Auflage gebracht, was, wie man zugeben wird, heute nicht viel sagen will; aber wir trauen, daß sie leben und nachfolgende Geschlechter erquicken werden, wenn mancher von den Modesängern unsrer Tage, die jetzt mit den höchsten Nummern prunken, Staub und Asche sein wird. Im Festgewand, mit dem Portrait des Dichters und in einer Ausstattung von Druck und Papier, schöner als er sie je gesehen, liegen sie vor uns, diese Gedichte; was er vielleicht aber nicht billigen würde, wenn er sie noch sehen könnte, das ist die neue Gruppirung derselben mit Titelüberschriften für jede der einzelnen Abtheilungen, die nicht von ihm stammen. Wir können nicht verhehlen, daß uns diese Neuerungen und neuen Namen wenig gefallen, weil sie so wenig Rückert'sch sind. „Haus- und Jahreslieder" — das klang einfach und war von ihm; aber: „Das Jahr von Frühlingsglanz zu Winterschauern", oder: „Der Dichter in Heimath und Heim" oder gar: „Lieder zu Schutz und Trutz — zu Krieg und Sieg" — und das von Rückert! Nein, wir möchten der ehrenwerthen Verlagshandlung rathen, zu der guten, alten Ordnung zurückzukehren; und, wenn wir noch die Bitte wagen dürfen, unter dem Portrait, in jener altmodisch-sympathischen Handschrift, die so sehr zu diesem eckigen, treuen Gedichte paßte, die Verse wieder herzustellen:

„Möge Jeder stillbeglückt
Seiner Freuden warten;
Wenn die Rose selbst sich schmückt,
Schmückt sie auch den Garten!"

ϱτ. **Zeiten, Völker und Menschen.** Von Karl Hillebrand. Siebenter Band. Culturgeschichtliches. Mit dem Bildnisse des Verfassers. Berlin, Robert Oppenheim. 1885.

Karl Hillebrand verdiente es, daß ihm einer unserer besten Schriftsteller einen Essay widmete, wie er selbst sein Vorbild Sainte-Beuve in einem seiner schönsten Aufsätze gefeiert hat. Denn er nahm unter den deutschen Prosaisten der Gegenwart eine ganz ähnliche Stellung als einer unserer ersten Essayisten ein, wie jener unter den französischen, von der inneren Verwandtschaft

ganz abgesehen, welche ihn mit dem großen französischen Kritiker verband. Aber es wird wohl noch eine Weile dauern, bis man in Deutschland Karl Hillebrand so würdigt, wie das jenseits der Vogesen Saint-Beuve gegenüber geschieht. Und das hat seine Gründe. Es gilt in der deutschen Literatur ein guter Essayist noch nicht so viel als in Frankreich, England und Nordamerika. Man liebt bei uns noch immer entweder die etwas schwerfällige Waare oder die ganz leichte. Arbeiten, die eine höhere literarische Bildung voraussetzen, sind bei der großen Menge natürlich nicht beliebt und werden es auch nie werden, während umgekehrt solche Leser, welche die nöthigen Vorkenntnisse besitzen, um einen geistreichen Essay würdigen zu können, doch es vorziehen, zur Sache belehrt zu werden, etwas Neues, Positives zu lernen, als geistig angeregt und angenehm beschäftigt zu werden. Bei der in der deutschen Gegenwart ins Virtuosenhafte ausgebildeten Gemüthsrichtung, überall aus der Noth eine Tugend zu machen, mag wohl die ausgesprochene Abneigung gegen das, was man geistreich nennt, Manchem begreiflich erscheinen. Der wichtigste Grund, daß bei uns das Genre des Essays noch lange nicht so ausgebildet und geachtet ist, als bei den anderen Culturvölkern, ist aber doch der, daß es bei uns noch keine zahlreiche Gesellschaft gibt, welche das Bedürfniß empfindet, mit den Erzeugnissen des nationalen wie allgemeinen Geisteslebens auf vertrautem Fuße zu bleiben, und die sich dem höchsten Genuß hinzugeben vermag, den eine freiere, fortgeschrittenere Bildung nur in dem Aneignungs- oder Abstoßungsprocesse von alle dem sucht, was das menschliche Geschlecht in seiner Seele tief bewegt hat und noch bewegt.

Karl Hillebrand war ein Mann, der dem, was wahrhaft menschlich ist, auf allen Wegen nachgegangen, der den verschiedensten Strömungen des so complicirten Lebens der modernen Welt gefolgt ist und ihnen gerecht zu werden suchte, und der dann das Bedürfniß empfand, das, was er „an dem sausenden Webstuhle der Zeit" glaubte erhorcht zu haben, frei und offen in gebildeter, nie verletzender Form auszusprechen. Davon legt auch der siebente Band seines Werkes, „Zeiten, Völker und Menschen", den leider schon seine Wittwe herausgeben mußte, vollgültig Zeugnis ab. Hillebrand selbst hat vor seinem Tode verboten, daß von seinem literarischen Nachlasse, seinen Briefen u. s. w. Etwas veröffentlicht werde, dagegen noch die Herausgabe der in diesem Bande vereinigten neun Aufsätze in deutscher Sprache im Wesentlichen selbst angeordnet und vorbereitet. Seine Wittwe, die den Jahre lang kranken Mann treulichst gepflegt und sein theueres Leben so sorgfältig überwacht hat, hat sich der Vollstreckung dieses letzten Willens ihres Gemahls mit aller Pietät unterzogen. So erhalten die Freunde Hillebrand's in diesem Bande das literarische Vermächtniß des Todten, so wie er es selbst ihnen überliefert sehen wollte.

Den Lesern der „Deutschen Rundschau", die so viele werthvolle Gaben aus der Feder Hillebrand's zuerst empfangen und genießen durften, finden unter diesen neun Aufsätzen, wenn ich mich nicht sehr irre, nur zwei, die sie schon früher gelesen haben. Diese beiden Aufsätze: „Vom alten und neuen Roman" und „Über die Convention in der französischen Literatur" möchten wir aber nicht gerade für die werthvollsten der Sammlung halten. Als der interessanteste erscheint uns der Essay „Ueber die Wertherkrankheit in Europa", dem zwar vielleicht dasselbe von einem scharfen Kritiker wiederfahren könnte, was jetzt so manchem älteren Kliniker passirt, daß nämlich die von ihm als eine einzige pathologische Erscheinung behandelte Krankheit in eine Gruppe von verschiedenen ähnlichen Krankheiten aufgelöst wird, der immerhin aber doch in sehr geistreicher Zusammenfassung verwandte Geisteserscheinungen nachweist. Den Aufsätzen, welche Fräulein Isolda Kurz aus dem englischen Originalgewande, in das sie Hillebrand gekleidet hatte, übersetzt hat, glaubt man es an gewissen Breiten der Darstellung noch anzumerken, daß sie ursprünglich für ein englisches Publicum bestimmt und gedacht waren. Nichts destoweniger werden sie aber doch auch deutsche Leser fesseln, wenn auch Vielen, denen sich die religiöse Frage, häufig sehr wider Willen, doch immer stärker aufdrängt, die Zeichnung der religiösen Lage in Deutschland zu optimistisch vom Standpunkte Hillebrand's aus gerathen zu sein scheint. Interessant ist auch die Bemerkung zu dem Dialoge „über das religiöse Leben in England", (Nr. 8) daß der eine Collocutor der bekannte englische Dichter und Essayist Charles Grant war, wir also in dem Gespräche die persönliche Aussprache zweier hochgebildeter Geister vor uns haben, da der andere natürlich K. Hillebrand selbst ist.

λ. β. **De l'enseignement du droit dans les universités allemandes.** Par Georges Blondel. Paris, H. Le Soudier. 1885.

Eine ziemlich umfassende Broschüre über das Rechtsstudium auf deutschen Universitäten von einem jungen französischen Gelehrten, der vor Kurzem an der juristischen Facultät von Lyon seine Vorlesungen eröffnet hat. Der Verfasser hat mehrere Jahre in Deutschland zugebracht und sich an vielen Universitäten aufgehalten. Seine Schrift zeigt, daß er sich sehr genau mit allen Verhältnissen bekannt gemacht hat, und er ist sogar in manche Einzelheiten eingedrungen, welche deutschen Sachkennern Neues bieten möchte. So z. B. bringt er statistische Angaben über den effectiven Collegienbesuch verglichen mit der Zahl der Inscribirten, worüber unsres Wissens eine Buchführung in Deutschland nicht besteht. Da wir keine Ursache haben, an der Gewissenhaftigkeit seiner Aufzeichnungen zu zweifeln, so mag er vielleicht auf vertraulichem Wege Manches erfahren haben, was ein Landsmann den andern zu fragen Anstand nimmt. Ueber den Gang der Studien, über alle Vor- und Nachtheile der unsrigen, verglichen zu der französischen, ist mit großem Fleiße ein sehr reiches Material zusammengetragen. Die allgemeinen und die vergleichenden Urtheile sind interessant und, so weit es heut zu Tage einem Franzosen möglich und gestattet ist, vorurtheilsfrei. Im Ganzen wird unserm wissenschaftlichen Leben ein gutes Maß von Anerkennung gezollt. Viel Wohlgefallen hat der Verfasser an den kleinen Universitäten, denen er

vorwiegend die breite Entfaltung des deutschen Geisteslebens zuschreibt, wenn er auch die Schattenseiten, namentlich das Sausen, Pauken und Herumlottern mit Recht als die Misère dieser akademischen Kleinstädterei bezeichnet. Ueberhaupt gefallen ihm am wenigsten die Studenten, die er geradezu der Faulheit bezichtigt, am besten die Professoren, und die Privatdocenten kommen so mitten durch. Charakteristisch für den Bann, unter welchem der französische Geist jetzt und wohl noch auf lange hinaus steht, ist, daß dieser junge Mann, nach mehrjährigem aufmerksamen Verkehr mit zahlreichen deutschen Gelehrten, deren verbindliches Entgegenkommen er durchweg rühmend anerkennt, doch in seiner Einleitung zu dem Schluß kommt, man halte in Deutschland die Wissenschaft so hoch, weil sie die Macht über die andern Nationen gebe, und weil letzter Hand die Macht über das Recht siege, „la force prime le droit". So etwas darf einmal in französischen Besprechungen deutscher Dinge nicht fehlen, wenn der Schriftsteller ein wohlwollendes Gehör zu finden wünscht.

*. **System der Nationalökonomie.** Bd. I: Grundlegung. Ein Lesebuch für Studirende. Von Gustav Cohn. Stuttgart, Ferdinand Enke. 1885.

Wem von den Lesern dieser Zeitschrift Gustav Cohn nicht ohnehin schon als einer der vorzüglichsten Lehrer der Staatswissenschaften Deutschlands bekannt war, der hat den ganzen Mann in seinem in der „Rundschau" unlängst veröffentlichten Vortrag „Politik und Staatswissenschaft" kennen gelernt: Geist und charaktervoller Mannesmuth, tiefe Gelehrsamkeit mit eminentem schriftstellerischen Können gepaart, schlagfertiger Witz und Vornehmheit charakterisiren ihn. — Wenn ein solcher Mann ein neues System der Wissenschaft, der sein Leben gehört, aufzubauen sich anschickt, so ist von vornherein eine Leistung allerersten Ranges und vor Allem eine originelle Leistung zu erwarten. Beides aber bedeutet der vorliegende erste Band jenes Systems: Die Grundlegung der Nationalökonomie.

Aehnlich wie Leopold von Ranke's Weltgeschichte zum ersten Male eine wirkliche Weltgeschichte ist, in der der Meister, in voller Beherrschung allen Materials, sich loslösend aus allem verwirrenden Detail, in gewaltigen Zügen zu uns von dem Werden dessen, was wir unsere Geschichte nennen, spricht, so hat es auch Gustav Cohn verstanden, mit einem Blick die ganze Welt erfassend, uns mit meisterhaften Strichen den Stand der wissenschaftlichen Erkenntniß über die letzten Gründe zu zeichnen, welche die wirthschaftlichen, d. i. die eigentlichen Grundlagen unserer Gegenwart so gestalten, wie wir sie vor uns sehen. Wer von nun an über die Unfertigkeit der nationalökonomischen Wissenschaft klagt, sei hingewiesen auf das neue Buch: ob das noch keine Wissenschaft ist, die so zu reden versteht; wer mit gerechtem Spott bisher auf die eigenen Widersprüche der Fachgelehrten hinwies, möge, wenn er dies Buch las, antworten, ob er nicht in der imponirenden Objectivität seines Verfassers die höhere Instanz anerkennt. Jeder Lehrmeinung, jeder Methode läßt Cohn ihr Recht; aber von der Warte aus, auf der er steht, wird manch' doctrinäres Gebäude der einen Richtung in der nationalökonomischen Wissenschaft zum Kartenhaus, der geschäftige Eifer der Andern, die, wenn sie alte Archivakten ausziehen, sich einreden, gute Nationalökonomen zu sein, zu stumpfer Einbildung.

Bei all' dem uneingeschränkten Lob aber, das wir mit Freudigkeit dem neuen Werke spenden, sind wir uns zweier verwundbarer Stellen an demselben wohl bewußt. Die erste ist die Irreführung in seinem Titel: das ist kein Lesebuch für Studirende, sondern ein Lehrbuch für Studirte, das da vor uns liegt! Doch das ist nur eine Aeußerlichkeit; schlimmer ist das zweite Bedenken: wenn ein Mann von dem Gewicht wie Cohn einen speciell-pointirten Vortrag hält, wie den über „Politik und Staatswissenschaft", so ist das ein Anderes, als wenn er eine neue Grundlegung seiner Wissenschaft versucht. In dem gelegentlichen Vortrag erfrischt das, solcher Klänge entwöhnte Ohr des Zeitgenossen die unbeirrte männliche Kraft, mit der der Stolz des Gelehrten den Hochmuth der Phrase, die den Augenblick beherrscht, in directem, persönlichem Angriff zurückweist; in einer „Grundlegung" aber seiner Wissenschaft hätte der Gelehrte zu stolz sein müssen, vor der Nachwelt, die dies Buch noch lesen wird, jenen persönlichen Kampf zu wiederholen.

ξ. **Allgemeine Weltgeschichte** von Georg Weber. Zweite Auflage. Unter Mitwirkung von Fachgelehrten revidirt und überarbeitet. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1885.

Von dem verdienstvollen Werke, dessen Neubearbeitung sich nicht nur auf gelegentliche kleine Verbesserungen beschränkt hat, sind seit der letzten Anzeige wieder zwei Bände (7 und 8) erschienen. Der siebente vollendet die Schilderung der Kreuzzüge und der Hohenstaufenzeit und legt dar, wie neben der verfallenden Lehnsmonarchie und dem Pontifikat sich die ständischen Verfassungen herauszubilden begannen. Als besonders hervorragend sind die Abschnitte zu nennen, in welchen der Untergang der Hohenstaufen und das Interregnum behandelt werden: in Weber's kraftvoller Darstellung tritt das Tragische im Geschicke der Hauptgestalt ergreifend hervor; dann der Theil, in welchem die Entwicklung der englischen Verfassung bis Eduard III. dargelegt wird; und schließlich die eingehende Darstellung des Culturlebens des 13. Jahrhunderts. Der achte Band setzt die Erzählung bis in jene Zeit fort, wo, vornehmlich in Frankreich unter Ludwig XI. und Karl VIII., die Gedanken des Feudalismus durch das Princip der Selbstherrschaft in den Hintergrund gedrängt werden. Vorzüglich ist jener Abschnitt, welcher die staatlichen und kirchlichen Verhältnisse und Wirren unter Kaiser Siegmund behandelt. Wir empfehlen das gediegen ausgestattete Werk wiederholentlich auf das Wärmste.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 10. Januar zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Andersen. — Neue Märchen und Geschichten von H. C. Andersen. Deutsch von Wilhelm Reinhardt. Dritte Auflage. Norden, Hinricus Fischer Nachfolger. 1886.

Aufseß. — Die Zölle und Steuern, sowie die vertragsmäßigen auswärtigen Handelsbeziehungen des Deutschen Reiches. Von O. Frhr. von Aufseß. Dritte vermehrte Auflage. München u. Leipzig, G. Hirth's Verlag. 1886.

Bericht über die Allgemeine deutsche Ausstellung auf dem Gebiete der Hygiene und des Rettungswesens. Berlin 1882—1883. Mit Unterstützung des Königl. Preuss. Ministeriums der geistlichen Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten, herausgeg. von Dr. Paul Boerner in Berlin. II. Band. Breslau, S. Schottländer. 1885

Béringuier. — Ausführliche Beschreibung der Feier zum 200jährigen Gedächtnisse des Ediktes von Potsdam (29. October 1685) begangen von den französisch-reformierten Gemeinden in Brandenburg-Preußen, gewidmet den kommenden Geschlechtern zur 3. Säkularfeier von Dr. Richard Béringuier. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn. 1885.

Bikélas. — Le rôle et les aspirations de la Grèce dans la question d'Orient. Par D. Bikélas. Paris, au cercle Saint-Simon. 1885.

Bothwell. — Thomas der Rhymer. Löwe'sche Ballade aus dem Altschottischen. Studie von Julie von Bothwell geb. Löwe. Berlin, Carl Duncker's Verlag. 1885.

Brasch. — Gesammelte Essays und Charakterköpfe zur neueren Philosophie und Literatur. Von Dr. Moritz Brasch. Band II. Leipzig, Theodor Huth. 1885.

Brugsch. — Die Muse in Teheran. Von Heinrich Brugsch. Frankfurt a./O., Trowitzsch & Sohn.

Bulthaupt. — Eine neue Welt. Drama in fünf Acten von Heinrich Bulthaupt. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung.

Colombi. — Un Matrimonio in Provincia. Racconto della Marchesa Colombi. Milano, G. Galli. 1886.

Crowe-Cavalcaselle. — Raphael, sein Leben und seine Werke. Von J. A. Crowe und G. B. Cavalcaselle. Aus dem Englischen übersetzt von Carl Aldenhoven. Zweiter Band. Leipzig, S. Hirzel. 1885.

Deutsche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts, in Neudrucken herausgegeben von Bernhard Seuffert. 22: Freundschaftliche Lieder von J. J. Pyra und S. G. Lange. 23: Anton Reiser. Ein psychologischer Roman von K. Ph. Moritz. 24: Ueber meine theatralische Laufbahn von A. W. Iffland. Heilbronn, Gebr. Henninger. 1886.

Deutsche Zeit- und Streit-Fragen. Herausgegeben von Franz von Holtzendorff. Heft 220: Das rückfällige Verbrecherthum. Von Dr. Ludwig Fuld. Heft 221: Das höhere Mädchenschulwesen Frankreichs seit der Republik. Von B. von der Lage. Berlin, Carl Habel. 1886.

Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Auf Anregung und unter Mitwirkung Seiner kaiserlichen und königlichen Hoheit des Kronprinzen Erzherzog Rudolf. Uebersichtsband. 1. Heft. Wien, Alfred Hölder. 1886.

Die Unzulänglichkeit des theologischen Studiums der Gegenwart. Ein Wort an Dozenten, Pfarrer und Studenten. Leipzig, Johannes Lehmann. 1886.

Die vervielfältigende Kunst der Gegenwart, redigirt von Prof. C. v. Lützow. 1. Lfg. Wien, Gesellschaft für vervielfältigende Kunst. 1886.

Dietz. — Klänge aus dem Elsaß. Gedichte von August Dietz. Straßburg, J. H. Ed. Heitz. 1886.

Donop. — Verzeichniss der Gräflich Raczynski'schen Kunstsammlungen in der Königlichen National-Galerie von Dr. Lionel von Donop. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn. 1886.

Duncker. — Geschichte des Alterthums. Von Max Duncker. Neue Folge. Zweiter Band. Leipzig, Duncker & Humblot. 1886.

Eremita. — Entweder — Oder. Ein Lebensfragment, herausgegeben von Viktor Eremita. Aus dem Dänischen. 2. 3. Lfg. Leipzig, Johannes Lehmann. 1885.

Ernouf. — L'art des jardins. Parcs — jardins — promenades. Étude historique — principes de la composition des jardins — plantations Décoration pittoresque et artistique des parcs et jardins publics traité pratique et didactique par le Baron Ernouf. Troisième édition, entièrement refondue, avec les concours de A. Alphand. Ouvrage orné de 510 illustrations. Paris, J. Rothschild.

Eyth. — Wanderbuch eines Ingenieurs. In Briefen von Max Eyth. Zweite Ausgabe. II. Amerika. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. 1886.

Fay. — Music-Study in Germany. From de home correspondence of Amy Fay. London, Macmillan and Co. 1886.

Flaubert. — Édition définitive, revue sur les manuscrits originaux, des Œuvres complètes de Gustave Flaubert. VI. Paris, A. Quantin. 1885.

Fossel. — Volksmedicin und medicinischer Aberglaube in Steiermark. Ein Beitrag zur Landeskunde von Dr. Victor Fossel. Graz, Leuschner & Lubensky. 1885.

Gaedertz. — Emanuel Geibel-Denkwürdigkeiten. Von Karl Theodor Gaedertz. Berlin, Wilhelm Friedrich Nachfolger. 1886.

Gray. — Bemerkungen über das Strafsenrecht auf See für Kapitäne, Steuerleute und Matrosen der Handelsmarine von Thomas Gray. Aus dem Englischen von W. von Freeden. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung. 1885.

Grosse. — Irrlichter. Lieder von E. Grosse. Jena, W. E. Grosse Nachfolger. 1885.

Grube. — Strandgut. Schauspiel in einem Act von Max Grube. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandl.

Hagemann. — Vorträge für die gebildete Welt von Dr. August Hagemann. Herausgegeben von Paul Hagemann. I./III. Dorpat-Riga, Schnakenburg's Verlag. 1885.

Hamerling. — Ahasver in Rom. Eine Dichtung in sechs Gesängen von Robert Hamerling. Mit Illustrationen von E. A. Fischer-Cörlin. Hamburg, J. F. Richter. 1885.

Hanslick. — Concerte, Componisten und Virtuosen der letzten fünfzehn Jahre. 1870—1885. Kritiken von Eduard Hanslick. Zweite Auflage. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 1886.

Hänsser. — Grüße aus Nord und Süd. Novellen-Cyclus von Caroline Häusser. Lfg. 2./6. München, Stägmeyr'sche Verlagshandlung. 1885.

Heller. — Abenteuer einer Steppenreise und andere Erzählungen von Robert Heller. Zweite Auflage. Norden, Hinricus Fischer Nachfolger. 1886.

Hobrecht. — Hutten in Rostock. Von Max Holrecht. Rathenow, Max Babenzien. 1886.

J. — Drei neue Erzählungen. Von J. Aus dem Dänischen übersetzt von Elisabeth Longé. 2 Bde. Dritte Aufl. Norden, Hinricus Fischer Nachfolger. 1886.

Jacoby. — Cunita. Ein Gedicht aus Indien von Leopold Jacoby. Hamburg, J. F. Richter.

Janitschek. — Legenden und Geschichten. Von Maria Janitschek. Berlin u. Stuttgart, W. Spemann 1885.

Karpeles. — Geschichte der Jüdischen Literatur von Gustav Karpeles. 13./18. Lieferung (Schluß). Berlin, Robert Oppenheim. 1886.

Khull. — Geschichte der altdeutschen Dichtung. Von Dr. Ferdinand Khull. Graz, Leuschner u. Lubensky. 1886.

Kinder-Kalender. Deutscher, auf das Jahr 1886. Eine Festgabe für Knaben und Mädchen jeden Alters. Vierter Jahrgang. Berlin, Expedition des „Deutschen Kinder-Kalenders". (A. B. Auerbach.)

Kohut. — Moderne Geistesheroen. Biographisch-kritische Charakterbilder und Portraitskizzen aus der Gegenwart von Dr. Adolph Kohut. Berlin, Wilhelm Issleib. 1886.

Kunst und Gewerbe. — Zeitschrift zur Förderung deutscher Kunstindustrie. Herausgegeben vom Bayrischen Gewerbemuseum zu Nürnberg. Redigirt von Dr. J. Stockbauer. XIX. Jhrg. Nürnberg, Verlagsanstalt des Bayrischen Gewerbemuseums (C. Schrag).

Leonhardi. — Das Leben der Mutter in Gebet und Lied. Von Gustav Leonhardi. Leipzig, Johannes Lehmann. 1886.

Lindau. — Auf der Fahrt. Kurze Erzählungen von Rudolph Lindau Berlin, F. & P. Lehmann. 1886.

Lippe. — Hans Joachim von Zieten. Eine Lebensgeschichte von Ernst Graf zur Lippe. Zweite, veränderte Aufl. Berlin, R. Eisenschmidt. 1885.

Löhn-Siegel. — Vom Oldenburger Hoftheater zum Dresdner. Letzte Theatertagebuchblätter von Anna Löhn-Siegel. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandl.

Ludorff. — Hans Waldmann. A tragedy in five acts by Franz Ludorff, M. A. Munster, Regensberg'sche Buchhandlung. 1886.

Meyer. — Biographisches. Gesammelte Aufsätze von Dr. Otto Meyer. Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr. 1886.

Meyer. — Novellen von Conrad Ferdinand Meyer. 2 Bde. Leipzig, H. Hässel. 1885.

Morley. — Voltaire. By John Morley. London, Macmillan and Co. 1886.

Naumann. — Illustrierte Musikgeschichte von Emil Naumann. Lfg. 34/36. Stuttgart, W. Spemann.

Philosophische Bibliothek, oder Sammlung der Hauptwerke der Philosophie alter und neuer Zeit. Unter Mitwirkung namhafter Gelehrten herausgegeben von J. H. von Kirchmann. Heft 1: Die Lehre vom Wissen als Einleitung in das Studium philosophischer Werke von J. H. v. Kirchmann. 4. Aufl. Heft 314/315: Wörterbuch der philosophischen Grundbegriffe. Von Lic. Dr. Fr. Kirchner. 1./2. Lfg. Heidelberg, Georg Weiss. 1886.

Pierres précieuses et pierres fines. Anthologie de quelques prosateurs français contemporains. Sneek, H. Pijttersen, Tz. Editeur. 1885.

Post. — Einleitung in das Studium der ethnologischen Jurisprudenz von Albert Hermann Post. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandl. 1886

Postbuch zum Gebrauch für das Publicum in Berlin (und Umgegend). Herausgegeben im Auftrage der Kaiserl. Ober-Postdirection zu Berlin. Ausgegeben im November 1885. Berlin, Reichsdruckerei.

Rethwisch. — Der Stein der Weisen. Roman von Ernst Rethwisch. Norden, Hinricus Fischer Nachfolger. 1886.

Rowel. — Briefe aus der Hölle von A. Rowel. Frei nach dem Dänischen. 21.—30. Tausend. Leipzig, Johannes Lehmann.

Sack. — Schlaglichter zur Volksbildung von Eduard Sack. Heft 1. Nürnberg, Wörlein & Comp. 1883.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff. XX. Serie. Heft 471: Das geistliche Schauspiel in Süd-Italien. Von Th. Trede. Heft 472: Das Blei bei den Völkern des Alterthums. Von K. B. Hofmann. Heft 474: Die Liebe der Blumen. Von Dr. A. Nagel. Berlin, Carl Habel. 1886.

Schmidt. — Grundriss der Geschichte der europäischen Litteraturen. Von Dr. Albert Schmidt. I. Bd.: Grundriss der Geschichte der italienischen Litteratur. II. Bd.: Grundriss der Geschichte der niederländischen Litteratur. Leipzig, Hermann Hucke. 1885.

Schwebel. — Sagen und Bilder aus Lothringens Vorzeit. Von Oskar Schwebel. Forbeck, Robert Hupfer. 1886.

Schröder. — Glaube und Aberglaube in den altfranzösischen Dichtungen. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte von Dr. Richard Schröder. Erlangen, Andreas Deichert. 1886.

Settegast. — Der Idealismus und die deutsche Landwirthschaft. Von Dr. H. Settegast. Breslau, Wilh. Gottl. Korn. 1886.

Spengler. — Aus der Verbrecherwelt. Von Heinrich Spengler. Zweite, verm. und verb. Aufl. Leipzig, Johannes Lehmann. 1886.

Stegmann. — Ausgewählte Ansprachen, Reden und Vorträge von Carl von Stegmann. Nürnberg, Verlagsanstalt des Bayrischen Gewerbemuseums. (Carl Schrag.) 1886.

Telmann. — Vom Wegrand. Novellistische Skizzen von Konrad Telmann. Leipzig, Oswald Mutze. 1886.

Tennyson. — Tiresias and other poems. By Alfred Lord Tennyson. London, Macmillan and Co. 1885.

Terzenheim. — Kosmopolitische Spaziergänge des Corpsburschen Kurt von Terzenheim. I. Stuttgart, A. Bonz' Erben. 1886.

The Story of Catherine. By the author of „A lost love". London, Macmillan and Co. 1885.

Treller. — Gela. Ein Bild aus deutscher Vorzeit von Franz Treller. Dresden u. Leipzig, Heinr. Minden. 1886.

Tschabuschnigg. — Ironie des Lebens. Ein Roman von Adolf Ritter von Tschabuschnigg. Zweite Aufl. 2 Bde. Norden, Hinricus Fischer Nachfolger. 1886.

Une famille princière d'Allemagne. Mémoires intimes par la veuve du prince Louis de Sayn-Wittgenstein-Sayn, née Amélie Lilienthal. Paris, Paul Ollendorf. 1886.

Unter kurbrandenburgischer Flagge. Deutsche Kolonial-Erfahrungen vor 200 Jahren. Nach dem Tagebuche des Chirurgen Johann Peter Oettinger, unter Mitwirkung des Kais. Vice-Admir. z. D. von Henk herausgegeben von Hauptmann a. D. Paul Oettinger. Berlin, R. Eisenschmidt. 1886.

Uzanne. — La Française du siècle. Modes — Mœurs — Usages. Par Octave Uzanne. Illustrations de Albert Lynch. Paris, A. Quantin. 1886.

Verebarius. — Das Buch von der Weltpost. Entwickelung und Wirken der Post und Telegraphie im Weltverkehr. Von O. Verebarius. Berlin, Herm. J. Meidinger. 1885.

Villars. — L'Angleterre, L'Écosse et L'Irlande. Par P. Villars. 4 cartes en couleur et 600 gravures. Paris, A. Quantin.

Waldstein. — Essays on the art of Pheidias. By Charles Waldstein. Cambridge, University Press. 1885.

Wendlandt. — Magnus. Geschichtliches Trauerspiel in fünf Aufzügen von Wilhelm Wendlandt. Berlin, Funcke & Näter. 1886.

Wengen. — Geschichte der Kriegsereignisse zwischen Preußen und Hannover 1866. Mit Benutzung authentischer Quellen von Fr. von der Wengen. 5./6. Lfg. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1886.

Wereschagin. — Reiseskizzen aus Indien. Von Herrn und Frau Wereschagin. II. Bd. Kaschmir. Ladak Mit Illustrationen. Leipzig, in Commission bei B. G. Teubner. 1885.

Wereschagin. — Skizzen und Erinnerungen von W. W. Wereschagin. Aus dem Russischen übersetzt von E. Kretschmann. Mit Illustrationen. Leipzig. In Commission bei B. G. Teubner. 1885.

Werner. — Der Wiener Hanswurst, Stranitzky's und seiner Nachfolger ausgewählte Schriften. Herausgeg. von R. M. Werner. Wien, Carl Konegen. 1886.

Wershoven. — Naturwissenschaftlich-technisches Wörterbuch. Von Dr. F. J. Wershoven. II. Theil: Deutsch-Englisch. Berlin, Leonhard Simion. 1885.

Wissen der Gegenwart. XLII. Bd.: Karl der Große. Von Dr. Hermann Brosien. XLIII. Bd.: Die pyrenäische Halbinsel von Dr. Moritz Willkomm III. Abth. XLVI. Bd. Geschichte der Vereinigten Staaten von Nordamerika von Ernst Otto Hopp. III. Abth. Leipzig, G. Freytag. Prag, F. Tempsky. 1886.

Wohlrab. — Melusine. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Martin Wohlrab. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1885.

Wychgram. — Das weibliche Unterrichtswesen in Frankreich. Von Dr. J. Wychgram. Leipzig, Georg Reichardt. 1886.

Zell. — Kloster Friedlands letzte Aebtissin. Roman aus dem sechzehnten Jahrhundert. Von B. W. Zell. Breslau & Leipzig, S. Schottländer. 1886.

Zöller. — Forschungsreisen in der deutschen Colonie Kamerun. Dritter Theil: Das südliche Kamerun-Gebiet. Von Hugo Zöller. Berlin u. Stuttgart, W. Spemann. 1886.

Zu spät erkannt. Ein Zeitbild 1871—1873. Vom Verfasser der Erinnerungen eines deutschen Offiziers. Wiesbaden, J. F. Bergmann. 1886.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Elwin Paetel in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Die Vernichtung Roms.

Ein Brief.

O Roma nobilis —
— — — —
Altes Lied.

Rom, Ende Januar 1886.

Als ich, nach einer Trennung von zehn Jahren, im letzten Herbste endlich einmal wieder hierher zurückkehren durfte, waren die Eindrücke, die ich empfing, unerwartet und niederschlagend. Ich sah, wie man im Begriffe stand, Rom, indem man es zur Hauptstadt des Königreiches umgestaltete, geistig zu vernichten, wie alles Gespräch sich nur um dies eine Thema drehte, wie Jeder empfand, daß etwas geschehen müsse, und Keiner wußte, was. Ich las in der Nationalzeitung dann Gregorovius' Aufsatz: „Zur Vertheidigung Roms gegen seine heutige Zerstörung", aus dem herausklang, daß etwas verloren gehe, was nicht zu retten sei. Ich konnte hier an Ort und Stelle auch beobachten, wie wenig das verfing. Ich, der ich seit dreißig Jahren zum Ruhme von Rom und Florenz und des gesammten Italiens geschrieben habe, hätte ja meine Stimme auch wohl erheben dürfen. Mit einem Briefe an die Römer aber, merkte ich bald, war nichts mehr zu thun. Es scheint eine Minorität Solcher da zu sein, die das Traurige und Beschämende der Verhältnisse fühlen: ältere Leute, die wohl empfinden, was hier zu Grunde gehe. Doch sie haben sich fügen müssen und den Kampf aufgegeben.

Aber es gibt ein Rom, dessen Bürger in allen Ländern zu finden sind, und deren Rom eben soll zerstört werden. Alles, was ich thun kann, ist, ihnen Nachricht zukommen zu lassen von dem, was hier vor sich geht. Jeder, scheint mir, von ihnen Allen, wäre nicht nur berechtigt, sondern verpflichtet, Einspruch zu thun. Vielleicht, daß ein Druck der öffentlichen Meinung entsteht, der der Verwüstung der Stadt Einhalt gebietet. Sich an die Römer selbst zu wenden, ich wiederhole es, wäre vergeblich. Man ist überzeugt von der Nothwendigkeit der getroffenen Maßregeln. Eher zu wenig, als zu viel geschehe, meint man. Licht und Luft und Verkehrswege brauche die Stadt. Unterkunft sei zu schaffen für die täglich wachsende Zahl der Bewohner. Rasch und gründlich müsse aufgeräumt werden. Seit tausend Jahren nun stehe das Rom der Päpste auf den Ruinen der ehemaligen Hauptstadt des römischen Kaiserreiches,

die Zeiten seien gekommen, wo aufs Neue die Hauptstadt des wiederaufblühenden, geeinigten Italiens hier eine Stelle finden müsse, ein Umschwung, den die Seufzer sentimentaler Geschichtsgelehrten nicht verhindern würden.

Und in der That, eine höhere Nothwendigkeit scheint zu walten, die ihre Opfer verlangt. Immer, soweit wir in den Jahrhunderten zurückgehen, ist Rom niedergeworfen worden, um in anderer Gestalt sich neu aufzurichten. Immer sind Häuser, Tempel und Paläste abgebrochen worden, um neue Häuser, Tempel und Paläste an ihre Stelle zu setzen. Das christliche Rom ist aus den Trümmern des heidnischen erbaut worden. Weshalb heute, wo die force majeure so klar zu Tage steht, Scheu tragen, das bei Seite zu schaffen, dessen Schonung, die Sache nur finanziell betrachtet, Summen erfordern würde, die das Land nicht zu erschwingen vermöchte? Soll, nachdem die Sehnsucht des italienischen Volkes, einig zu sein und an der edelsten Stelle des Reiches sich eine Hauptstadt zu errichten, irgend ein stichhaltiger Grund vorgebracht werden dürfen, der dies verhinderte? Man zuckt die Achseln, wenn über den Untergang dessen geklagt wird, was einmal nicht zu retten war, und weist auf die Sorge hin, mit der der palatinische Hügel und das Forum zu Stätten der Belehrung erhoben worden sind, auf die Commission, welche für Conservirung der bei den Umgrabungen des Bodens und dem Abbruche der Gebäude aufgefundenen antiken Reste Sorge tragen muß, und auf die Energie, mit der die Zeitungen nachträglich Lärm schlagen, wenn wieder einmal etwas zu Grunde oder verloren gegangen ist. Man rühmt die Werthsteigerung der Bauplätze, das Hinzuströmen der Arbeiter, die wachsenden Löhne. Mit solcher Sicherheit wird nichts geltend gemacht als die nationalökonomische Seite der Frage, daß man fühlt, wie dies der höchste Gesichtspunkt sei, zu dem die Römer sich zu erheben überhaupt noch im Stande seien. Dabei wird der Schein festgehalten, als ob an der Art, wie man vorgehe, von Anfang an nichts zu ändern gewesen sei, während doch bei der Berathung und bei der Ausführung der Dinge, wie mir wenigstens erzählt wird, diejenigen überstimmt oder bei Seite geschoben worden sind, welche schonendere Vorschläge durchbringen wollten. —

Rom verdankt die Eigenthümlichkeit seiner äußeren Gestaltung den Mauern, die Aurelian vor anderthalb tausend Jahren um die Stadt zog. Diese, auf Vertheidigung eingerichtete Umzäunung Roms mit einem gewaltigen Steinringe ist stets in lebendigem Zustande erhalten worden. Immer, so tief die Stadt gesunken war in den späteren Zeiten, hat Niemand sie betreten können, der nicht durch die in diese Mauern Einlaß gewährenden befestigten Thore einzog.

Es ist bekannt und oft beschrieben worden, welchen Anblick Rom in den verschiedenen Epochen der päpstlichen Herrschaft bot, und wie der innerhalb der Mauern liegende Bestand an Häusern und öffentlichen Gebäuden sich verringerte, an deren Stelle wildbewachsene Ruinenfelder traten. Wir wissen, wie zur Zeit der Abwesenheit der Päpste in Avignon, im Trecento, diese Abnahme den höchsten Grad erreichte, und wie mit deren Rückkehr, im Quattrocento, die Stadt sich wieder erhob. Diese Erweiterung Roms innerhalb der eigenen Mauern nahm stetig zu, ging zugleich aber doch so langsamen Schrittes vorwärts, daß, wenn

wir den Plan Roms zu den Zeiten Michelangelo's mit dem aus den Zeiten Pius' IX. vergleichen, auf beiden die Stadt den Anblick eines geringen compacten Kernes, umgeben von umfangreichen Gärten oder wüstliegendem Gefilde, bietet, um das in weitem Umkreise dann erst die Mauern sich zogen. Das gestattete die Entfaltung großer Villenanlagen außerhalb Roms, aber umschlossen doch noch von seinen Mauern, die, vereint mit den grünbewachsenen Ruinenmassen, eine innere Umgegend der Stadt schufen und ihr den Charakter friedlicher Stille verliehen, die Denen unvergeßlich sein wird, die sie noch genießen durften, und deren Verlust mit zu den schmerzlichen Einbußen der Verehrer des „alten Roms" gehört. Diese innere Umgebung Roms war so eigenartig und mächtig, daß sie die Stadt selber dominirte, die, in ihren engen Gassen meist regungslos daliegend, fast als derjenige Theil Roms erscheinen konnte, der weniger in Betracht käme. Denn einige der größten Kirchen: Santa Maria Maggiore, der Lateran und viele bedeutende andere lagen weniger in der eigentlichen Stadt selber, als um sie herum, in dieser seltsamen unbewegten inneren Wildniß zerstreut: und selbst der St. Peter mit dem Vatican, am äußersten Rande Roms nach Westen hin, hingen, in der „Vorstadt", dem „Borgo", gelegen, mehr mit der Stadt nur zusammen, als daß sie von ihren Häusern umschlossen gewesen wären.

Was heute nun in Angriff genommen wird, ist die Verwandlung dieser gesammten inneren Umgebung Roms zu bewohnten Theilen der Stadt, deren Häuser künftig nach allen Seiten hin an die Mauern Aurelian's wieder anstoßen sollen. An vielen Stellen beginnen die neuen Straßen sich zu erheben und die Gartenflächen des inneren Roms zu bedecken. Palatin und Forum und andere der bedeutendsten Ruinenfelder bleiben, soweit es thunlich erscheint, als fest umgrenzte, überall vom neuen Rom umbaute Merkwürdigkeiten geschont; ins alte Rom aber wird durch Niederreißen von Häusern, Palästen und Kirchen ein Netz breiter, verkehrsfähiger Straßen hineingesprengt. Mit dieser Arbeit ist an allen Punkten der Stadt zu gleicher Zeit begonnen worden, und sie steht heute in voller Ausführung. Es gibt, wohin man sich auch wende, kein Quartier, wo nicht entweder das Terrain aufgerissen und geebnet wird, um Baugrund zu gewinnen, wo aufschießende Häuser in neuen Straßen sich nicht erheben, oder alte nicht niedergerissen werden. Endlose Reihen von Karren mit Schutt oder Baumaterial erfüllen die Straßen mit Lärm, Schmutz und Verkehrsbeengung, Scharen fremder Arbeiter niedrigsten Grades ziehen überall umher und lassen die einheimische Bevölkerung an vielen Stellen fast verschwinden. Ein Zustand von Unbehaglichkeit ist an die Stelle des früheren ruhigen Daseins getreten.

Indessen, man hätte die Stadt umgestalten mögen, wie man wollte: diese Unbequemlichkeit wäre zum Theil nicht zu vermeiden gewesen, und sie ist nicht das, wogegen protestirt werden soll. All' das war vorauszusehen. Schon im Mai 1882 war das Gesetz angenommen worden, das die Veränderungen und Erweiterungen der Stadt regelte, und ein vor mir liegender officieller Plan gewährt deren Ueberblick. Ein Theil der neuen Quartiere ist auf dem Plan in Gsell-Fels' Ausgabe von 1883 in Linien eingetragen, so daß Jeder sich im Allgemeinen über diese Dinge unterrichten kann. Die Aufgabe mußte gelöst werden,

das bisherige Rom zu einem brauchbaren Theile des neuen Roms zu machen, die beide als Ganzes die Hauptstadt des Königreiches bilden würden. Die erhobenen Vorwürfe, die neuen breiten Quartiere entsprächen weder in der Breite der nach der Schnur gezogenen Straßen dem römischen Klima, noch die Bauart den Bedürfnissen der Bewohner, gehen den Fremden wenig an. In den obersten (meist sechsten) Stockwerken dieser Gebäude, deren Dächer mit balconartigen, leicht in Gärten zu verwandelnden Vorsprüngen rings umgeben sind, sollen luftige, von wundervollen Aussichten umlegene Wohnungen sich bieten. Die unteren Theile der Häuser haben meist etwas Dumpfiges. Die Höfe sind eng und dunkel. Aber auch dies ginge den fremden Beschauer wenig an. Beklagen dürfte er, daß die Generation, der die Aufgabe zufiel, Rom zur Hauptstadt Italiens zu machen, mit soviel Mangel an Verständniß für das vorgehe, was sie in Rom besitzt; aber wenn von einer Vernichtung der Stadt gesprochen wird, so müssen Thatsachen angeführt werden, die unzweifelhaft die Nothwendigkeit zeigen, daß eine so harte Beschuldigung erhoben werden dürfe. —

Wenn man in früheren Jahren vom Monte Pincio aus über Piazza del Popolo hinüber nach dem St. Peter und dem Vatican sah, so lagen die Kirche und der Palast der Päpste von einer gewissen Einsamkeit umgeben vor uns. Wie Viele werden dieses Blickes sich erinnern und der bei ihm aufsteigenden Gedanken. Was die Menschheit, als geistig vorwärtsstrebendes Ganzes gefaßt, heute ist, hat seine Anfänge von dorther empfangen. Was wäre all' unser Protestantismus ohne die die Jahrhunderte erfüllende Arbeit, die von den limina Apostolorum ausging? An Zeiten der christlichen Kirche werden wir im Anblick der Peterskirche erinnert, die der Trennung der Confessionen und allem Widerstande gegen die Geistlichkeit vorausgingen. Von dort aus wurden die Deutschen zu civilisationsfähigen Geschöpfen gemacht, nachdem das nur politisch wirkende römische Kaiserthum nichts mehr als Soldatenmaterial aus ihnen zu schaffen verstanden hatte. Mommsen's letzter Band zeigt überzeugend, wohin die Nationen kommen, wenn nur das Gemeinnützliche in ihnen zur Grundlage der Cultur gemacht wird. Wir sehen, wie Deutschland, Frankreich und England bei Jahrhunderte langem Bestande als römische Provinzen zu nichts Eigenem in geistigem Besitze gelangten und wie, sobald die unentbehrliche Zufuhr an militärischen und Civilbeamten von Rom ausblieb, die sich selbst überlassenen Bevölkerungen mit all' ihrer feinen Organisation zusammenbrachen. Mommsen hätte seinem Werke keinen richtigeren Abschluß geben können. Dagegen, als von demselben Rom aus das Element christlicher Gesittung in die nördlichen Völker einströmte, das in Rom allein zur Entstehung und von Rom aus zuerst zur Verbreitung kam, sehen wir sie sich von Stufe zu Stufe erheben und zu solcher Kraft endlich gelangen, daß sie den eigenen Geist zu dem machen durften, dem sie sich anvertrauten, und daß als Tochter der römischen Kirche die protestantische als die eigentlich Deutsche Kirche selbständig weiter wuchs.

Dies der Grund, weshalb nicht bloß die zufälligen Einwohner des heutigen Roms, oder die Angehörigen des neuen Königreiches Italien, wenn sie vor Peters-

kirche und Vatican stehen, das Recht haben, von dem zu sprechen, was sie heute bedürfen, und weshalb die Italiener, wenn sie Rom in ihre Hauptstadt verwandeln, nicht bloß auf die Katholiken aller Länder, sondern auch auf die Protestanten und alle die zu hören haben, die die Bedeutung Roms für die Entwickelung der Menschheit zu würdigen wissen und in seinen Monumenten Symbole erblicken, über deren Erhaltung zu wachen Jeder ein Recht hat. Man könnte fragen, was die beiden Steinhaufen, so schön die Steine auch geschichtet sein möchten, in ihrer todten Masse mit dem Wohle der Menschheit zu thun hätten? Ich antworte: sehr viel. Stätten, auf denen große Menschen gestanden haben, Stätten, von denen große Gedanken ausgegangen sind, empfangen etwas Heiliges. Wenn ein Erdbeben heute Vatican und Peterskirche zusammenstürzen ließe, so würde der Menschheit etwas genommen sein, das, todt und unfruchtbar dem Materiale nach, als Boden dennoch, auf dem fruchtbare Gedanken wachsen, unersetzlich wäre.

Diese Kirche und dieser Palast also standen in einer gewissen Einsamkeit bisher, man könnte sagen: zugleich in- und außerhalb der Stadt. Und was geschieht jetzt? Auf den Wiesen, die Rom nach Norden hin umgeben, sind bis dicht an die Gärten des Vaticans die neuen Straßen abgesteckt, die die Stadt nach dieser Seite vergrößern sollen, und schon stehen Reihen colossaler sechsstöckiger steinerner Häuser ohne Architektur da, nur für Unterbringung von Menschen aufgeführt und, mitten unter ihnen, die ungeheuren Casernen der Carabinieri. Die heutigen Bewohner des Vaticans gehen mich wenig an. Ich kenne keinen einzigen darunter und es kann mir gleichgültig sein, wer dort frei oder gefangen ist. Aber dieser Palast der Päpste, den Bramante so wundervoll aufführte, ist ein der Welt angehöriges Denkmal, so gut wie Michelangelo's Peterskirche, und es erscheint als beleidigend, bis dicht an den Vatican mit diesen, in ihrer übermäßigen Höhe alles ästhetische Maß hinwegnehmenden Häuserzügen heranzurücken, die man vom Monte Pincio aus, so gern man sie übersehen möchte, jetzt als einen Theil der Stadt vor Augen haben muß. Häuser, die dem Bedürfnisse, gesunde luftige Wohnungen zu schaffen, nicht einmal gerecht werden können, da nicht hierauf, sondern offenbar nur auf die Ausbeutung des Bodens und der zukünftigen Miether gerechnet worden ist. Die Lumpen derer, die schon darin sind, sieht man überall in langen Fahnenreihen vor den Fenstern hängen, und das Aussehen der Leute zeigt, wie übel in diesen colossalen Höhlenconglomeraten zu wohnen sei. Von den Fenstern der Säle, die im Vatican die Statuen beherbergen, sieht man in die Höfe dieser neuen Bauten hinunter, die bald genug völlig vom Schmutze und Lärm der Bewohner erfüllt sein werden, für die sie berechnet sind, wenn sie nicht, wie sie in größerem Umfange drohen, vorher einstürzen. Und von der anderen Seite her umgeben die Ziegelöfen mit ihren Schornsteinen im dichten Halbkreise den Palast und die Kirche, um die der lehmreiche Höhenzug, der hier nach Westen sich hinzieht, zu glatt abfallenden gelben Wänden abgestochen wird. Der Rauch zieht in schmutzigen Wolken in die päpstlichen Gärten hinein. Wir erinnern daran, wie in den ersten Zeiten, als Rom den Italienern anheimfiel, davon die Rede war, dem Papste den Borgo, die jenseits des Flusses gelegene Vorstadt, die so völlig eine Schöpfung

der Päpste ist, zu überlassen und wie, als dies nicht anging, nur die Peterskirche nebst dem Vaticanischen Palaste und die dazu gehörigen Baulichkeiten und Terrains, Alles enge bei einander liegend, dem Papste zugesprochen worden war. An die Rückkehr der weltlichen Herrschaft glaubt man zum Theil, scheint es, im Vaticane selbst nicht mehr. In seiner eigenen Wohnung hätte man Leo XIII., einen alten Gelehrten, an dessen wohlwollender Natur Niemand zweifelt, und der nichts als seinen Garten zum Athemholen nun einmal haben will, ungestört lassen sollen. Mag vom Pincio herüber zum Vatican blicken wer da will: für alle Zukunft wird der Anblick den stummen Vorwurf enthalten, es sei, als das Rom der Päpste sich in das des neuen Italiens umwandelte, weder so verfahren worden, wie der großen Vergangenheit gegenüber, die das Papstthum repräsentirt, würdig war, noch wie die Kirche Michelangelo's und der Palast Bramante's beanspruchen durften.

Warum diese drei colossalen Casernen, architektonische Ungethüme, die Alles umher niederdrücken, an dieser Stelle gerade errichten? Man glaube nicht, es solle etwas gegen die Sorgfalt gesagt werden, mit der Italien sein Heer emporzubringen sucht. Nirgends vielleicht ist der Satz, daß der Dienst in der Armee die Universitätszeit der Bevölkerung sei, so sichtbar in seiner Wahrheit als hier, wo eine unter sich uneinige, Jahrhunderte lang in Aberglauben erhaltene Bevölkerung zur Verträglichkeit und zu Annahme vernünftiger Anschauungen erzogen werden muß und offenbar erzogen wird. Warum aber mit diesem Niederdrücken der beiden großartigsten Werke Roms den heranwachsenden Italienern selber gleichsam die Nichtachtung dessen einflößen, was für die Geschichte des Landes von solchem Werthe ist?

Indeß, man könnte einwenden, es dürfe auch hier höchstens von Ungeschicktheit, von Mangel an historischem Tacte die Rede sein: Gregorovius aber hat — wenn auch mit einer Wendung, die so wenig als möglich Anstoß geben will — das Wort „Vandalen" in seinem Aufsatze gebraucht. Fragen wir, was damit gemeint sein könnte.

Vandalismus wird muthwillige, unnöthige Zerstörung genannt. Man ist eben im Begriff, auf der Stelle, die das zukünftige Denkmal Victor Emanuels einnehmen soll, das Kloster von Ara Coeli und den dazu gehörigen Thurm Paul's III. zu zerstören. Beide Gebäude gehören gleichsam zum historischen Inventar Roms, aber sie lassen sich immerhin entbehren. Etwas anderes aber wäre es, wenn man, nur um die zu diesem Denkmal aufführende Straße zu verbreitern, den dem Palazzo di Venezia angehängten Palazzetto di Venezia zerstören wollte, der einen von herrlichen Bogengängen umzogenen Garten in sich schließt, und Vandalismus würde sein, wenn man die Kirche von Ara Coeli selbst, eine der ältesten, ehrwürdigsten Kirchen Roms, abbrechen wollte, wie zwar von vielen Seiten in Abrede gestellt, von eben so vielen aber als bevorstehend versichert wird. Vandalismus würde sein, wenn noch andere Paläste, von deren nothwendigem Untergange man spricht, in der That geopfert würden. Mit welchem Namen aber will man das benennen, was ich nun erzählen werde?

Auf jenem gesetzlich sanctionirten Plane der auszuführenden Veränderungen von 1882 war dem Umstande wohl Rechnung getragen worden, daß innerhalb

der Stadt, indem man ihre wüsten Flächen wieder bebaute, zugleich doch die Stellen unberührt bleiben mußten, die, wie die Engländer sagen, als die Lungen der Stadt, Reservoire reiner Luft und, in den schwülen römischen Sommermonaten, Stätten des Schattens, des Aufathmens, der Kühlung wären. Und so sehen wir eine Anzahl Gärten ausgespart, von deren Bebauung Abstand zu nehmen sei. Unter diesen die Ludovisischen Gärten.

Die Villa Ludovisi liegt — heute freilich muß es heißen: lag — am östlichen Ende der Stadt, an der Porta Salaria. Sie stieß an die aurelianische Mauer, die, mit wunderbarem Epheu behangen, nach Osten hin ihre Grenze bildete. Schattengänge der köstlichsten Art aus Lorbeer oder Steineichen gebildet, hohe breite Pinien dazwischen, Stille und balsamische Luft, die da herrschten, machten die Villa Ludovisi, in die nicht immer leicht Eingang zu finden war, zu einer der Stellen Roms, die zuerst genannt wurden, wenn vom Zauber der ewigen Stadt die Rede war. Ja, ich glaube, wenn im Hinblick auf die ganze Erde die Frage aufgeworfen worden wäre, welches der schönste Garten der Welt sei, so würden die, die Rom kannten, sofort geantwortet haben: Villa Ludovisi. Zu dem, was bei der Umwandlung Roms in die Hauptstadt Italiens den Kennern und Verehrern Roms zuerst mit in die Gedanken trat, war die Hoffnung, diese Gärten, mit ihren herrlichen Gartenhäusern und mit den Statuen und Gemälden darin, würden nun in öffentlichen Besitz übergehen und in breiterem Maß zugänglich gemacht werden. Die Prophezeiung, die Villa könnte unter dem neuen Regime zerstört werden, wie jetzt geschieht, die Lorbeeren, Eichen und Pinien könnten niedergeschlagen werden, wie ich jetzt erlebe, würde ein Vorwurf gewesen sein, den auch der ärgste Feind des neuen Italiens nicht ausgesprochen hätte, weil er zu thöricht geklungen haben würde.

Und *wie* werden diese Gärten heute niedergeschlagen! Von diesem „*Wie*“ wird einst gesprochen werden. Man schlachtet die Villen zu Baustellen aus. Wir brauchen das damit gewonnene Areal auf dem Plane Roms nur auszumessen, um zu sehen, wie äußerst geringfügig der gewonnene Platz an sich ist; aber zwei- oder dreimal so groß wie der neugeschaffene schattenlose Platz Vittorio Emanuele, um den herum gleichfalls die neuen Häuser eins nach dem andern einstürzen. Von öffentlicher Nothwendigkeit ist keine Rede, sondern nur das kann den Ausschlag gegeben haben, daß die Villa an einer Stelle liegt, wo Grund und Boden heute kostbar sind, so daß der Familie Ludovisi die Anzahl Millionen, die sie verlangte, bezahlt werden konnten.

Aber auch das ist immer noch nicht, wie Dante im fünften Gesange des Inferno sagt: „il modo che offende“. *Wem* sind diese Gärten verkauft worden und *wie* bebaut man sie?

Jener Plan vom Jahre 1882 hatte nicht die Eile zur Voraussetzung, mit der heute gearbeitet wird, sondern es wurde an allmäliges und was die Form der Häuser anlangt würdiges Vorschreiten der Bebauung gedacht, wie das Bedürfniß der anwachsenden Stadt es erheischte. Dieses mäßige, bedächtige Bebauen sehen wir in dem Theile des neuen Roms innegehalten, das zuerst entstand: in den Straßen um den Bahnhof, an den Thermen des Diocletian. Hier bietet die „Roma nuova“ den Anblick freundlicher eleganter Häuser, mit wechselnder, an-

sprechender, zum Theil wohlthuender Architektur, wie eine moderne Stadt eben aussieht, die nicht allein der Schönheit wegen gebaut wird, den Geschmack aber auch nicht beleidigen darf. Was bei der heutigen Aenderung der Dinge erschreckt: ist der plötzliche Umschlag ins Ungeheure. Es ist das Eigene unserer neuesten Zeiten, daß wenn irgendwo factisch Millionen zu verdienen sind, die Verhältnisse über Nacht ins Grenzenlose umschlagen, ohne — und dies ist wieder ein Zeichen der Zeit — daß irgend Jemand Außerordentliches darin sähe, oder daß nun noch möglich scheine, Einhalt zu thun. Erst seit kurzer Zeit ist die Hast und das Drauflosbauen hier eingetreten. Eine Anzahl Geldgesellschaften — wie man sagt — haben im Großen die Terrains an sich gebracht und deren Besetzung mit Häusern übernommen. Den Charakter dieser Bauten habe ich oben, wo vom neuen vaticanischen Viertel die Rede war, angedeutet: unmäßig hohe, den Baugrund in jeder Richtung bis aufs Aeußerste ausnutzende, sich aneinanderdrängende Häuser, mit Bewohnern sich in den höchsten Stockwerken oft bereits anfüllend, während die unteren noch unausgebaut daliegen. Architekturlos meistentheils; wo Architektur aber hervortritt, alle die Symtome zeigend, die an Bauten ähnlicher Art überall zu beobachten sind. Das ist der Charakter der Häuser, die vor und innerhalb der Porta Salaria heute, man kann wohl sagen, bei fieberhafter Thätigkeit aus dem Boden wachsen und von denen auch die Gärten der Villa Ludovisi nun in nicht zu kurzer Zeit bedeckt sein werden.

Ich hätte hier nun wohl den Schluß ziehen dürfen, daß diese Verwüstung der Villa Ludovisi als ein Beispiel dessen angesehen werden könne, was ohne Widerspruch „Vandalisch" sei. Aber ich möchte nachträglich gegen die Vandalen, die mit einer gewissen Unbefangenheit doch immer fremdes Eigenthum ruinirten, nicht ungerecht sein. Die Vandalen zerstörten weder, um Geld zu verdienen, noch wütheten sie gegen sich selber so, sondern sie vergriffen sich an fremdem Besitz, dessen Werth sie nicht einmal zu ermessen im Stande waren. Die Leute aber, die bei der Verwüstung der Ludovisi'schen Gärten Geld verdient haben, werden kaum für sich in Anspruch nehmen dürfen, nicht gewußt zu haben, was dieser schönste Fleck der Erde zu bedeuten hatte. —

Die heutige Vernichtung Roms schließt Verlust in mehrfacher Richtung in sich.

Rom repräsentirt für die heutige Menschheit einen Werth geistiger Art, den genau festzustellen nicht leicht ist, der darum aber, weil es nur ein idealer Werth ist, nicht weniger kostbar und, soweit dies bei irdischen Dingen gesagt werden darf, unentbehrlich ist.

Die Nationen, wenn sie auf einer gewissen Stufe geistiger Cultur angelangt sind, fangen an ihre Vergangenheit zum Gegenstande der Betrachtung, dann der Untersuchung, dann der historischen Construction zu machen. Der Verlauf ist überall der gleiche: anfangs ist Geschichte ein Durcheinander von Sagen und Erinnerungen, das dumpf weitergegeben und aufgenommen wird; dann treten Leute auf, die Ordnung in diesen Wust zu bringen suchen; dabei ergeben sich Stellen, über die man weniger als über andere oder über die man gar nichts weiß, und es werden Versuche gemacht, sie auszufüllen: zuerst wohl nur durch Erfindungen im Sinne des Uebrigen.

Dann regen sich die Anfänge historischer Kritik und endlich kommen die Zeiten, wo man Alles zu wissen oder doch erforschen zu können glaubt und die Vergangenheit mit regelrechter Kunst aufbaut, entweder wie man sie ehrlich selber sieht, oder wie man sie für diesen oder jenen Zweck der Welt als das wirkliche Bild des Dagewesenen hinstellen möchte. In unseren letzten Zeiten ist die Theilnahme am Vergangenen eine so allgemeine, daß in ihrer Bethätigung fast eben so viel Kraft und Energie in Arbeit stehen, als zur Befriedigung dessen, was Gegenwart und Zukunft für sich verlangen. Historiker sind wir nun alle. Jedermann zum eigenen Gebrauche mindestens. Es ist kein gebildeter Mensch denkbar, der nicht sein geschichtliches Credo hätte und es nicht zu vermehren bestrebt wäre. Man fühlt, daß ohne Kenntniß des Vergangenen die Gegenwart unverständlich sei. Daß bei allen Debatten über den Werth des vorhandenen geistigen Besitzes die Kenntniß des geistigen Inhaltes der früheren Generationen nöthig sei. Die Behandlung einer gemeinnützigen Frage ohne einleitenden historischen Rückblick würde fast unmöglich scheinen. Jeder von uns ist überzeugt, daß Alles, was die Gegenwart erfüllt, in Zusammenhang stehe mit Anfängen, die, wenn man sie nicht kennt, zu ergründen seien, ehe man ein definitives Urtheil abgibt. Wie nun aber erlangt man die Kenntnisse, deren es hier bedarf? Aus eigner Forschung? Aus Hingabe an Autoritäten? Oder aus dem, was das Leben an halb bewußt, halb unbewußt sich einprägenden Fragmenten allgemeinen Wissens uns zuführt und sich in uns im Laufe des eignen Wirkens, als historische Lebensanschauung niederschlägt? Ich glaube, daß dieser dritte Weg der sei, den die Meisten von uns gehen und den wir zu gehen genöthigt sind. Eigene Forschungen ernsthaft anzustellen, werden sich nur die Wenigsten zutrauen: denn Jeder ist in seinem speciellen Thun zu sehr „Fachmann" heute, um sich nicht zu sagen, daß auch historische Arbeit nur die eines Fachmannes sein dürfte, wenn sie Resultate haben solle. Den Autoritäten zu glauben, läge da am nächsten, widersprächen sie einander nicht meist so sehr, um nicht immer doch, trotz dem Bewußtsein der Unzulänglichkeit, eignes Urtheil und Auswahl nöthig zu machen. Und so bleibt der Mehrzahl nur jenes zufällige Schöpfen aus dem großen Meer des allgemeinen Wissens.

Ich leite, was ich folgen lassen will, mit einem Vergleiche ein.

Bei der ungemeinen Macht der Kirche in den Zeiten vor der Reformation war das äußere Leben der Menschen überall damals in bei weitem höherem Grade kirchlich gefärbt als heute. Das geistige Bedürfniß, das mit dem geistlichen identisch war, brachte Arten von Befriedigungen mit sich, wie wir sie heute nicht mehr kennen. Zu diesen gehörte, daß wenn Gemüthern das, was die nächste Umgebung bot, nicht mehr genügte, der Gedanke Macht gewann, im Anblick und Betreten gewisser heiliger Stätten sei eine höchste Weihe der uns mit dem Himmel verbindenden Gedanken und Gefühle möglich, und so sehen wir nach vielen Stellen, denen diese besondere Kraft friedengebender Seelenberuhigung zugetraut worden, Pilger sich aufmachen. Nach San Jacopo in Compostella, nach Rom, nach Jerusalem wurde gewallfahrtet.

Heutigen Tages sind diese geistlichen Pilgerreisen zwar nicht ausgestorben, so sehr aber auf die Betheiligung Weniger herabgesunken, daß von ihnen nicht

mehr gesprochen werden kann. Der Gedanke selbst aber ist nicht untergegangen. In Vielen regt sich das Bedürfniß, der historischen und ästhetischen Weltanschauung, aus eigner Erfahrung, irgendwie einen bekräftigenden letzten Stempel aufzudrücken; und, unabhängig von antikem römischen Kaiserthum sowohl als von moderner römischer Kirche, ist seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts von den Nationen Rom als die Pilgerstätte anerkannt, deren Besuch das Wunder vollbringe, das zu ordnen, was im Geiste eines erfahrenen Mannes an Gedanken über den Werth der Vergangenheit sich aufgespeichert hat. Ich darf hier nicht breit werden, denn diese Dinge sind zu oft ausgesprochen worden: die Literaturen aller gebildeten Nationen enthalten die Selbstgeständnisse derer, die die Reise gemacht und deren wunderbare Wirkung an sich erfahren haben. Die edelsten Männer Deutschlands, Englands, Amerikas, Frankreichs und Italiens selbst datirten von den Eindrücken her, die sie in Rom empfingen, in den meisten Fällen etwas wie eine innere Wiedergeburt. Der Anblick der Stadt, der Aufenthalt dort im Genusse gedankenvollen Ungestörtseins wird als das Mittel angesehen, einen sicheren Maßstab für die historischen Werthe zu gewinnen.

Rom ist unter den lebenden Städten der Welt die älteste. Von den Zeiten mythischer Anfänge bis zum letzten Momente hat Rom eine ungeheure Kette, in jedem Jahrhundert verständlicher Schicksale gehabt, die für die Schicksale aller heute lebendigen Völker von bestimmender Wichtigkeit waren und noch sind. All' diese Epochen haben Spuren materieller Existenz in Rom hinterlassen, aus deren Betrachtung unmittelbare Berührung mit den Zeiten, die sie hervorbrachten, uns gewährt zu werden scheint. Rom ist ein Inbegriff von Monumenten jeden Zeitalters, deren Verlust, deren Antastung heute als eine frevelhafte Beeinträchtigung dessen erscheinen muß, was die Welt in Rom besitzt. Wie ein wunderbares historisches Heiligthum steht es da. Der Anblick seiner Ruinen und Bauten erhebt, erfrischt, bekräftigt. Das Betreten seines Bodens hat etwas Entzückendes, wie das heimathlicher Erde nach langer Trennung. Dieser Boden darf nicht der Verwüstung durch Speculanten anheimfallen. Ich für mein Theil weiß nicht, wie der jämmerlichen Fortsetzung dieses Treibens ein Ziel zu setzen sei. Meine Aufgabe ist auch nicht, mich um Ausfindigmachen von Mitteln zu kümmern, die hier noch wirksam wären. Welcher Schaden aber allen Nationen daraus erwachse, wenn man Rom der Ausbeutung unverständiger Habgier überlasse, davon darf und muß gesprochen werden. Man könnte dem, was ich sage, die Frage entgegensetzen, ob mit der Trauer um die Bäume der Villa Ludovisi und der Klage über die modernen Geldvandalen ungeschehen gemacht werden solle, was nun einmal geschehen sei, und welchen Nutzen es bringe, Verhältnisse, die in der That mehr aus Nichtwissen als aus bösem Willen entsprungen seien, nachträglich zu brandmarken. Weder das Eine, noch das Andere ist meine Absicht. Ich aber würde denen, die so sprächen, zu erwidern haben, daß das bis jetzt Gethane nur ein schwacher Anfang der Dinge sei, die noch bevorstehen; und, sicherlich, nicht um Vorwürfe zu machen, sondern nur der Erhaltung dessen wegen, das der Zerstörung noch anheimfallen soll, wird dieser Aufsatz geschrieben. Schon droht die Villa Albani, das schönste architektonische Monument des vorigen Jahrhunderts, das Rom

besitzt, rings von sich vorschiebenden Häuserreihen umfangen zu werden, und nur eine Frage der Zeit wird sein, für wie viel Millionen sie den Geldgesellschaften zum Opfer fällt, die nach dieser Richtung operiren und von denen auch die in jener Gegend neuentdeckten Katakomben ausgefüllt werden sollen, die, als aus dem zweiten Jahrhundert stammend, für die Kunstgeschichte von größter Wichtigkeit, zusammensinken würden, wenn jene ungeheuren Wohnkasten das Terrain belasten. Zu viel Geld — so erzählt man mir — würde nöthig sein, sie zu retten, als daß daran nur gedacht werden könnte. Noch mehr aber handelt es sich um Dinge innerhalb der Stadt. Da erhebt sich an einer Stelle der Via Nazionale die Villa Aldobrandini mit ihrem mauerumschlossenen Grün hoch über den Häusern: gesprochen wird davon, daß auch ihre Tage gezählt seien. Da ziehen sich hinter dem Palaste Colonna die am Abhange liegenden Gärten mit den ungeheuren Cypressen hin, unter denen Vittoria Colonna vielleicht noch gegangen ist: auch hier soll es sich bereits nur um den Preis des Terrains handeln, von dem, wie es scheint, ein Theil schon bebaut worden ist. Und weiter: nahe dem Lateran liegen, dicht bei einander, die Villa Massimi und Wolkonsky. Auch diese beiden hat das Gesetz von 1882 von Verwüstung freigesprochen: heute aber, soweit die Häuserreihen auch hier nicht bereits aufsteigen, fühlt man, wie das, was von ihrem Terrain noch unberührt scheint, innerlich dem Untergange bereits geweiht ist. Und wird Villa Mattei vom gleichen Schicksale befreit bleiben: dieser Garten, dem nach dem Hinsinken der Villa Ludovisi der Preis zugesprochen werden muß, der schönste Roms zu sein? Und Villa Borghese vor Porta del Popolo, dicht an der Stadt? In den neuesten Tagen erst soll auch sie auf die Proscriptionsliste gekommen sein. Vor dreißig Jahren hatten in ihr die Garibaldiner ihr Lager gehabt und viele Bäume abgehauen, auch Raphael's Landhaus, das da stand, zerstört: davon erzählte man wie von großen Schandthaten. Und heute soll der herrliche Park, in dessen Wipfel man vom Monte Pincio herabsieht, zu Baugrund hergerichtet werden. Es ist nicht thunlich, über die Zukunft dieser Terrains zu sprechen, da nur Eingeweihte über ihr Schicksal unterrichtet zu sein scheinen. Mühsam zu erforschen und herzuzählen, was außerdem noch der Ausschlachtung anheimfallen soll, wäre unnöthige Arbeit. Ebenso wenig darf uns berühren, was bereits von einem bevorstehenden „Krach" gesprochen wird. Krachs pflegen immer erst dann einzutreten, wenn die, die sie hervorgerufen haben, ihr Geld sicher haben und die Verwüstung vollbracht ist.

Noch ganz Anderes aber droht Rom.

Das Gesetz, welches die Majorate aufhebt, ist in Kraft getreten und seine Folge wird sein — so versichert man — daß die Vermögen der großen Familien zur Theilung kommen. Damit ist dem Bestande der Gallerien Borghese, Doria und Colonna, um die vornehmsten zu nennen, das Urtheil gesprochen. Wären die Gemälde, die in den Palästen dieser Familien in meist ungenügend erhellten, zum Theil dunklen Räumen aufgehangen sind, in lichtvollen Gallerien untergebracht, so würden sie etwas repräsentiren, das an sichtbarem Werthe noch bedeutender hervorträte, als heute: aber auch in dem verwahrlosten Zustande, in dem wir die Gemälde und Statuen meist vor Augen haben, würde

die Zersplitterung der drei Sammlungen ein unersetzlicher Verlust sein. Denn das gerade gewähren sie, um das nur Wenige, sehr Wenige, sich heute kümmern: die Blüthe der künstlerischen Thätigkeit des 17. und 18. Jahrhunderts, die heute fast übergangen zu werden pflegen soweit es sich nicht um Niederländer und Spanier handelt, und deren Wichtigkeit schon um deshalb so groß ist, weil die spanischen und niederländischen Meister bei den Bolognesen in die Schule gegangen sind. Auch die architektonischen Schöpfungen dieser beiden Jahrhunderte kommen hier in Frage, von denen Rom erfüllt ist und deren exquisiter Geschmack durch starrenden Schmutz hindurch oft genug in den Straßen unsere Bewunderung erweckt, während sie, wo man sich die Mühe gab, sie aufzufrischen, wie beim Palaste Corsini und dem nach Via Nazionale liegenden Theile des Palastes Colonna geschehen ist, die besten modernen Bauten an Geschmack überbieten. Soll all' den Architekturen dieser Art, deren viele jener Umgestaltungsplan der Stadt ohne Weiteres beseitigen würde, wirklich das Urtheil gesprochen sein? Sollen jene Sammlungen mehr oder weniger still sich auflösen? Welch' ein Lärm würde sich erheben, wenn der Papst die Vaticanische Gemäldegallerie verkaufen oder nur schließen wollte, und nun hört man, wie gleichgültig dem entgegengesehen wird, was der Sammlung Borghese ꝛc. etwa bevorstehen könnte. Ich wiederhole nur, was ich sprechen höre. Wie ruhig man die Zeit herankommen sieht, wo auf gesetzlichem oder ungesetzlichem Wege Bilder und Statuen sich trennen werden, um da oder dort ein besseres Unterkommen zu finden. —

Was wird Rom sein, wenn dieser große Wechsel vollzogen worden ist?

Ich erinnere mich der Zeiten sehr wohl, als immer wieder der ganzen Menschheit gleichsam die Frage zum Entscheid vorgelegt wurde, ob Rom im Besitz der Päpste bleiben dürfe. Italien sehnte sich danach, als ob das Land ohne Rom nie zur Ruhe kommen könne. Als ob erst, wenn auf dem Capitol die italienische Fahne wehte, den Leiden des Volkes ein Ziel gesetzt sei. Was wurde da nicht in Aussicht gestellt. Was für ein Rom würde da erst aufblühen, wenn es von dem Druck des päpstlichen Regimentes aufathmend sich selbst gehören dürfte. Wer denn auch kannte dies päpstliche Regiment nicht? Ich erinnere mich, mit welcher Wärme ich selbst dafür eintrat, daß nur Rom die Hauptstadt Italiens sein dürfe. Zuerst war Florenz gewählt worden. Man hatte das Königreich von dort aus bereits zu regieren begonnen, als werde das so bleiben. König und Regierung hatten sich fest eingenistet und die Stadt den Anfang gemacht, mit ungeheuren Schulden, die später dann ihren geschäftlichen Ruin herbeiführten, sich zur Hauptstadt des Landes herzurichten. Da wird Rom gewonnen, und in Florenz, statt zu erschrecken über das, was nun drohte und was denn auch nicht ausblieb, wird mit allen Glocken geläutet, als die Nachricht eintraf. Der Jubel über das endliche Erringen der Stadt, an deren geheiligtem Boden alles Heil des Vaterlandes zu hängen schien, übertönte die Eifersucht und Befürchtung.

Und dieser heilige Boden den Speculanten jetzt in die Hände gegeben und Denen, die das beklagen, nichts zur Antwort als Achselzucken und Bedauern, daß, wie es scheine, leider nichts mehr zu thun sei, um dem Laufe der Dinge, wie sie nun einmal liefen, einen Damm entgegenzusetzen. —

Die Geschicke Italiens scheinen sich heute in günstiger Weise zu entwickeln. Mehr und mehr fühlt man sich als geeinigte Nation. Die Schwächen des neuen Zustandes treten hervor, eingestehen aber wird man, daß, soweit der Charakter des Volkes es erlaubt, das Mögliche geschehe. Möge das glücklich so fortschreiten. Jedem Volke aber, und wenn die Sonne noch so lange warm und fruchtbar geschienen hätte, können Tage bevorstehen, wo in plötzlichem Wechsel der Dinge Unheil mit vollen Händen über es ausgeschüttet wird, und der einzige Rückhalt in dem liegt, was an geistigem Inhalte unbesiegbar und unverwüstlich zurückgeblieben ist. Es gab nach der Schlacht von Jena nur einen Appell ans preußische Volk: die Darlegung Hardenberg's, daß jetzt mit dem geistigen Capitale des Volkes der Kampf fortzusetzen sei. Dies Capital war unversehrt geblieben. Das Wiederaufleben Preußens unter dem Drucke der französischen Gewalt, die, so völlig wir in ihre Hände gegeben waren, diesem Widerstande rein geistiger Natur gegenüber ihre Ohnmacht fühlte, ist ein Stück Deutscher Geschichte, das Jeder kennt.

Mein Gefühl den Italienern gegenüber ist immer nur das der Zuneigung und das der Dankbarkeit gewesen. Ihre Denkweise, so starke Verschiedenheiten uns entgegen treten, entspricht der unsrigen. Die Art, wie sie sich heute emporarbeiten, flößt uns Respect ein und die Schwierigkeiten, mit denen sie kämpfen, unsere Theilnahme. Dante, Michelangelo und Raphael verbinden das Deutsche Volk geistig für immer mit dem italienischen. Harte Tage aber können auch ihnen kommen wie uns einst, wie jedem Volke. Wenn dann wieder von Rom die Rede sein sollte, von der heiligen, „ewigen Stadt", so würde kühl geantwortet werden, daß diesem Rom denn doch, wie alle Welt ja wisse, in den achtziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts von den Italienern selbst ein Ende gemacht worden sei.

Herman Grimm

Die Bären.

Von

W. Garschin[1]).

Aus dem Russischen von **August Scholz.**

I.

Die kleine Steppenstadt Bjelsk befand sich an einem schönen Septembertage des Jahres 1875 in einer ungewöhnlichen Aufregung. Die gewohnte Alltagsstille war verschwunden, überall — im Club, auf den Straßen, auf den Bänken vor den Thoren und in den Häusern wurden laute Gespräche geführt. Man konnte annehmen, daß die gerade zur selben Zeit tagenden Landstände[2]) und die gleichzeitig stattfindenden Wahlen die Bürger von Bjelsk in solche Aufregung versetzt hätten; aber die Landstände hatten schon manches Mal in Bjelsk getagt, und auch Wahlen hatten stattgefunden, und Scandalscenen, ohne auf die Bewohner der Stadt einen besonderen Eindruck zu machen. Sie erledigten derartige Vorkommnisse im Vorübergehen auf der Straße mit ein paar kurzen Worten:

„Waren Sie da?" frägt der Eine, indem er mit dem Blick nach dem Gebäude hinweist, in welchem die Landstände ihre Sitzungen abhalten.

„Bin dagewesen," sagt der Andere, und macht dabei eine unzweideutige Handbewegung. Der Erstere ist an diese Art des Gedankenaustausches bereits gewöhnt, er begreift ohne Worte, um was es sich handelt, und frägt nur:

„Wer?"

„Iwan Petrowitsch."

---

[1]) Wßewolod Michailowitsch Garschin, geb. 1855 in Süd-Rußland, stammt aus einem alten tatarischen Adelsgeschlecht, lebt seit seinem achten Jahre vornehmlich in Petersburg, machte den letzten russisch-türkischen Feldzug mit und ward während desselben verwundet. Garschin, unter den jüngeren russischen Novellisten wohl der bedeutendste, steht unter dem Einflusse Turgenjew's, der ihm in seinem Briefwechsel warme Worte der Anerkennung zollt. - Seine bisherigen Publicationen umfassen zwei Bände „Erzählungen" (Petersburg 1882 und 1885), denen auch die vorliegende, mit Erlaubniß des Verfassers, entnommen ist. Eine Auswahl in autorisirter deutscher Uebersetzung wird demnächst erscheinen.

[2]) Landstände, Semstwo, eine dem preußischen Kreistag ähnliche Institution.

„Wen?"

„Den Iwan Parfenytsch."

Sie lachen und gehen ihrer Wege.

Nicht von der Art war die Angelegenheit, um die es sich jetzt handelte. Das war eine Bewegung, ein Lärm wie zur Zeit des Jahrmarkts. Scharen von Kindern eilten zur Stadt hinaus, nach den Weideplätzen vor den Thoren, und kehrten von dort zurück, aber auch Erwachsene von höchst solidem Aussehen, in Sommeranzügen aus Segeltuch oder Rohseide, gingen in derselben Richtung. Die jungen Damen der Stadt, mit Sonnenschirmen in der Hand, in vielfarbigen „Paniers" (die damals gerade in Mode waren), nahmen die Straßen der ganzen Breite nach ein, so daß der junge Kaufmann Rogatschew, der in seinem mit einem prächtigen Apfelschimmel bespannten Cabriolet des Weges daherfuhr, die Leine anziehen und sein Gefährt fast bis an die kalkgetünchten Mauern der Häuser drücken mußte. Die jungen Damen wurden von den jungen Herren des Ortes begleitet, die sich in den grauen Paletots mit schwarzen Sammetkragen, den Strohhüten oder Dienstmützen mit Kokarde, und mit den dünnen Spazierstöckchen zwischen den Fingern äußerst vortheilhaft ausnahmen. Auch die beiden Brüder Isotow, die Arrangeure aller gesellschaftlichen Belustigungen in Bjelsk, die Commandeure der Quadrillen und Contretänze, befanden sich in der bunten, geputzten Menge, wenn sie nicht etwa in der Stadt umherliefen, um den Damen ihrer Bekanntschaft die frischesten Neuigkeiten zu überbringen.

„Aus dem Kreise Waluisk sind sie bereits angekommen — den halben Weideplatz bis zum Fluß hinunter haben sie besetzt," erzählte Leonid, der ältere der beiden Brüder.

„Ich habe sie mir vom Gipfel der ‚Höhe' betrachtet," fügte Constantin, der Jüngere, hinzu, der sich immer gewählt auszudrücken suchte — „es ist ein malerischer Anblick."

Die ‚Höhe' ist ein Hügel auf dem steil ansteigenden rechten Ufer des Steppenflusses Rochla, an welchem die Stadt Bjelsk gelegen ist. Man hat von diesem Hügel eine herrliche Aussicht auf die Stadt und ihre Umgebung.

„Ach, welch ein Gedanke! Wir wollen anspannen lassen und auf die ‚Höhe' fahren, um sie von dort aus zu sehen. Wir veranstalten einen Picknick — was meinen Sie dazu?"

Dieser Vorschlag ging von der ‚fashionablesten' Dame von Bjelsk aus, der Gemahlin des ‚Bruders des Rentmeisters', wie man den Gatten dieser Schönen allgemein nannte. Sie war vor acht Jahren aus Petersburg nach Bjelsk gekommen und hatte daher in Sachen der Mode und des guten Tons die erste Stimme in der Stadt. Natürlich fand ihr Plan allgemeinen Beifall. Der feiste Braune wurde vor den Wagen gespannt — ein Wagen übrigens, wie man ihn nur in Kreisstädten findet: zwei lange Sitze mit zwei langen Fußbänken, die in der Weise besetzt werden, daß die Fahrenden, zu sechs bis sieben auf einem Sitze, einander den Rücken zukehren. Eine Art Omnibus, Alles in Allem.

Eine Gesellschaft von zwölf Personen nahm auf dem Wagen Platz, und hinaus ging's zur Stadt, durch die Scharen von Kindern, die Reihen von jungen Damen und die Haufen von allerhand Volk, die alle nach der Stadtweide

strömten. Der Omnibus jagte durch die sandigen Straßen der Stadt, fuhr über die Brücke und wandte sich dem steilen rechten Flußufer zu. Mit Mühe arbeitete sich der Braune die zwei Werst bis zum Gipfel der ‚Höhe' empor, indem er die Beine kräftig gegen den ansteigenden Boden stemmte, daß das glänzende Fell auf seinen prallen Schenkeln sich runzelte. Eine halbe Stunde später saß die heitere Gesellschaft am Rande eines Abhanges, der sich in einer Tiefe von fünfzig Faden zum Flusse niedersenkte; die südrussische Steppenlandschaft enthüllte sich hier mit ihren eigenartigen Reizen dem Auge des Beschauers.

Wie ein vielfältig verschlungenes blaues Band schlängelt sich die Rochla von Norden nach Süden durch die Steppe. Das rechte Ufer steigt jäh vom Flußrand empor, nur mit Mühe könnte man, sich an den Hasel-, Spindel- und Besensträuchern festhaltend, den hohen Gipfel erklimmen. Von diesem eröffnet sich, wohl auf vierzig Werst, ein Ausblick ins Weite. Nach Norden und Süden hin dehnt sich am rechten Ufer des Flusses hin eine wellige Hügellandschaft aus, hier und da schimmert der kreidige Untergrund durch die dunkle Oberschicht hindurch. Auf dem linken, niedrigen Ufer verliert sich der Blick in der endlosen, leicht ansteigenden Steppe, die in allen Farben schimmert: gelb von der unnützen Wolfsmilch, die weite Schläge bedeckt, grün von jungen Saatfeldern, silbergrau, wo das Pfriemgras wächst, und dunkelviolett, wo der Pflug den fetten Humus eben aufgeworfen hat. Nur ein geübtes Auge vermag auf dieser unermeßlichen Fläche hier eine Schlucht, dort einen bereits aufgegrabenen Kurgan[1]) zu entdecken, dessen Steinfigur bereits entfernt ist, um als ‚Denkmal der Skythenzeit' den Hof der Charkower Universität zu zieren, oder als Eckstein den Viehstall irgend eines Steppenbauers zu stützen.

Das linke Ufer des Flusses ist mit vereinzelten Kiefern, mit dichtem rothen Weidengebüsch und duftendem wilden Thymian bewachsen. In einiger Entfernung vom Ufer sind, in dessen ganzer Länge, Haufen von Flugsand angeweht; hier befindet sich auch der Friedhof von Bjelsk, der mit seinem hölzernen Kirchlein sich von der ‚Höhe' wie eine Oase ausnimmt. Näher nach der Stadt zu, die wegen des sandigen Untergrunds einen recht sauberen Eindruck macht, ziehen sich Gärten und Weideplätze bis zum Flusse hin.

Diese Weideplätze waren es, die heute die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zogen. Sie schimmerten, wie ein Teppich von bunten Flicken, in allen Farben, und gewährten in der That, wie der jüngere der beiden Isotow sich ausdrückte, einen ‚malerischen Anblick'. Schmutziggraue Zelte waren aufgeschlagen; zwischen ihnen und den zahlreichen Wagen tummelte sich eine bunte Menschenmenge: dunkle Gestalten, die Männer im Kaftan und grauen Hemd, die Weiber in grellen, rothen und gelben Röcken. Es waren Zigeuner.

Die hundertfältige Menge der Ankömmlinge und der Gaffer, die aus der Stadt herbeigeeilt waren, um die seltenen Gäste zu betrachten, lärmte und schrie durcheinander; dazu erscholl das Wiehern der Pferde, das Klingen der Hammerschläge und das Brummen von einigen Dutzenden zahmer Bären, die von den Zigeunern aus den umliegenden Kreisen nach Bjelsk gebracht worden waren.

[1]) Altslawischer Grabhügel.

Es war ein warmer, sonniger, stiller Spätsommertag, so daß dieses Gewirr von Lauten und Geräuschen bis zur ‚Höhe' emporbringen konnte. Olga Petrowna, die Gemahlin des ‚Bruders des Rentmeisters', war entzückt. Sie betrachtete die bunte Scene durch einen Operngucker.

„Ach, wie interessant! Und dort, dort — sehen Sie nur, Leonid, was für ein großer Bär! Dort, rechts! Und neben ihm ein junger Zigeuner — ein wahrer Adonis!"

Leonid nahm das Opernglas, welches sie ihm reichte, und erblickte die schlanke Gestalt eines ungewöhnlich schmutzigen Zigeunerburschen; er stand neben einem mächtigen Bären, der auf den Hintertatzen hin und her wackelte, und streichelte denselben.

„Lassen Sie auch mich einmal hinschauen," sagte ein dicker Herr mit glatt rasirtem Gesichte. Er blickte eine Weile aufmerksam hin und bemerkte darauf, zu Olga Pawlowna gewandt, mit einem schweren Seufzer:

„In der That, Olga Pawlowna, ein Adonis. Aber ich gebe Ihnen die Versicherung, daß aus diesem Adonis ein Pferdedieb ersten Ranges werden wird."

„Mon Dieu! Sie sind immer darauf aus, alle Poesie in Prosa umzuwandeln. Warum denn ein Pferdedieb? Ich mag's nicht glauben, er sieht so brav aus."

„Brav hin, brav her ... Aber wie soll er seinen schönen Körper ohne diesen Bären da ernähren? Morgen sollen die Bären getödtet werden, und von diesen tausend Zigeunern wird sich die Hälfte in alle Welt zerstreuen."

„Aber sie können schmieden, können weissagen ..."

„Weissagen! Gestern war der Zigeuner Ilja, der Roßschmied, bei mir — sprechen Sie einmal mit dem! ‚Prächtige Grauschimmel haben Sie, Foma Fomitsch,' sagte er zu mir, ‚aber nehmen Sie sich vor meinen Herren Stammesbrüdern in Acht!' — ‚Wie?' frage ich, ‚willst Du sie etwa stehlen?' — Da schmunzelte der Bursche ganz verdächtig. Weissagen! Da haben Sie seine Weissagung!"

Man band einen großen Korb vom Wagen, in dem sich die mitgenommenen Vorräthe befanden. Fröhlich plaudernd machte sich die Gesellschaft ans Essen und Trinken, ohne dem ‚malerischen Anblick' zu ihren Füßen weitere Aufmerksamkeit zu schenken. Die Sonne ging zur Rüste, die Hügel warfen mächtige Schatten auf die Weideplätze, die Stadt, die Steppe; die Umrisse der Gegenstände verschwammen in einander und, wie überall im Süden, ging der Tag schnell in Nacht über. Die fernen Windungen des Flusses schimmerten im blassen Mondlicht; in der Stadt erglänzten hier und da Lichter; im Zigeunerlager flammten durch den Nebel, der sich vom Flusse erhob, die Nachtfeuer auf. Oben auf der ‚Höhe' gaben Constantin und Leonid abwechselnd drollige Anekdoten zum Besten; Olga Pawlowna zeigte bisweilen ein freundliches, beifälliges Lächeln; die jungen Damen kicherten beständig. Man zündete Lichter an, die durch Glasglocken vor dem Verlöschen geschützt waren. Der Kutscher und die Kammerjungfer waren eifrig bemüht, im nahen Gesträuch den Samowar anzublasen. Der dicke Foma Fomitsch schwieg lange, endlich unterbrach er eine Anekdote Leonid's gerade an der interessantesten Stelle.

„Wann also soll diese Hinrichtung der Bären stattfinden?“ fragte er.

„Am Mittwoch früh,“ antworteten gleichzeitig die beiden Brüder Isotow.

II.

Aus vier Kreisen waren die unglücklichen Zigeuner mit ihrer ganzen Habe, ihren Pferden und Bären zusammengekommen. Mehr als hundert dieser krummbeinigen Thiere, vom kleinen Bären-Baby bis zum mächtigen alten Brummbär mit verschrumpftem, abgeriebenem Fell, waren auf der Stadtweide von Bjelsk zusammen. Mit Schrecken erwarteten die Zigeuner den verhängnißvollen Tag. Viele von ihnen waren bereits vor zwei Wochen angelangt und hatten vor der Stadt ihr Lager aufgeschlagen. Die Behörden hatten befohlen, daß sich alle in den Registern eingeschriebenen Zigeuner an einem bestimmten Tage an den ‚näher bezeichneten‘ Orten einfinden sollten, damit die Tödtung sämmtlicher Bären gleichzeitig stattfinden könnte. Vor fünf Jahren bereits war der Ukas erlassen worden, daß der Gewerbebetrieb der Bärenführer aufgehoben und die letzteren, durchweg Zigeuner, seßhaft gemacht würden. Man hatte ihnen noch eine Frist gewährt, diese war jetzt abgelaufen, und die Zigeuner waren gehalten, mit eigener Hand ihre langjährigen, treuen Ernährer zu tödten.

Zum letzten Male hatten sie, mit Dudelsack und Trommel, ihren Umzug in den Dörfern gehalten. Zum letzten Male war ihnen, bei der Kunde von ihrer Ankunft, die Dorfjugend aus der Schlucht, in der die ukrainische Sloboda[1]) gewöhnlich liegt, in die Steppe entgegen geeilt und geleitete sie jauchzend ins Dorf zurück, wo alsbald eine wahre Jubelfeier stattfand.

Eine Jubelfeier, in der That! Vor dem Herrenhause, wo ein solches war, vor der Schenke oder einem der stattlicheren Bauernhäuser begann alsbald der Bärentanz, das Quacksalbern und Wahrsagen, das Feilschen und Handeln, das Beschlagen der Pferde und Ausbessern der Wagen. Das war ein Lärmen und Treiben den ganzen Tag hindurch, bis zum späten Abend, worauf die Zigeuner sich auf die Gemeindeweide hinter dem Dorfe begaben, dort ihre Zelte aufschlugen, Feuer anzündeten und sich das Abendbrot bereiteten, während die neugierige Menge bis in die Nacht hinein ihr Lager umstand.

„Nun, ’s ist Zeit, ’s ist Zeit,“ sagte mir, als ich noch ein kleiner Knabe war, der Vater.

„Noch ein Weilchen, noch ein Weilchen!“ bat ich in eindringendem Tone.

Und er hatte selbst noch keine Lust zum Aufbrechen. Wir saßen auf dem leichten Rennwagen, ganz vertieft in den Anblick des Bildes vor unseren Augen. Waska, der alte Wallach, spitzte beim Anblick der Bären die Ohren und ließ von Zeit zu Zeit ein Schnauben hören. Die Lagerfeuer verbreiteten ein zitterndes rothes Licht, unbestimmte Schatten schwankten hin und her. Ein leichter Nebel stieg aus der Schlucht auf, die dunklen Flügel einer Windmühle hoben sich vom Nachthimmel ab, dahinter lag, in silbergrauem Dämmerlicht, die endlose, geheimnißvolle Weite. Die stillen, reinen Klänge der Steppennacht ließen sich durch den Lärm des Lagertreibens deutlich vernehmen: man hörte den feier-

[1]) Kosakendorf.

lichen Chor der Frösche vom fernen Teiche, den schnarrenden, gellenden, ängstlichen Ruf des Wachtelkönigs, und jene geheimnißvollen, sanften, harmonischen Töne, die aus unbekannter Ferne herüberzudringen scheinen. Was ist das? Der Klang einer fernen Glocke, den ein leichter Wind auf seinen Fittichen durch die Steppe trägt, oder die Stimme der Natur, deren Sprache wir nicht verstehen? ...

Allmälig verstummt der Lärm des Lagers; die Nachtfeuer verlöschen eins nach dem andern; die Bären klirren mit ihren Ketten und lassen bisweilen unter den Wagen, an die sie gefesselt sind, ein dumpfes Knurren hören; die Zigeuner begeben sich zur Ruhe. Einer von ihnen stimmt mit heller, hoher Kehlstimme ein sonderbares Lied an, ein Lied in seiner Muttersprache, das indessen mit den Zigeunerliedern der Operettensängerinnen und der Moskauer ‚Zigeuner' nichts gemein hat; ein eigenthümliches, wildes, melancholisches Lied, das die Ohren der Zuhörer fremdartig berührt. Es klingt wie aus unbekannter, düsterer Ferne... Niemand weiß, wann es gedichtet ward, in welchen Steppen, Wäldern und Bergen es zuerst erklungen; es ist gleichsam der lebendige Zeuge einer fernen, fernen Zeit, die selbst der vergessen hat, der es jetzt hier unter fremdem Sternenhimmel anstimmt ...

„Jetzt wollen wir fahren," sagt der Vater. Waska hat ausgeruht und legt sich tüchtig ins Zeug. Auf dem gewundenen Fahrweg lenken wir in die Schlucht hinein; leichte Staubwolken wirbeln unter den Rädern empor und senken sich, als ob sie müde wären, auf das thaufeuchte Gras.

„Papa, versteht Jemand die Zigeunersprache?"

„Sie selber verstehen sie natürlich; sonst habe ich noch Niemanden getroffen, der sie verstände."

„Ich möchte wohl Zigeunerisch lernen. Ich möchte wissen, was er gesungen hat ... Papa, sie sind Heiden — nicht wahr? Vielleicht hat er von ihren Göttern gesungen ... von früheren Zeiten, wie sie damals lebten, wie sie Kriege führten ..."

Wir kamen nach Hause, und ich ging zu Bett. Aber lange noch arbeitete die Einbildung in meinem kleinen Kopfe und schuf sonderbare Bilder, die mich noch im Traume beschäftigten.

Heutigen Tages sind die Bärenführer verschwunden. Die Zigeuner sind in der That ‚seßhaft geworden', sie leben zumeist in den Orten, in denen man sie in die Listen eingetragen hat. Nur von Zeit zu Zeit kommt der uralte Wandertrieb wieder zum Durchbruch — dann schlagen sie irgendwo vor einem Dorf oder einer Stadt ihre verstaubten Leinwandzelte auf, richten sich darin mit ihren Familien für einige Zeit ein und betreiben emsig ihr Gewerbe: Hufbeschlag, Roßhandel und Pferdekuriren. Aber der poetische Reiz ihres früheren Lebens ist verschwunden. Ich habe sogar gesehen, daß sie ihre Leinwandzelte kurzer Hand mit Bretterbuden vertauscht haben. Es war in einer Gouvernementsstadt: nicht weit vom Marktplatze hatten sie dort an einer unbebauten Stelle, dicht an der Landstraße, ein ganzes Zigeunerviertel errichtet. Nur die schmalen, dunklen Gesichter, die großen Augen, die geringelten Haare, die schmutzigen Kleider der Männer, die bunten Lappen der Weiber und die nackten braunen

Kinder erinnerten mich an das Bild des ehemaligen freien Zigeunerlagers. Aus den Bretterbuden hörte man den Klang des Eisens; ich warf einen Blick in eine derselben und sah einen alten Mann, der Hufeisen schmiedete. Ich schaute ihm eine Weile zu — das war nicht mehr der Zigeunerschmied von einst, sondern ein gewöhnlicher Handwerksmann, der einen Auftrag übernimmt und arbeitet, um möglichst bald fertig zu werden und neue Arbeit zu bekommen. Er schmiedete Eisen auf Eisen und warf eins nach dem andern auf einen Haufen im Winkel. Er schwang seinen Hammer fleißig und emsig, mit dem düstern Ausdruck des Lohnarbeiters. Es war früh am Tage, als ich ihn so sah; und als ich des Abends an derselben Stelle vorüber ging, war der Alte immer noch bei derselben Arbeit — ein Fabrikarbeiter, nichts weiter. Das ganze Zigeunerlager inmitten seiner städtischen Umgebung erschien mir überhaupt recht sonderbar: hier das Krankenhaus, dort der Bazar, das Gefängniß, der Exercirplatz, von dem beständig Commandorufe: Gewehr auf! Gewehr ab! — herübertönen. Dazu die breite Landstraße, von welcher der Wind graue Staubwolken nach den Bretterbuden, den nackten Kindern, den Zigeunern und Zigeunerinnen hinüberwirbelt, die, in ihre vielfarbigen Tücher gehüllt, vor den Feuern stehen und in schmutzigen Kesseln eine Art Grützbrei bereiten.

Zum letzten Male hatten vor ihrer Ankunft in Bjelsk die Zigeuner ihre Runde durch die Steppendörfer gemacht. Zum letzten Male waren die zottigen Künstler mit ihren Leistungen vor das Publicum getreten: sie hatten getanzt, sich im Ringkampf gemessen, hatten gezeigt, wie die Knaben Erbsen stehlen, wie die junge Frau geht und wie das alte Weib. Zum letzten Male erhielten sie als Belohnung für ihre Leistungen ein Glas Branntwein, das sie, auf den Hinterbeinen kauernd, mit beiden Vordertatzen ergriffen, an die rauhe Schnauze führten und, den Kopf zurücklegend, sich in die Kehle gossen, worauf sie sich beleckten und durch ein leises Brummen ihr Wohlbehagen zu erkennen gaben. Zum letzten Male kamen Greise und Greisinnen zu den Zigeunern, um sich durch ein sicheres, oft erprobtes Mittel von ihren Leiden zu befreien. Dieses Mittel bestand darin, daß sich der Kranke der Länge nach auf den Boden ausstreckte und der Bär sich alsdann mit dem Bauche auf ihn legte, wobei er seine Tatzen weit von sich reckte und so lange in dieser Stellung verblieb, als der Zigeuner zu einer erfolgreichen Kur für nöthig erachtete. Zum letzten Male hatten die gutmüthigen braunen Thiere die Propheten gespielt: man hatte sie vor die Thüren der Bauernhäuser geführt und zum Nähertreten eingeladen; folgten sie dieser Einladung willig, so war der Bauer hocherfreut und nahm es als ein gutes Zeichen; wollte dagegen der Bär sich durch keine Bitte, keine Schmeichelei zum Ueberschreiten der Schwelle bestimmen lassen, so war der arme Hauswirth höchst betrübt, die Nachbarn aber sagten:

„'s ist nicht Alles in Ordnung! Er weiß es!"

Die Mehrzahl der Bärenführer war aus den westlichen Kreisen gekommen und näherte sich der Stadt Bjelsk auf dem steilen Abstieg, der zum rechten Ufer des Flusses hinabführte. Als von ferne die Stätte ihres Unglücks mit ihren Stroh- und Eisendächern und den zwei oder drei Kirchthürmen sichtbar ward, erhoben die Zigeunerinnen ein lautes Jammern, die Kinder begannen zu

wimmern, und die Bären brachen in ein lautes Gebrüll aus. War es Mitgefühl oder hatten sie — wer weiß es? — aus den Blicken der Menschen ihr eigenes bitteres Loos errathen? Kurzum, sie brüllten so furchtbar, so herzerschütternd, daß die Bauern, die des Weges daher kamen, vom Wege ablenkten, um ihre Thiere nicht scheu werden zu lassen, und die Hunde, welche sie begleiteten, winselnd und zitternd sich unter den Wagen verkrochen.

III.

Vor dem Hause des Polizeimeisters von Bjelsk hatten sich die Aeltesten der Zigeuner versammelt. Sie hatten ihre besten Kleider angethan, um in angemessenem Aufzuge vor der Obrigkeit zu erscheinen. Sie trugen feine Beschmete[1]) aus schwarzem oder blauem Tuch mit silbergestickten schwarzen Gürteln, seidene Hemden mit schmalen Tressen an den Kragen, Pluderhosen von Plüsch, Mützen aus feinem Lammfell und hohe Stiefel, deren Schäfte bei einigen geschmackvoll ausgenäht und ausgeschnitten waren. Nur bei besonders feierlicher Gelegenheit pflegen die Zigeuner diese Tracht anzulegen.

„Schläft er?" fragte einer der Zigeuner, ein hoher, schlanker Greis mit gelbrunzligem Gesichte, einen der elf Stadtsoldaten von Bjelsk, der eben aus dem Hause des Polizeimeisters kam.

„Er ist aufgestanden und kleidet sich an; man wird Euch sogleich vorlassen," erwiderte der Hüter der Ordnung.

Die Alten, die bisher still dagesessen oder gestanden hatten, geriethen in Bewegung und begannen leise zu berathschlagen. Der Aelteste langte in die Tasche der Pluderhosen und holte aus derselben einen Gegenstand hervor, den die Uebrigen, die ihn im Kreise umgaben, mit Aufmerksamkeit betrachteten.

„Es wird nichts helfen," sagte schließlich der Alte. „Vermag er denn etwas? Ist denn der Befehl von ihm? Der ist ja aus Petersburg, der Minister selber hat's angeordnet. Ueberall werden die Bären todtgeschlagen."

„Wir wollen es versuchen, Iwan, vielleicht wird's doch irgendwie ..." bemerkte ein Anderer.

„Versuchen kann man's," antwortete Iwan düster. „Aber er wird unser gutes Geld nehmen, ohne uns zu helfen."

Man berief sie zum Polizeimeister. Sie traten in das Vorzimmer, und als ein bärtiger Beamter in aufgeknöpfter Uniform und darunter sichtbarem rothen Seidenhemd dasselbe betrat, warfen die Alten sich vor ihm zu Boden. Sie flehten ihn an, boten ihm Geld an; einige von ihnen weinten.

„Ew. Hochwohlgeboren," sagte Iwan, „sagen Sie selber, was sollen wir jetzt anfangen? Wir hatten unsere Bären und lebten friedlich, ohne Jemandem zu schaden. Es sind wohl Burschen unter uns, die zum Schlechten Neigung haben. Gibt es nicht genug russische Pferdediebe, Ew. Hochwohlgeboren? Niemand wurde durch unsere Thiere belästigt, Allen machten sie Freude. Was wird jetzt geschehen? In die weite Welt müssen wir gehen, oder Diebe und Strolche werden. Unsere Väter und Großväter waren Bärenführer; den Acker zu bebauen,

[1]) Beschmet, tatarischer Halbrock.

haben wir nicht gelernt. Wir sind alle Schmiede, und das Schmiedehandwerk war gut, so lange wir von Ort zu Ort gehen und Arbeit suchen durften; jetzt, da wir auf einem Fleck sitzen sollen, wird die Arbeit nicht zu uns kommen. Unsere Söhne werden sich aufs Pferdestehlen verlegen: nichts bleibt weiter übrig, Ew. Hochwohlgeboren! Ich sage es offen, und Gott ist mein Zeuge, etwas Schlimmeres konnte weder uns noch alle guten Menschen betreffen, als daß man uns die Bären wegnimmt. Vielleicht können Sie uns helfen, Gott wird Ihnen dafür lohnen, guter Herr!"

Der Alte sank in die Kniee und beugte sein Gesicht bis zu den Füßen des Beamten herab. Die Uebrigen folgten seinem Beispiel. Der Polizeimeister stand mit düstrer Miene da, strich mit der einen Hand seinen langen Schnurrbart und steckte die andere in die Tasche seiner blauen Reithose. Der alte Iwan holte eine ziemlich dicke lederne Brieftasche hervor und reichte sie ihm hin.

„Ich nehme nichts," sagte der Polizeimeister mürrisch, „ich kann nichts thun."

„Nehmen Sie's doch, Ew. Hochwohlgeboren," ließen die Zigeuner sich vernehmen. „Vielleicht kann doch irgend etwas . . . vielleicht würden Sie schreiben!"

„Ich nehme nichts," sagte der Polizeimeister lauter als vorher. „Ich kann nichts für Euch thun. Es ist gesetzliche Vorschrift . . . Ihr hattet fünf Jahre Frist . . . was läßt sich dagegen thun? . . ."

Er machte eine abwehrende Handbewegung. Die Zigeuner schwiegen. Nach einer Weile fuhr der Beamte fort:

„Ich weiß selber, daß die Sache für Euch wie für uns sehr schlimm ist — wir dürfen jetzt kein Auge von unseren Pferden verwenden. Ich kann es leider nicht ändern. Steck' Dein Geld ein, Alter, umsonst nehme ich kein Geld. Wenn mir Eure Jungen mit gestohlenen Pferden in die Finger gerathen — dann wollen wir mit einander reden, aber umsonst Geld zu nehmen, ist gegen meine Grundsätze. Steck' ein, mein Lieber, steck' ein: Ihr werdet das Geld noch brauchen."

„Ew. Hochwohlgeboren," versetzte Iwan, der immer noch die Brieftasche in der Hand hielt, „lassen Sie mich noch ein Wort sagen. Erlauben Sie uns, morgen" . . . seine Stimme zitterte, die Worte blieben ihm in der Kehle stecken — „erlauben Sie uns, morgen ein Ende zu machen. Es ist für uns eine Qual, länger zu warten. Bereits vor zwei Wochen bin ich mit den Meinigen angelangt, unser Geld ist zu Ende . . ."

„Ein Trupp fehlt noch, Alter, wir müssen warten. Ich wünschte selbst, Ihr wäret erst fort. Die ganze Stadt habt Ihr mir verrückt gemacht."

„Es sind schon alle da, Ew. Hochwohlgeboren. Als wir eben hierher gingen, kamen die Letzten die Anhöhe hinunter. Thue uns die Gnade an, Herr, quäle uns nicht länger!"

„Wenn Ihr also alle beisammen seid, dann will ich morgen um zehn Uhr zu Euch hinausfahren. Habt Ihr Flinten?"

„Flinten haben wir, aber nicht genug."

„Gut, dann will ich den Obersten bitten, daß er Euch welche aus dem Depot gibt. Nun geht mit Gott. Es thut mir leid, herzlich leid um Euch."

Die Alten wandten sich der Thür zu, der Polizeimeister aber rief sie noch einmal zurück:

„Hört einmal, noch etwas! Geht doch zum Apotheker Foma Fomitsch — Ihr wißt, neben der Kirche die Apotheke — geht hin und sagt ihm, daß ich Euch schicke. Er wird das Bärenfett von Euch kaufen, er braucht es zu Salben. Vielleicht macht Ihr auch mit den Fellen ein Geschäft. Er wird Euch einen guten Preis zahlen, dann schlagt Ihr bei der traurigen Geschichte wenigstens etwas heraus."

Die Zigeuner dankten und begaben sich zusammen nach der Apotheke. Mit zerrissenem Herzen, ohne Feilschen, verkauften sie die sterblichen Ueberreste ihrer Freunde. Foma Fomitsch kaufte das ganze Bärenfett zu vierzehn Kopeken das Pfund, über die Felle wollte er später reden. Zufällig kam der Kaufmann Rogatschew dazu und erstand, in der Hoffnung auf einen guten Gewinn, die sämmtlichen Bärenschinken zu fünf Kopeken das Pfund.

Am Abend desselben Tages kamen die Brüder Isotow in athemloser Hast zum Bruder des Rentmeisters.

„Olga Pawlowna, Olga Pawlowna, morgen geht's endlich los! Jetzt sind alle beisammen! Der Oberst hat ihnen bereits Gewehre gegeben . . ." erzählten die beiden Brüder abwechselnd — „Foma Fomitsch hat das Fett gekauft, zu vierzehn Kopeken das Pfund, und Rogatschew die Schinken . . ."

„Halt, halt, Leonid!" unterbrach sie Olga Pawlowna — „wozu braucht Foma Fomitsch das Bärenfett?"

„Er macht Salben daraus — eine ausgezeichnete Haarwuchspomade!"

Constantin, der jüngere, wartete sogleich mit einer interessanten Anekdote auf, wie ein alter Kahlkopf, der sich die Glatze mit Bärenschmalz einrieb, plötzlich Haare auf die Handflächen bekommen hätte.

„Alle zwei Tage mußte er sie rasiren lassen," fügte Leonid hinzu, und beide brachen in helles Gelächter aus.

Olga Pawlowna lächelte und ward nachdenklich. Sie trug schon lange einen Chignon; die Kunde von der Wirkung des Bärenfettes kam ihr recht gelegen. Und als am Abend der Apotheker Foma Fomitsch erschien, um mit ihrem Gemahl und dem Rentmeister eine Partie Préférance zu spielen, wußte sie das Gespräch geschickt auf das Bärenfett zu bringen und entlockte ihm das Versprechen, ihr eine Probe der Bärenpomade zu schicken.

„Natürlich, natürlich, Olga Pawlowna, sogar mit jedem Parfum, das Sie wünschen. Ziehen Sie Patschuli vor oder Ilan-Ilan?" .

IV.

Ein trüber, kalter Septembermorgen war angebrochen. Ein dünner Regenschauer rieselte von Zeit zu Zeit herab, was indessen eine Menge von Zuschauern jeden Geschlechts und Alters nicht abhielt, auf die Wiese vor der Stadt zu eilen, um dem interessanten Schauspiel der Bärentödtung zuzuschauen. Bjelsk war förmlich entvölkert. Alle Fuhrwerke der Stadt: die einzige vorhandene Kutsche, etliche Phaëtons, Droschken und Omnibuswagen waren mit immer neuen Ladungen Neugieriger unterwegs. Um zehn Uhr war Alles pünktlich vor dem Zigeunerlager zur Stelle.

Die Zigeuner hatten ihre letzte Hoffnung aufgegeben. Es ging ziemlich still

zu in ihrem Lager: die Weiber und Kinder hatten sich in den Zelten verkrochen, um dem blutigen Anblick zu entgehen; nur ab und zu hörte man da oder dort ein verzweifeltes, halbunterdrücktes Schluchzen. Die Männer trafen in fiebrischer Hast die letzten Vorbereitungen — sie schoben die Wagen an den äußersten Rand des Lagerplatzes und banden die Thiere an denselben fest.

Der Polizeimeister schritt mit Foma Fomitsch an der Reihe der Verurtheilten entlang. Die Bären waren unruhig: die ungewohnte Umgebung, die sonderbaren Vorbereitungen, die Menge der Zuschauer, ihre eigene außerordentliche Anzahl — alles das machte sie stutzig und gereizt. Sie rissen heftig an ihren Ketten oder bissen mit heiserem Knurren in dieselben. Der alte Iwan stand neben seinem gewaltigen einäugigen Bären. Sein Sohn, selbst schon ein bejahrter Mann mit silbernen Streifen in dem schwarzen Haar, und sein Enkel — derselbe reizende Adonis, dem Olga Pawlowna ihre Aufmerksamkeit geschenkt hatte — legten, mit leichenblassen Gesichtern und glühenden Augen, den alten Braunen an die Kette.

Der Polizeimeister war eben bis zu ihnen gekommen.

„Nun, Alter," wandte er sich an Iwan, „sag' Deinen Jungen, daß sie anfangen sollen!"

Lebhafte Erregung bemächtigte sich der Zuschauer, ein allgemeines Gemurmel erhob sich. Aber bald verstummten Alle. In feierlichem, gemessenem Tone begann der alte Iwan:

„Laß mich, guter Herr, noch ein letztes Wort sprechen. Ich bitt' Euch, Ihr Brüder, laßt mich zuerst ein Ende machen. Ich bin älter, als Ihr alle: im nächsten Jahre habe ich meine Neunzig auf dem Rücken, und von klein auf habe ich Bären geführt. Und im ganzen Lager ist kein Bär, der älter wäre, als der meinige."

Er ließ den weißgelockten Kopf auf die Brust sinken, schüttelte ihn schmerzlich und wischte sich mit der Faust die Augen. Dann richtete er sich auf, hob den Kopf empor und sprach, lauter und fester als zuvor:

„Darum will ich auch zuerst ein Ende machen. Ich habe nicht gedacht, daß ich einen solchen Schmerz erleben würde, nicht gedacht, daß mein lieber Bär ihn erleben wird. Aber das Schicksal will es so: mit eigener Hand muß ich ihn tödten, meinen Ernährer, meinen Wohlthäter. Bindet ihn los, laßt ihn frei! Er wird nicht fortlaufen, wir beiden Alten, er und ich, können dem Tode nicht entfliehen. Binde ihn los, Wasja: ich will ihn nicht an der Kette tödten, wie ein Stück Vieh. Habt keine Furcht," rief er der Menge zu, die in ängstliche Bewegung gerieth, „er wird Niemanden anrühren."

Der junge Zigeuner befreite den braunen Riesen von seinen Fesseln und führte ihn ein paar Schritte vom Wagen hinweg. Der Bär setzte sich auf die Hinterbeine, ließ seine Vordertatzen herabsinken und wackelte ächzend und grunzend von einer Seite auf die andere. Er war in der That schon recht alt: seine Zähne waren gelb, das Fell abgerieben und fuchsig. Mit einem zutraulichen, schwermüthigen Ausdruck blickte sein einziges kleines Auge nach dem alten Zigeuner, seinem Herrn, hinüber. Todtenstille herrschte ringsum. Man hörte nur das Klirren der Ladestöcke in den Gewehrläufen.

„Gebt mir die Flinte!“ sagte der Alte in festem Tone.

Der Sohn reichte ihm die Büchse. Er nahm sie und machte sich zum Anschlag bereit, doch begann er noch einmal, zu dem Bären gewandt, zu sprechen:

„Ich werde Dich jetzt tödten, Potap. Wollte Gott, daß meine alte Hand nicht zittert, daß Dich die Kugel mitten ins Herz trifft. Ich will Dich nicht quälen, Du hast es nicht verdient, mein alter Bär, mein guter Genosse. Als kleinen Bären habe ich Dich bekommen, Dein Auge hattest Du bereits verloren, Deine Nase war wund vom Ringe, Du warst krank und siech. Ich habe Dich gehegt und gewartet wie einen Sohn, und Du wuchsest heran und wurdest ein starker, stattlicher Bär. Es gibt hier keinen zweiten, der Dir gleichkäme. Du wuchsest auf und hast mir vergolten, was ich an Dir gethan: selbst unter den Menschen hatte ich keinen Freund, der Dir gliche. Du warst gut, und friedlich, und verständig, Du lerntest Alles, was ich wollte, und niemals sah ich ein Thier, das besser und verständiger gewesen wäre, als Du. Was wäre ich ohne Dich? All' die Meinigen lebten von Deiner Arbeit. Du hast mir zwei Dreigespanne verschafft, Du hast mir ein Haus für den Winter gebaut. Noch mehr hast Du gethan: meinen Sohn hast Du vom Kriegsdienst befreit. Unser Hauswesen zählt viele Köpfe, und Du hast sie Alle, groß und klein, mit Speise und Trank versehen. Ich liebte Dich von Herzen, ich habe Dich nicht geschlagen, und wenn Du mir dennoch etwas vorzuwerfen hast, dann verzeihe mir, zu Deinen Füßen bitte ich Dich darum.“

Und er warf sich dem braunen Gesellen zu Füßen. Ein klagendes, rührendes Grunzen kam aus der Kehle des Thieres. Der Alte schluchzte, bebte am ganzen Körper.

„Schieß zu, Väterchen!“ sagte sein Sohn. „Zerreiß uns das Herz nicht!“

Iwan erhob sich. Seine Thränen flossen nicht mehr. Er strich das silberne Haar zurück, das ihm über die Schulter gefallen war, und fuhr mit fester, klangvoller Stimme fort:

„Und sieh, jetzt muß ich Dich mit meiner eigenen Hand tödten . . . Sie haben mir's befohlen, ich soll Dich erschießen, Du darfst nicht länger leben. Wohlan denn — Gott im Himmel mag zwischen uns und ihnen richten.“

Er spannte den Hahn und zielte mit sichrer Hand nach der Brust des Bären, unter die linke Vorderpfote. Der alte Potap begriff, um was es sich handelte. Ein trauriges, verzweiflungsvolles Gebrüll erscholl aus seinem Rachen. Er richtete sich auf und führte seine Tatzen an die Augen, als ob er den Anblick der schrecklichen Todeswaffe nicht ertragen könnte. Die Zigeuner brachen in lautes Wehklagen aus, viele von den Zuschauern weinten. Der alte Iwan warf schluchzend die Büchse von sich und sank kraftlos neben ihr zu Boden. Sein Sohn eilte hinzu, um ihn aufzuheben, der Enkel griff nach der Waffe.

„Genug!“ schrie er mit wilder Stimme, in der die Erregung zitterte, und seine Augen blitzten. „Genug! Schießt zu, Brüder! Macht schnell ein Ende!“

Und indem er auf den Bären zueilte, setzte er ihm die Mündung des Rohres ans Ohr und drückte los. Ein Knall ertönte, der Bär stürzte als leblose Masse zu Boden; nur seine Tatzen zuckten noch krampfhaft, und sein Rachen öffnete sich wie zum Gähnen. Das ganze Zigeunerlager dröhnte von Schüssen

wieder, dazwischen erscholl das betäubende Jammergeschrei der Weiber und Kinder. Ein leichter Wind blies den Pulverdampf nach dem Flusse hinüber.

V.

„Er hat sich losgerissen! Er hat sich losgerissen!" ertönte es auf einmal in der Menge. Wie eine aufgescheuchte Schafheerde stoben Alle auseinander. Der Polizeimeister, der dicke Foma Fomitsch, die Kinder, Leonid und Constantin, die geputzten Damen — Alle ergriffen in panischem Schrecken die Flucht, stürzten an die Wagen und Zelte, stolperten über einander, schrieen und tobten. Olga Pawlowna wäre fast in Ohnmacht gefallen, aber die Furcht lieh ihr Kräfte, und indem sie ihr Kleid aufnahm, lief sie in eiliger Hast über die feuchte Wiese, ohne an die Unordnung in ihrer Toilette zu denken. Die Pferde vor den Wagen scheuten und stürmten in rasendem Galopp davon.

Die Gefahr war indessen keineswegs so groß. Ein noch nicht alter, dunkelbrauner Bär hatte sich, erschreckt durch die Schüsse und den blutigen Tod seiner Brüder, von der Kette losgerissen und lief, ein Stück derselben hinter sich herschleppend, mit bewundernswerther Schnelligkeit davon. Alles wich vor ihm zur Seite, und so stürzte er mit der Hast des Windes gerade auf die Stadt zu. Einige Zigeuner, mit Flinten in den Händen, setzten ihm nach. Die wenigen Fußgänger in den Gassen drückten sich ängstlich an die Mauern, wenn es ihnen nicht gelungen war, in einen Thorweg zu flüchten. Die Pforten wurden geschlossen, alle lebenden Wesen, selbst die Hunde, verschwanden.

Der Bär schlug die Hauptstraße ein und lief auf die Pfarrkirche zu, indem er bald nach rechts, bald nach links schaute, um einen Schlupfwinkel zu erspähen. Aber Alles war verschlossen. Die Ladendiener traten aus den Thüren und schrieen ihn heftig an, um ihn zu erschrecken. Er eilte am Bankgebäude, am Progymnasium, an der Caserne des Bezirks-Commandos vorüber, gelangte ans andere Ende der Stadt und machte endlich am Flußufer Halt. Die Verfolger waren zurückgeblieben. Aber bald zeigte sich in der Gasse eine Menschenmenge — die Zigeuner, der Polizeimeister mit dem Oberst, die, mit Büchsen in der Hand, in einem Jagdwagen fuhren, eine Rotte Soldaten; neben der Droschke liefen, in gleichem Tempo, Leonid und Constantin.

„Da ist er! Da ist er!" rief der Polizeimeister. „Halt! Brennt ihm eins auf!"

Eine Salve erdröhnte. Eine der Kugeln hatte das Thier getroffen, aber nicht tödtlich, so daß es in großer Angst noch schneller als vorher weiterlief. Eine Werst von der Stadt entfernt, liegt am Ufer der Rochla eine Wassermühle, die von einem nicht großen, aber dichten Eichwald umgeben ist. Dahin nahm der Bär seinen Weg, aber er verirrte sich in dem Labyrinth von Armen und Nebenläufen, die der Fluß hier bildet, und plötzlich trennte ihn eine breite Wassermasse von dem Wäldchen, in dem er, wenn auch nicht Rettung, so doch einen Augenblick Ruhe gefunden hätte. Er konnte sich nicht entschließen, hinüberzuschwimmen, und suchte sich in der Nähe ein Versteck. Das Ufer war an dieser Stelle mit Strauchwerk bewachsen, das, für Menschen undurchdringlich, an den Wurzeln zahlreiche Lücken und Durchschlupfe bildet, durch die sich an heißen Sommertagen die durstigen Hunde an den Fluß begeben. Hier verkroch sich der

arme braune Flüchtling; an einer Stelle, die ihm dicht genug schien, legte er sich nieder, rollte sich in einen Klumpen zusammen und steckte den Kopf zwischen die Pfoten. Unbeweglich lag er da; der Schreck hatte ihn betäubt, die Kugel, die ihm in der Lende saß, bereitete ihm heftige Schmerzen. Er dachte nicht daran, sich zu vertheidigen.

Nicht lange blieb er ungestört in seinem Schlupfwinkel. Die Mühlknappen hatten ihn gesehen und verriethen sein Versteck dem Polizeimeister, der alsbald, ganz erschöpft, mit den übrigen Verfolgern herankam. Unverzüglich ward der Ort umzingelt, und da Niemand in das Dickicht einzudringen wagte, so schoß jeder, der ein Gewehr hatte, seine Kugeln aufs Geradewohl ins Gesträuch ab.

Erst spät am Abend kam der Bär zum Vorschein; man mußte ihn mit brennenden Holzscheiten herausscheuchen. Als seine dunkle Gestalt sichtbar wurde, hagelte plötzlich ein Kugelschauer auf ihn ein — Jedermann hielt sich für verpflichtet, dem sterbenden Thier „eins aufzubrennen". Als man ihm das Fell abzog, war es zu nichts zu gebrauchen.

VI.

Vor Kurzem kam ich zufällig wieder nach Bjelsk. Die Stadt hat sich fast gar nicht verändert: nur die Bank hat Bankerott gemacht, und das Progymnasium ist in ein Gymnasium verwandelt worden. Der Polizeimeister ist, in Anerkennung seiner Tüchtigkeit, als Districts-Polizeimeister in die Gouvernementsstadt versetzt. Die Brüder Isotow kommandiren noch immer Contre und Quadrille und versorgen noch immer die Damen der Stadt mit Neuigkeiten. Foma Fomitsch, der Apotheker, hat an Umfang noch zugenommen; er hatte mit dem Bärenfett ein gutes Geschäft gemacht, indem er es zu achtzig Kopeken das Pfund verkaufte, doch spricht er immer noch mit sichtlicher Unzufriedenheit von der Tödtung der Bären.

„Ich sagte es damals gleich zu Olga Pawlowna, was für ein Pferdedieb aus ihrem Adonis werden würde . . . Nun, und? Kaum waren acht Tage vergangen, da ging der Spitzbube mit meinen Grauschimmeln auf und davon."

„Wissen Sie denn, daß er es war?" fragte ich.

„Wer sonst? Natürlich! Ist er doch im vergangenen Jahre wegen Einbruchs und Pferdediebstahls zu Zwangsarbeit verurtheilt worden."

„Ach, wie er mir leid that!" sagte Olga Pawlowna traurig.

Die gute Dame war in den letzten Jahren beträchtlich gealtert. Unter dem Siegel der Verschwiegenheit erzählte mir Foma Fomitsch, daß sie nicht weniger als vier Pfund Bärenfettpomade verbraucht hätte, und daß ihr Haar trotzdem nicht stärker, sondern im Gegentheil dünner geworden wäre. Uebrigens verdeckt der Chignon es so vollkommen, daß man wirklich gar nichts bemerkt.

Taine's Darstellung der französischen Revolution.

Von

Lady Blennerhassett.

(Schluß.)

II.

Die königliche Erklärung vom 27. December 1788 hatte mit Berufung der Generalstaaten auch die doppelte Vertretung des Tiers bestimmt. Vom nächsten Tag ist ein Brief von Mirabeau an Montmorin datirt, in welchem er fragt, ob ein ministerieller Plan vorhanden sei, dem die Abgeordneten der Nation zustimmen könnten. „Ich habe einen solchen Plan," fuhr Mirabeau fort: „er steht in Verbindung mit einer Constitution, die uns vor den Complotten der Aristokratie, den Ausschreitungen der Demokratie und der bereits so weit vorgeschrittenen Anarchie retten würde, in welche die Autorität zugleich mit uns und zwar deswegen gerathen ist, weil sie eine unbeschränkte sein wollte[1])."

Der Plan von Mirabeau war die gemäßigte Monarchie auf der Basis der parlamentarischen Regierung. Er scheiterte zunächst an der Abneigung des Königs und seiner Berather, sich Mirabeau's zu bedienen, wie später an der Weigerung der Nationalversammlung, ihre Souveräntät zu beschränken.

Dem künftigen Deputirten von Aix war aber schon ein Anderer zuvorgekommen, der, als echter Schüler von Rousseau, „die Wissenschaft der Politik erschöpft zu haben glaubte". Die Schrift von Sieyès, „Qu'est-ce que le Tiers", löste die Frage mit der berühmten Antwort: „Der Tiers ist Alles". Er ist die Nation, er beansprucht die Herrschaft im Namen aller individuellen Einzelwillen oder Bruchtheile der Souveräntät, die den Gesammtwillen bilden. Die reine Demokratie ist, das gibt auch Sieyès zu, bei einem großen Gemeinwesen unmöglich[2]); also muß das Königthum, als Vollzugsorgan des Willens der Gesammtheit, erhalten bleiben, damit nicht „der Despotismus eines Einzigen im Despotismus Aller wieder auflebe". Die Warnung war von Montesquieu; aber sein weiterer Grundsatz, daß die Monarchie eine hierarchische Gliederung der Gesellschaft voraussetze, wurde über Bord geworfen[3]). Die Abstimmung nach Köpfen, die auf Vorschlag von Sieyès erfolgte Constituirung der Versammlung als

---

[1]) S. Bacourt: „Correspondance entre Mirabeau et La Marck". Bd. I. Brief vom 28. December 1788, und Dumont: „Souvenirs sur Mirabeau".

[2]) S. Sieyès: „Qu'est-ce que le Tiers", Cap. VI, Note 1.

[3]) S. Montesquieu: „Esprit des Lois". Livre V, Chap. 4. Livre VIII, Chap. 6.

Assemblée nationale, ihr ausschließlicher Anspruch auf die gesetzgebende Gewalt, die zur Einleitung der Verfassung gewordene Verkündigung der Menschenrechte, die gewaltsame Befreiung des Bodens, die Neueintheilung Frankreichs in Departements, die Selbstverwaltung von 44000 neugeschaffenen Gemeinden, die Verwerfung des Zweikammersystems waren nichts anderes als der von Sieyès zur Regierungsmaschine construirte Socialcontract.

Dieser war es, der die Vernichtung nicht nur der alten Ordnung, sondern auch ihrer auf ständischen Unterschieden beruhenden Gesellschaft vollzogen hatte, indem er Alles, was über den Tiers hinausragte, auf dessen Niveau herabdrückte. Das konnte nur auf Kosten der Freiheit geschehen. Aber war nun dafür die Gleichheit errungen?

Als der Gehalt der Geistlichkeit ohne entsprechende Entschädigung abgeschafft wurde, hatte Sieyès bekanntlich mit den Worten dagegen protestirt, man wolle frei werden und wisse nicht gerecht zu sein. Sein System hatte eine Grenze: es war die Unantastbarkeit des Eigenthums. Schon die Constituante kannte eine solche Grenze nicht mehr, denn sie decretirte die Confiscation des Kirchengutes und ließ es ungestraft geschehen, daß auf allen Punkten von Frankreich durch sechs auf einander folgende Jacquerien und zahllose vereinzelte Gewaltthaten der Angriff auf den Besitz organisirt wurde.

Die Legislative ging noch weiter. Am 9. November 1791 verfügte sie die Confiscation aller bis zum darauffolgenden 1. Januar 1792 nicht zurückgekehrten Emigranten und am 29. November die Unterdrückung der Gehalte sämmtlicher den Eid verweigernden Priester, obwohl sie wußte, daß die Einen nicht ohne Lebensgefahr zurückkehren, die Andern ohne Verletzung des Gewissens den Eid nicht leisten konnten. Gleichzeitig aber, während der Nation mit dem Beispiel einer so ungeheueren Besitzverletzung auch die Mittel an die Hand gegeben wurden, sich durch dieselbe zu bereichern, knüpfte die Constitution von 1791 das Wahlrecht an die Bedingung eines wenn auch geringfügigen Eigenthums und schuf den Unterschied zwischen activen und passiven Staatsbürgern. Von dem Augenblick an kehrte der frühere Zwiespalt zwischen den Ständen als Gegensatz zwischen Besitzenden und Nichtbesitzenden wieder. Diejenigen, die etwas zu retten hatten, also die Majorität der Nation, deckten sich mit dem Instinct der Selbsterhaltung durch die Bürgergarde, den Wortlaut der Verfassung und die Fiction eines noch lebensfähigen Königthums. Die wiedererwachte monarchische Gesinnung im ganzen Lande war so stark, daß zweimal, 1791 kurz nach Varennes und im Sommer 1792, ein Umschlag der Dinge erwartet wurde[1]). Da beschlossen die Jacobiner mit ihrer Vorhut, der Gironde, dieses Schattenkönigthum zu stürzen. Denn nicht deswegen hatten sie die nationale Monarchie und die ständische Gesellschaft zerstört, nicht deswegen die neue Religion vorgeschrieben und Alles, was sich widersetzte, in die Acht erklärt, um auf halbem Wege stehen zu bleiben und die sociale Hierarchie durch eine Geldaristokratie zu ersetzen. Gab die Mehrheit der Franzosen sich damit zufrieden, so war sie eben von der Revolution abge-

[1]) S. Taine: „Origines etc. La Révolution" II, 141. Malouet: „Mémoires", II, 213, und Mallet du Pan: „Mémoires", II, 120.

fallen und hatte keinen Anspruch mehr darauf, das souveräne Volk zu sein. Von jetzt an wurden es jene Andern, die nichts zu verlieren hatten und von denjenigen angeführt wurden, die mit dem Fanatismus der Ideologen an ihrer Utopie festhielten. Sie waren es, die dem Begriff des Staatsbürgers jenen des Volkes entgegenstellten, Frankreich fortan durch die Clubs und den Pariser Pöbel lenkten und durch die dreifache Macht des Terrorismus auf den Tribünen der Legislative, an den Wahlurnen und in der Presse den Kampf auf Leben und Tod gegen das Werk der Constituante durchführten, die das souveräne Volk wieder regieren wollte, nachdem sie durch dasselbe alle Regierung vernichtet hatten. Damit enthüllt sich der Jacobiner als der einzig wahre Typus und die verkörperte Logik der Revolution; denn er allein war bereit, das Princip der einander völlig gleichen Individualitäten bis in seine letzten Consequenzen durchzuführen.

Unter dem Einfluß der Partei, mit Fernhaltung aller conservativen Elemente und unter der Pression der jacobinischen Clubs war schon die Legislative zusammengetreten, deren geistiges und folglich auch politisches Niveau so tief unter dem ihrer Vorgängerin stand, die ihre Mitglieder von einer Wiederwahl ausgeschlossen hatte. Aus den Reihen dieser zweiten Versammlung oder ihrer Anhänger war es, daß die ersten directen Angriffe gegen den Besitz gerichtet wurden [1]). Brissot, der eigentliche Erfinder des geflügelten Wortes: „La propriété, c'est le vol", nannte in der Versammlung selbst „die Sansculotten den gesunden, die Reichen den angesteckten Theil der Gesellschaft" [2]). Robespierre wollte eine Maximalrente von 3000 Livres festgestellt wissen; Pétion denuncirte als Maire von Paris „die Bourgeoisie, für welche die Revolution zum Krieg derer, die da haben, gegen die, welche nicht haben, geworden sei [3])." „In den Clubs," schreibt Roederer, „verwies man die Proletarier auf Frankreich wie auf eine Beute [4])." Im Juni 1792 bezeugt der Gesandte der Vereinigten Staaten, Gouverneur Morris, die Anarchie im ganzen Lande sei bis zu dem Punkt gediehen, daß selbst der Despotismus der Mehrheit der Bevölkerung wie eine Segnung erschienen wäre, wenn sie dadurch Sicherheit der Person und des Eigenthums, wie unter der schlechtesten europäischen Regierung, erreicht hätte [5]). In einer solchen Lage gab es in jeder Partei Leute, die aus den verschiedensten Motiven nur noch vom Kriege die Lösung des Dilemmas erwarteten, in welchem man sich befand: die Constitutionellen wünschten ihn herbei, um die Disciplin in der Armee wiederherzustellen, dem König eine bewaffnete Macht zu gewinnen und die Revision der Verfassung zu ermöglichen. Die Jacobiner rechneten darauf, daß es gelingen werde, Ludwig XVI. nach Eröffnung der Feindseligkeiten des Einverständnisses mit der europäischen Coalition überführen zu können, die sie gegen sich heraufbeschworen hatten: den unversöhnlichen Gegnern der Revolution bot die Aussicht

[1]) S. Taine: „Origines etc. La Révolution", II, 127, 128, 139, 141, 218, 256.

[2]) S. Edmond Biré: „La Légende des Girondins". 39 und 77.

[3]) S. Taine: „Origines etc. La Révolution", III, 92. II, 139.

[4]) Roederer: „Œuvres comp." VIII, 477.

[5]) S. Jared Sparks: „Gouverneur Morris, Journal and Correspondence". III. Brief vom 20. Juni 1792.

auf einen militärischen Erfolg zugleich jene auf Wiederherstellung der alten Zustände. Es war so ungewiß, zu wessen Gunsten die ehernen Würfel fallen würden, daß Robespierre, Marat, Camille Desmoulins und zum Theil selbst Danton, aus Furcht, es möchte das Experiment gegen sie und für die Monarchie entscheiden, sich gegen den Krieg erklärten[1]). Da ging die Gironde voran[2]), erzwang die Kriegserklärung des Königs an die Mächte, erhob die Anklage des Landesverraths gegen Alle, die noch zu widerstehen versuchten, und entflammte die Massen zum wüthenden Angriff, nicht nur gegen den äußern, sondern auch gegen „den innern Feind", indem sie ihnen die Waffen gegen die Conspiration der Tyrannen zur Wiederaufrichtung feudaler Bedrückung in die Hand gab: „Um uns zu retten," schrieb Brissot, „müssen wir Europa an den vier Ecken in Brand stecken[3])." Und am 4. October 1792 bekannte er im Sendschreiben an alle Republikaner Frankreichs, durch die Kriegserklärung habe er die Abschaffung des Königthums bezweckt. „Meine Vertheidigung wird merkwürdig sein," schrieb der wegen Verrath ins Gefängniß gebrachte Minister Ludwig's, Deleffart, an Necker; „nicht meinetwegen, sondern wegen der Enthüllungen über die fremden Höfe und durch den schlagenden Beweis, daß sie uns nicht bekämpfen wollten und daß wir es waren, welche die Feindseligkeiten provocirten, begannen und Europa gegen uns ins Feld riefen[4])." Derselbe Terrorismus, der den Minister opferte, um seine Vertheidigung nicht hören zu müssen, organisirte im ganzen Land die Denunciationen, löste die „aristokratische" Bürgergarde auf, gründete die Republik, richtete den König und schuf durch die zuerst vom Maire Pétion ins Leben gerufene Pariser Commune[5]) das fürchterliche Werkzeug des Schreckens für das Triumvirat Marat, Danton, Robespierre, welches „das Credo der Freiheit von den Septembermorden datirte"[6]) und die Norm des Patrioten nach der Orthodoxie des Jacobiners feststellte.

Der Kampf innerhalb des Convents, zwischen Berg und Gironde, war durchaus kein Principienstreit, sondern nur ein Kampf um die Macht. Die sittliche Unterscheidung gibt es nicht, die für den 20. Juni, den 10. August, den Proceß und die Verurtheilung des Königs, die Einsetzung des Revolutionstribunals, die Todesstrafe gegen Emigrirte, Aristokraten und Feinde des Vaterlandes, die Deportation aller unbeeidigten Priester, die Confiscation des Vermögens aller Hingerichteten, lauter Thaten der Gironde[7]), einen anderen Maßstab bereit hätte, als für den 31. Mai, den 2. Juni, den 3. October 1793, wo sie, nach dem ewigen Gesetze aller Revolutionen, durch dieselben Waffen fiel, mit welchen sie

[1]) S. Hamel: „Histoire de Robespierre", II, 87—93.

[2]) S. La Fayette: „Mémoires", I, 442, und Necker: „Œuvres comp.: De la Révolution française", I, 405.

[3]) S. Taine: „Origines etc. La Révolution", II, 435 Note, und 137, 147.

[4]) S. Deleffart an Necker. Brief vom 8. Juli 1792; Taine: „Origines etc. La Révolution", II, 131, und Leroy-Beaulieu: „Un Philosophe historien". Revue des Deux-Mondes, Janvier, 1882.

[5]) S. Taine: „Origines etc. La Révolution", II, 220—227.

[6]) Ebendaselbst II, 266.

[7]) S. alle diese Decrete verzeichnet bei Edmond Biré: „La Légende des Girondins", Cap. IX, S. 282—325. Taine: „Origines etc. La Révolution", II, 434. 436.

gesiegt hatte. Nicht dieser Mitschuld an Mord und Empörung, sondern eines andern, in ihren Augen allein todeswürdigen Verbrechens wegen war es, daß die Jacobiner sie dem Untergange weihten: es war abermals die Sünde wider den Geist der Revolution, wider die Gleichheit, deren sie sich schuldig gemacht hatten. Standesunterschiede gab es allerdings nicht mehr und der Vorwurf gegen den Besitz konnte die Mitglieder der Legislative fast ebenso wenig treffen; denn es ist berechnet worden, daß neunzehn Zwanzigstel derselben kaum die Gesammtsumme von 300,000 Livres an Vermögen repräsentirten und, nach einer Bemerkung des Grafen La Marck, nichts ihr Eigen nannten, als Ueberschuhe und Regenschirm[1]). Aber es gab doch noch etwas, wodurch das Maß des Girondisten über jenes des Jacobiners hinausragte, und dieses Etwas bestand, wenn nicht immer im Talent, so doch in der Erziehung. Er konnte die Bildung nicht wieder los werden. Condorcet zählte zu den Gelehrtesten seiner Zeit; Lanjuinais, der sich der Gironde anschloß, ohne zu ihr zu gehören[2]), war der Typus des unbefleckten Republikaners, ein vom christlich-religiösen Bewußtsein getragener, antiker Charakter. Die Beredsamkeit von Vergniaud ersetzt jene von Barnave und erreichte die von Mirabeau. In seiner Proclamation an die Franzosen, die das Vaterland in Gefahr erklärte, erklang zum ersten Male der heroische Rhythmus der Marseillaise[3]). Die Memoiren von Madame Roland nennen Barbaroux einen Antinous, so schön sei er gewesen[4]). Sie selbst, die Tochter von Rousseau und Seele der Gironde, schloß zwar unbedenklich den blutigen Pact mit dem Mord, von den Mördern aber wandte sie sich ab. Was nach der Niederlage der Constitutionellen noch an idealer Begeisterung für die Freiheit vorhanden war, das lebte unter den Deputirten, die jetzt die Rechte des in den Tuilerien tagenden Convents bildeten. Von ihnen, als von der Partei, die entweder zur Herrschaft gelangen oder zu Grunde gehen mußte, hoffte jetzt Alles, das vor und nach Varennes sich an die constitutionelle Monarchie angeklammert hatte, Rettung vor der hereindringenden Auflösung der Gesellschaft. Im Juni 1793, nach dem Gewaltstreiche der Pariser Sectionen gegen die Führer der Gironde, protestiren 69 von den 84 französischen Departements zu ihren Gunsten[5]). Es besteht kein Zweifel darüber: sie verfügten im Augenblick ihres Sturzes über dieselbe Majorität, die 1791, und dann wieder 1792, dem König gehört hatte, und die jetzt wie damals nur dazu diente, beider Verhängniß zu beschleunigen. Denn diese Mehrheit war eben nichts anderes als die französische Nation selbst, der Edelmann, der Beamte, der Gelehrte, der Priester, der Bürger, der Bauer, der Arbeiter, alle die Stände, denen während nahezu zweihundert Jahren, seit den Tagen von Richelieu, unter dem gemeinsamen Drucke despotischer Centralgewalt und büreaukratischer Bevormundung die Gewohnheit der freien Bewegung, die persönliche Initiative und Verantwortlichkeit abhanden gekommen

[1]) S. Bacourt: „Correspondance entre Mirabeau et La Marck", Bd. III, S. 233 u. 246.

[2]) S. Edmond Biré: „La Légende des Girondins", Chap. V, 132—186, und Barante: „Histoire de la Révolution française", IV, 176.

[3]) Mortimer-Ternaux: „Histoire de la Terreur", II, 101.

[4]) „Mémoires de Madame Roland." Édition Dauban, S. 319.

[5]) S. Taine: „Origines etc. La Révolution", III, 28—30.

waren, und die jetzt, rathlos wie unmündige Kinder, wieder eine leitende Hand zu erfassen suchten. Bei all seinen unvergleichlichen Vorzügen ist es nicht der Franzose Alexis de Tocqueville, sondern der Deutsche Lorenz Stein, der zuerst die zum Verständniß der französischen Staatsumwälzung ganz unentbehrliche Wahrheit aufgestellt hat, daß, wenn in Frankreich die Ereignisse zu einer Revolution, statt, wie anderswo, zu einer Umgestaltung führten, der Grund dafür darin lag, daß dort Volk und Staat nicht etwa höher und besser, sondern weniger entwickelt waren[1]). Für die ihnen plötzlich und unvorbereitet zugewiesene Rolle waren sie nicht reif. Sie hatten weder Führer, noch Parteiorganisationen, noch sonst Verbindungen unter sich, und, mit Ausnahme der royalistischen Presse in Paris, nichts als den passiven Widerstand, der ihren Gegnern zu Gute kam, indem, nach einer Berechnung von Taine, im Herbste 1792 nicht weniger als sechs Millionen dreimalhunderttausend von sieben Millionen Wählern, theils in Folge von Drohungen und Proscriptionen, theils aber auch nur aus Mangel an Thatkraft und feiger Gleichgültigkeit, von den Wahlversammlungen fern blieben[2]).

Was also seit 1793 über Frankreich herrschte, war, mit Ausnahme der paar Provinzen, wo alle Schichten der Bevölkerung sich um die königliche Fahne scharten, eine ganz verschwindende Minorität. Vermöge der eigenen Schwerkraft war der Gleichheitsbegriff, die socialen Abstufungen, eine nach der andern aufhebend, bis zu der letzten von allen, dem Proletariat, angelangt und hatte ebenso folgerichtig die Terrorisirung des Landes durch die Hauptstadt herbeigeführt, weil nirgends der Proletarier so zahlreich vertreten und so vollständig in den Händen der Jacobiner war, als in Paris. Uebereinstimmend damit war auch der Staatsbürger, le citoyen von 1789, zum Patrioten von 1792 und dann zum Sansculotten von 1793 geworden, in welchem die Volkssouveränität ihren letzten Ausdruck und damit auch die ärgste Form des Despotismus fand, unter dessen Zuchtruthe sich jemals ein christliches Volk beugte. Lanjuinais verkündete ihn wie von prophetischem Geiste ergriffen, als er am Tage des definitiven Sturzes der Gironde seinen Collegen zurief, er sehe den Bürgerkrieg sich entzünden und Frankreich zerreißen, und das Ungeheuer der Dictatur, auf Leichen und Ruinen einherschreitend, sie Alle verschlingen und endlich die Republik vernichten[3]). Diesmal blieb kein Ausweg mehr offen, denn der Anspruch des Jacobiners auf die Macht wurde im Namen der Wahrheit, der Tugend und Vernunft erhoben. Er gab alle Rechte und gewährte alle Freiheiten. Seine Herrschaft war die einzige logisch begründete, denn sie erhob sich auf der Basis des allgemeinen Stimmrechts; sie überließ dem Volke die Besetzung aller Stellen, die Vertheilung aller Mandate; sie gab ihm die Mittel an die Hand, jeden Augenblick zusammenzutreten, seinen Willen zu widerrufen oder zu bestätigen, und in Permanenz zu regieren. Das war der Wortlaut der Verfassung von 1793. Dafür, daß er

[1]) S. Lorenz Stein: „Der Begriff der Gesellschaft und die sociale Geschichte der französischen Revolution", I. S. 17 der 2. Auflage, 1855.

[2]) S. Taine: „Origines etc. La Révolution", II, 370—374.

[3]) S. Mortimer-Ternaux: „Histoire de la Terreur". VII, 403.

gehalten wurde, verbürgten sich die zwölf Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses, die weder sich noch Andern trauten und von denen ein Jeder wußte, daß sein Leben ihm nur noch um den Preis der Vernichtung seines Gegners gehörte[1]). Dieser Gegner aber bezifferte sich nach Millionen. Ganze Städte, wie Lyon, Toulon, Nimes, Toulouse, Bordeaux, versuchten zu widerstehen. Ganze Gesellschaftsclassen und Parteien, in Marseille die Kaufmannschaft, in der Vendée die Royalisten, im Schoße des Convents die des Föderalismus verdächtig gebliebenen Deputirten des Südens und die letzten Anhänger der Gironde, wollen sich dem Gleichheitsideal nicht beugen. Da wird die Verfassung suspendirt, „denn sie ist nur für die Freunde der Freiheit, nicht für die Feinde des Volkes bestimmt . . . . . Wer passiv bleibt, gehört schon zu diesen, und die Republik kann nur vom Tage an beginnen, wo die Sansculotten, als einzig wahre Vertreter der Nation, durch das Recht der Eroberung zur Herrschaft gelangt sein werden“[2]). Inzwischen herrscht die Dictatur des Schreckens durch die am 17. September ins Leben gerufene Loi des suspects, „durch die Garantie der Freiheit: die Guillotine“[3]). — „Ich werde im Norden Patrioten schaffen,“ sagt Baudot, „entweder sie oder ich müssen darüber zu Grunde gehen.“ — „Wir werden einen Leichenaltar aus Frankreich machen,“ sagt Carrier, „lieber als es nicht nach unserem Sinne umzugestalten,“ und reparaphrasirt das Wort von Rousseau: „Wir werden sie zur Freiheit zwingen“[4]). So entwickelt sich das System des Massenmordes, das, im Juni 1793 beginnend, von Taine mit den drei Typen Marat, Danton, Robespierre in der Psychologie des Jacobiners geschildert ist.

„Ausgepfiffener Autor, zweifelhafter Gelehrter, überführter Charlatan, unbekannter Philosoph, Publicist dritten Ranges, ständig zurückgewiesener Candidat, von Ehrgeiz verzehrt und ohne Talent, zur Kritik unfähig und zur Mittelmäßigkeit verdammt; in der Politik Verkünder der Marotte des Tages, die in seinem Munde nur noch toller und unsinniger sich gestaltet; dreihundert erfüllter Prophezeiungen sich rühmend, physisch zurückstoßend und moralisch verkommen, aber von seiner überlegenen Genialität nur umsomehr durchdrungen,“ gehört Marat nach Taine ins Gebiet der Psychiatrie, als ein Beispiel des délire ambitieux, gepaart mit Verfolgungswahnsinn und der Monomanie des Mordes. Bereits 1789 verlangt Marat die Laterne für Mirabeau und das Herz des infamen La Fayette; am 14. Juli 500 Köpfe, im September 1792 schon deren 40,000, sechs Wochen später jedoch 270,000, so daß er, „Dank der Uebereinstimmung seines persönlichen mit dem allgemeinen Wahnsinn, von Anfang an, mit der Consequenz der Tollheit, reuelos und triumphirend auf der steilen Höhe steht, welche die Anderen nur langsam oder nie erreichen werden“[5]). Ganz anders Danton, der Mirabeau der Straße und Vorläufer von Bonaparte. Auch er bedient sich der herrschenden Theorie, aber ohne an sie zu glauben, denn gleich nach dem 10. August beschäftigt ihn der Gedanke einer Regentschaft im Namen

[1]) S. Taine: „Origines etc. La Révolution“, III, 6—11 und 63.
[2]) Ebendaselbst III, 61 und 78 Note: Saint-Just.
[3]) S. Dareste: „Histoire de France,“ VIII, 495. Aeußerung von Chabot.
[4]) S. Taine: „Origines etc. La Révolution“, III, 80—81.
[5]) Ebendaselbst III, 159—174.

des Dauphin, weil die Ereignisse in dieser thatkräftigen Natur, wenn auch nicht staatsmännische Einsicht, so doch staatsmännische Instincte geweckt hatten. Für ihn war die Revolution vor Allem das Mittel gewesen, zum Lebensgenuß, und erst dann, wenn möglich, auch zur Macht zu gelangen. Sie fand ihn reif für ihre Zwecke, denn er kannte weder moralische Bedenken noch Anwandlungen physischen Abscheus. Ihn schreckten weder Verrath noch Laster, noch der Geruch des Mordes. Er ließ mit sich unterhandeln, nahm Geld von seinen Opfern, suchte sie auch wohl zu retten, lieferte sie aber, wenn das nicht gelang, um so sicherer ans Messer, als er sich compromittirt wußte[1]). Denn, was Danton will, ist nicht der Triumph einer Sache, sondern der seine. Er hält das Volk für viel zu thöricht, wandelbar und corrumpirt, als daß es überhaupt die gesetzliche Freiheit vertragen könnte, und „die Zeit für gekommen, wo Cato ein Narr, Cäsar ein nothwendiges Uebel ist“[2]). Er handelt, wie er denkt. Dem Aufruhr, den er entzündet hat, schreitet „der breitschultrige, blatternarbige Cyclop“ voran, nicht unsichtbar wie Robespierre, oder versteckt wie Marat. Sein Werk ist der 10. August, der 2. September, der 31. Mai, der 2. Juni; die Errichtung des Revolutionstribunals, die Erhebung des Wohlfahrtsausschusses zur provisorischen Regierung. Aber dieser Organisator des Schreckens ist unberechenbar: er hat Regungen der Großmuth und Anwandlungen der Reue. Die Hinschlachtung der Gironde preßt ihm Thränen aus. Es will ihn auch einmal bedünken, „als ob es besser sei, guillotinirt zu werden als zu guillotiniren“. Er läßt sich von Anderen überflügeln, betäubt sich im Genuß und vernimmt sein Todesurtheil mit den Worten: „er sei froh, den Schauplatz solcher Greuel zu verlassen“[3]). Dieser „Barbar“, wie ihn Taine nennt, repräsentirt keinen speciellen Typus: ihn kennen alle Revolutionen und lassen ihm nur die Wahl zwischen Dictatur und Schaffot. Nicht Danton also, sondern noch ein Anderer muß Träger des Gedankens von 1793 sein, ein Consequenterer als er, „wenn überhaupt nicht der einzig Consequente, auf welchen Cäsar's Worte bei Shakespeare Anwendung finden: „He loves no sport, as thou dost, Anthony“[4]). Nach dem 10. August hat ihn der divinatorische Instinct des Volkes bei seinem Namen „Accusateur public!“ gerufen. Andere leiten den Aufstand, stürzen den Thron, organisiren Armeen, terrorisiren die Provinzen und füllen sich die Taschen. Maximilian Robespierre denuncirt. Zuerst den Hof, dann Mirabeau, dann La Fayette, dann Barnave. Nach Barnave Dumouriez, nach Dumouriez die Gironde, nach der Gironde Hébert, nach Hébert Danton, nach Danton die Comités, bis die Todesangst gehetzter Mitschuldiger sich zur That ermannte.

Mit Robespierre ist Taine endlich bei dem Punkte angelangt, den er, wie der Seefahrer den Magnet, niemals aus den Augen gelassen hat; denn „in Robespierre ist der Socialcontract Mensch geworden“[5]). Welches Urtheil er

---

[1]) S. Comte Théodore de Lameth über Danton bei Taine: „Origines etc. La Révolution“, III, 177, Note.

[2]) S. Jared Sparks: „Gouverneur Morris, Life and Correspondence“, II, 261 u. II, 425.

[3]) Ebendaselbst II, 261.

[4]) Ebendaselbst II, 419.

[5]) Lanfrey: „Essai sur la Révolution française“, S. 343.

ihm vorbehält, kann ebenso wenig zweifelhaft sein, als das des Richters, dem es nach langer, peinlicher Untersuchung gelingt, den schuldbeladenen Verbrecher endlich doch seiner That zu überführen. Denjenigen aber, die Taine bis hierher gefolgt sind, steht es frei, die Proceßacten noch einmal, und zwar im Lichte der Vertheidigung zu prüfen, auf die jeder Angeklagte ein Recht besitzt. Die von Robespierre hat, mit vielen Anderen, vornehmlich sein eigener Biograph, E. Hamel, in drei dicken Bänden übernommen, die, sich nicht mit einer Apologie begnügend, in einer Apotheose ausklingen. Er schildert die Jugend seines Helden, druckt seine unübertrefflich schlechten Verse, erwähnt des Besuchs bei J. J. Rousseau in Montmorency, mit den Worten schließend: „Que ce passa-t-il entre le maître et le disciple? Nul ne le sait;“ erzählt die Geschichte seines ersten Lieblings, einer Taube, die verhungern mußte, was später den treuen Hund nicht abhielt, „seinem Herrn mit traurig sanften Blicken überall hin zu folgen“. Dann geschieht der Frauen Erwähnung, die ihn liebten, aber verhältnißmäßig wenig beachtet wurden. Der Umstand, daß Robespierre in Paris das Familienleben des Zimmermeisters Duplay theilte, bietet Herrn E. Hamel den ersten Anlaß zu einem Vergleich „mit dem göttlichen Philosophen von Nazareth“[1]). Später nennt er ihn wiederholt den Messias der Revolution. Nach den Einzelheiten über die Persönlichkeit gibt sein Biograph die meist den Reden von Robespierre entlehnte Darstellung seiner Principien. Er hebt hervor, wie auch er, gleich seinem unsterblichen Vorbilde Rousseau, eine Gesetzgebung, nicht nur für sein Volk und seine Zeit, sondern für alle Jahrhunderte und die ganze Menschheit wollte; wie er unwandelbar das große Princip der Volkssouveränität festhielt, und nicht müde wurde, zu wiederholen: „nicht die Empörung der Regierten, nur der Ehrgeiz und die Selbstsucht der Regierer seien zu fürchten“; wie er folgerichtig den Begriff militärischer Ehre für „eine aristokratische Erfindung“ bezeichnete und unmittelbar [nach dem Mord von Dillon durch seine Soldaten die Bildung eines Elitecorps [aus den 60,000 Mann vorschlug, die seit Beginn der Revolution durch Meuterei und Empörung „Proben ihres Civismus“ gaben; wie er endlich niemals „den unversöhnlichen Antagonismus zwischen der Bourgeoisie und dem Volke vergessen habe“[2]). Uebereinstimmend damit bringt auch Robespierre eine Declaration der Menschenrechte, deren erster Artikel das Glück der Gesammtheit als den Zweck der Gesellschaft bezeichnet, im Artikel 3 alle Menschen durch Natur und Gesetz einander gleich erklärt, im Artikel 19 alle Institutionen verurtheilt, die das Volk nicht als gut, seine Bevollmächtigten nicht als corruptibel voraussetzen. Der Begriff der Gleichheit ist zu dem der Tugend geworden: „Wir wollen,“ ruft Robespierre, „die Moral dem Egoismus, die Ehrlichkeit der Ehre, die Principien den Gewohnheiten entgegensetzen . . . . . wir wollen die Wünsche der Natur erfüllen, die Geschicke der Menschheit vollenden, die Versprechungen der Philosophie halten, die Vorsehung von der langen Herrschaft des Verbrechens und der Tyrannei lossprechen.“ Was unter dieser Moral zu verstehen ist, entscheidet das Bewußtsein des Volkes

[1]) S. E. Hamel: „Histoire de Robespierre“, I, 9 u. ff. III, 281—287 u. ff.
[2]) Ebendaselbst I, 464; II, 39, 74, 561, 237, 244, 413 u. ff. III, 23—25, 45.

nach der Interpretation von Robespierre. Vergebens dringen Bewunderer wie Antagonisten auf greifbare Vorschläge und ein bestimmtes Programm: Robespierre hat einfach keinen selbständigen Gedanken, und während dreier Jahre bleibt seine Rhetorik der Commentar zum Dogma von Rousseau[1]). Dafür hat er die Kunst der Selbsttäuschung bis zu dem Punkte erhoben, wo das Individuum sich selbst nicht mehr von seiner Rolle zu unterscheiden weiß. Die seinige ist die des Hohenpriesters, der im Namen der Gottheit spricht. Wer dürfte vertheidigen, was er verurtheilt: die Schlechten, die Verräther, die Tyrannen; wer sich weigern, anzuerkennen, was er feiert: die Vorsehung, die Natur, die reinen Freuden der Unschuld, das Zeugniß des eigenen, vorwurfsfreien Gewissens! Kaum daß von Zeit zu Zeit eine giftige Invective, eine vernichtende Denunciation den tödtlichen Haß verrathen, der unter der philanthropischen Maske lauert. Mit seltenen Ausnahmen bleibt Alles glatt, correct, salbungsvoll und auferbauend. Kein brutales Wort läßt auf unmenschliche Thaten schließen, keine rohe Hand lüftet den Schleier, den dieses moralische Ungeheuer zwischen sich und seine Opfer spannt. Er wiederholt im Gegentheil unaufhörlich, daß er den Terrorismus haßt, und verflucht die Dictatur. Vom 2. September hat er nichts gewußt; der 31. Mai war die Rettung der Republik[2]). Nur verhältnißmäßig selten tragen die Erlasse des Wohlfahrtsausschusses die Unterschrift von Robespierre[3]). Die Maschine des Schreckens ist so construirt, daß sie, kraft der sie treibenden Theorie, durch Robespierre den Jacobinerclub, durch diesen den Convent, durch den Convent die Comités, durch die Comités das Revolutionstribunal in Bewegung setzt und ein directes Eingreifen stets durch das Gesetz erzwungen scheint. Die einzige, fürchterliche Ausnahme war das Proscriptionsgesetz vom 22. Prairial, vor welchem selbst Hamel verstummt, und dessen tödtliche, gegen Jedermann gerichtete Spitze endlich seinen Urheber traf[4]).

Bis das geschah, „guillotinirte man"; wie Barère sagt, „um nicht guillotinirt zu werden", weil, „wer Angst hat, Angst einflößen muß". Jeder thut es nach seiner Art. Der Chevalier Saint-Just, der mit Entwendung silberner Bestecke und Veröffentlichung seines mehr als schlüpfrigen Gedichts begonnen hat, spricht von Gleichheit, Mäßigkeit, Spartanersitte, und preist das reine Glück der Hüttenbewohner. Bestimmt und klar wird er nur dann, wenn er, der Wahrheit ins Gesicht schlagend, wie im Bericht über den 10. August, die Schlinge um den Hals seiner Opfer wirft: „Jeune homme atroce et théatral", nennt ihn Sainte-Beuve, „auquel on est même embarrassé, quand on embrasse sa courte et sinistre carrière, d'appliquer une seul fois le mot humain de pitié"[5]).

Anders Barère, ein Gascogner heiterster Gemüthsart, der die Bittschriften weinender Frauen mit den verbindlichsten Schmeichelworten in Empfang nimmt,

---

[1]) S. C. Hamel: „Histoire de Robespierre," III, 384 und ff.
[2]) Ebendaselbst III, 2 und ff.; 394 u. ff.; 607 und ff.
[3]) S. Taine: „Origines etc. La Révolution", III, 214, 219 und Noten.
[4]) S. C. Hamel: „Histoire de Robespierre", III, 547, 549 und ff. und Taine III, 393.
[5]) S. Sainte-Beuve: „Causeries du Lundi", V, 282.

um sie hierauf ungelesen ins Feuer zu werfen; der Dame seines Herzens zu Ehren bringt er eine neue Frisur nach dem Muster der letzten Toilette der Verurtheilten in Vorschlag, weiß seine hier und da doch etwas deprimirten Collegen mit guten Einfällen zu belustigen, vernachlässigt aber dabei die Geschäfte nicht und besucht an kritischen Tagen die Versammlung mit zwei oder auch drei verschiedenen Reden in der Tasche, um auf alle Eventualitäten gefaßt zu sein. Er ist es, der den Handel auf der Tribüne des Convents als „wucherisch, monarchisch und antirevolutionär" bezeichnet, und den „Patrioten" eine neue Classe von Geächteten ausliefert; der am 7. Prairial, mit Zustimmung von Carnot, die Rückkehr zur Kriegführung der Barbaren durchsetzt, indem er die Niedermetzlung aller gefangenen englischen und hannövrischen „Sklaven" gesetzlich anordnen läßt[1]). Bei allem dem ein Lebemann von verschwenderischen Gewohnheiten, bildet er den Uebergang zu denjenigen, die der Fanatismus praktischeren Zwecken nicht entfremdet, und die der Ansicht huldigen, „daß die, welche die Revolution nicht lieben, Jene zahlen müssen, die sie machen"[2]). An ihrer Spitze ist Tallien, „der König der Diebe", der seine Favoritin in Begleitung von Kurieren spazieren fährt[3]); Carrier, der während der Noyaden von Nantes auf dem Verdeck des Todtenschiffes Orgien feiert; Fouché und Barras, die arm in die Revolution eintreten und die sie als Millionäre zurücklässt. Diesem folgt ein Heer von Subalternen, denn die Revolution beschäftigt und bezahlt weit mehr Beamte als früher die Monarchie. Paris allein zählt 30,000 Angestellte der Regierung. Es lag im Plan, die bestehenden 21,500 revolutionären Comités auf 45,000 mit einer Mitgliederzahl von 540,000 zu erhöhen, die 591 Millionen jährlich verschlungen hätten. Nur die Apathie der Landbevölkerung vereitelte den Vollzug der bereits erlassenen darauf bezüglichen Gesetze[4]), obwohl ein Edikt von Couthon Jedem, der ein öffentliches Amt anzutreten sich weigerte, für „suspect" erklärte, was ihn dem Verlust von Freiheit und Vermögen aussetzte[5]). Dagegen erhielt jedes Mitglied eines solchen Comités 5 Franken, eines revolutionären Tribunals aber, wovon es 178 im Lande gab, 18 Franken per Tag, wozu die aufs Ergiebigste ausgenützte Gelegenheit kam, sich durch Erpressungen zu bereichern und Hand auf außerordentliche Steuern zu legen[6]). Niemand that der Plünderung ernstlich Einhalt; denn, nach Saint-Just, ist „das, was eine Republik constituirt, die vollständige Vernichtung alles dessen, was nicht zu ihr hält"[7]).

Es gab ein letztes Stadium: das sich Weiden an der Qual, das Morden, um der Lust des Mordes willen. Taine hat sich nicht erspart, auch dieses zu verfolgen und zu erzählen, wie u. a. Lebon den bereits ans Brett geschnallten Monsieur de Vielfort zehn Minuten unter dem Fallbeil liegen ließ, einen Sieges-

[1]) S. Taine: „Origines etc. La Révolution", III, 248—249.
[2]) Ebendaselbst III, 279 und 354.
[3]) Ebendaselbst III, 280 und Noten.
[4]) Ebendaselbst III, 320. 321.
[5]) Ebendaselbst III, S. 325.
[6]) Ebendaselbst III, 215 Note, S. 335, 344, 388, 394.
[7]) Ebendaselbst III, S. 282.

bericht verlas und hierauf seinem Opfer zurief: „Geh, Bösewicht, und berichte Deinesgleichen, was Du gehört hast", worauf das Messer fiel. Carrier versicherte, nie habe er so gelacht, als bei der Hinrichtung von Priestern. Ein Mal executirte er 24 Personen auf einmal und unter diesen vier Knaben, wovon der jüngste dreizehn Jahre zählte. Für ihn war die Guillotine zu kurz; so kurz, daß das Messer nur das Oberhaupt erreichte. „Wirst Du mir sehr wehe thun?" fragt das Kind den Henker. . . . . Dieser starb an der Erinnerung daran. Carrier nahm einen andern und mordete weiter. In Lyon betrachtete sich Fouché mit der Lorgnette die Massenhinrichtung von 210 Menschen[1]). Hundert Jahre früher hatte die Gattin des Gesandten Ludwig's XIV. bei seinem Enkel zu Madrid, die Herzogin von Villars, an die Marquise von Sévigné geschrieben, während eines Auto-da-Fé, dem sie anzuwohnen mit dem ganzen Hof gezwungen gewesen, seien der großen, durch die Flammen vermehrten Hitze wegen, geeiste Erfrischungen gereicht worden[2])! Taine denkt an Aehnliches, aber er schreibt dennoch die Worte, die so oft gegen ihn angeführt worden: „Als Philipp II. die Häretiker verbrannte, die Mauren verfolgte und die Juden verjagte, als Ludwig XIV. die Bekehrung der Protestanten erzwang, thaten sie doch nur den Minoritäten, etwa dem Fünfzehntel oder Zwanzigstel ihrer Unterthanen Gewalt an . . . . Hinter ihnen stand eine katholische Majorität, die nicht minder fanatisch und ebenso wenig liberal war, als der König . . . . . Die Mitarbeiter Peter's des Großen bei der Zähmung seiner moskowitischen Bären waren alle hervorragenden, gebildeten Männer seines Landes . . . . . Ein Cromwell schützte die Dissidenten und stand an der Spitze einer wohldisciplinirten, zwanzig Mal siegreichen Armee. Der Kalif oder der Sultan führte sein privilegirtes, kriegerisches Volk . . . . Der Jacobiner dagegen begann mit dem Angriff gegen Monarchie, Kirche, Adel, Parlamente, die Privilegirten, den Feudalbesitz, mit einem Wort gegen das Mittelalter, und schloß mit der Bekämpfung weit älterer Institutionen, der positiven Religion, des Besitzes, der Familie"[3]). So ging die nivellirende Axt vom Hochwald auf das Niederholz über. Frankreich zählte in den letzten Jahren der Monarchie etwa 300,000 bis 400,000 angesehene Leute, die sogenannten Notabeln; die Hekatombe aber, die ein Collot d'Herbois verlangte, beziffert sich am Ende der Dictatur von Robespierre auf 12 bis 14 Millionen Menschen, weil nicht nur jeder Unterschied des Vermögens, sondern auch jeder Bildungsgrad, den der Eine vor dem Andern voraus hatte, als Verbrechen gestraft wurde. Lavoisier bittet um eine Frist von vierzehn Tagen, zur Vollendung einer wissenschaftlichen Untersuchung. Sie wird ihm verweigert, „denn die Republik bedarf keiner Gelehrten". André Chénier, ihr größter lebender Dichter, der Freiheitssänger von 1789, wird durch Menschen gerichtet, die nicht schreiben können und die sein Verhör

---

[1]) S. Taine: „Origines etc. La Révolution", III, 282—288.
[2]) S. „Lettres de la Duchesse de Villars à Madame de Sévigné."
[3]) S. Taine: „Origines etc. La Révolution", III, 149—153.
[4]) Ebendaselbst III, 393 und 427.
[5]) Ebendaselbst III, 459.

also protokolliren: „André Chénier, natife de Constantinoble, . . . A répondue qu'il avait dite l'exate véritée etc. etc."

Ist wenigstens der Zweck erreicht worden, den Robespierre und Saint-Just vor Babeuf als den ihrigen bezeichneten[1]), und haben die Armen, die Enterbten, die Kleinen gewonnen?

Unter den 17,000 Personen, die nachweislich während der 15 Monate des eigentlichen Schreckens guillotinirt, und den 608,000 andern, die ungefähr die Zahl derjenigen repräsentiren, die unter ganz unglaublichen Bedingungen von Schmutz, Elend, Hunger, Mangel an Luft und Licht in Gefängnissen schmachteten oder durch andere Verfolgungen zu Grunde gingen, bildeten diese kleinen Leute nicht etwa eine Minorität, sondern die ganz überwiegende Mehrheit. Denn nicht nur daß sie, mehr als alle übrigen Schichten der Gesellschaft, um der religiösen Ueberzeugung willen verfolgt wurden, die sie nicht nur theoretisch festgehalten, sondern auch praktisch geübt hatten; auch alle Tugenden des Volkes, der Fleiß, die Sparsamkeit, die genügsame Zufriedenheit, die Anhänglichkeit an der Scholle und die patriarchalisch bewahrte Sitte unterschieden es vom echten Sansculotten, vom Vagabunden und Taugenichts, der die ehrlichen Leute um aller Vorzüge willen haßte und aller Eigenschaften wegen strafte, die er nicht besaß. Unter 12,000, nach Stand und Namen bekannten Hingerichteten zählt man 7545 Bauern, Arbeiter, Soldaten, Matrosen, Dienstpersonen aller Art. Unter den 1900 Emigrirten des Doubs sind 1100 Leute aus dem Volk. Der Eine wird executirt, weil er den Freiheitsbaum nicht gegrüßt hat, die Andere, weil sie ihrem altersschwachen Vater Spielmarken mit dem Namenszug des Königs gab; von 1200 hingerichteten Frauen starben 60, weil sie die Messe unbeeidigter Priester gehört haben: „Man verurtheilte Geisteskranke, Greise, Kinder von sieben, von fünf, von vier Jahren und ertränkte den Säugling mit der Mutter. Der Vater starb für den Sohn, der Sohn für den Vater. Ein Hund wurde schuldig gesprochen und ein Papagei als Zeuge vernommen"[2]).

Gleichen Schritt mit der Decimirung der Bevölkerung hielt ihre Verarmung. Dem financiellen Ruin des Staates, der an der Assignatenwirthschaft zu Grunde ging, folgte der wirthschaftliche Ruin des Landes, auf dessen Kosten das Experiment einer Conscription der Arbeit und des autoritären Communismus versucht wurde. Und wie jedesmal, wenn das Recht des Individuums auf die Früchte seines Schaffens angetastet wird, stockte die Arbeit und verminderte sich die Production. Der Landmann verstand nicht, kraft welcher Theorie man ihn ruinirte; aber er setzte dem Anspruch auf seine Ernte den passiven Widerstand der Selbsterhaltung entgegen, weigerte sich nach der Proclamation des Maximums sein Getreide zu Markt zu bringen, vergrub sein baares Geld und ließ sich nicht bewegen, für werthlose Papierfetzen sein Gut aus der Hand zu geben. Man erwiderte ihm vergebens, die Ernte sei Nationaleigenthum, und führte die Bauern scharenweise in die Gefängnisse ab[3]). Sie zogen es dennoch vor, das

[1]) S. Taine: „Origines etc. La Révolution", III, S. 446, 468, 469.
[2]) Ebendaselbst III, 479—518.
[3]) Ebendaselbst III, 388, 431, 434, 453.

Land brach liegen zu lassen, und die Confiscation des Großgrundbesitzes, die Lähmung von Handel und Gewerbe, die Zerstörung des nationalen Reichthums schloß mit der Untergrabung des Wohlstands jener ländlichen Bevölkerung, deren Befreiung die wahre segensreiche That der Revolution gewesen war. Um die drohende Hungersnoth von den großen Städten, von Paris vor Allem fern zu halten, nahm man seine Zuflucht zu den ärgsten Zwangsmitteln und verschleuderte Millionen. Die Hauptstadt wurde zum Vampyr, der das Mark des Landes aussaugte und dennoch kein Brot hatte. Es entwickelten sich unglaubliche Zustände unter der Pression der administrativen Tyrannei unwissender Despoten. Man berechnet die Kosten der Alimentation von Paris 1794 auf monatlich 546 Millionen. Nach Abschaffung des Maximums, als mit dem Sturz von Robespierre auch auf wirthschaftlichem Gebiete eine kurze Reaction zum Bessern sich fühlbar machte, war es zwar nicht mehr der vollständige Mangel an Lebensmitteln, aber die Theuerung, die das Volk, vor Allem das städtische Proletariat, zur Verzweiflung trieb.

Im Jahre 1796 kostete ein Diner von 10 Personen 300,000 Franken in Assignaten; ein Fiaker verlangt 1000 Franken für eine Stunde Fahrzeit. Aber der Metzen Kartoffel kostete 200 Franken, eine Klafter Holz 1460 Franken und „die Pariser Arbeiter, nachdem sie zu Usurpatoren und Tyrannen geworden waren, endeten als Bettler". Taine berechnet die Zahl Derjenigen, die aus Hunger und Elend zu Grunde gingen, auf weit mehr als eine Million und die Opfer der Kriege zwischen 1792 und 1800 auf eine weitere Million[1]). Ebenso wenig als vom Elend war es gelungen, sich vom Grundprincip der revolutionären Herrschaft zu befreien. Nach Thermidor zwar, „lorsque les Montagnards, en lâchant leur docteur, ont lâché leur principe", athmete man, wie gesagt, eine kurze Zeit auf und der Convent hielt ein Hochgericht über sich selbst. Allein so lange er überhaupt bestand, unterlag er dem Fluch seiner eigenen Thaten. Die überlebenden Terroristen konnte nur das Festhalten an der Macht vor der rächenden Vergeltung bewahren, und wenn auch die Revolution nicht mehr zu retten war, so mußten jetzt um so mehr die Revolutionäre gerettet werden. Am 13. Vendémiaire triumphirte der Convent mit Hilfe der Kanonen von Bonaparte über die widerspenstigen Sectionen.

Im Jahre 1791 waren die Mitglieder der Constituante von der Wiederwahl ausgeschlossen worden, um vorgeschrittener revolutionären Elementen Platz zu machen. Jetzt, 1795, mußten aus dem gleichen Grund zwei Drittel der neuen Versammlung aus den Reihen der Conventionellen genommen werden. Zwischen dem Vorgehen des Directoriums und jenem des Convents findet Taine nur den Unterschied „qui sépare tuer de faire mourir". Man vermied die Guillotine, aber man entschädigte sich durch Deportationen nach Cayenne, die Todesurtheilen gleich kamen, und kehrte durch den Gewaltstreich vom 18. Fructidor zur reinen Tradition der Terroristen, zur religiösen Verfolgung, zur Brandschatzung des Besitzes, nicht nur im eigenen, sondern auch in den eroberten Ländern zurück. Wie Brissot 1791, so trieb jetzt Sieyès zur Fortführung des Kriegs, weil nur

[1]) S. Taine: „Origines etc. La Révolution", III, 538, 545, 618 Note.

dieser die Herrschaft der jacobinischen Minorität noch aufrecht erhielt, die weder im Stande war, ihre eigenen Armeen zu ernähren, noch ein Expressungssystem aufgeben wollte, dessen Ausbeute auf fremdem Boden an Geld und Geldeswerth die Totalsumme von zwei Milliarden betrug. Das Ende aber war doch nicht mehr aufzuhalten, und schließlich schien es sich nur noch darum zu handeln, ob ein anderer 9. Thermidor für die gemäßigten, ein neuer 18. Fructidor für die extremen Jacobiner entscheiden werde.

Es sollte anders kommen.

Zehn volle Jahre waren vergangen, seit das Pamphlet: „Qu'est-ce que le Tiers?" die Revolution eingeleitet hatte. Organisiren wollte sie sein Verfasser nach den unbeugsamen Vernunftgesetzen des art social, nach welchem die Menschen Schachfiguren und politische Fragen mathematische Probleme sind. An der Lösung des seinigen zweifelte er nicht, vorausgesetzt, daß die Nation bereit war, auf seine Bedingungen einzugehen. Diese Bedingungen waren der Wechsel der Religion, der Wechsel der Dynastie, der Wechsel des Besitzes[1]). „Ihr System," sagte man eines Tages zu ihm, „ist ja auf die Vernichtung des Eigenthums gerichtet?" „Nein," erwiderte Sieyès, „nur auf einen Wechsel der Eigenthümer"[2]).

Darin hatte er Recht: denn über dieses Resultat ist der Angriff gegen den Besitz bis jetzt noch nicht hinausgedrungen. Was die beiden andern Punkte betraf, empfand er bald die Haltlosigkeit seiner Prämissen. Die Figuren seines Schachbretts waren keine Automaten, sondern lebendige Wesen, die sich, statt nach seiner abstracten Theorie, nach ihren eigenen Gesetzen bewegten und ihm das Spiel heillos verwirrten. Gegen die neue religiöse Ordnung revoltirte das Gewissen; gegen die auf der Spitze der socialen Pyramide isolirte höchste Gewalt die entfesselten Leidenschaften. Sieyès widerstand in seiner Weise, unaufhörlich im Verborgenen agitirend, die Einen gegen die Andern ausspielend, „faisant le mal, comme la providence fait le bien, en se cachant", wie der unerbittliche Mallet du Pan von ihm sagte. Während des Schreckens gelang es ihm, in Folge des letzteren Auskunftsmittels mit dem Leben davon zu kommen. Mit dem Directorium zur Macht gelangt, experimentirte auch er nach dem Princip des Jacobiners. Sieyès, als Prototyp der Doctrinäre, glaubte nach 1830 an den praktischen Werth seiner Utopie; aber der Geächtete von 1793 trug fortan eine kalte Verachtung für die Menschen in der Seele, die im absoluten Pessimismus endigte. Als Erfinder desselben wußte er am besten, wie das Regierungswerkzeug, welches er der revolutionären Theorie zu Gebot gestellt hatte, sich in zweifacher Weise, für den Despotismus und für die Anarchie, verwerthen ließ. Vom Augenblick an, wo es ihm feststand, daß nichts mehr den jacobinischen Staat retten konnte, suchte er mit dem Instinct der Selbst-

[1]) S. Mallet du Pan, nach ungedruckten, von seiner Familie gütig mitgetheilten Notizen: „La doctrine fondamentale de Sieyès," schreibt Mallet im April 1792, „est que pour affermir la Révolution, il est indispensable de changer la religion et de changer la dynastie."

[2]) S. Ferrières: „Mémoires", II, 405. Malouet: „Mémoires", I, 301. Mallet du Pan: „Correspondance avec la cour de Vienne", I, 127 u. f. w. u. f. w.

erhaltung das schützende Schwert. „Sie haben mich außerhalb des Gesetzes gestellt," rief ihm Bonaparte tief erregt entgegen, als er aus dem Rath der Fünfhundert trat: „Ils vous ont mit hors la loi, mettez-les hors la salle," erwiderte Sieyès, die Revolution verabschiedend, deren Verkünder er gewesen war.

Die Geschichte des Kaiserreichs bildet die nächste, doch wohl nicht die letzte Aufgabe des Werkes von Taine. Am Ziel seiner historischen Untersuchung angelangt, wird er sich der Beantwortung einer weitern, und zwar der wichtigsten aller im Laufe derselben an ihn herangetretenen Fragen nicht entziehen wollen. Sie lautet dahin, in wie weit, und in welcher Art und Weise die Revolution den französischen Nationalcharakter beeinflußt habe. An Andeutungen, wie Taine darüber denkt, fehlt es schon jetzt nicht. Seine Weltanschauung ist keine optimistische.

„Es ist sehr wahrscheinlich," sagt er einmal, „daß selbstlose Beweggründe, wie die reine Nächstenliebe, die Vaterlandsliebe, nicht den hundertsten Theil der Kraft ausmachen, welche die menschlichen Handlungen erzeugt. Wobei nicht zu vergessen ist, daß auch diese Beweggründe nicht allein, sondern in Verbindung mit untergeordneten Motiven wirken, wie Ruhmbegierde, Ehrgeiz, das Bedürfniß, sich selbst loben und bewundern zu können; Furcht vor der Strafe, oder Hoffnung auf Belohnung in einem künftigen Leben, lauter selbstsüchtige Regungen, ohne die jedoch die Meisten unthätig blieben, mit Ausnahme etwa von zwei oder drei auf tausend Seelen[1])."

Zu diesen mit dem christlichen Begriff vom natürlichen Menschen übereinstimmenden Anschauungen gelangt der jedem positiven Glauben fern stehende Philosoph in Folge ganz anderer Voraussetzungen. Aber um so rückhaltloser erkennt er an, daß dem Christenthum gelungen sei, was keine andere Cultur herzustellen vermochte: „die Befreiung der Persönlichkeit durch das Gewissen." Auf dieser ethischen Grundlage hat sich die europäische Civilisation, hat sich Frankreich entwickelt.

„In Gottes Gegenwart" — es ist Taine, der spricht — „hat der Christ alle Bande wie Wachs schmelzen gefühlt, die sein Leben bis dahin mit dem seines Gemeinwesens verbanden. Denn er steht allein vor dem unfehlbaren Richter, der die Seelen, und zwar jede für sich, so sieht, wie sie sind. Vor seinem Tribunal ist keine solidarisch mit der andern; jede ist ausschließlich für ihre Thaten verantwortlich. Diese Thaten aber sind von unendlicher Tragweite, denn die Seele ist, weil um den Preis des Blutes eines Gottes erkauft, von unendlichem Werth, und geht, je nachdem sie das göttliche Opfer benützt oder nicht, einer Ewigkeit von Wonne oder Qual entgegen. Vor diesem ungeheuren Interesse verschwinden alle andern. Ihre größte Sorge besteht darin, nicht vor den Menschen, sondern vor Gott zu bestehen, und täglich wiederholt sich in ihr das tragische Zwiegespräch, in welchem der Richter fragt und der Sünder antwortet. In Folge dieses Dialogs, der achtzehn Jahrhunderte gedauert hat und noch dauert, hat sich das Gewissen verfeinert und der Mensch die höchste Gerechtigkeit erkannt. Ob diese nun in einem allmächtigen Gebieter, oder durch sich selbst, nach Art mathematischer Wahrheiten bestehe, verringert ihre Heiligkeit, und mithin auch ihre Autorität nicht. Sie befiehlt, und es muß ihr gehorcht werden, es koste, was es wolle. Keine andere Verbindlichkeit kann von dieser befreien. Wer eine solche einging, hat schon Unrecht gethan. Es ist ein Verbrechen, sich zu Verbrechen zu verpflichten .... Je zarter also ein Gewissen ist, um so weniger wird es abdanken wollen: Es weist jeden Pact von sich, der es in Sünde verstricken könnte, und verweigert Menschen das Recht, ihm Gewissensbisse aufzuerlegen[2])."

Im vollendeten Gegensatz dazu steht die revolutionäre Doctrin. Denn

---

[1]) S. Taine: „Origines etc. La Révolution", III, 482 Note.

[2]) Ebendaselbst III, S. 226, 127.

während sie das Pflichtgebot, statt von höheren Gesetzen, vom eigenen Erkennen und subjectiven Gefühl abhängig macht, sucht sie das Böse außerhalb des menschlichen Willens, überträgt die Verantwortung dafür vom Einzelnen auf die Gesammtheit, vom Menschen auf die Institutionen, die ihn umgeben, die Verhältnisse, die ihn beeinflussen, und führt in letzter Instanz zur Vernichtung aller moralischen Selbständigkeit. Dieses Ergebniß, das sich in Frankreich überall, im Leben, im Roman, in der Kritik, auf der Bühne, und nicht zum wenigsten in der Politik widerspiegelt, und von den besten Geistern der Nation als das gefährlichste Zeichen der Zeit betrachtet wird, ist wie kein anderes, das Werk der Revolution.

Die materiellen Wunden, die sie schlug, sind vernarbt, ihre Todten vergessen. Längst blüht neues Leben auf den Ruinen. Wie ehedem, und wie überall sonst unter der Sonne, gibt es im schönen Frankreich Vornehme und Geringe, Reiche und Arme, Unwissende und Gelehrte, Gute und Solche, die es nicht sind. Seine Schaffenskraft ist nicht erlahmt; Wissenschaft und Kunst veredeln das Leben; der nationale Wohlstand hat unglaubliche Proben bestanden. Der französische Geist ist vielseitig, schlagfertig, liebenswürdig, geschmeidiger noch als sonst, und wer möchte seiner entbehren! Ist also, trotz aller Veränderungen, unerachtet der Klagen einer unzufriedenen Minorität und mancher Enttäuschungen des Patriotismus, doch nur ein Gewinn zu verzeichnen?

Alexis de Tocqueville erzählt in seiner Correspondenz, er sei mit einem alten Benedictiner befreundet gewesen, der revolutionäre Zeiten gesehen hatte und ihm zu sagen pflegte, im modernen Frankreich sei Alles besser geworden, Alles — nur nicht die Charaktere. Was er damit meinte, illustrirt vielleicht am besten das Folgende. Unter dem Dach lieber Freunde pflegte ich gern einige müßige Stunden in der Bibliothek zu verbringen, die vornehmlich aus Werken des XVII. und XVIII. Jahrhunderts bestand. Der Zufall wollte, daß mir auf dem vergilbten Blatt eines Buches theologischen Inhalts folgende Notiz in die Augen fiel: „Die größte Wohlthat, die ich durch Gottes Gnade erfahren habe, ist die Erkenntniß der Wahrheit, in die ich eintrat, und der ich mich rückhaltslos ergeben habe. Ich liebe sie bis zum Saum ihres Gewandes, und fürchte nichts so sehr als vor ihr zu erröthen, sollte sie im Bettelkleid, unter Schmach und Demüthigung mir entgegentreten." Schreiber dieser Zeilen war, wie sich später herausstellte, Abbé Collard, einer jener vielen, längst vergessenen Jansenisten, die um ihrer Ueberzeugung willen in Armuth und Verbannung zu Grunde gingen. Collard selbst war noch ein Schüler von Saint-Cyran, dem Reformator von Port-Royal, von dem Renan sagt, es habe nicht weniger für die Menschheit gethan, als ihre mit Recht gepriesensten Wohlthäter; „denn Port-Royal erhob sich in Mitte des XVII. Jahrhunderts wie eine Triumphsäule zu Ehren menschlicher Würde und des Opfermuthes für die Wahrheit, als eine Pflanzstätte sittlicher Größe und ausschließlicher Liebe zum Guten. So daß, wenn Port-Royal gesiegt hätte, es niemals weder zur Régence, noch zur Philosophie des XVIII. Jahrhunderts, noch zur Revolution, noch zum Neokatholicismus gekommen wäre, weil der moralische und intellectuelle Einfluß, der von ihm ausging, zu einer freien Cultur, wie etwa die der deutschen Hochschulen geführt

hätte, Selbstvergessen und Gleichgültigkeit für den Erfolg aber in allen Dingen die höchste Bedingung der Vollendung bleiben. Weshalb auch die Heiligen," fügt Renan hinzu, „der Eckstein der Welt und der Grund unserer Hoffnung sind, weil sie die Unsterblichkeit nothwendig machen und die moralische Entmuthigung, den praktischen Skepticismus siegreich widerlegen[1])."

Es ist uns nicht vergönnt, mit diesen Worten zu schließen. Wir müssen Renan, nachdem wir ihm das Wort gegeben haben, als einem der berufensten Vertreter des modernen Frankreichs, seinen vollen Gedanken aussprechen lassen. Er thut es u. A. in der Vorrede zum selben Buch, dem obige, von ihm selbst wohl kaum mehr übertroffene Studie eingereiht ist. Nachdem er den Fortschritt in der öffentlichen Meinung während der letzten zwanzig Jahre den Problemen gegenüber, die ihn beschäftigen, ihre wachsende Reife und Mäßigung in der Beurtheilung von seinem Standpunkte aus constatirt hat, äußert er sich wie folgt: „Die vortreffliche Moralphilosophie, die wir dem Christenthum zuschreiben, sind es nicht wir selbst, die sie ihm aus unserm alten Vorrath von Güte und instinctiver Aufopferungsfähigkeit geliehen haben?" . . . . Die Religion hat sich ins Herz geflüchtet; sie ist ganz Poesie und Gefühl geworden. . . . . Hat man einmal die Wahrheit erfaßt, so bedarf es keines Eifers mehr. La vérité n'a pas besoin d'être proclamée, il suffit de l'énoncer. On n'est martyr que pour les choses, dont on n'est pas bien sûr." Aeußerungen wie diese und ähnliche mehr sind, wenn nichts anderes, so doch bedeutungsvolle Symptome der intellectuellen Stimmung, in welcher das tonangebende Frankreich dem Centennarium von 1789 entgegengeht. Für die Vergangenheit bleibt im besten Falle der Tribut ästhetischer Bewunderung, wie ein letzter, welkender Kranz an zertrümmerten Altären. Ob es gelingen wird, die Zukunft auf negativem Grunde aufzubauen, darüber steht der Geschichte kein Urtheil zu, denn eine solche Erfahrung kennt sie nicht. Das Experiment ist neu.

---

[1]) S. Renan: Nouvelles Études „réligieuses," 1884, S. 451; Port-Royal, und „Le Prêtre de Nemi" 1885.

Bemerkungen über die englische Gesellschaft.

Comte Paul Vasili. La société de Londres. Augmenté de lettres inédites. 2e éd. Paris. 1885.
Society in London, by a foreign resident. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 1885.

I.

Man hat sich den Kopf zerbrochen, wer wohl der Verfasser des Buches „La société de Berlin" sein könne, hat bald auf Diesen bald auf Jenen gerathen und schließlich gefunden, daß keine dieser Vermuthungen stichhaltig sei. Es ist das ganz begreiflich: denn diese Briefe haben überhaupt keinen einheitlichen Ursprung; die russische Flagge, unter der das Schiff segelt, ist falsch, das Werk ist durchaus französisch, wie namentlich das Capitel „La politique de la Prusse" zeigt, welches nur ein beschränkter Pariser schreiben konnte. Es haben eben sehr verschiedene Federn den Stoff geliefert, der dann von Mad. Adam mit Hilfe der „Biographie Universelle" und eigenem esprit zu einem Buche verarbeitet ist. So erklärt sich das seltsame Durcheinander von guten Nachrichten, treffenden Urtheilen, feinen Bemerkungen auf der einen Seite und vollständiger Unkenntniß der Dinge, schiefer Gesichtspunkte, schmählicher Verleumdungen auf der andern. Und auch die bessern Gewährsmänner der Mad. Adam machen doch den Eindruck, daß sie wohl an den Thüren der Salons gehorcht haben, aber nicht darin gewesen sind. Man muß das Buch gelesen haben; aber wer die Berliner Gesellschaft danach beurtheilen wollte, ohne sie aus eigner Anschauung zu kennen, würde doch nur ein Zerrbild erhalten. Da das Buch viel Aufsehen erregte, ist es begreiflich, daß das Unternehmen auf andere Hauptstädte ausgedehnt wurde; es folgte „La société de Vienne", über die ich mich eines Urtheils enthalte, da ich über die österreichische Gesellschaft nicht hinreichend aus eigner Anschauung urtheilen kann, und nunmehr liegt „La société de Londres" vor. Was über das erste Buch des sogen. Grafen Vasili gesagt ist, dürfte auch für dieses zutreffen. Auch diese Briefe sind nicht das Werk eines Verfassers, sondern aus verschiedenen Quellen geflossen und haben in der Werkstatt der „Nouvelle Revue" ihre Form erhalten; auch sie zeigen im Einzelnen eine Wissenschaft von intimen Vorgängen in der Gesellschaft, die nur Jemand haben konnte, der in ihren Kreisen gelebt, und daneben wieder eine so überraschende Unkenntniß der Verhältnisse, daß man

mit Sicherheit sagen darf, daß auch das, was der Verf. weiß, nur aus zweiter Hand geschöpft ist. Wer von der „conversation banale" der Königin sprechen kann und behauptet, daß sie ihrer Umgebung oft das Schauspiel „d'un esprit affaissé dans une sorte de précoce décrépitude morale" gebe, der hat gewiß nie die Ehre gehabt, sich Ihrer Majestät persönlich zu nahen; wer sie politisch bedeutungslos nennt, hat keine Ahnung davon, einen wie großen Einfluß die Königin stets und noch bei der letzten Reformbill, sowie bei dem jüngsten Ministerwechsel geübt hat. Ja, der Verfasser widerspricht sich selbst, wenn er später zugesteht, daß Diplomaten und Politiker erstaunt sind über die umfassenden Kenntnisse, die Klarheit der Ansichten und das wunderbare Gedächtniß, welche sie bei der Königin finden; daß dieselbe den Gang der Politik fortdauernd verfolgt, sich täglich über die Parlamentsdebatten genauen Bericht erstatten läßt, viel liest, arbeitet und schreibt. Alles das ist durchaus richtig, aber stimmt doch wahrlich nicht zu der behaupteten moralischen Verkommenheit. Eine Reihe kleiner Bosheiten, die der Verf. über die Königin vorbringt, beruhen einfach auf dem untergeordnetsten Klatsch und zeigen entweder seine Unfähigkeit, die edle Persönlichkeit der Souveränin zu begreifen, oder wiederum, daß er von Dingen spricht, von denen er nichts weiß. Wenn er z. B. über die Intoleranz der Königin spottet, welche allein in England nichts von der Ehescheidung wissen wolle, so wissen umgekehrt alle guten Engländer es ihr Dank, daß sie an ihrem Hofe nach dem schlechten Beispiele Georg's IV. einen streng sittlichen Ton eingeführt und dem Lande das Musterbild einer glücklichen Ehe in ihrem eigenen Hause gegeben hat. Daß sie innerhalb ihrer Familie und ihres Hofes ein strenges Regiment führt, ist richtig, aber nothwendig, wenn unter den sehr eigenartigen Elementen beider Ordnung erhalten werden soll; wollte die Königin, wie der Verf. zu wünschen scheint, Liebeständeleien an ihrem Hofe gestatten, so würde derselbe bald ein Nest von galanten Intriguen werden, und wenn sie darauf hält, daß nicht jede Modethorheit der Pariser Halbwelt in ihrem Hause Eingang findet, so kann man nur wünschen, daß andere Souveräninnen ähnlich verführen. Wenn aber Vasili behauptet, sie nöthige ihre Damen „à s'affubler d'une façon ridicule" und dieselben sähen dem Geschenk einer Robe mit Schrecken entgegen, so zeigt das eben, daß der Verf. nie am englischen Hofe gewesen ist, noch weniger auch nur gute Nachrichten über die persönliche Umgebung der Königin gehabt hat, sonst würde er wissen, daß dort große Einfachheit und guter Geschmack herrschen; er kennt nicht einmal die Oertlichkeiten, um die es sich handelt, denn sonst könnte er nicht in die Welt hinausschreiben, daß Balmoral abscheulich anzusehen und von oben bis unten grün und gelb tapezirt sei, woraus er schließt, daß die Königin für die Einrichtung ihres Hauses ebenso wenig Geschmack habe, wie für ihre Kleidung. Vollends die Schilderung der kleinen Diners kann Dem nur ein Lächeln entlocken, der selbst einmal die Ehre gehabt, „am runden Tisch der Königin" zu speisen; wenn der Pseudograf findet, daß „diese Mahlzeiten kurz und kalt sind, die Gäste sich aufblasen und die Hofdamen wie feierliche Mumien die königliche Sphinx umgeben", so ist dies ungefähr das genaue Gegentheil der Wahrheit. Allerdings ist der Dienst vortrefflich aufgezogen, so daß man wenig

mehr als eine Stunde bei Tische sitzt, allerdings nehmen die Gäste der Souveränin gegenüber sich nicht die Freiheit, laut durcheinander zu sprechen; aber die Königin selbst leitet die Unterhaltung mit ebenso großem Tact wie liebenswürdiger Aufmerksamkeit, indem sie ihre Gäste in dieselbe hineinzuziehen und von allem Gefühl des Zwanges frei zu halten weiß. Eine gleiche Unwissenheit zeigt sich in den Bemerkungen des Verf. über manche der Personen des Hofes. Er hat sicher nie die Ehre gehabt, mit der ebenso liebenswürdigen wie geistig hervorragenden Lady Ely ein Wort zu wechseln, wenn er behaupten kann, sie umschmeichle die Königin wie eine Katze, während sie für die „faiblesses naturelles de la société" von einer Strenge sei, die nur nachlasse, wenn sie der Dienste der Sünder bedürfe; und es kann nur einen komischen Eindruck machen, wenn er erzählt, der verstorbene Lord Torrington habe das ausnahmsweise Privileg gehabt, bei Hofe zweideutige Geschichten zu erzählen, weil er der persönliche Freund des Prince-Consort gewesen, während doch gerade derselbe in diesem Punkte besonders streng war.

Doch es mag genug sein an diesen Beispielen, die sich leicht vermehren ließen, aber hinreichend zeigen, aus wie trüben Quellen der Verf. geschöpft; besser unterrichtet ist er über den Prinzen von Wales, die übrigen Prinzen und Prinzessinnen, sowie einige hervorragende Mitglieder der Aristokratie und des Hofes, obgleich es auch hier an schiefen Urtheilen und Beweisen der Unkenntniß nicht fehlt, wie es doch z. B. eine unbegreifliche Naivetät ist, die Residenz des Thronfolgers Marlborough-Club statt Marlborough-House zu nennen, oder zu behaupten, daß derselbe in Sandringham mehrere tausend Bären und Hunde halte. Solche Bemerkungen werfen ein eigenthümliches Licht auf die Art, wie er sich als vielgesehener Gast des Prinzen einführt, der, als er das erste Mal bei demselben gespeist habe, von dessen Geist geblendet gewesen sei, und erst „à la longue, dans sa fréquentation" eine gewisse Monotonie entdeckt habe. Seine Ausführungen über Staatsmänner und das Parlament enthalten viel Richtiges, aber wenig Originelles; auffallend ist, daß er unter den hervorragenden Peers nicht den jüngst verstorbenen Lord Houghton nennt, der durch seine reiche Begabung auf verschiedenen Gebieten und seine geistvolle Unterhaltung eine so hervorragende Stellung in der Gesellschaft einnahm.

Einen richtigeren Blick zeigt unzweifelhaft der Verf. des zweitgenannten Buches, aber offenbar deshalb, weil auch bei ihm der Schleier, der seine Anonymität verbergen soll, nur eine Maske und der „foreign Resident" unzweifelhaft ein guter Engländer ist; er versteht deshalb besser die englischen Gefühle und selbst seine oft etwas schwerfälligen Witze über englische Vorurtheile lassen den nur etwas kosmopolitisch angehauchten Briten erkennen. Er hat jedenfalls das Wesen der englischen Gesellschaft sehr viel besser erkannt, als der Verfasser der „société de Londres", und ist ein unbefangener psychologischer Beobachter; er gibt uns weniger gesalzene Anekdoten und oberflächlichen Klatsch, man kann auch seiner Versicherung glauben, daß er den Scandal nicht liebt, und bemüht gewesen ist, die Geheimnisse der Gastfreundschaft nicht zu verletzen; aber vielleicht hat ihm dafür ebensowohl das Vermögen wie der Wille gefehlt, denn auch er hat sich offenbar ebenso wenig wie seine französischen Collegen im Sanctuarium der Gesellschaft bewegt, sondern weit ab

von ihrem Mittelpunkt geschrieben, für Vieles liegen seine Quellen wahrscheinlich nur in der „Morning Post", „Vanity Fair" und ähnlichen Zeitschriften. Umfassendere Betrachtungen sind mehrfach dem Buche Escott's: „England, its people, policy and pursuits," 1885, entnommen, in Einzelnheiten zeigt auch er große Unwissenheit, über die er durch dreistes Aburtheilen hinwegzukommen sucht. Er sagt sehr richtig, daß die englische Gesellschaft leicht falsch aufgefaßt wird, weil die Fremden nicht lange genug in derselben verweilen und Engländer nur einen Theil derselben kennen, und gibt doch selbst einen Beweis des letztern. Wenn immerhin die „Society in London" hoch über der „Société de Londres" steht, so gibt doch ein Buch so wenig wie das andere ein irgendwie richtiges Bild der englischen Gesellschaft. Schon das allein ist charakteristisch, daß beide nur von London sprechen. Vasili gibt zwar am Schluß eine Aufzählung der größten englischen Schlösser, aber nicht anders, als wie man sie aus jedem Reisehandbuch zusammenstellen kann, und doch weiß Jeder, der in England längere Zeit gelebt und sich in höheren Kreisen bewegt hat, daß man die besten Seiten der englischen Gesellschaft erst auf dem Lande kennen lernt. London ist der große Markt der Politik, des Geschäftes und die sociale Vanity fair; in diesem Gedränge hat Niemand recht Zeit für Andere, es ist im Großen ein rout, zu dem herkömmlich weit mehr Gäste geladen werden als Platz haben. Nur Wenigen ist es vergönnt, in das innere drawing room der Herrin des Hauses zu dringen, die Meisten bleiben in den Vorzimmern, wenn nicht auf den Vorplätzen und Treppen, und sind zufrieden, ihre Namen als anwesende Gäste am andern Morgen in der „Morning Post" zu lesen. Wer nur das Getriebe der Londoner season kennt, wer nicht auf den Landsitzen des englischen Adels und der Gentry gelebt hat, der hat auch kein Recht, über die englische Gesellschaft zu sprechen, geschweige über sie zu schreiben. Erst auf dem Lande hat der Engländer Muße, wird seines Lebens, seiner Familie und seiner Freunde froh; dort sucht und findet er neue Kraft für den Kampf der Politik, dort holen sich die von dem Londoner Treiben erschöpften Frauen wieder rothe Wangen; nur in jenen herrlichen Schlössern mit ihren schattigen Parks, in jenen traulichen Manors, in denen sich jahrhundertjährige Erinnerungen mit dem vollendeten Behagen modernen Comforts verbinden, findet man die viel und doch nie genug gerühmte Gastlichkeit, die Niemand vergißt, der sie erfahren, womit natürlich keineswegs gesagt sein soll, daß diese Vorzüge auf England beschränkt sind. Von alledem scheinen beide Verfasser nichts zu wissen, da sie doch sonst sicher davon sprechen würden, und deshalb kann man auch sicher sein, daß sie nie zur Gesellschaft gehört haben, sondern nur Böhnhasen, interlopers, derselben gewesen sein können, welche die Glocken von Weitem läuten hörten. Bücher, wie die genannten, mögen ganz unterhaltend für die Wissenden zu lesen sein, welche aus der Masse von Spreu die Weizenkörner herauszufinden verstehn; aber sie geben wie die „Société de Berlin" nur ein schiefes Bild des Gegenstandes, den sie behandeln. Die Verfasser legen auf Kleinigkeiten, welche sie zufällig erfahren, großen Werth und suchen durch ihren Spott über das, was sie nicht hinlänglich kennen, zu täuschen; sie sind, wie im „Quarterly Review" gesagt ist, moderne Snobs, die sich von den früheren nur dadurch unterscheiden, daß die letzteren mit kritikloser Bewunderung der großen

Welt schrieben, während sie mit angenommener Geringschätzung von derselben reden. Man hat bei ihnen, wie es dort heißt, oft den Eindruck der Gerüche eines Rauchzimmers nach einer späten Sitzung.

Vor Allem sind solche Bücher nicht nur werthlos, sondern auch geradezu mißleitend für die künftige Geschichtschreibung; wenn Carlyle sich bemüht, „die Geschichte unserer verschwundenen Vorfahren wiederaufleben zu lassen", und Macaulay farbenreiche Bilder der englischen Gesellschaft am Ende des 17. Jahrhunderts entwirft, so begründen sie ihre Arbeit auf langes Studium von Denkwürdigkeiten, Actenstücken, Briefen, Flugblättern der betreffenden Zeit, und ähnlich hat Walter Scott umfassende geschichtliche Vorarbeiten für seine Romane gemacht. Aus derartigen Stoffen läßt sich ein wirkliches Bild der Zeit gewinnen; man vergleiche aber einmal die Denkwürdigkeiten eines Pepys im siebenzehnten, oder Charles Greville's im neunzehnten Jahrhundert, die Briefe von Horace Walpole, oder die Depeschen Malmesbury's mit den beiden neuesten angeblichen Photographen der englischen Gesellschaft: in den ersteren Werken treten uns die Menschen des wirklichen Lebens entgegen, in den letzteren aufgeputzte Schatten, und eben deshalb ist es Pflicht der zeitgenössischen Kritik, Verwahrung dagegen einzulegen, als ob zukünftige Geschlechter aus derartigen Büchern eine Anschauung des Lebens unsrer Zeit gewinnen könnten.

II.

Wenn ich nach dieser Einleitung zu einigen selbständigen Bemerkungen über das Thema selbst übergehe, so kann es ebenso wenig meine Absicht sein, Dinge zu erzählen, die man ebenso gut aus dem Royal Almanack, oder Dodd's: „Dignities, Privilege and Precedence" erfahren kann, als ich mich bemühen werde, die gerügten Fehler der beiden Bücher zu vermeiden.

Wer über die Königin Victoria spricht, sollte stets die Stellung vor Augen haben, welche Verfassung und Tradition dem englischen Souverän zuweisen; diese Stellung ist eine doppelte, die politische und die gesellschaftliche. Die unmittelbare politische Macht der Königin ist allerdings gering; von den Rechten, welche ihr nach der constitutionellen Fiction zukommen, übt sie nur wenige. Der Verfassung nach, die formell nie abgeändert worden, ist die Krone, wie Unterhaus und Oberhaus, ein selbständiger estate of the realm; sie muß also Gesetzen, welche von beiden Häusern beschlossen sind, ihre Zustimmung so gut weigern können, wie das Oberhaus die Bills verwerfen kann, welche ihm vom Unterhause heraufgeschickt werden. Thatsächlich aber kann die Krone sich nicht einmal suspensiv weigern, einem Gesetz die Sanction zu ertheilen, sobald beide Häuser des Parlaments über dasselbe einig geworden sind, und das „la Reine le veut", mit dem die Zustimmung ertheilt wird, ist bloße Form geworden. Diese negative Macht der Tradition erstreckt sich auch auf andere Gebiete. Es ist ein unbestrittener Satz des englischen Staatsrechts, daß die Krone die „fountain of honours" ist; wenn die Königin den Prinzen Christian und Prinzen Battenberg zur „Königlichen Hoheit" macht, hat Niemand etwas dagegen zu sagen. Als aber die Königin 1856 auf Lord Palmerston's Rath einen lebenslänglichen Pair ernannte, weigerte sich das Oberhaus, denselben zuzulassen; es bestritt nicht das Recht der Krone an

sich, so zu verfahren, aber behauptete, daß dasselbe durch Nichtübung in Wegfall gekommen sei, und es war der Führer der Tories, Lord Derby, der erklärte, er habe keine Achtung vor den Prärogativen der Krone, welche über 1688 hinausgingen. Die Königin hat jede Ernennung zu vollziehen, vom Erzbischof bis zum Gesandtschaftssecretär; aber sie kann sich kaum weigern, wenn ihre Minister darauf bestehen, mögen die fraglichen Candidaten ihr auch persönlich noch so unangenehm sein, und mag sie auch noch so sehr überzeugt sein, daß der Betreffende sich durchaus nicht für den Platz eignet. Und dennoch ist die Bedeutung des Königthums in England nicht nur, daß es die oberste Gewalt außerhalb des politischen Ehrgeizes stellt, sondern es ist in sich selbst eine Macht, weil die Masse des englischen Volkes monarchisch ist und unwillkürlich die Königin als Regentin betrachtet. Georg III. war ein beschränkter Kopf, dessen Eigensinn England seine blühendste Colonie kostete, und doch sammelte sich die Loyalität des ganzen Volkes um ihn, als die französische Revolution den Thronen den Krieg erklärte, während man in anderen absoluten Monarchien für die Pariser Ideen schwärmte; die Nation zerfällt in Parteien, die Krone steht über denselben, fern von deren Kämpfen ist sie das Symbol der nationalen Einheit, und die Masse bedarf ein solches Symbol.

Aber das ist bei Weitem nicht Alles. Die Macht jedes Amtes setzt sich zusammen aus den Rechten, die es an sich gibt, und der Fähigkeit, mit welcher der jedesmalige Träger desselben seine Stellung zu brauchen weiß; und eben weil die Königin eine sehr bedeutende Frau ist, übt sie mittelbar einen politischen Einfluß, der nicht zu unterschätzen ist, wenn er auch nicht offen hervortritt. Wenn auch unter der parlamentarischen Regierung der leitende Minister die eigentliche Initiative hat und demgemäß die Verantwortlichkeit trägt, so kann er doch nichts von Erheblichkeit thun, ohne den Souverän zu Rathe zu ziehen, und letzterem steht es frei, sich persönlich für oder gegen die betreffende Maßregel auszusprechen, also dazu zu ermuthigen oder davor zu warnen, und beides erlangt Gewicht in dem Maße, als dem Träger der Krone Einsicht und Erfahrung zu Gebote steht. Weil die Königin die Lage richtig zu beurtheilen wußte, konnte sie es wagen, Lord Palmerston einfach zu entlassen, als er 1851 gegen ihren Willen den Staatsstreich Napoleon's gebilligt hatte. Bei der Gelegenheit stellte die Königin in einem Memorandum die Pflichten ihrer Minister gegen sie klar. Sie verlangte zuerst, daß Lord Palmerston genau angebe, was er in jedem vorliegenden Falle vorschlage, damit die Königin ebenso genau wisse, was sie sanctionire; sodann, daß, wenn sie dies gethan, der Minister die Maßregel nicht willkürlich abändere. Ein solches Verfahren müsse sie als einen Verstoß gegen die schuldige Aufrichtigkeit betrachten, der gerechter Weise durch ihr verfassungsmäßiges Recht, den Minister zu entlassen, geahndet werde. Sie erwarte von dem, was zwischen dem Auswärtigen Minister und den fremden Gesandten vorgehe, unterrichtet gehalten zu werden, ehe darauf hin wichtige Beschlüsse gefaßt würden, die Berichte ihrer Gesandten rechtzeitig zu empfangen und die Entwürfe von Actenstücken, die man ihr zur Billigung vorlege, zeitig genug zu erhalten, um sich mit ihrem Inhalt bekannt zu machen. Alles das war so klar und unangreifbar, daß kein Mitglied des Unterhauses etwas dagegen vorzubringen wußte; aber man sieht

daraus, eine wie wirksame Controle ein bedeutender Monarch in England trotz seiner beschränkten Rechte üben kann.

Gewiß ist in dieser Beziehung eine Veränderung eingetreten, seit die Königin nicht mehr den Prinz-Gemahl zur Seite hat, von dessen stiller, aber weitreichender politischer Wirksamkeit Martin's Biographie ein deutliches Bild gibt; sie hat sich mehr zurückgezogen, aber ihr Einfluß besteht, gestützt durch die Erfahrung einer achtundvierzigjährigen Regierung und fortdauernder ernster Arbeit. Als im Spätherbst 1884 beide Parteien sich in der Reformbill festgefahren, indem Gladstone seinen Willen dem Oberhause aufdringen wollte, dieses unter Lord Salisbury's Führung ebenso entschieden widerstand und nun die Radicalen unter stiller Sanction des Premiers eine Agitation gegen das Oberhaus selbst begannen, legte die Königin sich ins Mittel. Sie ließ Gladstone wissen, daß sie zu keiner Vergewaltigung der Lords durch einen Pairsschub die Hand bieten werde, sie bewog andrerseits Salisbury zum Entgegenkommen in der Sache selbst, und so ward der Conflict vermieden. Sie hat bei dem letzten Ministerwechsel sehr wirksam eingegriffen, indem sie Gladstone begreiflich machte, daß, da er die Regierung nicht weiterführen wolle, er die seines Nachfolgers nicht unbillig erschweren dürfe. Man hat der Königin vorgeworfen, daß sie sich zu sehr von der äußeren Vertretung der Krone zurückziehe und oft bei den wichtigsten Ereignissen fern in Schottland weile. Das ist richtig, und es wäre gewiß besser gewesen, wenn die Königin ihrem persönlichen Kummer gegenüber ihren politischen Pflichten Schweigen geboten hätte; aber die eigentliche Schuld dafür trifft die Minister. Die Königin ist die constitutionellste Souveränin; wenn ihr der Premier erklärt, es sei nothwendig, daß sie das Parlament eröffne oder in Windsor bleibe, so wird sie sich dem unbedingt fügen, wie schwer es ihr persönlich auch werden mag. Es war namentlich der Fehler Disraeli's, der auf jede Weise sich in der Gunst der Königin festsetzen wollte, daß er bei solchen Gelegenheiten niemals gerade heraus sagte, es sei im öffentlichen Interesse, daß dies geschehe oder jenes unterbleibe, sondern stets das rieth, was, wie er wußte, der Königin persönlich am angenehmsten war, während sie den Tadel des Publicums tragen mußte. Unstreitig hat die Königin stark ausgesprochene Neigungen und Abneigungen für bestimmte Persönlichkeiten, Anstoß im Privatleben vergibt sie nicht leicht; hiervon abgesehen aber wird Jeder, der die Ehre hatte mit Ihrer Majestät über Politik zu sprechen, den Eindruck eines staatsmännischen Blickes mitnehmen, den sie durch lange Geschäftserfahrung und fortdauernd ernste Arbeit gewonnen; bis ein Uhr Nachts liest sie Depeschen und unterzeichnet kein Papier, ohne sich genau von seinem Inhalt Rechenschaft zu geben; sie kennt die Stellung, welche Verfassung und Tradition ihr zuweisen, aber sie hat stets darauf bestanden, sich ein sachliches Urtheil über die Maßregeln zu bilden, welche sie zu sanctioniren hat.

Jeder Monarch ist nicht nur das politische Haupt seines Landes, sondern auch die Spitze der Gesellschaft; in der Republik ist das anders. Die französische Gesellschaft bekümmert sich herzlich wenig um das Thun und Lassen des Präsidenten Grévy, und auch in den Vereinigten Staaten übt der Inhaber des weißen Hauses keinen maßgebenden socialen Einfluß. Aber naturgemäß ist die Stellung des Souveräns verschieden, je nach der Art der Gesellschaft, an deren Spitze er

steht. In Rußland ist der Hof Alles, weil Jeder sein Licht nur von dem Czaren zieht; in einer dynastisch gespaltenen Gesellschaft, wie der französischen unter Louis Philippe und dem Kaiserreich, behauptete das Foubourg St. Germain seine tonangebende Stellung; selbst Minister der Julimonarchie weigerten sich, ihre Beziehungen zu der alten Aristokratie aufzugeben. Als Louis Philippe einem derselben bemerkte: „On prétend, Mr. de Salvandy, que vous voyez souvent des gens qui ne sont pas de mes amis," erwiderte dieser: „Sire, les portefeuilles passent, mais les amis restent." In England hat die sociale Stellung des Königthums gewechselt; unter den Tudors und Stuarts war der Hof die Blüthe der Gesellschaft, die Revolution von 1688 warf die Macht in die Hände der whiggistischen Aristokratie, die beiden ersten George waren Fremde, Georg III. ein Mann der Familie und der Geschäfte, unter allen dreien bedeutete daher der Hof wenig, die Gesellschaft nahm eine oligarchische Form an. Georg IV. nahm als Prinz von Wales einen Anlauf dies zu ändern; allein die Zeit seiner Regentschaft und sein Privatleben waren nicht geeignet, die sociale Macht der Aristokratie zu mindern. Wilhelm's IV. kurze Regierung hatte in dieser Beziehung keine Bedeutung, erst mit der Thronbesteigung und Vermählung der Königin Victoria ward der königliche Hof wieder die Spitze der englischen Gesellschaft im besten Sinne des Wortes; die Persönlichkeiten der Souveränin und ihres Gemahls, ihr musterhaftes Familienleben, der Glanz fürstlicher Repräsentation, die Begründung der Residenzen auf der Insel Wight und in Schottland äußerten den wohlthätigsten und weitreichendsten Einfluß auf die englische Gesellschaft, die Königin war nicht nur das Haupt der Gesellschaft, sondern auch der öffentlichen Sittlichkeit, die sich gerade durch den Gegensatz, den die Trägerin der Krone zu ihren Vorgängern bot, zusehends hob. „La Reine a rendu le mariage populaire en Angleterre", sagte Persigny mit Recht. Man darf in dieser Beziehung nur die drei ersten Bände der Memoiren Greville's mit den letzten kürzlich veröffentlichten vergleichen; die ersten erregten ungeheures Aufsehen durch den vielen Scandal, den sie enthielten, die letzteren haben sehr wenig Staub aufgewirbelt, obwohl sie keineswegs ohne Interesse sind. Der Grund ist, daß Greville, der einfach berichtet, was er gehört und gesehen, aus der Zeit Georgs IV. sehr viel von gesellschaftlicher Verderbniß zu erzählen hat, während in den vierziger Jahren durchweg reine Luft herrschte.

Seit dem Tode des Prinzen-Gemahls ist nun allerdings in der gesellschaftlichen Stellung der Königin eine noch größere Veränderung eingetreten als in der politischen, sie hat sich so gut wie ganz ins Privatleben zurückgezogen. Nun ist gewiß nichts dagegen einzuwenden, wenn die Königin ihre äußere Vertretung regelmäßig dem Prinzen von Wales überträgt; der Erbe der Krone kann keine politische Rolle spielen, er darf weder für noch gegen das jeweilige Ministerium Partei nehmen, er erscheint im Oberhause nur um zuzuhören — so ist es nicht mehr als billig, daß er seiner Mutter den Theil ihrer Lasten abnimmt, der ihr bei ihren Jahren und ihrer Gemüthsverfassung am beschwerlichsten sein muß. Daß dabei finanzielle Gründe mitsprechen, wie Vasili behauptet, ist unrichtig; die Königin hat von den 385,000 £ ihrer Civilliste nur 60,000 £ zu ihrer freien Verfügung, eine gewiß nicht übermäßige Summe, wenn man die Ansprüche be-

denkt, die an sie gemacht werden, und Niemand kann bei ihrer großen Familie erwarten, daß sie ihr Privatvermögen für öffentliche Zwecke opfere. Eine andere Frage ist es, ob nicht die Königin ihrer Neigung, sich von der Gesellschaft zurückzuziehen, zu weit nachgibt; daß sie den Gemahl ihrer Liebe nicht nur einige Jahre, sondern noch heute betrauert, ehrt sie gewiß, aber Manches in der Art, wie diese Trauer und Pietät sich kundgibt, hat etwas Aeußerliches. Sowie der Granitsarg des Prinzen im Mausoleum von Windsor Park noch über der Erde steht, so muß auch Alles in seinen früheren Zimmern genau so erhalten werden, wie es bei seinem Tode lag und stand: vor der Thür des Arbeitszimmers sieht man Hüte und Stöcke, die Handschuhe auf dem Fenstersims, als ob sie noch jeden Augenblick gebraucht werden könnten. Und es ist begreiflich, daß dieser Cultus der Pietät auch von ihrer Umgebung ausgebeutet ward. Es war nur natürlich, daß die Königin einen bewährten Diener ihres Gemahls, wie John Brown, in ihrer nächsten Umgebung behielt, und er als ein treuer und einsichtiger Mann sich in der allerhöchsten Gunst festsetzte; aber es erklärt sich auch, daß dieselbe ihm zu Kopfe stieg, daß er sich Freiheiten nahm, die ihm nicht zukamen und Anstoß erregen mußten, daß er Kammerherren und Hofdamen gelegentlich schnöde Antworten gab und diese ihrem Unmuth in ihren Clubs und Briefen Ausdruck gaben, was Gerede verursachte, welches die Königin mit Recht zu stolz war zu beachten, das aber doch übel wirkte.

Die Folge der Zurückgezogenheit der Königin ist, daß die Gesellschaft wieder eine oligarchischere Gestaltung angenommen hat und wahrscheinlich auseinanderfallen würde, wenn sie nicht im Prinzen von Wales ein Haupt fände. Der Prinz hat eine ziemlich verlängerte stürmische Jugend gehabt. Sein Vater zeigte bei seiner Erziehung nicht die ihm sonst eigene Weisheit, indem er ihn in peinlicher Weise überwachen ließ, was den Unmuth und die überschwellende Lebenskraft des jungen Mannes herausforderte, der in seinen Adern das Blut der George fühlte. Auch seine Verheirathung bezeichnete nicht das herkömmliche Ziel „to have sown his wild oats“ und die Londoner Clubs wußten von den Gelagen in Marlborough-House eben so viel zu erzählen, wie Paris und andere europäische Hauptstädte, die er gelegentlich besuchte, von seiner Vorliebe für Wein, Weib und Gesang. Erst eine schwere Krankheit, die er durchmachte, bildete eine Art von Abschnitt, von wo ab „il s'est rangé“; er genießt das Leben nicht weniger, aber ruhiger, wenngleich seine Haltung gegenüber den Frauen noch oft zu wünschen übrig läßt, ein Mangel, welcher Vasili offenbar ein Vorzug zu sein scheint, wenn er bemerkt: „J'aime les princes un peu corrompus et les bourgeois très vertueux, — je ne comprends pas, je ne trouve pas de bon ton qu'un prince résiste à toutes les tentations“ — ob der gute Ton, der eine Sache des Geschmackes ist, dadurch gegen den, welcher unter Prinz Albert maßgebend war, gewonnen hat, ist eine andere Frage. Der Prinz ist kein bedeutend eigenartiger Geist, aber er besitzt in hohem Grade gesunden Menschenverstand, gerades Urtheil und Tact. Muster eines Gentleman und Herr der Mode, weiß er bei vollendeter Liebenswürdigkeit und Abwesenheit jeden Dünkels sehr wohl seine Würde zu wahren. Eine politische Thätigkeit ist dem Erben der Krone so gut wie ihrem Träger verschlossen; er kann nur beobachten und sich unterrichten, darf aber keine Partei

vor der andern bevorzugen. Der Prinz ist sehr kirchlich und versäumt selten den sonntäglichen Gottesdienst, seine zahlreichen repräsentativen Pflichten erfüllt er vortrefflich und hat nie bei solchen Gelegenheiten ein Wort gesagt, was besser ungesprochen bliebe. In Marlborough-House und noch mehr auf seinem Landsitz Sandringham ist er der zuvorkommendste Wirth, der allen seinen Gästen, die er aus den verschiedensten Kreisen sammelt, ihren Aufenthalt angenehm zu machen weiß. Die Prinzessin unterstützt ihn hierbei auf das beste, mit vierzig Jahren hat sie noch kaum etwas von ihrem Liebreiz eingebüßt; sie ist eine treffliche Mutter, die ihre Kinder musterhaft erzogen, hat viel gesundes Urtheil, hat nie Intriguen an ihrem Hofe geduldet, kleidet sich mit Geschmack, liebt die Künste, besonders die Musik, und so begreift sich ihre allgemeine Popularität, die vielleicht noch dadurch gefördert wird, daß sie bei allen genannten Vorzügen doch keineswegs das ist, was man eine bedeutende Frau nennen darf. Das Verhältniß der Eltern und Kinder des prinzlichen Hauses ist durchaus natürlich und herzlich.

Die Herzogin von Edinburgh ist eine geistreiche und unterrichtete Frau, aber bei Weitem nicht so beliebt wie die Prinzessin von Wales, und es begreift sich, daß der Tochter des Czaren es oft nicht leicht ward, gegen ihre Schwägerin, die von Hause aus doch keine Kaiserliche Hoheit war, zurückzutreten; ob es ihr genügen wird, einst in Gotha-Coburg die Erste zu sein, steht freilich dahin. Der Herzog ist ein klarer, kluger Kopf, der als Seemann die Welt umsegelt hat, aber jetzt nicht hinreichend zu thun hat und sich finanziell nach seiner Decke strecken muß, was ihm mit Unrecht als Geiz ausgelegt wird. Die Geschichten, die Vasili davon erzählt, wie z. B. daß er seiner Schwiegermutter, der Kaiserin von Rußland, bei deren Abreise nach einem Besuch ihrer Tochter noch eine Rechnung für das letzte Frühstück überreicht habe, zeigen nur, was diese anonyme Mehrheit von Verfassern sich hat aufbinden lassen. Der Herzog von Connaught ist ein tüchtiger Soldat, bescheiden und einfach in seinem Auftreten, der überall draußen seine Pflicht brav gethan hat, wenn auch der Orden pour le mérite, den ihm unser Kaiser nach Tel-el-Kebir sandte, wohl mehr aus politischen Gründen verliehen ward. Er scheint der Erbe des Herzogs von Cambridge als Haupt der englischen Armee werden zu sollen, eine nicht gerade begehrenswerthe Stelle, bei dem Einfluß, den parlamentarische Combinationen auf die Schlagfertigkeit des Heeres ausüben; der Herzog von Cambridge ordnet sich denselben sehr constitutionell unter, ohne zu sagen, was er davon denkt, er thut seine Pflicht als militärischer Verwalter, hat aber in der Krim keine Beweise großer strategischer Leistungsfähigkeit gegeben und an den späteren colonialen Feldzügen nie als Befehlshaber Theil genommen. Prinzessin Christian zeichnet sich durch lebhafte Theilnahme an allen wohlthätigen Anstalten aus, ihr Gatte macht den Eindruck eines schlichten Landedelmannes, ist aber weit mehr; ohne äußerlich glänzende Gaben, hat er ein sehr klares Urtheil, und wenn er sich aus Gründen seiner Stellung nach Außen zurückhalten muß, so darf er als einer der besten und unbefangensten Kenner der englischen Politik gelten. Die Prinzessin Luise, künstlerisch sehr begabt, hat durch ihre Heirath mit dem Marquis of Lorne eine vielfach schwierige Stellung, noch mehr ihr Gemahl, der seinen Schwägern im Rang nicht gleichsteht, aber sich als Vicekönig von Canada sehr gut gemacht hat und jetzt im politischen Leben eine

unabhängige und geachtete Stellung einnimmt. Die jüngste Tochter der Königin, Prinzessin Beatrice, achtundzwanzig Jahre alt, ist bisher ständige Begleiterin ihrer Mutter gewesen; man bestimmte sie früher als zweite Gemahlin dem Großherzog von Hessen, ihrem Schwager, für den Fall, daß das Gesetz aufgehoben werde, welches die Ehe mit der Schwester der verstorbenen Frau verbietet, und es war jedenfalls bezeichnend, daß die königlichen Prinzen nie im Oberhause fehlten, wenn es galt, für die Abschaffung des Gesetzes zu stimmen. Im vorigen Jahre war dieselbe in zweiter Lesung glücklich durchgegangen, aber scheiterte in der dritten durch die Anstrengungen der Bischöfe; dazu mochte die freilich rasch rückgängig gemachte Verbindung des Großherzogs mit Frau v. Kolemine der Prinzessin die Ehe mit ihrem Schwager weniger wünschenswerth erscheinen lassen, kurz die Königin hat ihre Einwilligung zur Vermählung der jüngsten Tochter mit dem Prinzen Heinrich von Battenberg unter der Bedingung gegeben, daß das junge Paar seine Wohnung bei ihr zu nehmen und sie überall auf ihren Reisen zu begleiten habe. Ein unabhängiger Prinz wäre schwerlich auf solche Bedingungen eingegangen; Prinz Battenberg aber, der weder eigenen Rang und Vermögen in die Wagschale werfen konnte und von dem man nur weiß, daß er ein schöner Mann ist, konnte sich den Vortheilen gegenüber, welche seine Erhebung bot, wohl kaum schwierig zeigen. Die achtundachtzigjährige Herzogin von Cambridge lebt ihrem Alter gemäß ganz zurückgezogen; ihre älteste Tochter, die Großherzogin von Mecklenburg-Strelitz, erscheint häufig zur season in London, die jüngere, Prinzeß Mary von Teck, lebt mit ihrem Gemahl jetzt in Florenz, da ihr vom Parlament bewilligtes Jahrgehalt zu der Liebhaberei des Herzogs für den Turf nicht im Verhältniß steht.

Das diplomatische Corps hat in London nicht dieselbe gesellschaftliche Bedeutung wie in andern Hauptstädten. Seine Mitglieder werden mit ausgesuchter Höflichkeit behandelt und erhalten oft mehr Einladungen als sie bewältigen können, namentlich von solchen, welche wünschen, ihren Salon durch die Anwesenheit eines foreign minister zu schmücken; sie finden auch im St. James's-Club einen angenehmen Vereinigungspunkt, der einen internationalen Charakter trägt und dem alle Beamten des foreign office angehören, aber sie spielen darum doch mit wenigen Ausnahmen keine große Rolle: der Reichthum der englischen Aristokratie ist so groß, daß es eines Botschaftergehaltes bedarf, um einigermaßen auf gleichem Fuße mit ihr zu leben. Der älteste Botschafter war bisher der soeben zurückgetretene türkische, Musurus Pascha, der die Pforte bereits seit 1851 in England vertrat und alle Palastrevolutionen und Ministerwechsel überdauert hat; schon dies läßt auf nicht gewöhnliche Fähigkeiten schließen und diese waren in der That dem kleinen schweigsamen Manne in hohem Grade eigen. Er kennt England genau, beobachtet scharf und hat auch unter den ungünstigsten Umständen sein Schiff so gut durch die Klippen der Politik gesteuert, daß keiner der zahlreichen sich folgenden Großvezire daran gedacht hat, ihn durch einen persönlichen Günstling zu ersetzen, bis er jetzt wohl mehr wegen seines Alters, als weil er irgend welchen Fehler gemacht hätte, zurückgetreten ist. Sein Nachfolger, Rustem Pascha, hat als Statthalter von Smyrna ungewöhnliche Fähigkeiten gezeigt und ist von diesem Posten nur gestürzt, weil er sich nicht dem französischen Einfluß beugen und die Maroniten begünstigen wollte. Graf Münster, unser bisheriger

Botschafter, macht mehr den Eindruck eines englischen als eines deutschen Edelmannes, und er ist auch durch Geburt, als Sohn des bekannten hannoverischen Ministers am englischen Hofe, durch seine zweite Gemahlin, die Tochter Lord Roßlyn's, und seine Neigungen für Turf und Sport Engländer. Seine engen Beziehungen zur englischen Aristokratie boten gewiß manche Vortheile, welche für Lücken seiner diplomatischen Begabung entschädigen mußten; auch wurden die eigentlich bedeutenden Geschäfte, so lange Lord Ampthill lebte, von diesem mit dem Fürsten Bismarck verhandelt. Seit dem beklagenswerthen Tode jenes ausgezeichneten englischen Diplomaten hat Graf Münster in den beiden wichtigen Angelegenheiten, die er zu verhandeln hatte, der Donau-Conferenz und der Vertretung der deutschen Colonial-Interessen, keine glückliche Hand gezeigt und hat sich zweimal außerordentliche Sendungen des Grafen Herbert Bismarck gefallen lassen müssen, so daß man schon länger seine Abberufung oder seine Versetzung voraussah. Die erstere scheiterte an dem Willen unseres Kaisers, die letztere erfolgte sofort, als durch die Ernennung des Fürsten Hohenlohe zum Statthalter von Elsaß-Lothringen ein Botschafterposten verfügbar wurde. Sein Nachfolger Graf Hatzfeld, bisher Botschafter in Constantinopel und Staatssecretär, wird den englischen Dingen unstreitig kälter gegenüberstehen und sie schärfer beurtheilen.

Der österreichische Botschafter, Graf Karoly, spielt keine hervorragende politische Rolle; indeß ist er trotz einer gewissen Indolenz keineswegs unbedeutend und hat sich durch die Festigkeit, mit der er, als Gladstone nach den Wahlen von 1880 ans Ruder kam, auf einer Apologie für die früheren unqualificirbaren Aeußerungen desselben über den Kaiser Franz Josef bestand, Achtung nach allen Seiten gewonnen. Sein großes Vermögen setzt ihn in den Stand, seine Stellung nach Außen glänzend zu behaupten, und seine Gemahlin, eine echte ungarische Aristokratin, ist durch ihre Liebenswürdigkeit und Schönheit sehr beliebt. Die Botschafter der französischen Republik in London haben zu oft gewechselt und sind nach Gründen innerer Parteipolitik so wenig glücklich gewählt, daß sie der Vertretung ihres Landes keinen besonderen Glanz verleihen konnten. Freilich für einen Challemel-Lacour war Herr Waddington ein sehr annehmbarer Ersatz; indeß liegen seine Vorzüge auf einem anderen Gebiete, als dem diplomatischen. Unter dem Kaiserreich hatte er sich nur als Numismatiker ausgezeichnet, unter der Republik trat er in die Politik ein und war ein guter Unterrichtsminister. Seiner späteren Stellung als Ministerpräsident aber war er nicht gewachsen; er gestattete Ferry, um den Radicalen eine Abschlagszahlung zu gewähren, jenes unglückliche Unterrichtsgesetz einzubringen, welches, obwohl die Regierung in dem Hauptpunkte des Art. 7 geschlagen wurde, so viel böses Blut gemacht hat, und seine Vertretung der französischen Interessen auf dem Berliner Congreß, wo ihm, als eifrigem Hellenisten, die Vergrößerung Griechenlands besonders am Herzen zu liegen schien, war nicht gerade glänzend. Allerdings brachte er, da diese Lorbeeren wohl ihm selbst ein etwas dürftiges Aequivalent für die englische Erwerbung Cypern's schienen, die Zustimmung Fürst Bismarck's und Lord Salisbury's nach Paris zurück, die tunesische Sache in die Hand zu nehmen; allein Gambetta vereitelte dies damals, da er die Ausdehnung des französischen Einflusses in Nordafrika seiner künftigen Regierung vorbehalten wollte und deshalb dem Bey rieth,

in allen Punkten nachzugeben. Als Botschafter hat Herr Waddington die undankbare Aufgabe gehabt, die neuere französische Colonialpolitik in England zu vertreten; seine in dem Streite mit China, der trotz alles vergossenen Blutes kein Krieg sein sollte, veröffentlichten Depeschen zeigen kein großes diplomatisches Talent, wenn man auch zugeben muß, daß selbst ein Geschickterer an dieser Mohrenwäsche gescheitert sein dürfte.

Von anderem staatsmännischen Metall ist der bisherige italienische Botschafter Graf Nigra. Einst die rechte Hand Cavour's im Ministerium, hat er als Gesandter in Paris seinem Vaterlande unter dem Kaiserreich die hervorragendsten Dienste geleistet; wie sein Widersacher, Fürst Richard Metternich, war er ein Günstling der Kaiserin Eugenie, aber wußte seine persönliche Stellung ganz anders als letzterer politisch zu verwerthen. Er hat die September-Convention von 1864 verhandelt und ist der eifrigste Beförderer des italienisch-preußischen Bündnisses gewesen; nachdem er für die Einverleibung des Kirchenstaates die Zustimmung der Regierung der nationalen Vertheidigung erreicht, war seine Aufgabe in Paris erfüllt. Bei Thiers war er nicht persona grata, wußte aber doch schließlich die Entfernung der französischen Fregatte Orénoque von Civita-Vecchia durchzusetzen; dann war er längere Zeit italienischer Botschafter in Petersburg und als solcher gerne gesehen. Nach London versetzt, hat er keine Gelegenheit gehabt, einen ähnlichen Einfluß zu üben wie früher in Paris; allein dies ist nicht sein Fehler: zwischen Mancini und Gladstone gestellt, könnte auch der geschickteste Diplomat wenig ausrichten. Er hätte leicht auswärtiger Minister werden können, hat dies aber niemals gewollt, weil er fühlte, daß ihm auf dem schwankenden Boden der italienischen Parteien die sichere Stellung fehle, und hat richtig vorgezogen, der erste Diplomat Italiens zu bleiben, dessen Dienste kein Ministerium entbehren kann. Als solcher hat er soeben London mit Wien vertauscht. Sein Nachfolger Graf Corti, bisher in Constantinopel, wird in der englischen Gesellschaft besonders willkommen geheißen werden, da er Jahre lang als Secretär des Marchese d'Azeglio dort lebte und damals fast zum Engländer geworden ist. Auch der russische Botschafter, Baron Staal, ist erst kurze Zeit auf seinem Posten, hat sich aber bereits in schwieriger Stellung sehr bewährt; wie gespannt auch in jüngster Zeit die Beziehungen zwischen England und Rußland waren, so hat er doch das Seine durch Tact und Geschick gethan, den Bruch zu vermeiden und sich persönliches Vertrauen zu erwerben. Seine Gemahlin, eine Tochter Gortschakoff's, unterstützt ihn nach der gesellschaftlichen Seite vortrefflich.

Von den übrigen Gesandten gilt der persische, Malcolm Khan, als einer der befähigtsten; der dänische, Herr von Falbe, hat mit seiner Gemahlin durch seine Beziehungen zur Prinzessin von Wales eine besondere Stellung. Der belgische Gesandte, Baron Solvyns, ist ein gescheidter Mann, der England durch langen Aufenthalt genau kennt, und die Interessen seines Landes gewiß gut vertritt, wenn er auch nicht denselben Einfluß wie sein Vorgänger, Herr van de Weyer, übt, der als Mitbegründer der belgischen Unabhängigkeit und Gemahl einer der reichsten Finanztöchter Englands das Vertrauen der Königin wie der englischen Staatsmänner in besonderem Maße genoß und dabei Zeit für eingehende philosophische Studien zu finden wußte. Die Vereinigten Staaten haben mit Aus-

nahme der Zeit, wo der südstaatliche Einfluß ihre Politik beherrschte, vorzugsweise literarisch hervorragende Männer als Gesandte nach London geschickt, wie Bancroft, Motley und Russel Lowell; ihr bedeutendster Diplomat am englischen Hofe war John Adams, der während des Bürgerkrieges in der schwierigen Lage, welche die Sympathie der Gesellschaft und der namhaftesten Parlamentarier für die Südstaaten ihm bereitete, die Interessen Amerika's mit Festigkeit vertrat und doch durch seinen Takt den Bruch zu verhindern wußte.

Nimmt das diplomatische Corps in London keine tonangebende Stellung ein, so bedeuten die englischen Diplomaten in der Gesellschaft noch weniger; die parlamentarische Laufbahn führt einen Mann von Talent und Vermögen so viel rascher und sicherer zu Einfluß und Macht, daß die meisten strebenden Geister sie einschlagen. Söhne vornehmer Familien lassen sich wohl auf einige Jahre als Attachés den Gesandtschaften in den großen Hauptstädten beigeben, um dieselben kennen zu lernen, aber bleiben selten im diplomatischen Dienst, der sich daher wie der coloniale wesentlich aus jüngeren Söhnen und Seitenlinien der Aristokratie ergänzt. Auf den hervorragendsten Posten fand man allerdings, namentlich früher, Mitglieder des Oberhauses, wie Lord Granville, Lord Normanby, Lord Cowley in Paris, Lord Westmoreland in Berlin und Wien, Lord Napier in Washington, Petersburg und Berlin; andere, wie Lord Stratford de Redcliffe und Lord Ampthill, wurden wegen ihrer Verdienste in die Pairie erhoben; gegenwärtig dürfte Lord Lyons in Paris der einzige sein, welcher derselben angehört. Dies erklärt auch, weshalb mit Ausnahme von Lord Clarendon, der als Mr. Villiers Gesandter in Madrid war, niemals ein Diplomat von Fach auswärtiger Staatssecretär war, vielmehr dazu stets hervorragende Parlamentarier berufen werden. Unstreitig liegt hierin eine Schwäche der englischen auswärtigen Politik; Lord Palmerston allerdings hatte sich, ohne in der Diplomatie gewesen zu sein, durch lange Praxis eine große Geschäftserfahrenheit erworben; aber als Lord J. Russell, von dem man sagte, daß er mit derselben Zuversicht den Oberbefehl der Canalflotte wie die Führerschaft des Unterhauses übernehmen werde, 1855 das Auswärtige Amt leitete, begann die traurige meddle and muddle Politik, die zu den Niederlagen in der polnischen, der dänisch-deutschen und der Alabamafrage führte. Noch schlimmer ward es, als Disraeli aus Parteirücksichten die auswärtigen Angelegenheiten Lord Stanley, später Lord Derby übergab, der gewiß ein achtbarer Präsident des Handelsamtes gewesen wäre, aber von auswärtigen Fragen keine Idee hatte, nur sehr mangelhaft französisch sprach und dessen einziger Gedanke war, jede Verwicklung und Verantwortlichkeit zu vermeiden. Die traurige Rolle, die er 1867 in der Luxemburger Angelegenheit spielte, hinderte ihn nicht 1874 nochmals sein Heil an derselben Stelle zu versuchen, wo er im russisch-türkischen Kriege sich von solcher Schwäche zeigte, daß er schließlich der empörten öffentlichen Meinung weichen mußte. Lord Granville hat sehr viel mehr Erfahrung in auswärtigen Fragen und Verständniß für dieselben, dazu verbindliche Formen und Geistesgegenwart; aber er hat in den beiden Ministerien, wo er an der Spitze des foreign office stand, 1870—74 und 1880—85, so große Schwäche gezeigt, daß auch er fast nur Niederlagen aufzuweisen hat, wozu seine unbedingte Parteinahme für Gladstone viel beigetragen hat. Eine Zeit lang galt Sir

Charles Dilke als der liberale auswärtige Minister der Zukunft, aber er hat diese Erwartung gründlich getäuscht; er hoffte bei seiner Freundschaft mit Gambetta einen für England vortheilhaften Handelsvertrag in Paris durchzusetzen, scheiterte dabei jedoch vollständig, verzichtete auf auswärtige Politik und ward Präsident des Local Government Board; jetzt ist er in einen für sein Privatleben so schlimmen Proceß verwickelt, daß er als politischer Mann kaum noch in Betracht kommt. Im bisherigen Ministerium führte Lord Salisbury die Siegel des Auswärtigen Amtes; er hatte früher in diplomatischen Verwicklungen keine glückliche Hand gehabt, die Rolle, die er auf der Conferenz von Constantinopel 1876 spielte, war geradezu unbegreiflich, als Auswärtiger Minister 1878 konnte er das stolze Programm, mit dem er auftrat, nicht durchführen, und auf dem Berliner Congreß stand er jedenfalls nicht in erster Linie. Seine Führung der conservativen Opposition während des letzten Ministeriums Gladstone war aber eine ebenso fähige als maßvolle; bei der jüngsten Reformbill nahm er die Erweiterung des Stimmrechts ohne Weiteres an, widersetzte sich aber mit Erfolg der Trennung dieser Maßregel von der Neuvertheilung der Sitze, die Gladstone im Parteiinteresse anstrebte, und ließ sich durch den angedrohten Feldzug der Radicalen keinen Augenblick einschüchtern. Als dann das Ministerium Gladstone unter den Niederlagen seiner auswärtigen Politik zusammenbrach und bei einer geringfügigen Budgetfrage sich schlagen ließ, um die Entwirrung des geschaffenen Chaos auf die Schultern seiner Gegner zu wälzen, zögerte Salisbury nicht, muthig die Liquidation einer der schlimmsten Erbschaften anzunehmen, welche je einem Staatsmanne zugefallen ist. Und obwohl auch nach Außen wegen des zweifelhaften Ausganges der Wahlen seine Stellung eine precäre war, besserte sich die auswärtige Stellung Englands unter seiner geschickten Führung rasch. Mit Festigkeit brachte er einen Ausgleich mit Rußland in der afghanischen Grenzfrage zu Stande, stellte ein gutes Vernehmen mit Deutschland und Oesterreich her und hat in der bulgarischen Verwicklung durchaus richtig gesehen, indem er den Fürsten Alexander unterstützte. Diese auswärtigen Erfolge, die erzielt wurden, ohne daß England sich eine Macht verfeindete, bildeten daher eine wesentliche Stütze für Lord Salisbury's Ministerium, und man hätte glauben sollen, daß kein Grund vorlag, seinem Vorgänger Raum zu geben für eine neue Periode von Stümpereien und Abenteuern; aber die Gruppirung der Parteien und die unberechenbaren Sprünge, in denen sich Gladstone's Ehrgeiz gefällt, mußten jede Ueberraschung als möglich erscheinen lassen.

Die englische Diplomatie zählt gegenwärtig nur wenige hervorragende Männer, seit Lord Ampthill gestorben und Lord Dufferin Vicekönig von Indien geworden. Letzterer ist offenbar einer der bedeutendsten Staatsmänner Englands, der sich ebenso als Botschafter in Petersburg und Constantinopel, wie in der Verwaltung als Statthalter von Canada, dessen Einkünfte er verdoppelte, ausgezeichnet und überall Hochachtung erworben hat; auch auf seinem jetzigen Posten hat er sofort energisch gehandelt, sobald er an Salisbury einen hinreichenden Rückhalt fand, hat Birma fast ohne Schwertstreich einverleibt und somit das weite Thal des Irawaddy dem Welthandel eröffnet. Außer ihm sind heute nur drei Diplomaten zu nennen: Sir Drummond Wolff, der seine schwierige Sendung nach Constan-

tinopel mit großem Geschick durchgeführt; Lord Lyons, der in Washington während schwieriger Zeiten England geschickt, maßvoll und fest vertreten, aber in Paris, wo er bereits seit 1869 Botschafter ist, stets eine vorsichtige Zurückhaltung beobachtet hat, und Sir Robert Morier, der jetzt zum Botschafter in Petersburg ernannt ist, wo die russische Diplomatie in ihm einen ebenbürtigen Gegner finden wird, vorausgesetzt, daß ihm der nöthige Rückhalt zu Hause nicht fehlt. Unter den jüngeren Diplomaten hat sich Mr. Lascelles in Sofia als ein sehr fähiger Kopf gezeigt; Fürst Alexander hat es nicht zu bedauern gehabt, seinen Rathschlägen gefolgt zu sein.

III.

Das politische Leben Englands ist so eigenartig, daß es sich mit nichts Anderem vergleichen läßt. In Deutschland erscheint die Opposition meist mit einem gewissen Makel behaftet, der sie als Gegner der Regierung trifft; in Frankreich war die Spaltung der höheren Classen unter der Julimonarchie und dem Kaiserreich mehr eine dynastische als eine politische. Hiervon ist in England nichts zu finden, seit die Opposition der Tories gegen das Haus Hannover mit der Regierung Georg's III. aufhörte; London kennt kein Faubourg St. Germain. Die Trennung der Parteien geht bis in die höchsten Spitzen der Aristokratie hinauf; kein Ministerium, wie liberal es auch sein mag, kann ohne eine Reihe von Lords bestehen, weil es dieselben zur Besetzung bedeutender Aemter braucht. Whigs und Tories stehen somit auf gleichem socialen Boden und bilden eine Gesellschaft; derselbe Mann, der als Politiker fragt, wie er am besten die Interessen seiner Partei fördern könne, fühlt sich doch mit seinen politischen Gegnern eins als Mitglied der regierenden Classe: politische Meinungsverschiedenheiten wirken nicht wie auf dem Festlande als sociale Unterschiede, die Gesellschaft steht über den Parteien. Und diese Gesellschaft ist eine Macht, die sich nicht ungestraft mißachten läßt, weil sie auf der festgefügtesten aristokratischen Grundlage ruht, welche die Geschichte kennt. Die staatsmännische Weisheit Wilhelm's I. begründete im Zeitalter des Lehnswesens zuerst in Europa die monarchische Staatseinheit, indem dieser König bei der Eroberung die Güter, mit denen er seinen Adel ausstattete, so vertheilte, daß auch die mächtigsten Vasallen sich nicht auf geschlossener territorialer Grundlage selbständig machen konnten, und indem er alle Aftervasallen durch unmittelbaren Treueid an die Krone band. Andererseits führte England allein den Grundsatz der Erstgeburt folgerichtig durch, der im Lehenswesen herrscht; erbte der älteste waffenfähige Sohn das Lehen, so mußte auch er allein dessen Namen und Würde tragen, die jüngeren Söhne führten nur einen titellosen Familiennamen, der ihnen erlaubte in das Volk unterzutauchen, während andererseits die Aristokratie sich fortdauernd durch Aufnahme ausgezeichneter Kräfte aus dem Volke verjüngte und England bis in die Dynastie hinauf nichts von dem festländischen Grundsatz der Ebenbürtigkeit wußte. Mit Recht hat Dahlmann gesagt, Deutschland habe vor Edelleuten keinen Adel; wir, wie andere festländische Staaten, haben wohl vornehme und reiche Leute, aber ihre Zahl verschwindet vor der Menge Derer, welche die Last des adligen Namens tragen, ohne die Mittel zu besitzen, denselben aufrecht zu halten, und die durch

denselben doch verhindert werden, so manchen bürgerlichen Beruf zu ergreifen. Die Masse widerspricht dem Princip der Aristokratie; nur in England fällt der Begriff des Adels mit dem der Aristokratie, den Mitgliedern des Oberhauses zusammen, in welchem die Bischöfe nur ein wenig wichtiges Beiwerk bilden. Wie aber der Titel, so vererbt sich das Vermögen und vor allem der Grundbesitz durchweg nur auf einen Sohn — das englische Recht kennt keinen Pflichttheil und demzufolge ist der englische Grundbesitz verhältnißmäßig wenig verschuldet — man überläßt es dem natürlichen Gefühl des Erblassers, durch Ersparnisse für die andern Kinder zu sorgen. Daß dies vielfach zu einer übertriebenen Latifundienbildung geführt hat, indem die Großgrundbesitzer die Yeomanry ausgekauft haben, ist richtig; dagegen kommt indeß in Betracht, daß der große Besitz in kleinere Farms zerlegt ist, deren Inhaber thatsächlich einen wohlhabenden Bauernstand bilden, und daß, indem der Eigenthümer stets bereit ist, dem Pächter verzinsliche Vorschüsse zur Verbesserung der Wirthschaft zu machen, der Landbau nirgends so rationell betrieben wird und nirgends so große Erträge erzielt wie in England. In den letzten zehn Jahren hat allerdings die überseeische Concurrenz in landwirthschaftlichen Producten den Grundbesitz schwer betroffen, und viele Farmer sind trotz der bewilligten Pachtnachlässe zu Grunde gegangen. Indeß, da dies zur Erniedrigung der Pachten führen muß, indem sonst die Eigenthümer keine Pächter mehr finden würden, so fällt der unvermeidliche Verlust doch auf die wirthschaftlich stärksten Schultern, die reichen Grundbesitzer; die deutschen, die meist dadurch stark verschuldet sind, daß der Erblasser wohl einem Sohne das Gut überträgt, aber dasselbe durch Hypotheken zu Gunsten der andern Kinder beschwert, riefen in der Noth der sinkenden Preise nach Staatshilfe durch Schutzzölle. Man kann in dem englischen Erbrecht die jetzt bestehende rechtliche Vermuthung für den ältesten Sohn bei der Intestaterbfolge ebenso aufheben, wie das Recht, über den Grundbesitz für zwei Generationen zu verfügen. Das wäre eine Reform, gegen die nichts einzuwenden ist, die aber auch wenig ändern würde, da die Folge voraussichtlich nur wäre, daß jeder Grundbesitzer ein Testament machte. Die testamentarische Freiheit der Verfügung aber aufzuheben, wird in England nicht leicht gelingen, denn der Engländer hängt an derselben zähe und der Ehrgeiz jedes Mannes, der sich emporgearbeitet hat, ist „to make an eldest son", eine Familie zu begründen[1]). Gerade diese aristokratische Organisation der Gesellschaft ist den Radicalen Gegenstand ihres Hasses: die Aristokratie soll England in alle Kriege gestürzt haben, die eine so große Schuldenlast aufgehäuft und alle nützlichen Reformen verhindert haben. Aber hat nicht das Oberhaus den Freihandel willig angenommen und gerade die Manchesterpartei sich der humanen Fabrikgesetzgebung widersetzt, deren wärmster Beförderer ein Peer, der edle Lord Shaftesbury, war? Und auf welcher Stufe würde jetzt der englische Welthandel stehen ohne das Colonialreich, das durch die getadelten Kriege begründet ward?

---

[1]) Inwiefern es möglich sein wird, durch Intervention der Regierung kleinere selbständige Eigenthümer zu schaffen, bleibt abzuwarten; von sehr großem Einfluß wird eine solche Maßregel schwerlich sein, so lange der private Großgrundbesitz unangetastet bleibt.

Indeß so beschränkt der Gesichtskreis Cobden's und Bright's in dieser Beziehung war, so kannten sie doch ihre Landsleute zu gut, um denselben die Aufhebung der Freiheit letztwilliger Verfügungen zuzumuthen. Von Bright hörte ich wohl das Wort: „we shall never succeed, unless we get rid of those infernal large estates"; aber an die Einführung der gezwungenen Erbtheilung des Code Napoléon hat er doch nie gedacht. Ganz anders die Neuradicalen, deren bezeichnendster Vertreter Chamberlain ist; sie wollen entschlossen mit Allem tabula rasa machen, um dessen willen England bisher bewundert und beneidet wurde, und wissen, daß sie dies nur durch eine Neuvertheilung der Güter erreichen können, weil die politische Verfassung auf den bestehenden rechtlichen und gesellschaftlichen Grundlagen beruht. Das Oberhaus aufzuheben würde nicht genügen, so lange das Erbrecht die Aufrechthaltung der Aristokratie ermöglicht. Deshalb sprach Chamberlain im Januar 1885 von dem „Lösegeld", welches die Reichen an die Enterbten zu zahlen hätten, stellte den letzteren drei Acker Landes und eine Kuh in Aussicht, verlangte Abschaffung der Staatskirche und freie Erziehung. Die Erfahrungen, welche in anderen Ländern mit solchen Experimenten gemacht sind, kümmert diese Demagogen so wenig wie die handgreifliche Unmöglichkeit der Ausführung eines solchen Programmes, bei welchem jeder nicht ganz Unwissende sich fragen müßte, woher denn, selbst wenn der ganze culturfähige Boden des Vereinigten Königreiches zu freier Verfügung stände, die Masse des Landes für eine solche Ausstattung der Arbeiter kommen sollte? Ihnen ist es nur um ein wirksames Agitationsmittel zu thun, und in dieser Beziehung haben sie sich nicht verrechnet, als sie bei der letzten Reformakte vor Allem darauf drangen, den ländlichen Arbeitern das Wahlrecht zu geben, nicht weil dieselben dafür reif waren, sondern umgekehrt, weil sie so unwissend sind, daß sie an solche plumpe Versprechungen glauben können. Die gebildeteren städtischen Arbeiter, auf welche sich früher die Liberalen stützten, haben eingesehen, daß der von den Radicalen geplante Umsturz ihnen keine Verbesserung ihrer jetzigen Lage bringen kann; die unwissenden ländlichen Arbeiter sind der Lockpfeife des Birminghamer Caucus gefolgt. Wie lange sie dies thun werden, steht dahin; nur das läßt sich sagen, daß die alten Parteigegensätze von Tory und Whig, ja selbst von Conservativ und Liberal veraltet sind. Die gemäßigten Liberalen alten Schlages, als deren bestes Muster gegenwärtig Goschen gelten darf, stehen den Conservativen weit näher als den Radicalen, obwohl sie den unverzeihlichen Fehler begangen haben, Gladstone am Ruder zu erhalten, der sich stets von Chamberlain drängen ließ, nur um nicht Lord Salisbury zur Macht gelangen zu lassen. Der eigentliche Gegensatz ist heute „Radical und Nichtradical" und nur die Verbindung der gemäßigten Liberalen mit der conservativen Partei kann dem Radicalismus mit Erfolg entgegentreten und zugleich dem unnatürlichen Zustande ein Ende machen, daß eine Partei, wie die Parnell's, welche geradezu die Beraubung der Grundeigenthümer und die Auflösung des Vereinigten Königreiches erstrebt, über dessen Geschicke entscheidet. Eben deshalb ist es am Wahrscheinlichsten, daß die irische Frage die alten Vorurtheile der gemäßigten Liberalen gegen eine Verbindung mit den Conservativen, die heutzutage nichts anderes sind als die alten Whigs, brechen wird. Es ist jedenfalls bemerkenswerth, daß, als Gladstone eine doppelzüngige Erklärung für Home-

Rule in die Welt schickte, um die irische Fraction zu gewinnen, nicht nur die bedeutendsten Liberalen wie Lord Hartington, der Herzog von Argyll, Lord Cowper und Goschen, sondern auch die großen whiggistischen Herzoge von Bedford, Devonshire und Westminster sich sofort entschieden und öffentlich dagegen erklärten. Alles kommt freilich darauf an, ob diese Secession der Whigs stark genug sein wird, um mit den Conservativen eine neue Majorität zu schaffen, welche sich unabhängig von den 86 Irländern behaupten kann[1]). Für den Augenblick ist es dem ruhelosen Ehrgeiz Gladstone's gelungen, das Ministerium Salisbury zu stürzen; aber es erscheint doch recht zweifelhaft, ob er auch für eine Maßregel eine Mehrheit finden wird, welche die Einheit des Königreiches aufrecht erhält und zugleich den Parnelliten wenigstens als eine annehmbare Abschlagszahlung erscheint. In seinem neuen Ministerium, das nur eine bedeutendere neue Kraft, Lord Roseberry, zählt, fehlen die Namen der hervorragendsten gemäßigten Liberalen, Herzog von Argyll, Forster, Sir Henry James, und vor Allem Lord Hartington; dafür ist es um so radicaler geworden. Chamberlain und Morley werden bestimmenden Einfluß üben; der eigentliche Herr des Ministeriums aber ist Parnell, nur im Einvernehmen mit ihm kann sich Gladstone halten. Es bleibt abzuwarten, wie lange das Parlament diese Herrschaft der vereinigten Radicalen und Irländer ertragen wird; sollten die gemäßigteren Liberalen sich demselben fügen, welche in der That ihre schlimmsten Feinde und die Todtengräber aller nationalen Größe sind, aber entschlossen scheinen ihre Forderungen mit allen Mitteln durchzusetzen, so wird das alte Spiel wieder beginnen, welches England unaufhaltsam auf der schiefen Ebene zur festländischen Demokratie hinabdrängt. Zugleich wird mit der Zersplitterung der Parteien die bisherige parlamentarische Regierung in Frage gestellt, welche darauf beruht, daß, sobald ein Ministerium die Mehrheit verliert, die Opposition bereit und im Stande ist, die Regierung zu übernehmen; und damit würde wiederum ein Stück eigenthümlich englischen politischen Lebens fallen. Gelingt es nicht, unter dem Druck der irischen Frage durch eine neue Mehrheit aller staatserhaltenden Kräfte dieser Eventualität vorzubeugen, und lassen die Liberalen durch die Radicalen sich zu immer neuen Zugeständnissen drängen, dann wird der Tag nicht ferne sein, wo nicht nur die englische Verfassung, sondern auch die englische Gesellschaft zusammenbricht, weil ihr die Elemente des Beharrens fehlen werden, welche England in seiner Aristokratie gefunden hat, auf der die Gesellschaft bisher ruhte, der es wesentlich seine Größe verdankt und welche die Krone nach der politischen Entwicklung der letzten zweihundert Jahre schwerlich noch ersetzen kann.

5. Februar 1886.

---

[1]) Das letzte Ministerium, das eine solche Majorität hatte, war das Lord Beaconsfield's von 1874, während der ihm folgende Gladstone sich nur durch fortwährende Zugeständnisse an die Irländer halten konnte.

Erinnerungen an Gustav Nachtigal.

Von

Dorothea B.

III[1]).

Wie aus dem früher Mitgetheilten hervorgeht, hatte Nachtigal gehofft, daß im Herbst 1869 eine genügend große Karawane in Murſuk zu Stande kommen würde, unter deren Schutz er es wagen könne, mit den ihm anvertrauten Geſchenken den Weg nach Bornu anzutreten. Dem ſtellten ſich aber lange Zeit hindurch, theils in Folge perſönlicher Intriguen, theils wegen der inzwiſchen eingetretenen Verminderung des mercantilen Verkehrs, ſo ernſte Schwierigkeiten entgegen, daß er oft daran zweifelte, jemals ſein eigentliches Reiſeziel zu erreichen. In gezwungener Unthätigkeit mußte er darum die langen Wintermonate hindurch an dem troſtloſen Orte verharren, bis ſeine Ausdauer endlich im Frühling 1870 mit Erfolg gekrönt wurde.

Während dieſer Zeit der geſpannteſten Erwartung ſchrieb er die beiden erſten der nachſtehenden Briefe; dieſelben legen Zeugniß ab von der großen Elaſticität ſeines Geiſtes, während die originelle Art der Darſtellung ihnen einen ganz beſonderen Reiz verleiht.

„Murſuk, den 1. Februar 1870.

Heute liefen Eure lieben Briefe ein, und trotzdem ich mit der für mich etwas fabelartigen Elaboration einer geographiſchen Karte, die meinen profeſſionellen ärztlichen Beſtrebungen mehr oder weniger fern liegt, für Dr. Petermann beſchäftigt bin, kann ich doch nicht umhin, durch die rapide Aufeinanderfolge von Antwort und Briefen meine ungebändigte Freude über die letzteren zu documentiren. Murſuk iſt ein Ort, an dem man die Nacht vor Ankunft der zwanzigtägigen Kameelpoſt nicht ſchläft, und doch tragen ſo viele Freunde und Bekannte in der ſtolzen Eitelkeit ihrer Civiliſation dieſem Umſtande keinerlei Rechnung, und nur allzu oft öffne ich mit zitternden Händen mein Paket, um Nichts als einige Tripolitaner Zeilen hervor zu winden. Um ſo dankbarer bin

[1]) Man vergl. das Decemberheft, 1885, S. 406 ff.

ich Euch, Dir und Deiner lieben Frau, und mein Herz ist durch den forcirten Umgang mit Tibbu noch nicht genug geschwärzt, um nicht Gutes mit Gutem zu vergelten . . . . .

Meine Abreise erfährt zu allen bisherigen hindernden Aufschüben jetzt, wo sie vor der Thüre zu stehen scheint, noch den intriguenhaften Hemmschuh türkischer Localpolitik. Während ich nämlich, langsamer Entkräftung anheimgegeben, die starren Gefilde der Troglodyten durchwandelte, fand der nicht allzu gewöhnliche Traject verschiedener Löwen, Leoparden u. s. w. unter durchaus günstigeren Ernährungsverhältnissen durch die Wüste statt, und bekundete die freundschaftlichen Beziehungen, in denen der Scheich Omar von Bornu zum Groß-Türken zu stehen wünscht. Da der Letztere seit seiner Reise durch Europa eine unerklärliche Leidenschaft für wilde Bestien nährt, so sendet er jetzt, in Erwiderung des freundlichen Angebindes, seinen Stambuler „Laubfrosch“ [1]) an den schwärzlichen Collegen, dessen lebhafte Freude über diese Auszeichnung in Anbetracht seines windelhaften Civilisationszustandes indessen nicht ganz zweifellos erscheinen dürfte. Der Generalgouverneur von Tripolitanien scheint wenigstens unehrerbietiger Weise sich nicht zu entblöden, diesem Zweifel Raum zu geben, und denkt neidisch an meine Kisten und den vergoldeten Thron, auf den sich Seine schwarze Majestät zu setzen hoffentlich Gelegenheit haben wird. Er sucht deshalb meine Abreise mit dem türkischen Abgesandten zu hintertreiben; ohne diese Gemeinschaftlichkeit aber kann ich thatsächlich nicht reisen; so wenig Kaufleute und andere Bornupilger sind sonst noch geneigt, den fünfzigtägigen Spaziergang zu machen. Gehen wir aber Alle zusammen, so zählen wir immerhin sechzig Flinten, und damit wagt man die Ueberfahrt stets. Die Realisation des patriotischen Vorschlages von Dr. Petermann [2]) hier abzuwarten, dürfte in Anbetracht meiner vorgerückten Jahre nicht räthlich sein, so dankbar ich diesem rastlosen, wohlwollenden Gelehrten auch bin. Verspricht mir die Begleitung keine hinlängliche Sicherheit für meine königlichen Kisten, so stürze ich mich mit dem Reste meines Vermögens in die östliche Wüste, um das nicht unberühmte Dorf Wâdjanga, dessen Existenz man nur aus düstern Berichten kennt, von Neuem zu entdecken (oh, Ruhmsucht, wer hätte gedacht, daß du auch meine harmlose Seele erkrallen würdest?!), und setze, wenn mein heimathlicher König diesen Wunsch äußern sollte, noch einen Winter daran. Doch Wâdjanga (zwinge Dich gefälligst, das becircomflexte „â“ näselnd auszusprechen) ist circa vier Wochen von Udzila, resp. Dzalo, dessen Lage zu fixiren ich Dir und Deinen Karten nicht die Beleidigung anthun will, entfernt, und während dieses Zeitraumes erheitern einmal sieben, ein anderes Mal elf wasserlose Tage den stumpfsinnig dahinschwankenden Wüstenpilger. Ich hoffe also, daß der Weg gegen Süden mir offen stehen möge mit seinen bekannten Stationen und seinen Brunnen einen Tag um den andern.

Indem ich Euch von Herzen für das Interesse für mich, das Euch den

[1]) Medschidje-Orden.

[2]) Dr. Petermann hatte die Idee ausgesprochen, für den Fall, daß gar keine Karawane in Murzuk zu Stande kommen sollte, unter den ausgedienten preußischen Mannschaften eine freiwillige Eskorte für Nachtigal anzuwerben.

Rath eingibt, momentan der Fortsetzung der Mission zu entsagen, danke, versichere ich Euch, daß ich schon um der Verantwortlichkeit willen nur äußerst patriarchalischen Rücksichten auf vollständige Sicherheit gehorchen werde.

In der That ist übrigens der Weg in einem befriedigenden Zustande der Sicherheit, zur Bestätigung welcher Thatsache noch vor einigen Monaten der Scheich Omar einen Expressen hierher sandte (dessen negerhaftes Gemüth ich durch die harmlose Gabe von zwei Thalern ungewöhnlich erquickte), um so die Bildung einer Karawane zu begünstigen. Daß eine solche dennoch kaum zu Stande kommt, liegt weniger in der Furcht vor den Gefahren der Reise, als vielmehr in der retrograden Bewegung, der sich Mursuk als Handelscentrum mit beklagenswerther Rapidität hingibt. Die Zeit, in der Tausende von Individuen zusammen von hier dem Süden und Bornu zustrebten, ist vorüber, und selbst Ghat hat in dieser Beziehung nur unvollkommen Mursuk ersetzt. Die Beschränkung des Sklavenhandels hat sicherlich nicht unwesentlich zur Degradirung dieser traurigsten aller Städte beigetragen, obgleich dieser Artikel nach wie vor den Hauptgegenstand des Handels bildet. In jüngster Zeit freilich schärft ein neuer Firman das Verbot des abscheulichen Menschenhandels ein, doch jeder „redliche" Mann dieser Breitegrade rebellirt passiv gegen die Abschaffung dieses durch Jahrhunderte gerechtfertigten Usus.

Die Opfer dieser Verkennung der Menschenrechte in den Häusern der Araber und vorzüglich der biedern Fezaner zu beobachten, würde Deine Seele durchaus nicht mit der Indignation erfüllen, welche von einem auf der Höhe der Civilisation Stehenden und einem Christen billiger Weise erwartet werden darf. Doch man ziehe die Straße nach Bornu und schaudere! Im Allgemeinen dürften Kameelknochen allerdings vorwalten; doch stellenweise erfahren dieselben eine bedenkliche Concurrenz von den Resten durch Hunger, Durst und Anstrengung dahingerafften Menschen. Mit dem verhältnißmäßig Kräftigen hat man Mitleid, sucht ihn zu stärken und zum Ziele zu führen; doch dem sichtlich dem Untergange Verfallenen blüht kein menschliches Rühren, keine Hilfe, keine Rettung. Fern von Heimath und Trost sinkt er endlich um, langsam verschwindet am Horizonte Derjenige, der ihn seiner Heimath entriß, und still wie die grausige Einöde, welche ihn umgibt, schwindet langsam seine Lebenskraft dahin, bis die glückliche Bewußtlosigkeit ihn der Verzweiflung entringt.

Während der letzten Strecke meiner Wüstenrückkehr, da, wo sich eine platte, wüste Hochebene ausdehnt, auf der Jeder sorgfältig Morgens nach einigen felsähnlichen Steinen auslugte, um in ihrem ökonomischen Schatten den Durst zu verringern, war ich täglich sicher, neben einem sorgfältig skelettirten Mitmenschen die Tagesrast zu verbringen, der, oft noch bekleidet mit seinem Kattunhemde aus Bornu, um so lebhafter zu meiner krankhaft gereizten Phantasie sprach. Mit welcher Verzweiflung, öde und trostlos, wie die alles Lebens baare Umgebung, mußte der Unglückliche in den Schutz dieser Steine gekrochen sein und seinen Tod erwartet haben?!

Daß, abgesehen von der trotzdem immerhin thatsächlichen Verminderung des Sklavenhandels die türkische Administration nicht gerade Mittel gesucht und gefunden hat, die anderweitige Prosperität der ihm auf Gnade und Ungnade

anheimgegebenen Provinz zu heben, brauche ich wohl nicht hinzuzufügen. Jeder Gouverneur arbeitet nach dem Grundsatze: „après moi le déluge," scharrt den fast stumpfsinnig harmlosen Bewohnern ihre wenigen „Kröten" während einiger Jahre aus dem Boden, wenn er sie entdecken kann, und stirbt er nicht durch Klimawechsel oder Malaria, was allerdings gewöhnlich der Fall zu sein scheint, so schwankt er nach einigen Jahren seinem heimathlichen Stambul wieder zu, um in philosophischem Frieden die Beute zu verputzen.

Dabei lastet Alles auf den Armen und „von Rechtswegen". Es existirt hier der sonderbarste Besteuerungsmodus, der Deinem Staatsbürgersinne vorgestellt werden könnte. Alles ruht auf den Dattelbäumen. Du kannst Häuser besitzen, so viel Du willst (was allerdings nicht viel sagen will, da sie aus Dreck zusammengekleckst sind), Heerden von Kameelen, Ziegen, Schafen Dein eigen nennen, massenhaftes Geld in Deinen Kisten angehäuft haben, oder ein hervorragender Kaufmann sein: Alles dies erlaubt Dir der Staat für „umsonst". Doch, bist Du der armseligste „Knopf" und lebst kümmerlich von einem halben Dutzend Dattelpalmen, so ergreift Dich die Regierung und entwindet Dir einige Kreuzer. —

Mit einem Worte, die Regierung, in Allem ungeschickt, in Allem räuberisch, rechtfertigt glänzend ihren türkischen Ursprung und das dieser Nation eigenthümliche Talent, die Prosperität der ihr unterworfenen Länder zu unterdrücken und sich die Affection der Einwohner zu entfremden.

Und doch wäre es so leicht, den Fezaner zu regeneriren, zu ermuthigen; so lenk- und folgsam ist er. Es existirt wohl kaum ein so gutmüthiger Schlag Menschen, als dieses Mischlingsvolk von Negern, Tibbu und Arabern, in denen jedoch die ersteren vorwalten dürften. Diebstahl ist trotz ihrer Armseligkeit unbekannt und erst, seit Fremde aus der Soldateska (ca. 300 Mann Garnison) die Stadt zuweilen unsicher machen, verschließt man Nachts die Häuser. Dabei sind sie so harmlos heiter, daß man wirklich ihre aus diesem Charakter entspringenden Fehler und Laster mit mehr Nachsicht zu beurtheilen geneigt ist, als zuweilen ein streng moralischer Standpunkt erlaubt. Allabendlich ist irgendwo Musik, und im Augenblicke, wo ich diese Zeilen schreibe, und Mitternacht vorüber ist, tönt sie aufs Lebhafteste zu mir herüber. Dabei figuriren stets ein halbes Dutzend Tänzerinnen . . . . .

Ich bedauere, auf so ernste Gegenstände verfallen zu sein; ich hatte beim Beginne vor, Dir einen recht versimpelten Schreibebrief zu spinnen, doch leider habe ich im Eifer des Schreibens vergessen, dem großen Lagbi-Gefäß, das in meinem Handbereich ist, zuzusprechen, und alle feinen, humoristischen Ideen, die der süße Palmwein, der so schön zu meiner Rechten gährt, wachrufen sollte, schlummern nun ihr Embryonen-Dasein so weiter. Hoffentlich gelingt es mir, sie aufzumuntern, sobald ich den Brief an Deine liebe Frau componiren werde . . . . ."

So wahr und zu Herzen gehend, wie Nachtigal in dem vorstehenden Briefe, hätte wohl sonst Niemand die grauenhaften Leiden der armen Opfer des Sklavenhandels zu schildern vermocht. Tage- und wochenlang stand ihm ja derselbe qualvolle Tod vor Augen, welchen die Bejammernswerthen erlitten hatten, und

die wenigen, aber ergreifenden Zeilen, welche er ihnen widmet, rufen auch für ihn selbst das größte Mitleid hervor. Doch nicht nur die eigenen traurigen Erfahrungen der Tibesti-Reise lassen ihn so warm für diese Unglücklichen empfinden; auch die später in Baghirmi erlebten schrecklichen Scenen grausamer Barbarei, begangen von Mohammedanern an den umwohnenden Heidenvölkern, erfüllten seine Seele mit namenlosem Jammer! Nach seiner Rückkehr aus Afrika, noch ehe sein Buch erschienen war, das ganze Capitel über dieses Thema enthält, nahm Nachtigal oft die Gelegenheit wahr, seinen Abscheu vor dem die Menschheit entwürdigenden Handel auszudrücken. Namentlich erinnere ich an den Vortrag, den er im September 1876 in Hamburg[1]) in der dritten allgemeinen Sitzung der dort tagenden Naturforscher-Versammlung über „Baghirmi und seine Heidenvölker" hielt. In schwungvoller Rede entrollte er ein Bild von den Greueln der Sklavenjagden in jenen Landen, deren Augenzeuge er selbst sein mußte, und riß die gesammte Zuhörerschaft zur tiefsten Theilnahme hin. —

Erfreulichere Gegenstände behandelt er in dem folgenden, an mich gerichteten Briefe. Mit besonderer Vorliebe zeichnet er in demselben den weiblichen Theil der Fezaner Bevölkerung in seinen mannigfachen Eigenthümlichkeiten:

„Murfuk, am 2. Februar 1870.

Verehrte Frau Collegin,

Es hätte des ausgesucht grausamen Vorschlages Ihres Herrn Assistenzarztes, mir von süddeutschen Bieren zu sprechen, nicht bedurft, um mir die Idee, nach Stuttgart zu eilen und in Ihrem lieben Familienkreise von meinen Strapazen auszuruhen, als die lieblichste erscheinen zu lassen, die mir eine horizontlose Wüstenphantasie nur vorgaukeln kann. Ich liebkose diesen Gedanken mit Vorliebe in meiner Einsamkeit, und er wird jetzt nur in etwas verdunkelt durch die Aussicht, einen so raffinirt boshaften Collegen dort zu treffen, als besagter Dr. S. zu sein scheint. Ich ersuche Sie dringend, in Ihrer Eigenschaft als Befehlshaberin des Hauses, dieses Individuum dazu zu verurtheilen, am ersten Abend nach Kenntnißnahme dieser Zeilen nicht nur das Quantum beregten Stoffes zu vertilgen, welches gewohnheitsgemäß seinem Organismus das nöthige Equilibre verleiht, sondern zu diesem die Anzahl von „Töpfchen" zu fügen, welche im Mittel meinem Körper während der Studienjahre einverleibt wurden. Eine ungefähre Berechnung derselben hier aufzustellen, verbietet mir das Zartgefühl; Ihr Gatte wird hiermit ersucht, diese Lücke approximativ auszufüllen.

Ihre freundlichen Briefe waren mir sehr wohlthuend, denn die gänzliche Einsamkeit inmitten fremder, anders oder gar nicht denkender Mitmenschen, deren Religion sie uns stets mit feindlichen Augen betrachten lassen wird, fängt an, stellenweise einen melancholisch deprimirenden Einfluß auf mich auszuüben, von dessen Fortschritt mich nur eine baldige Abreise retten kann. Mein Piemontese Giuseppe acclimatisirt sich rapider und vollständiger, als es mir bisher gelang, durch die freundliche Vermittlung jenes von mir öfter erwähnten Getränkes, welches unter dem harmlos klingenden Namen „Palmensaft" die cumulirende

[1]) Siehe Tageblatt der 49. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte, 1876, Beilage, Seite 41 ff.

Wirkung kleinen, gemeinen norddeutschen Kornschnapses verbirgt, wenn es hinlänglicher Gährung überlassen war. In frischem Zustande ist der Palmwein außerordentlich süß und hat, in Menge genossen, nur die beklagenswerthe Wirkung, den Vertilger sichtlich anzuschwellen und ihn in das beängstigende Gefühl unmittelbar bevorstehender Platzung zu versetzen. Nach Verfluß eines Tages jedoch adoptirt er eine perfide Säure, röthet die Wangen und versetzt im Verlaufe seiner Imbibirung den achtlosen Fremdling in einen Zustand gänzlicher Bewußtlosigkeit. Süß widerspricht er den heilsamen Gesetzen Mohammed's, des Propheten, nicht, doch unterliegen die einfachen Muselmenschen hiesiger, primitiver Länder in Bezug auf die Demarkationslinie den trügerischsten Selbsttäuschungen. Mein Giuseppe ist in seiner Familiarisirung mit diesem weißlichen, unklaren Getränke leider so weit gediehen, daß er, sofern ihn seine schwärzliche Lieferantin Morgens im Stiche läßt, in der mangelhaften Funktionirung seiner nicht gehörig innervirten Centralorgane, mir sicherlich zum Frühstück anstatt des erwarteten Hühnchens gebratene Zwiebeln mit rothem Pfeffer, oder anstatt der Eier gelbe Rüben servirt. Daß ihn diese chronische Zerrüttung zu meiner Gesellschaft noch ungeeigneter macht, als seine zweifelhafte Schulbildung ihn ohnehin schon erscheinen läßt, wird Ihnen einleuchten. So bin ich denn allein, ganz allein mit meinen Erinnerungen und meinen Hoffnungen, meinen Plänen und meinen Erwartungen.

Ich kann bei dieser Gelegenheit nicht umhin, eines Mannes und seiner Familie Erwähnung zu thun, der mir mit seltener Freundlichkeit und Uneigennützigkeit als Rath und Beistand dient, des Hadz (Pilger) Ibrahim-ben-Alua, des Bürgermeisters der Stadt Mursuk. Er zeigt ein solches Verständniß für alle meine Gedanken und Anschauungen, eine solche Intelligenz für fremde, ihm doch nur von Hörensagen bekannte Länder und Völker, daß ich von Herzen wünschte, ihn einmal mit mir nach Europa nehmen zu können. Einstweilen bin ich bemüht, mit mehr als zweifelhaftem Erfolge, seine hypertrophische Leber auf ihr normales Volumen zu reduciren. Sein Vater, der Hadz Mohammed-ben-Alua, Präses des großen Rathes, wie er selbst, haben schon den früheren Afrikareisenden die uneigennützigsten, wichtigsten Dienste geleistet und verdienten Beide wohl eine allgemeinere Anerkennung, als meine bescheidene Freundschaft. Ihr Name that in Tibesti mehr für mich, als alle Empfehlungen und Briefe des Pascha, der als Türke und Repräsentant der türkischen Regierung von den Nachbarvölkern vielmehr mit Argwohn betrachtet wird. Bis Bornu reicht ihr legitimer Einfluß und, wenn meine Abreise, wie ich hoffe, zu Stande kommen wird, so habe ich es hauptsächlich ihnen zu verdanken. Sie sind, wie die meisten Notablen der Stadt, eingewandert und stammen aus der Oase Udzila.

Der Hadz Brahim ist fast der Einzige, den ich zuweilen besuche; im Uebrigen halte ich mich zu Hause, wie ich denn überhaupt eine sehr regelmäßige Lebensweise, vollständig der stereotypen Existenz der übrigen Einwohner entsprechend, führe. Da ich erst um 1 oder 2 Uhr Nachts mein kümmerliches Lager aufsuche, das durch die ausgiebigen Reductionen, welche die Tibbu in seinen Bestandtheilen vornahmen (und letztere konnten nur unvollständig in diesem miserablen Palmendorfe ersetzt werden), alle Eigenschaften eingebüßt hat, die zusammengefaßt das

darstellen, was man unter dem sanft klingenden Namen „Bett" versteht, so erhebe ich mich erst um 8 Uhr Morgens, arbeite, empfange einige Besuche oder suche selbst einige Kranke auf, frühstücke um 1 Uhr und begebe mich dann, wenn ich mich nicht der wohlverdienten Mittagsruhe anheim gebe, auf den Suk (Markt), der um diese Zeit am lebhaftesten ist.

Dies ist das einzige, in etwas interessante Schauspiel, das den beobachtenden Fremdling reizen kann. Alles wird von Frauen und Mädchen feilgeboten, was auf die kümmerliche Ernährung der Fezaner Bezug hat. Dieselben hocken hinter ihren Körben, aus Palmenblättern geflochten, und sind durchaus nicht alle diesem Lande entsprossen. Schwarz sind sie alle, doch wechselt die Intensität der Färbung erheblich, und schmutzig ebenfalls, in welcher Eigenschaft kaum verschiedene Grade der Intensität bestehen dürften. Häßlich finde ich bis jetzt noch die meisten, doch beschleicht mich eine leise Ahnung einer unmerklich sich vollziehenden Modification meines Schönheitssinnes.

Hier haben sie eine Repräsentantin des Tibbuursprungs mit ihrem länglichen, ernsten, regelmäßigen Gesichte. Ein niedlicher Korallencylinder ziert den rechten Nasenflügel und erregt den berechtigten Neid einiger Landsmänninnen, die sich noch nicht auf diesen Grad der Opulenz haben schwingen können und einstweilen den begehrten Schmuck durch ein Stück Knochen oder gar einen Dattelkern ersetzen. Das Haar ist auf der Höhe der Stirn etwas abrasirt, und ein Schmuck aus einigen concentrischen silbernen Ringen deckt die verwaiste Stätte; zu gleicher Zeit ein oder zwei fingerdicke Flechten (die Mädchen tragen deren eine, die verheiratheten Frauen zwei), welche vom Hinterhaupte bis hierher geführt wurden, befestigend. Seitlich fallen unzählige Flechtchen von der Dicke einer Federspule bis über die Ohren herab und tragen nicht selten kleine Gehänge von Korallen, Elfenbein und silbernen Ringelchen. Sieben bis zwölf Armbänder aus Elfenbein und Horn umringeln den hagern Vorderarm, und ein Halsband von Korallen, Achatstücken und Kaurimuscheln (die in Bornu gebräuchliche kleine Münze) fällt über die unerfreulich sichtbaren Schlüsselbeine herab. Die zarten Knöchel der gänzlich wadenlosen Unterschenkel werden von ein oder zwei kupfernen oder silbernen Ringen umfangen, welche nicht die Schwere verschiedener Pfunde haben, wie bei den Fezanerinnen. Diese Letzteren sind natürlich in der Mehrzahl und zeichnen sich durch die Charakterlosigkeit ihrer Züge aus. Nicht arabische, noch Berbergesichter, weder Tibbu- noch Kanuri-(Bornu-)Züge geben ihnen ein bestimmtes Gepräge. Wechselnd zwischen schwarzer und hellbronziger Hautfärbung, häßlich und schmutzig, zur Fettbildung geneigt, sitzen sie da, harmlos, gutmüthig und gefräßig (letzteres Epitheton ist übrigens eine Verläumdung). Ihre Koketterie concentrirt sich auf die Coiffüre, in der dem Geschmacke und der Erfindungsgabe der Schönen ein weiter Spielraum gestattet ist. Entweder theilen sie die Masse des Gestrüpps, das nur euphemistisch als Haar bezeichnet werden kann, in vier Theile, von denen zwei seitliche über die Ohren herabfallen, eine vordere vom Scheitel auf die Stirn und eine hintere vom Scheitel in den Nacken herabhängt, nachdem dieselben in Flechtchen geordnet wurden, deren Dicke von dem Umfange eines Rabenfederkiels zu dem einer Gänsefeder variirt; oder sie ordnen Alles in gleichmäßige Flechtchen mittlerer Dicke, welche sie unter einander verbinden und

deren Extremitäten in gleichem Niveau dicht oberhalb der Augenbrauen durch eine Querflechte gefesselt sind, so daß das ganze Haupt mit einer gleichmäßigen, homogenen Kappe umkleidet scheint, deren Centrum dem Scheitel entspricht; oder sie theilen diese dicke, kappenförmige Masse in der Mitte der Stirn in zwei Hälften; oder sie vereinigen den vorderen der oben erwähnten vier Theile in einen matronenhaften Knoten, der auf die Mitte der Stirn zu liegen kommt; oder sie flechten zwar eben diesen selben vorderen Theil, doch nur etwa zur Hälfte, und pluftern den Rest, der so den oberen Theil der Stirn schmückt, in fast heimathlicher Weise auf, was mir stets ein Zeichen besonderer Koketterie zu sein schien; oder endlich sie adoptiren irgend eine andere Modification, wie diese einfachen Naturkinder denn in Beziehung auf die Mannigfaltigkeit der Haartracht mit den erfindungsreichsten Pariser Cocottes und Cocodettes wetteifern könnten. Eine Zierde fehlt dem Haar nie, und hierin concordirt der ästhetische Sinn der Fezanerinnen, Bornuerinnen, Tibbu-Damen, Sudanrepräsentantinnen u. s. w. in seltener Einigkeit, das ist jenes Gemisch von Oel, Zimmt, gepulverten Nägelchen, Sandholzpulver und anderen Ingredienzen, das der gerade Deutsche, zu Kernausdrücken geneigt, einfach als „Dreck" zu bezeichnen sich versucht fühlen dürfte.

Doch siehe, das schwärzliche Gemisch des „schönen" Geschlechts wird angenehm unterbrochen durch jene jugendliche Schöne von gelblich-weißer Hautfärbung, mit schönen Augen, fremdartigen Zügen, ohne Aehnlichkeit mit Araberfrauen, noch denen der Tuareg: die ich Ihnen als eine Felâta-Sklavin vorstelle. Ihre Schönheit ist eigenthümlich, wie die Entwicklung ihrer ganzen Nation. Wie sie vortheilhaft absticht gegen den kleinen, dicken „Molch" aus dem Musgolande mit der häßlichen, dicken, vorgezerrten, durchbohrten Unterlippe, an dem nichts schön ist, als die wirkliche Ebenholzschwärze seiner Haut! Doch mehr noch verdient Ihre Aufmerksamkeit jene hochgewachsene Tochter Baghirmi's mit ihren ebenmäßigen, plastischen Formen, den regelmäßigen, fast hübschen Zügen und der abenteuerlichen Haartracht, welche, ein kunstvolles Gebäude, die Form eines Helmes mit seinem Kamm vortrefflich wiedergibt. Dazu kommen zahlreiche Vertreterinnen des Sudan, welche der Eingeweihte je nach der Zahl, Form und Richtung der Schnittnarben, die ihr Antlitz zieren, nach Ländern und Provinzen registriren könnte.

Die Masse der Verkäuferinnen besteht, wie gesagt und wie natürlich, in Fezanerinnen, und ihre Waare wechselt nach der Jahreszeit.

Dazwischen tummeln sich die öffentlichen Verkäufer, welche die Gegenstände, die meistbietend verkauft werden, herumtragen und mit dem letzten Preise ausschreien. Jetzt sind es in Wasserschläuche transformirte Ziegenhäute, deren die solidesten aus dem Sudan stammen; oder jene groben Säcke, in welche man die Kameelladung steckt; jetzt schön im Sudan verarbeitetes und gefärbtes Leder; dann ein Stück Cham (Baumwolle), ein Kaftan aus Aegypten, ein Teppich aus Tripoli oder Stambul; oder eine Flinte, eine Pistole, ein Sattel; Kleidungsstücke aus Bornu und dem Sudan; Schmucksachen, die sich aus den fernsten Ländern der Welt hierher verirrten.

Alle von Norden kommende Manufaktur ist sehr theuer; man bezahlt 50 Procent mehr als in Tripoli, wo die europäischen Waaren schon einen ge-

nügenden Aufschlag erfahren. Ein Huhn bezahle ich mit 3—8 Silbergroschen; $2^1/_2$ Pfund Ziegen- oder Hammelfleisch mit 10 Silbergroschen; das Kameelfleisch kostet die Hälfte. Milch ist für Geld nicht zu haben; höchstens etwas sauer gewordene, von außen hereingebrachte. Rindvieh existirt nicht; Jagdproducte fehlen ebenfalls, denn Wüste ist im Norden wie im Süden, im Osten wie im Westen in der nächsten Umgebung der Stadt.

Dazwischen stehen einige Esel, mit der philosophischen Ruhe ihrer Herren einen Käufer erwartend, oder ein melancholisches Schaf erwartet sanftmüthig zwischen seinen keckeren Cousinen, den Ziegen, sein kaum zweifelhaftes Schicksal. Pferde sind eine Seltenheit und, wenn vorhanden, struppichte, kleine, doch kräftige und ausdauernde Bestien. Man kauft sie für ca. 50 Thaler. Kameele sind natürlich die unentbehrliche Staffage. Sie wandeln beständig frei in den Straßen der Stadt herum, begeben sich von Zeit zu Zeit nach Hause (eine stumme Bitte um Atzung) und gehen bei Einbruch der Nacht alle ohne Ausnahme, fremde wie einheimische, gleichsam nach Verabredung auf einen freien Platz, der sich vor dem Kasbah (Kastell) ausdehnt. Für den Uneingeweihten haben diese „Schiffe der Wüste" alle *eine* Physiognomie: denselben Ausdruck öder Gedankenlosigkeit, der so harmonisch zu dem wüsten Schauplatze ihrer Thätigkeit zu passen scheint. Doch allmählich lernt der beobachtende Fremdling in diesen Glotzaugen lesen, diese Haltung des Kopfes und jene zu interpretiren, und findet zuletzt bei diesen geduldigen Wüstenrennern eine beträchtliche Verschiedenheit des Temperaments, des Charakters, der Intelligenz. Aeußerlich unterscheiden sich auf den ersten Blick das Araberkameel und das der Tibbu und Tuareg. Das erstere mit verhältnißmäßig kurzen, stämmigen Gliedmaßen, vierschrötigem Körper, dickem, niedrig getragenem Halse und Kopfe, zottigem Haar und fettem, hohem Höcker scheint von der Natur schon mehr zum Lasttragen bestimmt. Das letztere, und es sind vorzüglich meine „Freunde", die Tibbu, welche in seiner Züchtung excelliren, ist hochbeiniger, schlanker, hat eine sanftere Wölbung des Rückens, welche man in diesem Grade beim Menschen als „kleinen Verdruß" zu bezeichnen die Discretion hat, trägt seinen schlanken Hals und den kleineren Kopf fast mit Keckheit (wenn dieser Ausdruck bei einem solchen Geschöpfe erlaubt werden kann), ist glatthaariger und weist durch sein ganzes Ensemble entschieden mehr auf die Schnelligkeit der Locomotion, als auf das Gewicht der Lasten hin. In der That kann zwischen beiden Typen in Bezug auf Schnelligkeit kein Vergleich stattfinden; die letzteren übertreffen jene bei weitem, wie ich es bei meiner Tibestireise nur zu oft zum Nachtheil meiner bepackten Araberkameele erfahren mußte. Doch scheinen mir diese bei gleicher Nahrung und unter ähnlichen klimatischen Verhältnissen ausdauernder zu sein. Im Allgemeinen wird dieses nützliche Geschöpf bei uns sehr falsch beurtheilt, und ich verweile bei diesem, Ihnen vielleicht weniger interessanten Gegenstande nur, um ihre Notionen darüber zu rectificiren. Wenn das Kameel allerdings ca. fünf Tage auf der Reise ohne Wasser zubringen kann, so ist es dafür um so empfindlicher für Nahrungs-Entziehung und -Wechsel und für eine Veränderung des Klimas. Schon hier siechen die Araberkameele langsam dahin, noch südlicher sterben sie sicher, wie umgekehrt das Tibbu-, Tuareg- und Sudankameel nicht in der Nähe der Küste zu leben vermag. Selbst die Kameele der Tibbu

und Tuareg nördlicherer Breitegrade erliegen dem Einfluß des tropischen Klimas, besonders zur Regenzeit, sehr bald. Die Kameele, welche man im Norden zur Reise nach Bornu kauft, gibt man von vornherein verloren, was bei mir z. B. ein Deficit von 400 Thalern darstellt. Ein starkes Kameel kostet nämlich ca. 50 Thaler, und die schnelleren der Tibbu- und Tuareg-Kameele, die speciell als Reitthiere bezeichnet werden können und den Namen Mäheri führen, haben einen viel höheren Preis.

Doch zurück zum Markte, der seinem Ende entgegengeht. Gegen Sonnenuntergang packen die Verkäuferinnen den Rest ihrer Habe zusammen, schwingen sie mit Sicherheit auf ihren Kopf und verlassen den Schauplatz ihrer commerciellen Tagesbeschäftigung. Sie wohnen nämlich in den Gärten der Stadt, welche eine zahlreichere Bevölkerung aufzuweisen haben, als diese selbst, und ca. eine Stunde weit von ihr gegen Norden liegen. Dieselben sind weit entfernt, die Reize darzubieten, welche der Naturfreund unwillkürlich in seinen Gedanken an das Wort „Garten" knüpft. Keine Blumen erfreuen das Auge und kitzeln den Geruchssinn, kein lebhafter Farbenwechsel entschädigt hier für die gleichmäßige, unveränderliche Staubfarbe der Stadt. Dattelpalmen rechts, Dattelpalmen links und dieselben Bäume vor Ihnen und in Ihrem Rücken. Selten unterbricht ein krüppliger Feigenbaum, ein penibler Granatapfelbaum oder ein verkümmerter Weinstock in den Gärten der Reichen das ewige Einerlei. Zur Zeit des sprossenden Getreides trägt ein Mursuker Garten noch am meisten den Charakter eines frischen, kräftigen Schaffens der Natur. Und welche Mühe hat man, selbst nur diesen Grad von Leben in dem undankbaren Boden zu erzeugen! Nachdem die kalkreiche, aber humusarme Erde in soweit gedüngt worden ist, als es die Verhältnisse erlauben, muß zur Zeit des Wachsthums der Unterfrüchte das Terrain regelmäßig bewässert werden.

Regen ist eine höchst verachtete und gefürchtete Wohlthat der Natur, und es läßt sich allerdings nicht leugnen, daß traurige Beispiele existiren, in denen dieses Himmelsgeschenk ganze Ortschaften bis auf die Balken der Häuser spurlos hinwegwusch. Mangel an Holz und Steinen versagt den bescheidenen Einwohnern das Gefühl von Sicherheit, das bei uns den redlichen Staatsbürger in seinen vier Pfählen beschleicht (obgleich allerdings bedauerlicher Weise das scheinbar so stabile Deutschland neuerdings auch nur allzuhäufig in vulkanischer Ungemüthlichkeit erzittert).

Von den aus, an der sonnigen Luft getrockneten, salzhaltigen Erdklumpen construirten Häusern habe ich Ihnen, glaube ich, schon in früheren Briefen ein Bild entworfen. Nur das obere Stockwerk erfreut sich der Fenster, doch „des Himmels Wolken schauen hoch hinein" — Scheiben sind unbekannte Luxusartikel. Ich habe in dem einen Zimmer, welches mein oberes Stockwerk enthält und das ich bewohne, drei Fenster, von denen zwei die Höhe von 3 Fuß erreichen, während sich das dritte mit 1 ½ bis 2 Fuß begnügt. Zwei habe ich wegen der winterlichen Winde durch vorgespanntes Baumwollenzeug verschlossen, und würde diese Procedur nicht minder gern mit dem dritten vornehmen, wenn nicht das Licht dann gänzlich ausgeschlossen und ich am Schreiben verhindert sein würde. Es ist nämlich eine traurige Thatsache, daß die hiesige Winterkälte

einen in der Ferne ungeahnten Grad von Intensität erreicht, und im Augenblicke, wo ich mit verklommenen Fingern diese Zeilen meinem verfrorenen Gehirne entringe, habe ich nicht mehr denn 5° R. im Zimmer, dessen Temperatur allerdings nur sehr unwesentlich von der der äußeren Luft abweicht. Ein Kohlenbecken habe ich zwar im Besitze, doch die Tuareg, welche einzig durch ihren Reichthum an Talhabäumen (Gummiakazien) der Fabrikation dieses Brennmaterials sich zu unterziehen in der Lage sind, haben boshafter Weise seit lange das Product ihrer Industrie nicht mehr gebracht, und so muß ich denn weiterfrieren, bis die Frühlingssonne kräftiger sein wird.

Glücklicherweise ist die Gefahr des Regens wohl so ziemlich vorüber, denn ich versichere Ihnen, es ist ein höchst ungemüthliches Gefühl, nicht zu wissen, ob man sich auf die Straße in den Regen begeben soll, oder ob man dem Erdbau noch einige Stunden Vertrauen schenken kann. Ich verdanke dem Italienischen Consul zu Tripoli eine Flasche schönen, schottischen Whiskey's, die ich mir sorgfältig versagt hatte, um mit dem christlichen Giuseppe am Weihnachtsabend die eine Hälfte zu absorbiren, während die andere uns in die festliche Stimmung zu versetzen die Bestimmung hatte, welche dem Deutschen zur Sylvester-Nacht unentbehrlich erscheint. Der Weihnachtsabend, an dem ich in der Erinnerung an glückliche Kinderjahre mit dem Tannenbaum und den Lichtern und der glücklichen Aufregung und der ungetrübten, so zu sagen, colossalen Freude schwelgen wollte, kam allerdings heran, aber mit ihm auch der Regen. Ob er wohl aufhören wird? Ob das Haus wohl zusammenhält? Die Cigarre war angezündet, das Glas Grog stand vor mir; da fällt ein Stück Erde von der Decke. Es folgen andere, bis in einer Ecke die Palmenbalken sauber skelettirt dalagen; doch noch halten sie. Soll ich es wagen? Doch ich kann schließlich nicht den Beweis eines stürzenden Balkens abwarten. Der Sicherheit wegen packte ich alle meine Siebensachen in die Kisten und Koffer, wie zur Abreise, und schlürfte zwar das Glas Grog, doch halb kalt und ohne alle Schwelgung in der Erinnerung an Heimath und die fernen Lieben. Ich ließ den alten Salzdreck herunterfallen und wanderte aus in das Zimmer Giuseppe's, das im Erdgeschosse liegt und mehr Sicherheit versprach. Ich versuchte ein frisches Glas Grog, kratzte alle Gemüthlichkeit zusammen, deren meine deutsche Natur fähig war, setzte mich auf eine Kiste (Stühle existiren ebenfalls nicht) und suchte zu rauchen und zu träumen. Da, verdammt, regnet es in meinen Grog. Das Fenster in Giuseppe's Zimmer besteht in einer Lücke in der Decke, und waren seine Scheiben durch eine Nummer der „Times" ersetzt, welche grade den Substanzverlust deckte. So zähe und widerstandsfähig sich dieses Blatt auch stets bewiesen hat, der Regen bohrte sich langsam Lücken. Ich suche eine andere Ecke mit meiner Kiste und meinem Glase auf, da poltert mir ein Stück Salzerde in mein Glas: und so ging es fort in rastlosem Kampfe zwischen dem mir angeborenen Hange zur Gemüthlichkeit und den Elementen, bis der erstere erlag. Um drei Uhr Morgens hörte der Regen auf, und gegen vier Uhr schlich ich wehmüthig meiner Matratze auf der Strohdecke zu, nachdem ich sorgfältig constatirt hatte, daß noch kein unmittelbarer Einsturz des Hauses drohe. Wenn ich hinzufüge, daß ich durch ein ähnliches Schicksal um den so bescheidenen Genuß der Sylvesternacht kam, und daß ich

aus Wuth den Whiskey noch jetzt nicht vertilgt habe, so werden Sie durch eine stille Zähre Balsam auf die traurige Erinnerung dieser mißlungenen Tage zu tröpfeln dem unglücklichen Opfer geographischer Gelüste nicht versagen können.

Ja, wie man's treibt, so geht's. Noch kürzlich schrieb mir eine Tante, welche nicht gerade für das Quellgebiet des Schari und die äquatorialen Seen Afrika's schwärmt, daß sie nie geglaubt hätte, ich werde soweit herunterkommen, meine Heimath zu fliehen und unter die Wilden zu gehen, wie N. N. und X. X., die nach allen mißlungenen Versuchen, sie zu nützlichen Staatsbürgern zu machen, endlich von ihrer Familie zur Auswanderung nach Amerika überredet seien.

So! jetzt habe ich genug geschwatzt, und Ihnen, verehrte Frau, die doppelte Anzahl von Seiten gewidmet, als Ihrem Gatten, da leider sein Brief Passagen enthält, die sich Ihrer Kenntnißnahme durch ebenso ungeeignete Form, als verwerflichen Inhalt entziehen.

Wer weiß, ob es nicht der letzte Brief ist, den ich vor der endlichen Abreise nach Stuttgart schreiben werde? Erweisen Sie mir trotz dieser Erwartung in Ihrer Herzensgüte die Freundlichkeit, den Gatten zu consequenterem Briefschreiben anzuhalten und selbst einige Zeilen beizufügen. Alle Briefe werden mich, wenn auch spät, doch sicher erreichen; und mit der Entfernung und der Länge der Zeit wächst der Werth eines Freundschaftszeichens im quadratischen Verhältnisse.

Die Juchtentasche, nachdem sie einige Monate in den Felsen des Trümmer-Gebirges eine ihrer unwürdige Existenz geführt hat, ist glücklich durch den braven Mohammed-el-Gatroni wieder in meine Hände zurückgeführt worden. Wenn auch der Stuttgarter Geruch durch die energische Wüstenverduftung auf eine leise Ahnung reducirt ist, und der kräftige Ton der Farbe einer gelblichen Bläße Platz gemacht hat, welche charakteristisch ist für südliche Klimaten, so wird sie mich doch stets an die Stuttgarter Tage erinnern, welche ich unter die angenehmsten meines Lebens zähle. Hoffentlich bringe ich sie und mich lebendig und glücklich zu ihrer früheren Herrin zurück, die ich freundlich bitte, mir bis dahin ein gütiges Andenken bewahren zu wollen."

Es vergingen drei Monate, bis die erhoffte Nachricht aus Afrika eintraf, daß unser Freund Murzuk verlassen habe und unter hinreichender Bedeckung sich auf dem Wege nach Bornu befände; also nicht gezwungen war, die von ihm andernfalls projectirte, weit gefährlichere Reise nach Wadjanga anzutreten. Welche Schwierigkeiten aber noch zu überwinden, und welche Besorgnisse sich ihm auch auf dem Weitermarsche noch entgegenstellten, ersieht man aus den folgenden Zeilen:

„Lieber alter Freund," schreibt er am 6. Mai 1870 aus Tedzerri, „mit dem Schreiben auf Tischen ist es vorbei und folglich auch mit der spinnenhaften Länge der Briefe; denn meine zugespitzten Kniee bilden kein wünschenswerthes Surrogat. Erst in Kuka werde ich die schreinerhaften Talente meines Giuseppe Valpreda zur Construction des genannten nützlichen Hausgeräthes ausbeuten, wenn, wie dies zu hoffen steht, unsere Reise bis dahin glücklich verlaufen wird. Zum dritten Male ziehe ich jetzt diese Straße; das erste Mal mit verbrannten Unterschenkeln und entzündeten Augen; das zweite Mal in schamloser

Nacktheit und schemenhaft in Selbstresorption begriffen, kümmerlich einen gepumpten Esel vor mich hintreibend; jetzt, das dritte Mal, hoch zu Rosse, neun musterhafte Wüstenschiffe mit liebendem Auge bewachend und fünfundzwanzig Marokkaner als Leibgarde. Du siehst, die Verhältnisse haben sich gebessert, die Auspicien sind nicht ungünstig; möchte es so bis zum Ende meiner gefahrvollen Reise bleiben!

Ich bin schon vor vierzehn Tagen von Mursuk aufgebrochen, doch Gatron, wo sich die Karawane sammelte, hat uns einen langen Aufenthalt gekostet, und Tedzerri, der südlichste Ort Fezan's, sieht uns schon fast seit einer Woche vor seinen Mauern, die übrigens alle eingestürzt sind. Hier in diesem kümmerlichen Dorfe nämlich rüstet sich der denkende und sorgende Reisende mit Proviant für die Kameele und Rosse aus, sintemal die Strecke von hier bis zum Lande Kauar (vierzehn Tage) fast keinerlei Kameelatzung, geschweige denn Pferdefutter erzeugt.

So muß ich für meine höckrigen Geschöpfe allein sechs Centner Datteln mitführen und sie außerdem mit einem trockenen hirsеartigen Grase, Sebot genannt, belasten. Alles kleine Zugaben zu der eigentlichen Ladung der nützlichen Thiere, die schließlich doch einem sicheren Tode in Bornu entgegengehen. Das Roß aber beansprucht sogar noch in „angeborener Trunkenboldenhaftigkeit" täglich getränkt zu werden, und so muß denn eine ansehnliche Menge des kostbaren Naß den Ladungen einverleibt werden.

Unsere Karawane besteht vorläufig, und wohl definitiv bis Kauar, aus dem ottomanischen Sendboten Bu Aïscha, von dem ich Dir letzthin schrieb, mit ca. zwanzig Kameelen und ebenso viel Leuten (er reist zugleich als Kaufmann) mit vier Pferden; dann Hadz Hamida, Schwager des Scheich von Bornu, einem durch chronische Opiumvergiftung reducirten Fezaner, dem Hadz Abd-er-Rahman, dem Hadz Bu Hadi, ꝛc. ꝛc. Alle erfreuen sich eines Pferdes, so daß wir ganz anständig auftreten. Ohne Roß nämlich in Bornu auf der Bühne zu erscheinen, ist vom allerschlechtesten Tone und vermindert sofort die Anzahl der „Köpfe"; so spricht man nur von Sclaven, welche Einem der Scheich zum Geschenk macht. Mein Pferd, grau, wie der gute Geschmack in Bornu ebenfalls verlangt, hat glücklicherweise schon zwei Mal die Reise nach Bornu gemacht, ist folglich acclimatisirt und frißt in gleicher Weise Gerste, Negerhirse, Datteln und Fleisch. Ich hoffe es vortheilhaft zu veräußern, da mir ja der Scheich nothgedrungen sofort ein Pferd schenken muß, wie es die Landessitte und der Reichthum des Landes an diesen Thieren zur Folge hat.

Bu Aïscha und der Hadz Bu Hadi haben sich schon dem ungewohnten Cölibate unterwegs durch temporäre Verheirathung entzogen. Nichts leichter als das. Eines Abends kam Bu Aïscha zu mir und erwähnte unter Anderem, daß er die Absicht habe, selbigen Abends eine Gattin zu nehmen, daß er im Laufe des Tags bereits die Wahl getroffen habe (es war zu Gatron) und daß er sofort die Zeugen antreten lassen werde. Stracks schickte er in die Stadt, ließ das Mädchen und zwei Merabetia kommen, betete mit ihnen das Fatha, und die Sache war zu Ende. Der neidische Bu Had folgte in ebenso expediter Weise seinem Beispiel . . . . . .

Ich hoffe, Banschan und Peter befinden sich in erwünschtem Wohlsein, und

bedauere, daß ich bei meiner heutigen Kürze ihnen nicht die verdiente Aufmerksamkeit schenken kann. Ich vermelde mit Schmerz das gewaltsame Abscheiden meines früheren Hundes Dudzali, ruhmwürdigen Mitglieds der Tibesti-Expedition, die er ganz zu Fuß, ohne Sandalen mitgemacht hatte. Nachdem er zu skelettartiger Transparenz durch Nahrungsentziehung und Anstrengung damals reducirt und dadurch barbarischer Abschlachtung und Aufatzung entgangen war, verlieh ihm die beschauliche, geistige und körperliche Ruhe Mursuks eine Körperfülle, welche das Auge jedes Hundefreundes mit freundschaftlicher Rührung erfüllen mußte. Rohe Barbaren, wie sie Fezan bewohnen, aller Hunde bar, betrachteten leider sein Embonpoint mit begehrlichen Augen, und ehe ich eine solche Rohheit auch nur für möglich gehalten hatte, fiel er ihren culinarischen Gelüsten zum Opfer. Jetzt, nachdem ich ihn beweint und noch den Verlust der treuen Faïda, welche Tibesti zum Opfer fiel, zu beklagen habe, bleibt mir nur ein Hund „windiger" Rasse, der augenblicklich die unser Lager umschwärmenden Schakale ankrakehlt . . . . . .

Die Fezaner Regierung erhielt nach unserer Abreise durch einen expressen Boten aus Ghat die Nachricht, daß meine Freunde, die Tibbu Reschade, 170 Rennkameele bemannt hätten, um uns aufzuheben und Fezan zu überfallen. Sie schickte uns dieserhalb noch vierzig Bewaffnete zur Geleitung an die Grenze nach, die wir aber von Gatron aus zurückgeschickt haben; denn wenn sie auch kommen, so geschieht das wohl außerhalb des Fezaner Bereiches. Wir genügen aber auch ohne Succurs wohl, eine solche Macht siegreich abzuschlagen. Offener Angriff ist übrigens nicht die Sache genannter Schurken, sondern nur nächtlicher Diebstahl zu fürchten.

Die colossale Armuth der Bewohner von Tedzerri ist bemerkenswerth; sie reducirt mich schon jetzt auf die Wüstendiät. Frühstück: Datteln mit Gerste zu Mehl vereint und mit Wasser zu Brei angerührt (Zommeita genannt), Diner: Reis pur et simple. Nicht einmal ein Huhn kann man erstehen."

Die Hitze scheint schon in Tedzerri groß gewesen zu sein, denn Nachtigal schreibt, daß man Hasen nicht selten zur Zeit der Tageshitze mit der Hand greifen könne. „Diese unschlauen Geschöpfe beginnen zu laufen und, erstaunt ob der Hitze des Sandes, halten sie in dieser heilsamen Bewegung inne, ihre Pfötchen betrachtend und durch Anlecken erfrischend, bis der rohe Mensch sie bei den Organen ergreift, die eigentlich nur einem akustischen Zwecke dienen sollten, allerdings aber dafür etwas lang ausgefallen sind." Doch scheinen die Reisenden noch nicht so sehr unter der hohen Temperatur gelitten zu haben, wie in Schimmedru in Kauar, von welchem Ort der nächste Brief datirt; denn Nachtigal schreibt am 3. Juni desselben Jahres von dort:

„Das Thermometer krümmt sich in kühner Curve über die 45° Celsius im Schatten hinaus; der Wind scheint einem glühenden Ofen zu entwehen und führt zur weiteren Belustigung noch Sandwolken mit sich, welche er mit mindestens sonderbarer Vorliebe vorzugsweise in mein Zelt deponirt; der mir einzig restirende Windhund arbeitet mit stumpfsinniger Energie im Boden, um eine kühlende Schicht zu erreichen, wohl wünschend, jene scharf gekrümmten Organe zu besitzen, welche seinem hündischen Antipoden das Graben nach Dachsen

so zweckentsprechend erleichtern; der Mensch nähert sich mit mehr oder minder ausgesprochener Schamlosigkeit in seinem Kostüm seinen paradiesischen Vorfahren, und sogar der ruhelose Tibbu verschwindet von 10 Uhr Morgens bis 4 Uhr Nachmittags. Selbst die Nacht, welche aber wenigstens der Schamlosigkeit Vorschub leistet, erquickt nur mangelhaft; doch ist es in ihr immerhin möglich, sich der Anstrengung des Schreibens zu unterziehen, und ich benutze sie, um Euch in wenigen Zeilen meine Ankunft unter meinen Freunden, den Tibbu, den Vettern jener von Tibesti, mitzutheilen. Schurken, wie diese, sind sie es doch mindergradig in Folge ihrer hundertjährigen Vermischung mit Bornu-Elementen (Kanuri) und in Folge des Karawanen-Verkehrs, den ihnen die Lage ihres Landes zuführt. Auch von meinen Tibesti-Freunden fand ich verschiedene hier, und waren dieselben äußerst erstaunt, das beliebte Hatini- (Gieb mir) Spiel nicht wieder beginnen zu können. Auch der Sultan dieses Ländchens, Mai Dimoma, hoffte das im verflossenen Jahre in Tibesti mit solchen Erfolgen gegen mich geübte System, von dem er gehört hatte, in Anwendung ziehen zu können, verschob dies jedoch in Rücksicht auf die 40—50 Flinten, welche unsere Karawane zieren, auf ein anderes Mal, wie er mich ebenso naiv als aufrichtig versicherte.

Die Oase Kauar ist ca. drei Tage lang und drei Stunden breit, und langten wir am 26. Mai in ihrem nördlichsten Dorfe, Anai genannt, an. Unser Empfang war glänzend, da mein Reisegefährte Bu Aïscha, der Ueberbringer türkischer Geschenke, sich früher um die Repatriirung von in die Sklaverei der Araber geschleppten Tibbu verdient gemacht hat, und da die Einwohner dieses unglücklichen Ländchens von ihm Frieden und Sicherheit für die Zukunft erwarten. Obgleich also, wie gesagt, der Empfang nur so glänzend zu Ehren des Letzteren ist, kostet er doch auch uns unser Pulver. Alles was Araber und Neger ist, knallt, so lange nur die Flinte hält und so lange noch eine Unze in seinem Pulversäckchen bleibt. Von den Tibbu erfreuen sich nur sehr wenige der Schießgewehre; sie begnügen sich, ihre Wurfspeere und Lanzen und den Euch geschilderten eisernen Circumflex, mit dem ich in Tibesti einst eine so bedrohliche Bekanntschaft machen sollte, zu schütteln und zu schwingen. Dafür haben sie aber den Vortheil der weiblichen Beihilfe beim Empfang. Zwar sind es keine weißgekleideten Jungfrauen, sondern mehr oder weniger unbekleidete und schwarzhäutige Weibsen, die auch keine Fest-Carmina auf Sammetkissen überreichen. Aber dafür entschädigt eine natürliche Grazie, welche durch keine Blödigkeit beeinträchtigt wird, und ihre zwangslos gereimten Improvisationen dürften weniger Gemeinplätze und abgedroschene Redensarten enthalten, als die zum Empfange hoher und höchster Herrschaften penibel elaborirten und oft mit unbehilflicher Blödigkeit recitirten Carmina.

An jedem Orte erwartete uns die weibliche Bevölkerung jeden Alters, ca. eine Viertelstunde vom häuslichen Herde entfernt, und erschöpfte sich in Bewillkommnungen, die sich natürlich hauptsächlich an Bu Aïscha adressirten, der viele von ihnen selbst aus der Sklaverei befreit und gastfreundlich in seinem Hause empfangen hatte. Jede schwang in ihrer Hand irgend einen Gegenstand zur Beihilfe ihrer graciösen, wiegenden, schwingenden Bewegungen: die eine einen riesigen Fächer von unbrauchbaren Straußenfedern und der rohesten Fabrikation,

die andere einen Palmenzweig; jene einen Büschel Rindergrases, diese einige Schlüssel; eine andere endlich begnügte sich, die Zipfel ihres langen kattunenen Shawls, den sie alle tragen, zu ergreifen und anmuthig hin und her zu zerren: alle zusammen und jede doch für sich tanzend, sich wiegend, ihre ganze Grazie entfaltend. Dabei hören sie nicht auf, in ununterbrochenem Ensemble die herzlichsten Begrüßungen recitativ abzusingen; oder eine improvisirt zwanglose Reime, zu der die Gesammtheit Chor bildet; oder alle unterbrechen Gesang und Worte durch jenen Zungenschlag, dessen Geheimniß die Frauen von der Nordküste Afrika's bis ins Herz des Continents theilen und der bei keiner Festlichkeit, welcher Art sie auch sei, fehlt. Dann siehst Du plötzlich die ganze Gesellschaft auf den Knieen, Staub und Sand auf Haupt und Schultern streuend, Zeichen der Unterwürfigkeit und Ergebenheit in den südlichen Breitegraden, oder sie stürzen sich, wie auf Verabredung, doch ohne an Anmuth der Bewegung einzubüßen, auf unsere jugendlichen Diener, die zu ihren Ehren sich der Gefahr des Flintenplatzens aussetzen, und beschwingen und befächern sie, oder endlich, sie machen ihre eigenen Herren Männer zum Gegenstand dieser Ovation. Auf den Lippen aller spielt ein Lächeln des Glückes und der Befriedigung und verschönt selbst die plumpen Gesichter derer, die aus Kanuri-Blute stammen. Die Kleidung des schönen Geschlechtes besteht nicht, wie so oft in Tibesti, aus einem Ziegenfell, sondern unter dem erwähnten Shawl aus gestreiftem Kattun tragen sie ein blaues Sudanhemd oder selbst luxuriöse Stoffe des manufakturreichen Sudan. Der Shawl umhüllt Kopf und Körper und wird kokett hin- und hergezogen, bald das Gesicht halb bedeckend, bald seine Reize enthüllend.

Ihre musikalischen Hilfsmittel beschränkten sich dabei fast immer nur auf eine Trommel; zuweilen functionirte eine Trommel und eine Pauke; einige Male beobachtete ich dazu ein Antilopenhorn, in das durch seitliche Oeffnung getutet wurde .....

Mein Umgang mit den Frauen und Jungfrauen Kauar's ist ein sehr reger, und diese Thatsache rechtfertigt in Euren Augen hoffentlich die Vorliebe, mit der ich mich ihrer Schilderung hingab. Unglücklicher Weise nämlich entdeckte mich eine Schöne Aschennuma's, wie ich einem meiner Leute einen Zahn ausriß. Von Stund' an mußte ich mich der Ausübung niederer Chirurgie hingeben, und 20 bis 30 Zähne per Tag sind die geringsten Trophäen meiner Kunst. Leider liefert der Dattelgenuß ein reiches Feld dieser cariösen Kauorgane, und selten findest Du ein Individuum von zwanzig Jahren, das weniger als die Hälfte seiner Backenzähne eingebüßt hat. Ohne Furcht und ohne die geringste Schmerzäußerung unterzieht sich Alt und Jung dieser widerwärtigen Operation, und es giebt Individuen, denen ich drei bis vier Zähne in einer Sitzung entfremdete, ohne sie vollkommen befriedigt zu haben. Sonderbare Schwärmer! .....

Morgen geht es nach Bilma, der Oase der immensen Salzproduction, der südlichsten Kauar's, und dann beginnt das letzte Viertel der Strecke von Tripoli nach Kuka."

(Wird fortgesetzt.)

Das Kauffahrteiwesen der Gegenwart, insbesondere Deutschlands.

Von

H. Nees von Esenbeck.

In diesem Aufsatz soll eine Darlegung der gegenwärtigen Verhältnisse des Kauffahrteiwesens versucht werden, wie sich dieselbe aus der in- und ausländischen Statistik, den Urtheilen Sachverständiger und der eigenen Anschauung des Verfassers ergibt. Die statistischen Angaben über die Verhältnisse fremder Flotten, welche zum Vergleich und als Maßstab, so weit möglich, bei allen Fragen herangezogen worden sind, konnten zum Theil leider nur bis zum Jahre 1880 gegeben werden, da entweder neuere Erhebungen fehlten, oder dieselben noch nicht zugänglich sind. Das Vorhandene indessen, besonders die ausgezeichneten Arbeiten Kjaer's vom norwegischen statistischen Amt, welchem in der internationalen Arbeitsvertheilung die Schiffahrtsstatistik zugefallen ist, ermöglicht auch auf diesem Gebiet einen Ueberblick, welcher vor zehn Jahren kaum gehofft werden konnte. Die hier nicht aufzuzählenden, von dem hartnäckigen Festhalten einzelner Staaten an ihren hergebrachten Zählmethoden und -Grundsätzen herrührenden Schwierigkeiten sind freilich auch jetzt noch lange nicht überwunden; es ist z. B. noch nicht gelungen, eine allgemeine Feststellung des Begriffs „Seeschiff" durchzuführen, da die Einen ein über 20, die Andern erst ein über 50 Tonnen oder eine andere Grenze großes Schiff als „Seeschiff" gelten lassen. Die Angaben über heimische Verhältnisse konnten, Dank den Arbeiten des deutschen statistischen Amtes, bis zur neuesten Zeit fortgeführt werden.

Bei der Betrachtung einer Flotte fesselt die Aufmerksamkeit zunächst das Material derselben — die Schiffe; demnächst die die Schiffe handhabenden Besatzungen — der Seemannsstand; endlich die Frage nach der Thätigkeit der Flotte, der Schiffsverkehr. Uebrig bleibt dann die Entscheidung, ob der gegenwärtige Zustand als ein angemessener anzusehen, oder ob Veränderungen zu wünschen sind. Diesem Faden folgend, beginnen wir mit der Betrachtung der Schiffe.

I. Der Tonnengehalt im Allgemeinen.

Das gebräuchlichste, bei uns und in der internationalen Statistik jetzt durchweg angewandte Maß für die Größe eines Schiffes ist die von der Gewichtstonne (1000 kg) wohl zu unterscheidende Registertonne, d. h. 2,8 cbm Raumgehalt, welche in den folgenden Ausführungen schlechtweg „Tonne" genannt werden wird; da hierbei der für die Ladung freie Raum gemeint ist, so ist unter dem Tonnengehalt eines Dampfers der Gesammtgehalt, abzüglich des von der Maschine und den Kohlenbunkern eingenommenen Raumes, verstanden, wie es die als „deutsche" bekannte Regel vorschreibt. Wenn der Tonnengehalt zur Angabe der Leistungsfähigkeit einer aus Segel- und Dampfschiffen gemischten Flotte dienen soll, so trägt man dem Umstand, daß die Dampfer in Folge ihrer Unabhängigkeit vom Winde in derselben Zeit mehr Reisen machen, dadurch Rechnung, daß man von dem Tonnengehalt derselben ein Vielfaches, und zwar in der internationalen Statistik, welcher wir uns anschließen, das Dreifach ein Rechnung zieht; eine solche Angabe nennt man den „berechneten Tonnengehalt".

Die Gesammtrhederei, d. h. die Gesammtheit der Kauffahrteiflotten der Welt, ausgenommen der ihrer Größe nach zu wenig bekannten chinesischen, zählte Ende 1879 an Schiffen über 20 Tonnen 93,400 mit einem Gehalt von 19, und berechnetem Gehalt von 29 Millionen Tonnen. Die Berechnung nach Welttheilen ergibt für Europa einen Besitz von 75 % aller Schiffe, für Amerika einen solchen von 20 %; so daß auf die übrigen Welttheile nur der kleine Rest von 5 % entfällt. Auf die Einwohnerzahl bezogen, kommen in Europa auf je 100 Köpfe 42 Tonnen, in Amerika 40, erstaunlich viel in Australien sammt Neu-Seeland, nämlich 79, bei den überhaupt seefahrenden Völkern Asiens und Afrika's 2 Tonnen.

Auf den Quadratkilometer Oberfläche kommen in Europa 2,1, auf der ganzen Erde 0,4 berechnete Tonnen.

Innerhalb Europa's besitzen die Küsten der Nordsee und des atlantischen Oceans über 10 Millionen Tonnen; demnächst weist die atlantische Westküste von der St. Lorenz-Bai bis zur Halbinsel Florida den größten Reichthum an Schiffen auf; es folgt die Ostsee und das vordere Mittelmeer.

Bei der Vertheilung auf die Staaten fällt vor Allem der gewaltige Schiffsbesitz Englands auf, welches mit seinen europäischen Colonien 43 %, mit sämmtlichen Colonien 50 % der Gesammtheit besitzt; an nächster Stelle stehen die Vereinigten Staaten mit 13½ %, wobei jedoch die, hier nicht in Betracht gezogene, sehr bedeutende Binnenschiffahrt dieses Staates nicht mitgerechnet ist[1]); dann in schwacher Abstufung Norwegen, Deutschland mit 5,3 %, Frankreich.

Im Verhältniß zur Bevölkerung steht obenan Norwegen mit 81 berechneten Tonnen auf 100 Einwohner, demnächst England mit 34, an 15. Stelle hinter fast allen größeren und mittleren Seestaaten Deutschland mit 3,3, vor ihm

[1]) Zum Beweis für die hohe Bedeutung der Binnenschiffahrt diene ein Beispiel aus heimischen Verhältnissen: Berlins Wasserverkehr betrug im Jahre 1883 dem Gewichte nach zwei Drittel des Seeverkehrs von Hamburg.

Frankreich mit 3,8 Tonnen. Bei Betrachtung des Verhältnisses zur Oberfläche nimmt Deutschland mit 2,7 berechneten Tonnen auf den Quadratkilometer die 9. Stelle ein, England weist 37, Frankreich 2,7, der seeküstenlose Staat Belgien 4,6 Tonnen auf.

In der Reihenfolge der bedeutendsten Rhedereiplätze steht Hamburg mit 218,000 Tonnen an 6., Bremen mit 217,000 an 7. Stelle; Hamburg überlegen sind vier englische Häfen, unter diesen Liverpool mit 1,600,000, London mit 1,190,000 Tonnen, und New-York mit 740,000 Tonnen. Der stärkste französische Hafen, Marseille, besitzt 213,000 Tonnen. Liverpool und London zusammen haben eine stärkere Flotte als ganz Deutschland oder Frankreich. Hamburgs Rhederei macht 1,1 % der Gesammtrhederei der Welt aus.

II. Dampf- und Segel-, Holz- und Eisenschiffe.

Wie man ein Segelschiff je nach seiner Takelage Vollschiff, Bark, Brigg nennt, so wird auch ein Dampfschiff nach der Stärke seines Fortbewegungswerkzeugs als ein solches von so und so viel Pferdekraft gekennzeichnet. Eine Schwierigkeit für das Verständniß entsteht jedoch hier durch die Verschiedenheit der mit „Pferdekraft" bezeichneten Begriffe. „Effective" oder „reelle" Pferdekraft — in diesem Aufsatz „Pferdekraft" schlechtweg — ist eine 75 mkg (Meterkilogramm) in der Sekunde leistende Kraft; dieselbe heißt „indicirte" Pferdekraft, wenn sie der Angabe des den Dampfdruck messenden Indicators entnommen ist, und drückt dann die Leistung der Maschine einschließlich der zu überwindenden Reibung aus. „Nominelle" Pferdekraft ist eine auf ziemlich willkürlichen Annahmen beruhende angenäherte Angabe der Maschinenstärke.

Es gab im Jahre 1880, mit Ausschluß der chinesischen Flotte, 10,700 Seedampfer mit einem Gesammttonnengehalt von 4 1/2 Millionen und 3 4/5 Millionen Pferdekräften, Segelschiffe 82,700 mit 14 1/2 Millionen Tonnen.

Das Verhältniß gestaltet sich von Jahr zu Jahr günstiger für die Dampfflotten, in dem Maße, daß in berechneten Tonnen der Gehalt der Dampfer, welcher im Jahre 1850 nur 8,8 % der Gesammtheit betrug, gegenwärtig bereits überwiegt. Besonders stark ist dies Uebergewicht bei den größeren Schiffen, indem die Durchschnittsgröße der Dampfer diejenige der Segelschiffe bei Weitem übersteigt; von dem Tonnengehalt der über 3000 Tonnen großen Schiffe kommen nur 3/100 auf die Segelflotte, bei den Größen zwischen 20 und 500 Tonnen dagegen 8/9.

Deutschland war bis vor Kurzem in der Entwicklung seiner Dampfschifffahrt hinter dem Durchschnitt der Gesammtheit zurückgeblieben; es gab im Jahre 1879 erst 266 über 50 Tonnen große deutsche Seedampfer, welche 4 % des Gesammtdampfertonnengehalts ausmachten. Deutschland stand mit dieser Zahl an 4. Stelle: hinter England mit 56 %, den Vereinigten Staaten mit 14 %, Frankreich mit 6 %. Auf 100 Einwohner kamen im Jahre 1879 in Deutschland 0,4 Dampfertonnen, in Frankreich 0,7, im allgemeinen Durchschnitt 0,6. England überragt diesen Durchschnitt am weitesten.

Die Hauptheimathsländer der Segelschiffe sind Norwegen und Canada. Fast ausschließlich aus Dampfern besteht die Flotte Belgiens.

Unter den Häfen besitzt die stärkste Dampfschiffrhederei der Welt London, verhältnißmäßig am meisten Dampfer Antwerpen (42,000 Tonnen Dampfer bei einer Gesammtrhederei von 50,000 Tonnen im Jahre 1880), demnächst Marseille (156,000 zu 213,000 Tonnen). Hamburg mit 75,000 und Bremen mit 60,000 Dampfertonnen besitzen zusammen $^3/_4$ der gesammten deutschen Dampferflotte. Den beiden deutschen Vororten zunächst schließt sich die schleswig-holsteinische Westküste mit ihrer in der neuesten Zeit emporgeblühten Dampfschiffrhederei an.

In dem Aufschwung der Dampfschiffahrt sind einzelne, durch technische Fortschritte bedingte Stufen deutlich erkennbar. Zu nennen ist hier die Ersetzung des Rades als Propeller (Theil der Maschine, welcher die Kraft derselben zur Vorwärtsbewegung unmittelbar auf das Wasser überträgt) durch die Schraube, welche, durch die Schwankungen des Schiffes in ihrem gleichmäßigen Gange nicht gestört und Beschädigungen weniger ausgesetzt, die Seetüchtigkeit der Dampfer beträchtlich erhöht hat; noch wesentlicher ist die etwas später, etwa um das Jahr 1860 erfolgte Erfindung sparsamerer Maschinen, welche die Dampfschiffe unabhängiger von ihrem Kohlenbedarf und die Dampfschiffahrt billiger gemacht hat.

Nächst der Eintheilung der Schiffe in Dampfer und Segler ist diejenige nach dem Baustoff in Eisen- und Holzschiffe wichtig. Der gegenwärtige Standpunkt, zu welchem bereits etwa das Jahr 1844 den Wendepunkt bezeichnet, ist der, daß bei Neubauten Holz fast nur noch für die kleinsten Segelschiffsgattungen, für die mittleren und größeren Segelschiffe, sowie für alle Dampfer Eisen oder Stahl verwendet wird. Größere Holzschiffe werden nur noch in Canada gebaut, dessen Holzreichthum diesen Baustoff den Werften noch immer gut und billig anbietet. Verhältnißmäßig lange hatte wiederum Deutschland am Holzschiff festgehalten. Erst in den letzten Jahren ist bei zunehmendem Wohlstand und der Entstehung von Werften für Eisenschiffbau auch hier der Umschwung eingetreten.

Die Vortheile des Eisens gegenüber dem Holz im Schiffbau sind: längere Lebensdauer, billigere Reparatur, Gewährung der Möglichkeit, dem Schiff schärfere Linien und bedeutendere Größe, somit als Folge von Beidem größere Geschwindigkeit zu geben; die Nachtheile: größere Gefahr schwerer Beschädigungen bei Grundberührungen und Zusammenstößen, Unmöglichkeit, den Schiffsboden durch Kupferbeplattung vor dem Ansatz der Seethiere und Gewächse zu schützen, und davon herrührende Minderung der Geschwindigkeit bei langen Fahrten, Unsicherheit der Angaben des durch das Eisen abgelenkten Compasses.

Auch wenn es nicht mehr und mehr gelungen wäre, die bezeichneten Nachtheile durch Querschottenbau, Anstrich des Bodens mit besonderen Farben, Compensation der Compasse zu haben, würde der Schiffbau allein durch die wachsende Schwierigkeit, die Schiffbauhölzer zu erhalten, zur allgemeinen Anwendung des Eisens gezwungen werden.

Aus diesen Ursachen hat sich auch in der deutschen Flotte das Eisen und der Stahl in dem Maße eingebürgert, daß im Anfang 1884 bei den Dampfschiffen

374,000 Tonnen auf die eisernen, 972 auf die hölzernen Schiffe, bei den Segelschiffen 104,000 auf jene, auf diese 748,000 kamen. Besonders hat sich seit dem Jahre 1881 die Anzahl der eisernen Segelschiffe stetig vermehrt, so daß die deutsche Flotte auf dem Wege zu sein scheint, der englischen, welche durch ihren entschlossenen Uebergang zum Eisen wie zum Dampf ihre Ueberlegenheit so außerordentlich gesteigert hatte, in Bezug auf das Material in einigen Jahren gleichzukommen.

Der Zugehörigkeit nach ergibt sich zwischen Dampf- und Segelschiffen eine auffallende Verschiedenheit. Während die Segelschiffe einer sehr großen Zahl mittlerer und kleiner Rhedereien gehören, ist der Besitz der Dampfschiffe weit überwiegend in wenigen Händen gesammelt, welche durchweg einen Schiffsbesitz aufweisen, wie er von Segelschiffsrhedern überhaupt nicht erreicht wird. Ursache ist wohl hauptsächlich die Möglichkeit, mit Dampfern regelmäßige Fahrten zu machen, welche nur dann völlig zur Geltung kommt, wenn auch der Unterbrechung der Fahrten aus Mangel an fahrtbereiten Schiffen vorgebeugt ist. Anfang 1880 gab es 47 Gesellschaften mit einem Dampferbesitz von je über 10,000 Tonnen, und einem Gesammtbesitz von 1600 Dampfern mit 2 1/2 Millionen Tonnen, darunter 445 erster Größe, von über 1500 Tonnen. Unter diesen Gesellschaften sind drei deutsche: der Norddeutsche Lloyd in Bremen mit 38 Schiffen von 63,000 Tonnen, darunter 27 Schiffe erster Größe; die Hamburg-Amerikanische Packetfahrt-Actien-Gesellschaft mit 19 Schiffen und 34,200 Tonnen, und die Hamburg-Südamerikanische Dampfschiffs-Gesellschaft mit 9 Schiffen und 13,500 Tonnen. Nach dem Gesammtschiffsbesitz der mehr als 10,000 Tonnen besitzenden Dampfergesellschaften geordnet, nimmt Deutschland mit jenen drei Gesellschaften die dritte Stelle ein. England zählt 50 derartige Gesellschaften, welche 938 Schiffe, und 1 1/10 Millionen Tonnen besitzen, Frankreich 6 Gesellschaften mit 151 Schiffen und 185,000 Tonnen.

Der Dampferbesitz Deutschlands ist besonders stark gesammelt, da die drei Hauptgesellschaften zusammen 66 % der deutschen Dampfer besitzen, während das Verhältniß im allgemeinen Durchschnitt 41 % ist.

III. Wachsthum und Veränderungen der Flotten.

Die Größe der Kauffahrteiflotten wird im Allgemeinen nicht in dem Maße wachsen, wie die Menge der Güter, welche der Handel in Bewegung setzt, da aus einer Reihe von Ursachen die Thätigkeit der Schiffe immer lebhafter und zweckmäßiger wird; einestheils hat jeder Fortschritt auf dem Gebiete der Nautik und des Schiffsbaues auch eine Beschleunigung der Reisen zur Folge; andererseits rufen die sich vervollkommnenden Post- und Telegraphenverbindungen die Schiffe immer pünktlicher nach den Plätzen, an denen eine Fracht sich bietet; endlich wird die Zeit des Ladens und Löschens durch Verbesserung der dazu dienenden Vorkehrungen immer mehr abgekürzt. Es haben sich von 1850 bis 1880 sämmtliche Kauffahrteiflotten um 3,8 % vermehrt, während sich die Gesammtseefracht um 4—5 % vermehrt hat. Dennoch ist seit 1824 das jährliche Wachsthum der Flotten im Steigen.

In der Zeit von 1840 bis 1860 betrug die jährliche Zunahme der Segel-

schiffahrt 3—4 %. Seit dem Jahre 1860 fällt das gesammte Wachsthum der Flotten mit der Zunahme der Dampfer fast völlig zusammen, indem seit diesem Jahre die Größe der Segelflotte nicht mehr zugenommen hat. In den letzten Jahren übertrifft sogar in Folge immer stärkerer Abnahme der Segelschiffahrt die Zunahme der Dampfflotten die Gesammtzunahme. Seinen Gipfelwerth hat der Segelschiffs-Tonnengehalt im Jahre 1879 erreicht. Seit diesem Jahre hat die Anzahl der Dampfer um 1160, der Gehalt derselben — sich verdoppelnd — um beinahe 1 1/2 Millionen Tonnen zu-, die Anzahl der Segelschiffe um 3450 mit nahezu 1 Million Tonnen abgenommen.

Während im Jahre 1850 auf die Dampfschiffahrt 8,8 % des Gesammttonnengehalts entfielen, betrug dieser Antheil 1880 fünfzig Procent. Eine wesentliche Bedeutung für den Waarenverkehr haben indessen die Dampfschiffe erst seit 1870, während der Personenverkehr von da an so gut wie vollständig von diesen Schiffen übernommen worden ist.

Diese reißende Entwicklung der Dampfschiffahrt würde sich nicht vollzogen haben, wenn nicht ein einzelnes Ereigniß derselben Vorschub geleistet hätte — die Eröffnung des Suezkanals. Indem dieses Werk dem mächtigsten Verkehrsstrom der Welt — demjenigen zwischen Europa einerseits, Asien, den Sunda-Inseln und Ostafrika andererseits — eine bedeutend abgekürzte Straße bietet, zwingt es die Schiffe zur Fahrt durch das Mittelmeer und rothe Meer, auf welcher in Folge der eigenthümlichen Windverhältnisse und der Enge des Reviers nur Dampfer sichere Aussicht auf rasche Reisen haben, während auf dem früheren Wege um das Cap der guten Hoffnung die Segelschiffe sich bei der unumschränkten Freiheit der Gewässer die wohlbekannten Straßen der günstigen Winde aussuchen konnten und oft genug selbst raschere Reisen als Dampfschiffe machten.

Während Deutschlands Kauffahrtei bis vor anderthalb Jahrzehnten im Niedergehen und von der sechsten Stelle im Jahre 1850 bis zur zehnten im Jahr 1870 gesunken war, beginnt dieses Reich neuerdings durch das Wachsthum seiner Dampfschiffahrt die frühere Versäumniß nachzuholen.

Der Dampfertonnengehalt Deutschlands betrug im Jahre 1860 nur 10,0 % des Gesammtgehalts der deutschen Flotte, 1870 bereits 20,0 %, 1880: 38,6 %. In letzterem Jahre stand Deutschland mit seinem Verhältniß noch hinter England mit 67,0 %, Frankreich mit 56 %, außerdem hinter neun anderen der siebzehn vornehmsten Seestaaten und dem allgemeinen Durchschnitt von 50 % zurück.

Besonders mächtig und alle anderen Staaten überragend ist die Zunahme in den letzten Jahren; in dem einen Jahre 1883 beträgt dieselbe 88 Dampfschiffe, welcher eine Abnahme von 143 Segelschiffen gegenübersteht. Die Rhederei Hamburgs betrug Anfang 1881: 99,000, Anfang 1884 174,000 Tonnen an Dampfschiffen, an Segelschiffen 145,000 und 133,000; die Zahlen für Bremen lauten 59,000 und 88,000 bei Dampfern, 211,000 und 218,000 bei Segelschiffen. Demnach ergibt sich im berechneten Gesammttonnengehalt bei beiden Häfen eine sehr bedeutende Zunahme.

In Verhältnißzahlen ist in demselben dreijährigen Zeitraum für Hamburg

die Dampfschiffrhederei von 41 % des Gesammtschiffsbesitzes auf 57 %, für Bremen von 22 % auf 29 % gestiegen.

Eine andere Veränderung, welche wir in den letzten Jahrzehnten in den Flotten vor sich gehen sahen, ist das Wachsthum der Größe der einzelnen Schiffe. Die Erscheinung hat einerseits darin ihren Grund, daß aus physikalischen Ursachen mit größeren Schiffen größere Geschwindigkeiten zu erzielen sind; andererseits darin, daß auf die Tonne Laderaum bei dem größeren Schiff weniger Besatzung kommt.

Im Jahrzehnt 1869—79 ist die durchschnittliche Größe der Seeschiffe um 17 % gewachsen. Die Größe der Schiffe betrug im Jahre 1830 durchschnittlich 110, 1879 aber 390 Tonnen; auf den einzelnen Seemann kamen in ersterem Jahre 16 Tonnen, in letzterem 26. In der deutschen Flotte hat sich der Durchschnittsraumgehalt der Dampfschiffe von 520 Tonnen im Anfang 1881 auf 620 in 1884 — der Segelschiffe von 230 auf 240 gesteigert. Die durchschnittliche Größe der deutschen Dampfer übertrifft diejenige des Durchschnitts der Gesammtheit, steht aber bedeutend hinter dem Durchschnitt Englands und nicht wenig hinter demjenigen Frankreichs zurück. Dampfer über 1500 Tonnen besitzt Deutschland 40, also 6,2 % aller vorhandenen; England 67 %, Frankreich 9 %; ferner sind Deutschland auch die Vereinigten Staaten überlegen. In Dampfern zwischen 1500 und 1000 Tonnen tritt außerdem Oesterreich vor; in der nächsten Classe steht Deutschland wieder an der vierten Stelle. Unter den 350 vorhandenen, über 1500 Tonnen großen Segelschiffen sind drei deutsche; in den übrigen Größenclassen steht Deutschland durchweg hinter Großbritannien, den Vereinigten Staaten, Britisch Nordamerika, in den untersten Classen auch hinter Norwegen zurück.

Bedeutend verschieden ist natürlich die Größe der Schiffe je nach den Reisen, für welche sie bestimmt sind. Den deutschen Küstenverkehr vermitteln Schiffe von durchschnittlich 40 Tonnen, den Verkehr Deutschlands mit dem außerdeutschen Europa solche von der fünfmaligen, den Verkehr mit dem überseeischen Ausland Schiffe von der fünfundzwanzigfachen durchschnittlichen Größe der ersteren.

IV. Ursprung und Verbleib der Schiffe.

Die Darlegung des Wachsthums der Flotten führt zu der Frage nach der Herkunft der hinzukommenden und dem Verbleib der abgehenden Schiffe.

Der Zugang setzt sich aus den im In- oder Ausland neu gebauten und den alt angekauften Schiffen zusammen. Die Zahl der letzteren ist nur bei der Kauffahrtei Englands unwesentlich, bei der deutschen beträchtlich. Die Sachlage ist die, daß die Flotte jenes Landes, indem sie sich nur aus neuen und neuartigen Schiffen ersetzt, ihre halbverbrauchten oder veralteten Fahrzeuge an das Ausland abgibt. Zu so günstiger Wirthschaft befähigt die englische Rhederei mehr noch als ihr Capitalreichthum die Blüthe des englischen Schiffbaues. Auf keinem Gebiet der Gewerbe, des Handels und sogar Verkehrs herrscht England so unbeschränkt als im Bau und Verkauf von Schiffen. Großbritannien hat von 1873 bis 1879 etwa 50 % aller neuen Schiffe und 85 % aller Dampfer gebaut.

In den letzten Jahren kamen auf Großbritannien zwei Drittel der 1 4/5

Millionen Tonnen im Jahr betragenden Schiffsbauten der Welt, in berechneten Tonnen wegen des überwiegenden englischen Dampferbaues sogar 72 %. Außer dem Bedarf der eigenen Flotte deckt der großbritannische Schiffbau noch die Hälfte des gesammten fremden Bedarfs. Der sich auf die ganze Welt erstreckende Verkauf von älteren englischen Dampfern im Betrage von 25,000 Tonnen das Jahr hat zu Folge einer bis zum Jahre 1879 reichenden Berechnung den Flotten Deutschlands und Frankreichs ebenso viele Schiffe zugeführt, als dieselben von heimischen Werften bezogen haben. Die so gekennzeichnete Vertheilung der Schiffbauthätigkeit ist zu großem Theil auf die Einführung des Eisens und Stahls als Baustoff zurückzuführen, zu deren rascher Durchführung sich in England alle Bedingungen vereinigten.

Auf den englischen Werften sind bereits in den Jahren 1877 bis 1879, selbst bei Segelschiffen, zwei Drittel aus Eisen gebaut worden.

In Deutschland erscheint das Wiederaufleben des Schiffbaues als die neueste Kundgebung der allgemein erstarkenden Betriebsamkeit. Im Jahrsechst von Anfang 1873 bis 1880 hat jährlich Deutschland, hinter vier anderen Staaten zurückstehend, 6000 Tonnen an Dampfschiffen gebaut, Großbritannien 292,000, die Vereinigten Staaten 15,000, alle Staaten zusammen 342,000 Tonnen. In den zwei letzten Jahren dieses Zeitraums nahm Deutschland bereits die vierte Stelle ein. Im Jahre 1883 beträgt der deutsche Dampfschiffbau, obigen Durchschnitt nicht weniger als zehnfach übertreffend, 60,000 Tonnen. Immer noch aber wird dieser Betrag durch die auf deutsche Bestellung in Großbritannien gebauten Schiffe beinahe um ein Viertel übertroffen. Der für deutsche Rechnung erfolgte und auf In- und Ausland ziemlich gleich vertheilte Segelschiffs-Neubau beträgt nicht mehr als ein Viertel des Gesammtzuwachses an neuen Dampfern. Bemerkenswerth und die noch immer gedrückte Lage der deutschen Kauffahrtei beweisend, ist noch in diesem Jahre 1883 die Größe des deutschen Ankaufs alter Segelschiffe vom Ausland, welcher den verhältnißmäßig schon bedeutenden Zuwachs an neuen Segelschiffen übertrifft.

Der Schiffsabgang kann erfolgen durch Verkauf, Verunglückung oder Abwrackung, welche als der natürliche Tod eines Schiffes anzusehen ist. Durch letztere beiden Ursachen verschwinden jetzt jährlich gegen $1^1/_5$ Millionen Tonnen Schiffe — zwei Drittel des Gesammtneubaues. Das Leben eines Schiffes im allgemeinen Durchschnitt währt nur wenig über zwanzig Jahre.

Die Flotten im Einzelnen betreffend, bleibt, da der Handel mit alten Schiffen uns bereits beschäftigt hat, ein Vergleich der Schiffssterblichkeit sowie der Unglücksfälle durchzuführen. Im Durchschnitt der Jahre 1873 bis 1879 stand Deutschland in Bezug auf seinen Verlust an Dampfern durch Unglücksfälle mit einem jährlichen Durchschnitt von 2,77 % seines Tonnengehalts etwas günstiger als der Durchschnitt von 2,79 %, ungünstiger als sechs der zwölf bedeutendsten Seestaaten; der Verlust an Segelschiffen — schon im Durchschnitt mit 3,70 % bedeutender — betrug in der deutschen Flotte 4,04 %. Am wenigsten Schiffbrüche weisen die Flotten Italiens, Schwedens und Norwegens auf.

Abgewrackt hat keine Flotte weniger als die deutsche: 0,04 % das Jahr bei

Dampfern, gegen einen Durchschnitt aller Flotten von 0,23 %; bei Segelschiffen lauten die Zahlen für Deutschland 0,13 %, im Durchschnitt 0,57 %.

Diese Verhältnisse haben wir so genau wiedergegeben, weil sie in mehr als einer Hinsicht lehrreich sind. Zunächst macht sich das Uebergewicht der Verunglückungen über das Alter als Todesursache der Schiffe bemerklich; auf ein abgewracktes Segelschiff kommen in der deutschen Flotte 31, im Durchschnitt sechs verunglückte. Näherer Betrachtung werth ist ferner die Seltenheit der Abwrackung deutscher Schiffe. Da Deutschland seine alten Schiffe nicht verkauft, sondern im Gegentheil deren vom Auslande erwirbt, so ergibt sich, daß dieser Staat seine Fahrzeuge bis zu einer weiteren Grenze auffährt, als es gewöhnlich geschieht. Dies ist nur in Verbindung mit schlechteren Frachten, daher auch geringerem Verdienst der Mannschaften und Rheder möglich, da über die zu kostbaren Frachten befähigende Tüchtigkeit des Schiffes dem Verfrachter von den Schiffsabschätzungsgesellschaften genauer Aufschluß gegeben wird. Es sei indeß nochmals hervorgehoben, daß die allerneueste Zeit in diesem, etwa bis Ende des vorigen Jahrzehnts nachweisbaren Zustande den erfreulichsten, nur noch nicht durch internationale Vergleiche festzustellenden Wandel gebracht hat.

Das Verhältniß der Unglücksfälle in der deutschen Flotte, welches zunächst ungünstiger erscheint, als man es bei der unzweifelhaft hervorragenden Tüchtigkeit der deutschen Seeleute erwarten sollte, kann nicht ohne Berücksichtigung der von den deutschen Schiffen am stärksten befahrenen Gegenden der Nordsee und der Durchfahrt von da zur Ostsee in Rechnung gezogen werden, indem jene Gewässer mit dem von den deutschen Schiffen auf längeren Reisen ebenso wenig zu umgehenden Canal zu den gefährlichsten Fahrwassern aller Meere gehören. Zum Beweis diene die örtliche Vertheilung der Unglücksfälle im Jahre 1882; es verunglückten im Ganzen 67,000 Tonnen deutsche Schiffe, in der Nordsee und im Skagerrack allein 23,000 — mehr als im ganzen atlantischen Ocean, im Englischen Canal — fast ebenso viel, als im Stillen Ocean — 5300 Tonnen.

Selbst von Fachleuten nicht immer richtig beantwortet wird die Frage nach dem Verhältniß der Sicherheit von Segel- und Dampfschiffahrt.

Die Statistik weist zwar nur einen unbedeutend größeren Verlust von Segel- als Dampfschiffen auf; berücksichtigt man jedoch die größere Zahl der Reisen, welche die Dampfschiffe machen, so ergibt sich eine ungefähr viermal größere Sicherheit der letzteren — ein Verhältniß, das sich in Folge des stärkeren Zugangs neuer Schiffe noch immer günstiger für die Dampfschiffahrt gestalten wird.

V. Die Schiffsbesatzungen.

Mit dem Werkzeug verändern die technischen Erfindungen auch den Handwerker, der mit dem Werkzeuge arbeitet. Den Seemannsberuf betreffend, stehen wir in der Zeit des Uebergangs vom Segelschiffsmatrosen, welchen wir jetzt noch als den eigentlichen Vertreter des Standes ansehen, zum Manne des Dampfers, welcher als Matrose fast nur noch Reinigungs- und Bootsdienst, als Heizer den viel wichtigeren, aber zur freien, vielseitigen Matrosenarbeit im schärfsten Gegensatz stehenden Dienst vor den Feuern in der Maschine zu thun hat. Die beklagenswerthen Rückschlüsse auf die Veränderung des Charakters der Seeleute,

welche die Wirklichkeit überall bestätigt, wollen wir nicht ziehen, da dieselben auch dem Ergebniß des nichtseemännischen Betrachters nur entsprechen werden; es sind dieselben Unterschiede, welche den früheren Handwerker und den jetzigen Fabrikarbeiter zu so sehr verschiedenen Erscheinungen gemacht haben. Kunst wird auch im Seemannsstande die treffliche Erziehung ersetzen müssen, welche die technischen Erfindungen der Berufsthätigkeit geraubt haben.

Die Gesammtheit der Schiffsbesatzungen zählt gegenwärtig gegen 900,000 Köpfe, von welchen 200,000 auf die Dampfschiffe, über 500,000 auf die Segelschiffe kommen. Die deutsche Handelsflotte hat eine Besatzung von 40,000 Köpfen, die englische von 271,000. Die Gesammtzahl scheint sich in den letzten Jahren nicht verändert zu haben; in einzelnen Flotten zeigt sich jedoch trotz der Zunahme des Tonnengehalts in Folge zunehmender Durchschnittsgröße der Schiffe eine Abnahme. Die deutsche Flotte z. B. hatte die höchste Zahl von Mannschaften im Jahre 1875, d. h. 3000 Mann mehr als jetzt; noch Anfang 1884 betrug zwar die Dampferbesatzung derselben Flotte 584 Mann mehr, die Segelschiffsbesatzung aber 1157 weniger, als im Anfang des Vorjahres.

Dampfer haben zwar weniger Matrosen, im Ganzen jedoch eine etwas stärkere Mannschaft als Segelschiffe. Durchschnittlich kommt auf je 26,4 Tonnen aller Schiffe ein Mann Besatzung, wobei jedoch nicht vergessen werden darf, daß die Dampfer etwa den dreifachen Weg zurücklegen. Die deutschen Schiffe waren bis vor Kurzem verhältnißmäßig stark bemannt; jedoch steigt die auf den einzelnen Seemann kommende Tonnenzahl in der deutschen Flotte stark; im Jahre 1881 kamen auf einen Seemann 31,2 Segelschiffstonnen, 24,9 Dampfschiffstonnen, im Jahre 1884 lauten die Zahlen 33,2 und 29,6.

Wie schon oben bemerkt, ist die Mannschaft verhältnißmäßig um so schwächer, je größer das Schiff ist; bei Dampfern von 20 bis 50 Tonnen kommen auf je 100 Tonnen 15 Mann Besatzung, bei solchen von 100 bis 150 Tonnen $7^1/_2$, bei solchen von 1200 bis 1500 nur $2^1/_2$ Mann. Aehnlich ist das Verhältniß bei Segelschiffen.

Die Stärke der Besatzung richtet sich endlich auch nach den Reisen — je länger die Reise, desto stärker wird das Schiff bemannt.

Während, wie oben angeführt, die Gesammtbesatzung der deutschen Flotte nicht steigt, ist dennoch der Zugang im Wachsen. Im Jahre 1875 sind 12,000 Vollmatrosen angeworben worden, 1884 dagegen 14,000 (die höchste Zahl der jährlichen Anmusterungen); unbefahrene Schiffsjungen in ersterem Jahre 2300, in letzterem 2400. Es ergibt sich daraus, daß die Aufsuchung des Seedienstes unter fremden Flaggen seitens deutscher Seeleute noch immer im Steigen ist.

Das deutsche Nordseegebiet hat in dem Zeitraum zwischen jenen Jahren doppelt so viele Vollmatrosen, dagegen nur eben so viele Schiffsjungen gestellt, als das Ostseegebiet.

Eine zunächst befremdende Erscheinung ist die in den letzten Jahren eingetretene Verminderung des Matrosenlohnes, der Heuer. Die durchschnittliche Monatsheuer der Vollmatrosen war im Jahre 1875 in der deutschen Flotte neben freier Beköstigung 56,4 Mark, im Jahre 1884 nur 47,6; die Heuer der Schiffsjungen betrug 1875 noch 19,6 Mark, 1884 nur 15,8 Mark. Auch in andern

Flotten zeigt sich dieselbe Erscheinung, jedoch nicht in demselben Maße, wie in Deutschland. Die Ursache ist zunächst in dem oben bezeichneten starken Zudrang zur Seemannslaufbahn bei gleichzeitigem Rückgang des Mannschaftsbedarfs, dann aber auch in der wirthschaftlichen Lage des Schiffahrtsgewerbes zu suchen, für welches das allgemeine Kennzeichen der Gegenwart — übermäßiges Arbeitsangebot — in ganz besonders starkem Maße gilt.

Neben so allgemeinen Ursachen wirken auf die Höhe der Heuer auch die Eigenthümlichkeiten der Schiffahrt an den verschiedenen Küstenstrichen ein; die deutsche Vollmatrosenheuer ist im Nordseegebiet mit seiner beschwerlicheren Seefahrt durchschnittlich fünf Mark, die Heuer der Schiffsjungen gegen vier Mark höher, als im Ostseegebiet.

Obgleich das Seemannsgewerbe die Angehörigen der verschiedenen Nationalitäten in so enge Berührung mit einander bringt, treten doch ausgeprägte Stammesunterschiede auch bei den Matrosen hervor. Der Engländer ist anspruchsvoll, oft dem Trunk ergeben, aber leistungsfähig und in der Gefahr zuverlässig; im Guten wie im Schlechten das Umgekehrte ist der Südländer; der Irländer ist unbotmäßig, beliebt der Norweger; selbst der Chinese und Malaye hat seinen jedem befahrenen Steuermann wohlbekannten seemännischen Leumund. Der Deutsche ist bescheiden, arbeitsam, gehorsam, dem Trunk weniger ergeben, als andere Nordländer, nicht so unternehmend als der Engländer, dafür aber leichter zu behandeln. Ueber die körperliche Leistungsfähigkeit gestattet ein häufig wiederholter und jeden Einwand ausschließender Versuch ein unmittelbares Urtheil. Wenn in demselben Hafen Kriegsschiffe verschiedener Flaggen längere Zeit zusammen liegen, so daß sich außer gewissen dienstlichen, von Alters her üblichen Beziehungen auch ein freundschaftlicher Verkehr herausbildet, werden oft großartige Bootswettfahrten nach gegenseitiger Verabredung veranstaltet — einzig dastehende internationale Wettkämpfe, bei welchen der Eifer durch das Nationalgefühl aufs Aeußerste gesteigert wird. Wir können mit Genugthuung berichten, daß diese Versuche den Preis der höchsten körperlichen Tüchtigkeit dem deutschen Matrosen zusprechen.

VI. Der Seeverkehr.

Eine große Rolle spielt in wirthschaftlichen sowohl wie Rechtsfragen die Unterscheidung des Seeverkehrs zwischen zwei Plätzen desselben Staates und zwischen Plätzen verschiedener Staaten. Für ersteren Verkehr wird, besonders in der Rechtssprache, der Ausdruck „Kabotage" gebraucht — vielfach unpassend übersetzt mit „Küstenverkehr", welcher auch mit dem Uebergang zu einem Hafen eines anderen Staates verbunden sein kann; wir wollen diesen Begriff daher „inneren See-Verkehr" nennen, welchem der „äußere", vielfach auch „internationaler" genannt, gegenüber steht. Das Verhältniß ist ungefähr wie 1 zu 6 des inneren zum äußeren Seeverkehr.

Schon früh kam man auf den naheliegenden Gedanken, den inneren Seeverkehr der heimischen Kauffahrtei vorzubehalten; der letzte Staat, in welchem ein solcher Vorbehalt noch zu Recht besteht, ist Italien. Uebrig bleibt indeß für jeden Staat, daß es wünschenswerth ist, wenn die Waarenübermittelung

innerhalb seiner Grenzen ein Verdienstzweig seiner eigenen Bürger wird. Deutschland, auf das wir uns in diesem Abschnitt mehr beschränken wollen, schreitet diesem Ziele kräftig zu; im Jahre 1879 betrug der Antheil der fremden Flaggen am inneren Seeverkehr 17 %, im Jahre 1886 bereits nur noch 11 %, freilich vorwiegend mit Dampfschiffahrt.

In Bezug auf den äußeren Seeverkehr macht die deutsche Statistik noch den Unterschied zwischen dem Verkehr Deutschlands mit fremden europäischen und mit überseeischen Häfen, so daß drei Verkehrskreise unterschieden werden.

In jedem dieser Kreise macht sich der wirthschaftliche Aufschwung Deutschlands mit sehr großen Zahlen bemerklich, besonders stark in dem Verkehr zwischen deutschen und fremden europäischen Häfen, welcher in dem einen Jahr 1882/83 um 1,4 Millionen Tonnen gewachsen ist. Jedoch war dieser Verkehr noch nach den neuesten Erhebungen vorwiegend in der Hand fremder, oder eigentlich der englischen Flagge, jedoch ist ein mächtiges Vordringen der deutschen bemerklich; im Jahre 1879 betrug der Antheil der deutschen Flagge am Gesammt-Dampferverkehr in den deutschen Häfen 37 %, am Segelschiffsverkehr 59 %, im Jahre 1883 bereits 43 % und 62 %. Die Ueberlegenheit der Fremden, oder wieder Englands, da dieses fast allein in Betracht kommt, ist also in jenen vier Jahren von 10 % auf 4 % herunter gegangen.

Ein ungünstigeres Bild bietet der Dampferverkehr zwischen deutschen und überseeischen Häfen. In diesem Verkehrskreis belief der Antheil der deutschen Flagge im Jahre 1879 sich auf 89 %, im Jahre 1883 nur noch auf 79,5 %. Die in diesem Jahre in Betrieb kommenden staatsunterstützten Postdampferlinien tragen somit dazu bei, der deutschen Schiffahrt an ihrer schwächsten Stelle aufzuhelfen.

Was die Reisen deutscher Schiffe betrifft, so nehmen unter den Zielen und Ausgangspunkten derselben die großbritannischen Häfen bei Weitem die erste Stelle ein, demnächst die Häfen der Vereinigten Staaten. Schwach dagegen ist, trotz der Handelsverbindungen mit Ost-Asien, der deutsche Verkehr mit den Küsten des Stillen Meeres; schwach demgemäß, obgleich im Aufschwung begriffen, auch der deutsche Antheil an der Durchschiffung des Suez-Canals, nämlich 1,2 % im Jahre 1880, 2,6 % im Jahre 1883, zurückstehend hinter England, Frankreich, den Niederlanden. Eine Steigerung wird erstens der deutsche Colonialbesitz in Ostafrika und der nördlichen Südsee, zweitens — viel rascher und in stärkerem Maße — die neue Reichspostverbindung herbeiführen; letztere weniger durch das Gewicht des Tonnengehalts der Postschiffe selber, als durch die Weckung des Frachtverkehrs überhaupt, da dieser sich erfahrungsmäßig überall da mit entwickelt und nur da gedeiht, wo für regelmäßigen Eilgutverkehr gesorgt ist. Unter den ganz außerhalb Deutschlands fallenden Reisen überwiegen diejenigen zwischen europäischen Häfen: gegen 7000 Reisen im Jahre 1883; Reisen zwischen europäischen und außereuropäischen Häfen haben in demselben Jahre nur etwa 1000 stattgefunden. Von den etwa 4000 Reisen zwischen außereuropäischen Häfen fällt ein großer Theil auf den chinesischen Küstenverkehr.

Da die deutsche Flotte in stärkerem Maße zunimmt, als der Seeverkehr in den deutschen Häfen, wird die lebhafte Aufsuchung fremder Frachten durch deutsche

Schiffe erklärlich. In entsprechendem Maße hat sich indessen auch die Menge der durch deutsche Schiffe verfrachteten deutschen Güter vermehrt; seit 1873 ist hierin beinahe eine Verdoppelung eingetreten. Von allen Reisen wurden im Jahre 1883 mit Ladung 78 %, die andern mit Ballast gemacht.

Eine anziehende, jedoch noch nicht sicher gelöste Frage ist, wie sich die Waarenbewegung zur See zu derjenigen auf dem Lande verhält, als dessen ungefährer Ausdruck das Verhältniß der Tragfähigkeit aller Schiffe zu derjenigen aller Eisenbahnen gelten kann. Im Jahre 1882 überstieg die Tragfähigkeit der Schiffe diejenige der Eisenbahnfahrzeuge um etwa 13 Millionen Gewichtstonnen; sämmtliche in europäischen und amerikanischen Häfen ein- und ausgelaufenen Schiffe hatten einen Gehalt von etwa 370 Millionen Gewichtstonnen, die Eisenbahnen der Welt haben dagegen 1200 Millionen Gewichtstonnen Frachten bewegt. Berücksichtigt man die durchschnittlich größeren Strecken bei den Schiffsfrachten, so wird man in dieser allein möglichen ungefähren Schätzung die Leistung der Schiffe und der Eisenbahnen einander gleich setzen können.

Vielfachen Wechsel zeigt das Verhältniß, in welchem die Dampfkraft zur See und zu Lande in den Dienst des Verkehrs gestellt worden ist. Den Eisenbahnen, einer jüngeren Erfindung als die Dampfschiffe, stand kein so schwer zu bekämpfendes älteres Verkehrsmittel gegenüber, als den Dampfschiffen in der Segelschiffahrt; daher haben die Eisenbahnen die Dampfschiffe ungefähr um das Dreifache der Transportkraft (Schnelligkeit mal Tragfähigkeit) überholt; seit dem Jahre 1859 ist indessen die Zunahme der Dampfschiffe, berechnet nach Tonnengehalt, steigend größer als diejenige der nach Kilometern berechneten Eisenbahnen.

Ein Vergleich der Gesammtkraft der Schiffsmaschinen zu derjenigen der Locomotiven ergibt für erstere gegen vier Millionen effective Pferdekräfte, für letztere gegen 20 Millionen. Einer etwas weitläufigen, daher hier unterbleibenden Erklärung bedarf die Erscheinung, daß im großen Durchschnitt eine Pferdekraft zu Wasser das doppelt so große Gewicht bewegt, als zu Lande.

VII. Aussichten für Deutschland.

Lehrreich und zum Nachdenken anregend ist die Betrachtung, wie ein werdender Staat, das Aufsteigen niederer zu höheren Organismen nachahmend, die Glieder, welche ein Staatswesen ausmachen, durch Sammlung ursprünglich zerstreuter Theile zu abgegrenzten Gebilden aus sich selber hervorbringt. Das deutsche Reich, in welchem nicht die Gebilde nach Maßgabe der wachsenden Kräfte entstanden, sondern, lange gewaltsam zurückgehalten, plötzlich aus dem Ueberfluß der reifen Culturkräfte hervorsprießen, drängt die sonst Jahrhunderte lange Entwicklung in einige Jahrzehnte zusammen. Daher die unbequeme Schnelligkeit, mit welcher die großen inneren Aufgaben einander folgen. Wir stehen gegenwärtig vor vielen Fragen, deren Erledigung zum Theil in neuer und überraschender Weise angegriffen worden ist — ganz neu für die Mehrheit der deutschen auch dem Stoffe nach sind die mit Entschiedenheit in den Vordergrund getretenen, die Unterstützung des Seewesens betreffenden Aufgaben. Die

Postdampfervorlage ist nicht sobald erledigt, als die Fürsorge für die Hochseefischerei, die Anlage des Nordostseecanals die Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen.

Daß viele Millionen alljährlich für den Einkauf von Fischen von Deutschland an das Ausland gezahlt werden, daß die Schätze der Nordsee, welche reicher sind, als der Ertrag einer gleichen Fläche guten Ackerlandes, nicht länger ohne Kampf den Fremden überlassen werden sollten, daß auch unserm Volk die gesunde Fischnahrung zugänglicher gemacht werden, den überschüssigen Arbeitskräften durch die Fischerei eine Geist und Körper kräftigende, zugleich an das Vaterland fesselnde Beschäftigung geboten werden könnte, ist neuerdings ebenso oft und gründlich hervorgehoben worden, als andererseits die Schwierigkeiten: der Mangel einer genügend starken, wegen Fehlens bequemerer Erwerbsquellen auf die Fischerei angewiesenen Bevölkerung und einer für die Ausübung der Fischerei günstigen Nordseeküste, die größere Nähe der Heringsbänke an der schottischen Küste. Da die Fischerei nicht eigentlich in dem Rahmen dieses Aufsatzes begriffen ist, sei nur noch auf die Gunst des Augenblicks hingewiesen, welcher so viele durch den Uebergang zur Dampfschiffahrt beschäftigungslos gewordene Seeleute zur Bemannung von Fischerflotten anbietet. Mögen sich die zu vorläufigen Opfern bereiten Unternehmer finden, um unsere Hochseefischerei mit Unterstützung des Staates auf ähnliche Weise, wie es in England so glänzend gelungen ist, jedoch unter Vermeidung der in Frankreich geschehenen Uebertreibung nach und nach zu kräftiger Selbständigkeit emporzuführen!

Während die, hoffentlich gelingende Wiederbelebung der Hochseefischerei der Flotte einen tüchtigen Mannschaftsersatz gewähren wird, kann von dem aufstrebenden Schiffbau eine fortschreitende Verbesserung des Schiffsbestandes erwartet werden.

Schon hat sich, während vor zehn Jahren von deutschem Eisenschiffbau überhaupt kaum geredet werden konnte, die bedeutendste deutsche Privatwerft „Vulcan" bei Stettin, zwar gestützt auf die Bestellungen der Marine, jedoch in durchaus gesunder Entwicklung zu einer Werft ersten Ranges emporgeschwungen; ja dieselbe erreicht in ihrer augenblicklichen Thätigkeit mit ungefähr 50,000 Tonnen im Bau begriffener Schiffe sogar die großartigsten englischen Schiffswerften.

An dieser Stelle kann eine, für unsern Gegenstand überaus wichtige Frage nicht völlig übergangen werden — die Frage der Schiffsabschätzungen. Kein vom Stapel gelaufenes Schiff kann das, ein Urtheil über seine Tüchtigkeit aussprechende Zeugniß einer der großen in der ganzen Welt angesehenen Schiffsabschätzungs-Gesellschaften entbehren, welches zunächst der Schiffsversicherung zur Grundlage dient, und mittelbar die Höhe der Frachtsätze, die Art der Ladung, somit die ganze Thätigkeit des Schiffes bedingt. Es ist dahin gekommen, daß die Schiffbaukunst in den Maßen der Hauptbaustücke des Schiffes: Platten, Spanten (Rippen), Decksbalken u. s. w., sowie der Beschaffenheit des Baustoffes völlig durch das Schema beherrscht wird, nach welchem das Abschätzungsbureau seine Berechnung anstellt. Nun besitzen hierfür alle größeren Seestaaten gegenwärtig ihre eigenen, den nationalen Eigenthümlichkeiten Rechnung tragenden und in ihrem Gebiet herrschenden Anstalten. Auch in Deutschland ist eine solche, die „Germania", entstanden; jedoch besitzt noch immer das mächtige Bureau „Veritas"

einen weit überwiegenden, Schiffahrt und Schiffbau beherrschenden Einfluß. Die „Veritas" hat sich nach 1871, um die deutsche Kundschaft nicht zu verlieren, unter Verlegung ihres Sitzes nach Brüssel, als internationale Gesellschaft reorganisirt; es ist jedoch der Charakter der Anstalt, als einer eigenthümlich französischen, in Wirklichkeit unverändert derselbe geblieben. Es liegt uns fern, in alle von deutscher Seite gegen die „Veritas" erhobenen Vorwürfe einzustimmen; wir nehmen nicht an, daß dieselbe absichtlich dem deutschen Vortheil entgegenwirkt; allein sie fördert denselben auch nicht.

Zur Erläuterung diene Folgendes: Deutschlands Stärke im Schiffbau beruht, nächst vorzüglicher Arbeit, in der Anwendung vorzüglichen Baustoffs — Eisens oder Stahls —, wiederum der Frucht sorgfältiger Bearbeitung dieser Stoffe. Da das Roheisen bei uns theurer, die Fracht nach der Küste weiter ist, als in England, kann nur auf diesem Wege Deutschlands Schiffbau mit demjenigen Englands kämpfen; so schlechtes Eisen, wie im Allgemeinen die englischen Werften verwenden, gibt es überhaupt in Deutschland nicht. Eine den deutschen Werften gerecht werdende Abschätzung also müßte eine höhere Berücksichtigung der Güte der Arbeit und besonders des Baustoffs gegenüber den geometrischen Verhältnissen eintreten lassen, als es sich anderswo gehören würde.

Wir sehen in dieser Hinsicht kein anderes Mittel der Abhilfe, als Verstaatlichung oder staatliche Oberaufsicht der Schiffsabschätzungen. Ohnehin ist es eine beinahe unbegreifliche Unregelmäßigkeit, daß die Schiffe, auf welchen die Menschen der allergrößten Lebensgefahr entgegengehen, vom Staat fast ganz ohne Untersuchung dem Gebrauch überlassen werden, während kein Haus, keine Brücke gebaut werden darf, von deren Haltbarkeit der Staat sich nicht überzeugt hat.

Während das Vorhergehende einen Wunsch enthält, wird vor unseren Augen ein anderer alter Entwurf zur Wirklichkeit, dessen Zweckmäßigkeit für das Ganze nur die Zeit erweisen, welcher jedoch die Schiffahrt ohne Zweifel fördern wird — der Nordostseecanal. Da hierfür, als einer eigentlichen Tagesfrage, dieser Aufsatz kein angemessener Platz ist, genüge die Erwähnung.

Einen Bericht über die deutsche Kauffahrtei wird Niemand ohne die Erwartung in die Hand nehmen, von allseitigem Aufschwung zu vernehmen. Die vorliegende Betrachtung bestätigt zwar diese Erwartung; doch will uns bedünken, als bleibe das Berichtete hinter dem Erwarteten vielfach zurück; die Löhne sind gefallen, die Frachtsätze an der unteren Grenze des Erträglichen angelangt; auch die deutsche Schiffahrt vermag, gleich fast allen Zweigen der deutschen Volkswirthschaft, nicht alle ihre Arbeiter zu löhnen. Immerhin ist es ein erfreuliches Bild, das wir entrollen konnten; es sind uns vielfache Andeutungen kräftigen Aufsteigens entgegengetreten, zu deren Bewährung Deutschland nichts weiter bedarf als eine stetige, ungestörte Entwicklung.

Ueber die amerikanische Romandichtung der Gegenwart.

Von

Anton E. Schönbach.

Zu den höchsten Aufgaben, welche die geschichtliche Forschung der Gegenwart sich stellt, gehört der Versuch, die Anfänge der Nationen zu erkunden. Nicht der Völker, sofern diese auch Massenanhäufungen sehr verschiedenen Ursprunges, mannigfacher Beschaffenheit, und nur äußerlich zusammengehalten sein mögen, sondern der „Nationen", womit der heutige Sprachgebrauch bestimmte, durch Merkmale des Körpers und Eigenschaften des Geistes von den Nachbarn abgeschiedene Volkspersönlichkeiten bezeichnet; mit der Ausbildung ihrer Besonderheit hebt ihre historische Entwicklung erst an. So strebte der jüngstverstorbene Karl Müllenhoff mit aller Schärfe und Kraft eines seltenen Geistes darnach, den Punkt zu erkennen, wo aus den zerstreut wandernden, früh seßhaften Stämmen der gemeinsame Charakter der Germanen in deutlichen Umrissen aufsteigt, eindringlichste Untersuchung der Heldensage verbunden mit der umfassenden Prüfung aller alten Nachrichten bot ihm die Mittel dazu. Ist es eins der anziehendsten, so auch nicht minder eines der schwierigsten Probleme. Wenn bei lang abgestorbenen Völkern schon die größte Umsicht erfordert wird, aus den in einander fließenden Allgemeinheiten des dunklen Hintergrundes ein Eigenthümliches überhaupt auszulösen, geschweige denn es auf seine Quellen zurückzuführen — Leopold von Ranke hat uns so die altasiatische Welt glücklich beleuchtet — so verliert auch Mancher den Pfad, der aus einem genau bekannten geschichtlichen Zustande die Fäden aufnimmt und an diesen sich in eine vergangene Dämmerung zurücktastet, leicht entgleiten sie ihm oder er findet zuletzt statt der einfachen Verschlingungen des Anfanges einen unlösbar verwirrten Knotenbündel.

Und doch scheut man nicht Mühsal noch Irrthum, die ersten Ansätze eines abgedorrten Zweiges am ungeheuren Baume menschlicher Gemeinschaft zu erforschen. Um wie viel lockender muß es nun sein, wenn vor unseren Augen eine gewaltige

Nation entsteht, wenn wir das Problem in allen Abschnitten vor uns sich aufrollen sehen, und dies zu einer Zeit, welche uns alle Hilfsmittel zu Gebote stellt, alle geschichtlichen Vorbedingungen genau zu überblicken gestattet. Vielleicht ist es dann auch möglich, lehrreiche Schlüsse aus der hellen Gegenwart auf eine räthselvolle Vorzeit zu ziehen, mag diese durch jene beleuchtet werden.

Niemand wird zweifeln, daß die wesentlichen Grundzüge einer neuen Nation in den Vereinigten Staaten bereits vorhanden sind. Sie haben sich lange Zeit hindurch ganz allmälig ausgebildet, dafür gewähren bereits die zahlreichen Reiseberichte mehr oder minder werthvolle Zeugnisse. Schon vor dem Befreiungskriege waren Gruppen entstanden, Nord und Süd mit den Haupttypen Massachusetts und Virginia waren in der Weise geschieden, welche dem besonderen geschichtlichen Ursprung derselben gemäß ist: dort vertriebene Puritaner, hier Aristokraten und Abenteurer. So sehr das gemeinsame Handeln und Leiden im Kampfe gegen England die Colonien aneinander rücken mußte, so ist doch auch nach dem glücklichen Frieden die Sonderung zwischen dem Norden und dem Süden aufrecht geblieben; man versteht die nur mühsam überwundenen Schwierigkeiten bei der Gründung des Staatenbundes und seiner Verfassung erst, wenn man die innere Abneigung und Fremdheit der „Sectionen" mit in Rechnung zieht. Dieser Unterschied ist dann so viel auffallender und wiederum so viel tiefer geworden, je mehr die Sklaverei dem Süden seinen Charakter aufprägte. Schon in den ersten Decennien unseres Jahrhunderts nehmen fremde Beobachter dies deutlich wahr, sowie auch, daß die mittleren und nördlichen Staaten sich einander angleichen und Verschmelzung anbahnen. Das Bild, welches heute noch in unserer volksthümlichen Vorstellung den Amerikaner vertritt, stammt spätestens aus den dreißiger Jahren und entspricht eigentlich dem Bürger der Neu-Englandstaaten des Nordostens in äußerer Erscheinung, in Lebensgewohnheiten und Formen. Nur sind etliche Züge beigemischt, welche am meisten die Aufmerksamkeit der Fremden erregten, weil sie am stärksten von der Art des gebildeten Europa abwichen, sie gehören dem Westernman, der damals erst in den Anfängen stand. Während der folgenden Jahrzehnte hat das nationale Gefühl und die nationale Eigenart langsame, aber stetige Fortschritte in dem größeren, sklavenfreien Theile der Union gemacht und so jene innere Festigung geschaffen, welche allein die Erfolglosigkeit des wiederholten und anfangs siegreichen Anpralles der Südstaaten im Bürgerkriege erklärt. Diese ungeheure Katastrophe nun ist der Schmelztiegel gewesen, in welchem die harten und kantigen Massen der Yankees zur Einheit zusammenflossen. Die Idee des gemeinsamen Vaterlandes, für dessen Erhaltung man sich einsetzen müsse, war allerdings schon in der entlegenen Zeit des Befreiungskampfes zur Geltung gelangt und in dem zweiten elenden Kriege gegen England wenigstens nach Jackson's Sieg bei New-Orleans zur Begeisterung emporgeflackert, während bei dem für die Sklavenhalter unternommenen Feldzuge in Mexiko keine Spur davon sich zeigte; sie zwang sich aber nunmehr mit ganz anderer, unerhörter Kraft dem Leben auf. Die wirthschaftlichen Verhältnisse, welche von lange her den gewaltsamen Ausgang erwarten ließen, ja die Frage der Sklaverei selbst, wichen bald in der öffentlichen Meinung und in der Ueberzeugung der Einzelnen vor dem Einen Ruf zurück: die Union muß erhalten

werden; sie begreift das Land, den Staat, die Nation in sich. Was einst der größte und gedankenreichste Staatsmann Amerika's, Alexander Hamilton, umsonst zu erringen sich gemüht hatte, das vollzog sich jetzt mit eherner Nothwendigkeit von selbst: der Staatenbund wurde zum Bundesstaat. Selbst der kühle Engländer, welcher den Sieg der Conföderation wünschte und auch bereit war, sie zu unterstützen, so weit sich dies mit wenig Geld und lautem Mitgefühl besorgen ließ, wurde von achtungsvoller Verwunderung ergriffen, als er die Anstrengungen und Leistungen des unionstreuen Volkes sah und den Enthusiasmus wahrnahm, der sie ermöglichte. Es war die Bluttaufe der neuen Nation. — Zwar hinterließ der Krieg noch eine überaus schwierige Aufgabe, die Beruhigung des Südens. Sie blieb so lange ungelöst und wurde von Tag zu Tag verwickelter, so lange die nach der Capitulation Lee's eingedrungene Horde von Berufspolitikern in dem eroberten Lande hauste, eine gefräßige Heuschreckenschar, welche die vom Gewitter zerworfene Feldfrucht noch bis auf die Halme abnagte. Erst die Friedenspolitik des Präsidenten Hayes schuf wieder geordnete Zustände, und seither nimmt der Süden eine veränderte Haltung ein, er hat sich in die Lage gefunden, gedeiht unter denselben Bedingungen, wie der Norden, fühlt sich diesem daher näher und kommt ihm mehr entgegen, die Schranken wenigstens sind gefallen. Welche Wirkung dieses mächtig einströmende Element auf das werdende Gebilde des gesammten Volkscharakters ausüben wird, läßt sich heute nicht absehen, zumal wir ja noch nicht wissen, in welcher Weise die Verschmelzung mancher anderen Theile sich vollziehen wird. Schon zeigen der Südwesten, dessen Boden die spanische Cultur gedüngt hat, wie der rührige Nordwesten, der im Stillen Ocean sein natürliches Absatz- und Handelsgebiet vor sich ausgebreitet sieht und andererseits soeben die wichtige Eisenbahnverbindung mit Canada erlangt hat, die Merkmale neuer Spielarten amerikanischen Wesens. Die Ergebnisse des Census von 1880, unter denen neben der allgemeinen starken Vermehrung das verhältnißmäßig rasche Anwachsen der Farbigen im Süden und die Verschiebung des Bevölkerungscentrums nach dem Westen hin wohl die wichtigsten sind, regen zum Nachdenken an.

Verschieden sind die Stellungen, welche die Literaturen gegenüber nationalen Bewegungen einnehmen. Kommen diese aus der leidenschaftlichen Empfindung der Masse des Volkes, dann eilt die Literatur der Geschichte voraus und wirkt als Hebel, das Ersehnte herbeizuführen: so bei den langsam und methodisch, gefühlvoll und dogmatisch begonnenen, dann aber in einige gewaltige Thatsachen zusammengefaßten Bestrebungen nach der Einheit Deutschlands, und ebenso, nur rascher und stürmischer bei der Entwicklung des modernen Italiens. Wenn aber die treibenden Kräfte in der Tiefe wirken, ein ruhiges, historisches Empfangen, Mischen, Auffaugen den nationbildenden Proceß ausmacht, dann mag die Literatur wohl auch erst das Fertige darstellen, und nur vereinzelte, feinfühlige Naturen und vorschauende Geister merken die Umwälzung, welche nicht minder großartig ist, weil sie sich allmälig und ohne Zerstörungen vollzieht. Man kann nicht sagen, daß in Amerika die Ausbildung eines neuen nationalen Wesens, bestimmt in gleicher Reihe mit den Culturvölkern der alten Welt zu arbeiten, gänzlich unbemerkt geblieben wäre. Schon in den vierziger Jahren hat Emerson

diesem jüngsten Sohn der Erde seinen ermuthigenden Willkomm zugerufen, O. W. Holmes hat etwas später seine Lebensaufgabe treffend beleuchtet, J. R. Lowell die beschränkte Phrase Carlyle's, der den Amerikaner nur als „gefälschten Engländer" gelten lassen wollte, mit schneidenden Worten abgewiesen. Weniger klaren Blick zeigten die Politiker, wieder mit Ausnahme Alexander Hamilton's; denn die hochtönenden Perioden Daniel Webster's sind den classischen Redemustern nachgebildet, nicht aber von echter nationaler Begeisterung erfüllt. Der erste, welcher mit vollem Bewußtsein und noch einige Zeit vor dem Bürgerkriege über die Nothwendigkeit, die Ziele und Grenzen der amerikanischen Nation sprach, war Walt Whitman, um dessen mannhafte, aus tiefster Brust hervorbrechende Stimme, die anfangs im Getümmel verklang, sich jetzt zahlreiche Hörer andächtig sammeln. Seit dem vierjährigen Bruderkampfe freilich widerhallt es aller Orten von der nun lebendig gewordenen Erkenntniß, und die Auffassung des amerikanischen als eines abgegrenzten, einheitlichen Volkscharakters ist die selbstverständliche Grundlage des öffentlichen Lebens.

Nun dürfte man allerdings nicht glauben, daß die Literatur der Vereinigten Staaten weniger treu Entwicklung und Cultur des Volkes abspiegele, als die anderer Nationen, weil sie nicht schon vor einem Menschenalter Losung und Feldruf des bevorstehenden Kampfes ausgegeben hat. Genau so ist sie beschaffen, wie sie nach den historischen Voraussetzungen, gemäß der Wirkung heimischer Kräfte, auswärtigen Einflusses und Druckes werden mußte, und wenn heute ein mit den modernsten Mitteln arbeitender Buckle ein Untersuchungsobject sich wählte, welches bis ins Kleinste durchsichtig zum bestätigenden Beispiel für seine Theorie dienen sollte, so könnte er auf nichts Besseres verfallen, als auf die Literatur Nordamerika's. Auch die erzählende Dichtung unserer Tage in der Union ist das klare Erzeugniß unschwer aufzusuchender Kräfte, die richtige Resultirende bekannter Componenten. Wollen wir also über den modernen amerikanischen Roman berichten, welcher schon der verbündeten Herrschaft des englischen und französischen entgegentritt, ja den englischen Vetter sachte bei Seite schiebt, so wird es gut sein, sich in wenigen Sätzen über seine literargeschichtlichen Prämissen zu verständigen. —

I.

Das geistige Leben der amerikanischen Colonien war in Neu-England concentrirt. Den Calvinisten, welche hier unter englischer Oberhoheit sich angesiedelt hatten, schien Bildung, in den Dienst der Religion gestellt, die werthvollste Waffe bei dem täglichen Kampf wider Sünden und Secten; mochte sie schon nicht Allen zu Theil werden, so sollte sie doch wenigstens die eigentlich herrschende Classe, die Geistlichen, schmücken und auszeichnen. Von den früh begründeten hohen Schulen, deren ehrwürdigste, die Harvard-University, heute noch kräftig gedeiht, ging der gebildete, bisweilen gelehrte Clerus dieser Länder aus. Viele Mitglieder desselben traten als Schriftsteller auf, wenn auch meistens innerhalb der Grenzen ihrer Berufsthätigkeit. Einestheils war die Religion leidenschaftliche Herzenssache Aller und theologische Polemik wurde in weiten Kreisen mit Eifer gelesen, sogar von Landleuten und Handwerkern; anderntheils stellte man

größere Forderungen an den minister als heute, und eine Schrift zu veröffentlichen galt beinahe als gewohnte Zugabe des geistlichen Amtes. So kommt es und erklärt sich, daß Moses Coit Tyler's „Geschichte der amerikanischen Literatur", welche bis 1765 reicht und die Hauptmasse des Stoffes den Staaten Neu-Englands entnimmt, zwei ansehnliche Bände umfaßt. Die starke religiöse Stimmung, welche diese Schriftwerke durchdringt, hat noch nachgewirkt, als die ursprünglich sie bedingenden Verhältnisse längst geschwunden waren. So blieb es auch nach dem Befreiungskriege, der Nordosten hielt sich an der Spitze der Literatur. Wenn der Süden früher durch die Eigenart seiner Colonisation, durch die Herrschaft der Hochkirche, wohl auch durch die allgemeinen Verhältnisse des Landes behindert war, mit der Industrie und dem Handel des aufstrebenden Nordens gleichen Schritt zu halten, sich vielmehr lieber dem ruhigeren Ackerbau in Latifundienwirthschaft zugewendet, Tabak, Seide, Reis zur Ausfuhr erzeugt hatte, so war es nach dem Frieden mit England die Sklaverei, welche seine geistige Entwicklung überhaupt hemmte. So lange die „große Institution" als ein positives Gut angesehen wurde, war schon viel Anstrengung erforderlich, sie zu beschützen, denn sie begnügte sich ja nicht mit dem einmal gewonnenen Gebiete, sondern bedurfte fortwährend neuer Grenzerweiterungen, um bestehen zu können. So forderte sie die besten Lebenskräfte für sich, lähmte sie aber wieder durch ihren entscheidenden Einfluß, der alle ehrliche Arbeit der Weißen verächtlich machte. Die Führerschaft aber blieb nach wie vor beim Norden.

Das wollte nun allerdings zuvörderst noch nicht viel bedeuten. Denn von allen den Schriftstellern Amerika's vor der Revolution ist es eben nur Jonathan Edwards, der Kant des Calvinismus, der weit genug hervorragt, um in den Horizont der Weltliteratur zu fallen. Mit unserem Jahrhundert fangen die Bemühungen an, eine amerikanische Literatur zu schaffen. Der Erfolg ermuthigte. Brown's unheimliche Romane verbreiteten sich rasch, mit Washington Irving, Cooper, N. P. Willis befreundete sich auch das Publicum Englands, nicht ohne ein gewisses gönnerhaftes Wohlwollen zu zeigen, das die Mehrzahl der britischen Kritiker noch immer beibehalten hat. Aber die Schöpfungen dieser Dichter, so populär auch z. B. Cooper geworden ist, sind nicht recht bodenständig; man kann ihnen, und um so viel mehr den geringeren Schriftstellern, die englischen Vorbilder nachweisen, die sie freilich zuweilen durch Schönheit und leichte Eleganz der Sprache übertreffen. Sogar Washington Irving strebte alten Mustern nach und glättete seine Rede gemäß dem Geschmacke seiner europäischen Leser, und es fällt nicht schwer, für den begabtesten, den phantastischen, zerrütteten E. A. Poe, in der Abblüthe deutscher Romantik, besonders in den Erzählungen Tieck's und T. A. Hoffmann's die anregenden Beispiele aufzuspüren. Diesem Verhältniß der Autoren entsprach die Haltung der amerikanischen Leser, welche ihren Geschmack nach den englischen formten und sich nur dadurch unterschieden, daß sie stets um einen Abschnitt der Entwicklung hinter dem Vorbilde zurückblieben.

Der Anstoß zur Erhebung aus dieser demüthigenden Lage kam naturgemäß von dort, wo bisher die stärksten, tiefst greifenden geistigen Interessen gepflegt worden waren, aus den Kreisen religiöser Bildung in Massachusetts. Auf eine kräftige Bewegung der Gemüther und einen angeerbten Hang zu feiner und doch

umfassender Analyse traf da die Wucht der deutschen Philosophie, Kant, Fichte, Hegel, zuerst in der geschickten Vermittlung Cousin's. Daraus folgte fürs Nächste eine stürmische Aufregung, welche die besten und bedeutendsten Menschen ergriff und sie zu einer nach idealen Zielen ringenden Vereinung drängte, die sich passend und des Ursprunges gedenk den Namen der „Transcendentalisten" beilegte. Nicht als ob sie alle gleichmäßig zu demselben Bekenntniß geschworen hätten und durch Uebereinstimmung im Denken und Glauben der Verband gekittet worden wäre; vielmehr waren ihnen nur einzelne große Impulse gemeinsam, und der Trieb, den ganzen Ton ihres Lebens und ihrer Arbeit zu erhöhen, sich mit frischem Schwung und Enthusiasmus für die nicht immer klaren Aufgaben zu erfüllen. Männer und Frauen sehr verschiedener Art und Anlage hatten sich zusammengefunden und vertraten bei dem Streben nach allgemeiner Erhebung des geistigen Niveaus doch noch Jeder besonders seine eigene Richtung. Diese Beschaffenheit theilten sie mit allen den literarischen Bewegungen, welche man durch den bequemen aber ungenauen Ausdruck „Schule" kennzeichnet. Auch war es weniger eine Fluth neuer Gedanken als neuer Stimmungen und Gefühle, ein sittlicher Aufruhr mehr als einer der Ideen. Und mit den deutschen Romantikern hatten sie gemein, daß nicht so sehr, was sie selbst schufen, sie zu einer Macht von geschichtlicher Bedeutung werden ließ, sondern was sie nach allen Seiten hin von Förderung und Anregung ausstreuten; sie haben viele brachliegende Energie neu belebt, aus einer gebildeten, unselbständigen und unfruchtbaren Schlaffheit die Kraft zu neuem Schaffen aufgerufen und in der Literatur, der Religion, der Kunst, den Zuständen der Gesellschaft revolutionirt. Die stärkste politische Action, die der Abolitionisten und Feinde der Sklaverei, welche geradewegs auf den Bürgerkrieg zusteuerte, fand ihre Führer in ihnen. Ihr vornehmster Held ist Ralph Waldo Emerson, der dichtende Lehrer und Philosoph, der, von Carlyle beeinflußt und unterstützt, die Atmosphäre des „jungen Amerika" geschaffen hat, und dessen gedankenvolle, in der Begeisterung des edelsten Optimismus aufrauschenden Vorträge, Essays und Gedichte mit ursprünglicher Kraft die Hörer und Leser mit sich reißen und empor führen. Der größte Dichter Amerika's, Nathaniel Hawthorne, ist neben den Transcendentalisten aufgewachsen, hat zum Theil für sich allein ihren geistigen Proceß durchgemacht und ist dann wieder von ihnen beeinflußt worden. Die anziehende und merkwürdige Erscheinung H. D. Thoreau's, die weltmännisch feine und doch in den köstlichen „Biglowpapers" echt heimathliche Poesie Lowell's, der graziöse Humor von Holmes und die machtvollen Rhythmen Walt Whitman's sind von dieser Bewegung erfaßt. Longfellow steht etwas abseits, wenn auch nicht ohne Theilnahme; seine poetische Persönlichkeit stammt aus der älteren Bildungsschicht. Er strebt darnach, die besten Gewächse der Dichtung moderner Culturnationen in den amerikanischen Boden zu überpflanzen, er umhüllt aber die Wurzelballen mit der Erde ihrer Heimath, so daß die Säfte des neuen Bodens nicht umbildend in ihnen zu kreisen vermögen; er ist weltbürgerlich gebildet und wie denn überhaupt nicht eigentlich originell, so zeigt sich auch in seinen abgeschliffenen Formen wenig von der Besonderheit Amerika's. — Zuerst auf eine kleine Gesellschaft in und um Boston beschränkt, hat die geistige Erhebung der Transcendentalisten, welche vor

fünfzig Jahren begann, sich nach und nach den weitesten Kreisen mitgetheilt. Sie ist die hauptsächliche Voraussetzung der gegenwärtigen Literatur Amerika's; die Männer, welche an ihrer Spitze stehen, haben auch zuerst Worte für die nationale Idee gefunden.

Dabei dürfen gewiß andere Einflüsse nicht unterschätzt werden. Die großen Fortschritte im Culturleben Europa's, die Veränderungen in Politik und Literatur seiner leitenden Völker sind nicht ohne Wirkung auf die Zustände der Union geblieben. So bedeutete der Zug deutscher Einwanderer, welcher nach 1849 sich den Vereinigten Staaten zuwendete, nicht bloß so und so viele Menschen und Paare arbeitsamer Hände, sondern auch eine Masse eigenthümlicher Talente und Bildung, die von dem großen Volkskörper nicht absorbirt werden konnte, ohne daß ihm dadurch gewisse neue Merkmale aufgeprägt wurden.

Die wahre Selbständigkeit und Unabhängigkeit der Literatur Amerika's begann, sobald sie sich mit einem eigenthümlich amerikanischen Gehalt erfüllte, sobald würdige Aufgaben gestellt waren, neue Zustände der Schilderung sich darboten, eine große Sache leidenschaftliche Hingabe und die ganze Kraft in Anspruch nahm. In diesem Sinne hat der Kampf wider die Sklaverei, der Bürgerkrieg, die Nation in ihrer Breite und Tiefe aufgeregt; hat die materielle Entwicklung des Landes, für welche es in der Weltgeschichte an Vergleichbarem fehlt, eine unübersehliche Menge neuer Stoffe hervorgebracht und auch alle die Kräfte ausgelöst und in Bewegung erhalten, welche sie bewältigen sollten. Eine der wichtigsten Thatsachen amerikanischer Geschichte in unserem Jahrhundert, zugleich eine der großartigsten menschlichen Leistungen ist die Aufschließung des fernen Westens: Prairie und Felsengebirge werden überbrückt, den vereinzelten opfermuthigen Forschern früherer Jahrzehnte (genannt sei wenigstens der treffliche Fremont) drängte sich plötzlich das bunte Gewühl der Gold- und Silbersucher nach, und diesen folgte eine noch immer wachsende Schar von Ackerbauern, Rinderhirten, Handwerkern, dazwischen die anspornende Speculation des großen östlichen Capitals. Das romantische Leben, voll Abenteuer und Wagniß, kraftvolles Ringen gegen eine gewaltige Natur und gegen die zügellosen Leidenschaften der Menschen, der wunderbare Gegensatz zwischen den einfachsten Verhältnissen und Zuständen, wie sie in diesen Ländern bis dahin geherrscht hatten, und dem complicirten Rüstzeuge moderner Civilisation forderte zu dichterischer Darstellung heraus. Die Schriftsteller, welche ihr eigenes Dasein durch eine Zeit von dem brodelnden Chaos verschlingen ließen, und, gesund daraus emporgetaucht, davon berichteten, stehen an der Spitze jener ununterbrochen sich drängenden Reihe von Erzählern, deren Arbeiten „die amerikanische Romandichtung der Gegenwart" ausmachen.

II.

Da sind vorerst Bret Harte und Mark Twain, deren Namen seit längerer Zeit in Deutschland geläufig sind, deren Werke schon eine stattliche Anzahl von Bänden der Tauchnitzausgabe füllen, und die auf ein so dankbares Publicum bei uns zählen können, daß es sich lohnt, durch besondere Verträge ihre neuen Schriften hier und in Amerika zu gleicher Zeit erscheinen zu lassen; ja mit Mark Twain's lustigem „Huckleberry Finn" ist der deutsche Ver-

leger seinem amerikanischen Geschäftsgenossen soeben um ein gutes Stück zuvorgekommen. Die Uebersetzungsversuche dagegen haben nicht recht gelingen wollen; denn die Schwierigkeiten, welche von den verschiedenen Dialekten in den Weg gelegt werden, sind fast unüberwindlich, und sie zu umgehen ist wieder fruchtlos, da die Mundarten meistens schon die Charaktertypen andeuten und dem Kundigen sofort Einsicht in die allgemeinen Verhältnisse der Redenden gewähren. Bei den Erzählungen Mark Twain's ist das in noch höherem Grade der Fall als bei denen Bret Harte's. Diese beiden Schriftsteller haben trotz ähnlicher Anfänge sich ganz verschiedenartig entwickelt, ja auch anders als man noch vor zehn Jahren vorauszusagen vermochte: Bret Harte hat seither wenig Fortschritte gemacht und seinen Freunden eine leise Enttäuschung bereitet, Mark Twain hingegen hat sich vielseitiger entfaltet als nach seinen ersten Büchern zu erwarten war.

Der erste Wurf Bret Harte's war sein glücklichster. Die „Argonautengeschichten" eröffneten ganz plötzlich ein neues Gebiet für die Dichtung, sie kamen aus einem Lande, das nur durch aufregende Zeitungsberichte über das Gold- und Silberfieber, über Gewaltthaten und Verbrechen, rasch erworbenen fabelhaften Reichthum und sinnlose Verschwendung in Europa bekannt geworden war. Auf diesem heißen Boden, mit Blut und Schweiß gedüngt, hatte Bret Harte eine Blume gebrochen, die sich zwar mit etwas schreienden Farben schmückte, aber den feinen und starken Duft echter Poesie ausströmte. Die Aufgaben allein, welche der Dichter in diesen kurzen Erzählungen sich stellte, mußten anziehen. Sie lassen sich auf wenige, einfache Formeln bringen, wie z. B.: auf Menschen, die in wüster Ausgelassenheit schrankenlos ihren Leidenschaften fröhnend dahinleben, kann die naive Reinheit (The Luck of Roaring Camp) oder auch nur die feste Haltung eines anständigen Mannes (An Idyl of Red Gulch) sittigend und erhebend wirken. Oder: auch die verderbteste Natur eines in Laster und Verbrechen aufgewachsenen Menschen ist nicht aller guten Regungen baar, der Impuls ihrer Leidenschaft kann sich unter günstigen Umständen in Großherzigkeit und Opfermuth äußern. (Miggles. Brown of Calaveras. Mliss.) Oder: in der trüben und schwülen Luft einer entarteten Gesellschaft kann doch Selbstlosigkeit und Hingebung gedeihen und die Grundlage einzelner Charaktere bilden, freilich werden diese leicht in stumpfe Passivität übergehen. (Tennessee's Partner. The Man of No Account.) Bret Harte bereitet den Hintergrund seiner Bilder trefflich vor, er zeigt uns mehr die Rauhheit der Minendörfer als das schamlose Laster und steigert damit die Wahrscheinlichkeit seines Berichtes. Er gewährt den Einblick in ein gesellschaftliches System, das unter den aus aller Welt zusammengewürfelten Goldjägern sich von selbst bildet; es steht um vieles tiefer als das der modernen Cultur, es ist barbarisch, Körperstärke und Gewandtheit nehmen mehr Platz ein als ihnen zukommt; aber es herrscht Gleichgewicht, es ist ein Parallelogramm der Kräfte, es entwickelt sich allmälig ein Maßstab des Rechtes, dessen was als anständig gilt. Gewiß ist das Bild schon etwas idealisirt und den Forderungen Zola's und Daudet's möchte es schwerlich genügen. Die Darstellung in diesen Geschichten ist nicht gleichmäßig, sondern sprunghaft; der Zusammenhang wird oft nur durch Andeutungen vermittelt, heitere kleine Episoden heben sich von dem Düsteren ab, die Situation klärt sich oft überraschend durch

ein einziges Wort. Bret Harte gebraucht alle Effekte mit geschickter Berechnung, oder, wie man vielleicht besser sagt, mit sicherem Gefühl. Dazu gehört auch die Landschaft, welche Bret Harte virtuos schildert, und die immer von der Stimmung der Geschichte erfüllt ist; anfangs ganz kurz behandelt, hat sie in den späteren Erzählungen an Breite und Wirkung zugenommen. Man merkt diesen Stücken die Entstehungsweise an, sie sind in der Art der Skizze gearbeitet und für die Zeitung oder das „Magazin" bestimmt, für Leser, welche auf leichte Weise angeregt und aufgeregt werden wollen. Demnach ist von einem solchen Werkchen auch nicht Fülle der Details, ruhige und reichliche Entwicklung der Charaktere zu beanspruchen; der Eindruck ist doch stark, da die glänzende Schilderung und wiederum das wahrhaft empfundene Pathos des Dichters ersetzt, was die Knappheit der Form nicht auszuführen gestattet. Mit den Tales of the Argonauts gleichzeitig erschien eine Sammlung von Gedichten Bret Harte's. Zum Theil sind darin aus dem Stoffkreis der Erzählungen kleine Stückchen abgelöst und für sich gestaltet worden, da ist die Darstellung natürlich noch knapper. In freien und mannigfachen, dem Stoff sehr geschickt angepaßten Metren erzählt Jemand, meistens in erster Person, die Bemerkungen der Zuhörer werden nicht vorgebracht, sondern sind nur aus den Antworten des Redners zu entnehmen — was bisweilen zu Dunkelheiten führt — alles bewegt sich in dramatischer Kürze, aber packender Lebhaftigkeit, mit der epigrammatisch geschärften Pointe bricht das Gedicht ab. (so vortrefflich: Jim. Cicely. In the Tunnel.) Daneben wieder einige spaßhafte Geschichten, voll rückhaltsloser Heiterkeit und lauten Lachens. Die werthvollsten Stücke beziehen sich auf den Bürgerkrieg. Da ist vor Allem das Kampflied The Reveille, worin die bitter ernste, doch siegesmuthige Stimmung herrscht, welche die Union erfüllte, als man im zweiten Kriegsjahr die Schwierigkeit der blutigen Aufgabe, die Größe, aber auch die Nothwendigkeit der zu bringenden Opfer erkannte. Wenn auch nicht so populär wie „Vater Abraham", so ist es doch ein echtes Volkslied geworden. Noch eine Anzahl anderer Gedichte zeigt, wie tief den Dichter der Kampf seines Volkes ergriffen hat, so How are you, Sanitary?, Relieving Guard und das prachtvolle Johns Burns of Gettysburg. Dieselbe warme Empfindung weist The Old Major explains auf, ein rührender Nachklang der großen Tragödie. Weniger gelingen Bret Harte die Gedichte, welche Schilderungen und Erzählungen aus dem südlichen, spanischen Californien und aus Mexiko enthalten. Sie stehen an tropischer Farbengluth, an kühner und wilder Romantik den Gesängen von Joaquin Miller nach, welche mit der Technik Byron's die wunderbaren Stoffe verwerthen, deren Reiz sich Bret Harte auch in „Maruja", dem eben erscheinenden Werke, hingibt. Der treffende Witz einiger parodischer Gedichte Bret Harte's kehrt in den „Romanen im Auszug" (Condensed Novels) wieder, die in ihrer Art kleine Meisterstücke heiterster Nachbildungskunst sind. Eine Reihe kleiner Skizzen aus dem Stadtleben und der Villeggiatura von San Francisco bewies, wie gut Bret Harte zu beobachten, wie raschen Blicks er das Ungewöhnliche, Groteske, Komische aufzufinden versteht.

Durch diese reiche Sammlung sehr verschiedenartiger Schöpfungen hat sich Bret Harte beim europäischen Publicum eingeführt. Die Begeisterung, mit welcher die neue Dichterkraft empfangen wurde, ist begreiflich und gerechtfertigt,

wenn sie vielleicht auch anfangs durch das Exotische des Inhaltes gesteigert wurde. Auf diesen ersten Büchern beruht noch jetzt im Wesentlichen sein Ruhm. Die „Idyllen der Vorberge", das nächste Werk, zeichnen sich besonders durch gelungene Schilderung einiger Frauencharaktere aus, die etwas zweifelhaften (A Passage of the Life of Mr. John Oakhurst. An Episode of Fiddletown) fesseln mehr als die leidenschaftliche Jenny Mc Cosky (The Rose of Tuolumne). Auch wird schon sichtbar, daß für die anspruchsvollere Form einer in Capitel getheilten Erzählung der Stoff nicht recht zureichen will. Von Gedichten ist diesen Idyllen eins der schönsten Bret Harte's beigegeben: Luke, unaffectirt, und eben darum so ergreifend. Der zweibändige Roman „Gabriel Conroy" folgte. Man darf sagen, daß dieser Versuch, die skizzirte Erzählung zu einem großen Werk auszuweiten, mißlungen ist; vielleicht, weil Bret Harte damit die Grenzen seiner Begabung oder wenigstens die seiner Neigung überschritt. Es ist gar nicht eine Geschichte daraus geworden, nach wohlbedachtem Plane aufgebaut, sondern verschiedene sich überschneidende und quer durcheinander liegende Skizzen sind aufs dürftigste mit dem Faden eines trivialen Sensationsromanes zusammengeheftet. Der Held ist äußerst uninteressant, seine Plumpheit und Unbehilflichkeit wird durch sein ehrliches Wesen nicht würdevoller; übrigens entspricht das seiner Rolle, er ist ja nur das hölzerne Stäbchen, an welchem der Dichter die kandirten Früchte pikanter Episoden aufgereiht hat. Und indem Bret Harte ehrgeizig dem Roman zustrebte, opferte er die meisten seiner Vorzüge, insbesondere die kräftige, überzeugende Localfarbe. Auch die große Form begehrt ihr eigenes Talent, und wer über die kleine als Meister gebietet, dem wird es doch selten anders mit der großen gelingen, als daß er selbständige Stückchen aneinander fügt; an Beispielen davon fehlt es nicht in Deutschland und Frankreich. — Seither hat Bret Harte noch neun Bände geschrieben (eben erscheint ein neuer), wie die Tauchnitzausgabe sie liefert. Der Gesammteindruck dieser Arbeiten ist nicht erfreulich. Zwar fordert es zunächst die Achtung vor dem Dichter, über das Drama Two Men of Sandy Bar zu schweigen. Wenn Lord Tennyson trotz aller Mißerfolge es nicht über sich bringt, der dramatischen Dichtung zu entsagen und seinen erstaunten Verehrern einen so formlosen Klumpen, wie den eben veröffentlichten Thomas Becket, vorlegt, dann darf man sich über das barocke Machwerk von Bret Harte's Schauspiel nicht verwundern. Alle folgenden Bände enthalten Erzählungen, nur zweien wird noch eine kleine Nachlese von unbedeutenden Gedichten beigefügt. Ganz für sich unter Bret Harte's Schriften steht Thankful Blossom, eine geschichtliche Novelle, die 1779, zur Zeit des Unabhängigkeitskampfes in New-Jersey spielt. Die Definition des historischen Romanes ist heute trotz aller Erörterungen noch nicht festgestellt und über wesentliche Forderungen — z. B. wie weit die Treue gegenüber den zu schildernden Verhältnissen sich zu erstrecken, das Kostüm zu gelten hat — ist man sich noch nicht klar geworden. Aber Bret Harte's Novelle wird niemals zu irgend einer Theorie passen, wie sich schon einfach daraus ergibt, daß sie uninteressant ist. Was immer man über einzelne Bedingungen der historischen Erzählung denken mag, jedenfalls muß der Dichter eine starke und deutliche Empfindung für den Abstand der geschilderten Zeit von der Gegenwart haben,

welcher den Unterschied der Zustände mit einschließt, er muß sich auf geschichtliche Perspective verstehen. Gerade dies fehlt aber dem Werke Bret Harte's gänzlich. Nicht bloß die Details der historischen Ausstattung sind unrichtig — das wäre zu ertragen — sondern die elementarsten Beziehungen in der Gesellschaft jener Zeit, die allgemeinen Verkehrsformen, die gesammte Denk- und Anschauungsweise werden falsch aufgefaßt. Die Heldin, welche der Geschichte den Namen gibt, ist nur eine verkleidete Abenteurerin aus dem Silberlande des Westens, die Militärs benehmen sich so undisciplinirt und roh, wie nur irgend ein californischer Goldgräber oder Schnapswirth und General Washington ist eine so lächerliche und würdelose Carricatur des nationalen Heros, daß die Langweile, mit welcher man das Buch bei Seite legt, durch das Gefühl mißbilligender Entrüstung einigermaßen belebt wird. —

Ueber die Masse der anderen neuen Erzählungen Bret Harte's kann ich mich kurz fassen. Wenn Bret Harte in seinen ersten Werken Rollen vollwichtiger Goldstücke vor uns aufgebrochen hatte, so streut er jetzt Münzen umher, die zwar seinen Stempel tragen, deren Vergoldung und Prägung aber schon genug abgegriffen ist, um das minderwerthige Metall erkennen zu lassen. Die Probleme sind im Wesentlichen dieselben geblieben, die Abwechslung ist gering, nur die Ausstattung pomphafter. Die stilistische Form ist nachlässig behandelt, breit und verwaschen wird der Ausdruck, der so schmuck und nett gewesen war. Wie sorglos Bret Harte jetzt arbeitet, kann man aus einem sonderbaren Umstand ersehen. Er bringt in seinen spätern Erzählungen oftmals Personen an, die schon aus früheren bekannt sind, z. B. den aufgeblähten Colonel Starbottle, die Spieler Jack Hamlin und John Oakhurst, den Wüstling Jack Folinsbee, den Postkutscher Yuba Bill, seine Lieblingsfigur, und manche mehr. Das ist ein guter Kunstgriff, den Auerbach, Rank und Melchior Meyr in ihren Dorfgeschichten, Erckmann-Chatrian in ihren Romanen angewendet haben und der, sparsam und geschickt verwerthet, besonders die Exposition sehr erleichtert; denn die geläufigen Typen geben sofort den passenden Hintergrund ab und versetzen den Leser mit eins in Scene, Verhältnisse und Stimmung. Nun ist allerdings erforderlich, daß bei diesen stehenden Figuren mit den Namen auch die einmal verliehenen Charaktere bleiben und daß nichts Unmögliches auf die Personen gehäuft werde, welche das Gedächtniß des Lesers überliefert. Darauf achtet aber Bret Harte nicht, er ändert das Wesen dieser Gestalten um stärkere und leichtere Schattirungen, läßt denselben Mann zweimal auf verschiedene Weise sterben und drängt in die Existenz dieser lebenden Coulissen Unpassendes und Unverträgliches zusammen; dadurch beraubt er sich dann selbst der Vortheile dieses Hilfsapparates.

Neben allem Tadelhaften weisen einzelne Stücke freilich auch Proben voller Kraft auf. So die Eingangscapitel in der „Geschichte einer Mine" mit ihrer grell beleuchteten Gebirgslandschaft, der vortreffliche Gentleman of La Porte oder How Santa Claus came to Simpsons Bar. Neue Charaktere treten selten auf, zu ihnen gehört etwa „der Mann von Solano" und sein Vetter, der „Tourist von Indiana"; beim ersten wird die Spitzbüberei mehr herausgekehrt, beim zweiten die Harmlosigkeit. Die Liebesgeschichten mit ihren wiederholten Gegensätzen von feiner Bildung, die an roher Natürlichkeit Gefallen findet, ge-

rathen dem Dichter um so weniger, je weiter er sie ausspinnt (Jeff Brigg's Love-Story). Bret Harte zehrt eben von den aufgespeicherten Erfahrungen seiner im Westen verbrachten Jugend, die aber nicht unerschöpflich sind und für die er im Osten und in Europa nicht hat Ersatz gewinnen können. Das Epos der Aufschließung des Westens, seiner Eroberung und Besiedelung, ein Stück wahrhafter und großartiger Romantik, wird Bret Harte nicht schreiben, wie man vor fünfzehn Jahren erwarten durfte; aber er hat die moderne Erzählungspoesie mit werthvollen und interessanten Schaustücken bereichert, neue Stoffgebiete eröffnet, und man möchte seine malerische Erscheinung nur ungerne missen. —

III.

Ueberfliegt man die amerikanischen Tagesblätter, was ja durch die groß und fett gedruckten Ueberschriften sehr erleichtert wird, so stößt man regelmäßig auf eine besondere Abtheilung für kleine spaßhafte Erzählungen und Anekdoten. Derartiges fehlt den großen politischen Zeitungen Deutschlands vollständig, in seltenen Fällen verirrt sich ein überbrauchter und wieder zurecht gestutzter Scherz an das Ende der Tagesneuigkeiten. Wenn man während längerer Zeit dieses tägliche Maß von Heiterkeit, welches dem New-Yorker oder Bostoner Leser servirt wird, zu sich genommen hat, so findet man unschwer, daß es nur ganz wenige verschiedene Formen in sich befaßt. Obenan steht die komische Uebertreibung, welche, wie es scheint, eine unerschöpfliche Quelle für die amerikanischen Witzlinge von Beruf abgibt. Das ist nur die Fortbildung der bei den Amerikanern mittleren Schlages beliebten Weise, sich stark auszudrücken, was auch die Sprache beeinflußt hat, in der viele Ausdrücke schon bei gewöhnlicher Stimmung um eine Nuance höher gewählt werden, als im feinen Englisch. Man kann, wenn man Lust hat, diese Neigung auf die Natur des Landes zurückführen, welche Alles in colossalem Maßstabe bietet und der die Menschen sich annähern; oder man kann sie auch der nervösen Spannung zuschreiben, welche fast zu einem Grundzuge amerikanischen Wesens wird und gröberer Reizung bedarf. So entspricht es weiter den Zuständen des Landes, wenn unter den Verknüpfungen von Gegensätzen, welche die Hauptmine alles Witzes ausmachen, die zwischen ursprünglicher Rohheit und äußerlich civilisirten Formen bevorzugt wird. Das Leben im Westen bot dazu bisher reichen Stoff, noch mehr jetzt die Neger und unter der weißen Einwanderung die Irländer, die auch ihren vaterländischen Irish bull, die Häufung toller Widersprüche bis zum Unsinn, in Amerika heimisch gemacht haben. Endlich findet sich der bloße Wortwitz überaus häufig verwendet und überwiegt vielleicht im Verhältniß zu den übrigen Gattungen. Auch damit steht es bei uns anders. In Deutschland ist der „Kalauer" schon lange entthront, in Süddeutschland noch früher als im Norden, man gebraucht selbst den Namen hier und da für „schlechten Witz" überhaupt, er gilt in guter Gesellschaft weder als fein noch geschmackvoll. Daß in England und Amerika der pun noch eine große Rolle spielt, liegt kaum hauptsächlich an dem starken Unterschiede zwischen Schrift und Aussprache (wie ja z. B. der Erfolg „Josh Billings'" großentheils auf Rechnung dieser Differenz gesetzt werden muß), denn dieser kommt nicht Vielen wirklich zum Bewußtsein; darum das große Erstaunen, als die ersten wissen-

schaftlichen Untersuchungen der Sprache Chaucer's und gar Shakespeare's veröffentlicht wurden. Ich kann nicht leugnen, daß diese Anekdotenspalten amerikanischer Blätter auf deutsche Leser nicht sehr günstig wirken, zu dem rechten Lachen kommt es nicht. Es gebricht diesen Scherzen die Art harmloser Komik, welche bei uns am beliebtesten ist, die Komik der Situation. Witz, der auf Wortspielen beruht, scheint uns kahl und dürftig, Uebertreibungen ermüden bald. Am meisten von deutscher Weise haben die Zeichner politischer Carricaturen, z. B. Thomas Nast (Harper's Weekly) und Keppler (Puck); aber eben diese Beiden sind auch Deutsche von Geburt, und das üppige politische Leben der Vereinigten Staaten nährt ihre reich ausgestattete künstlerische Phantasie aufs Beste. Diese amerikanischen Carricaturen sind geradezu unübertroffen; weder der Wiener „Figaro", noch der Berliner „Kladderadatsch", noch der Punch, der von seiner früheren Höhe, wenigstens in der politischen Carricatur, abgesunken ist, können sich damit messen, geschweige die merkwürdig unwirksamen französischen Blätter.

Man muß diese Dinge im Auge behalten, will man der Erscheinung Mark Twain's gerecht werden. Dem amerikanischen Bedürfniß nach den geschilderten Arten der Erheiterung entsprechen die Erzählungen dieses Schriftstellers. Zunächst sind die „Skizzen", welche mit dem berühmten „Springfrosch von Calaveras County" eröffnet werden, geradezu aus den Artikeln hervorgegangen, mit denen der Autor nach schlechten Erfolgen bei der Minenarbeit sich Unterhalt und rasch ein großes dankbares Publicum gewann. In diesen Stücken ist neben der Uebertreibung besonders die Ungereimtheit, das Verbinden von durchaus Unvereinbarem, Trägerin des Spaßes. So in dem Bericht über Cäsar's Ermordung, der im heutigen Reporterstil abgefaßt ist, für welchen Scherz, freilich sehr viel feiner, der „Autokrat am Frühstückstische" einmal das Vorbild abgab. Meistens gehen jedoch diese Skizzen von persönlichen Erfahrungen des Verfassers aus: das Leben im Westen und den Goldländern bildet den Rahmen, worin die grotesken Umgestaltungen selbsterlebter Abenteuer sich zusammenfügen. Mark Twain wurde von dem frühverstorbenen Humoristen Artemus Ward (Charles F. Browne) lebhaft angeregt und gefördert, dessen Späße und Manier, sie zu erzählen, ja überhaupt auf diesem Gebiete mustergültig geworden sind. Artemus Ward hielt Vorlesungen und auch darin folgte ihm Mark Twain mit vielem Glück. Einen weiteren Flug nahm der jüngere Schriftsteller, der bald in glückliche Verhältnisse gelangte, als er eine Gesellschaftsreise nach Europa und dem heiligen Lande in The Innocents (am besten: die Naiven) abroad beschrieb. Das Buch ist sehr interessant, wenn es uns auch schwer fällt, den Enthusiasmus zu begreifen, mit welchem es in Amerika aufgenommen wurde. Es wechselt, wie das fast bei allen größeren Werken Mark Twain's der Fall ist, zwischen Ernst, Scherz und Carricatur. Die dem Amerikaner auffälligen Erscheinungen des europäischen und orientalischen Lebens sind mit großer Schärfe beobachtet und werden durch Uebertreibung ins Possirliche gezogen, während die Scenerie, besonders des Orients, klar und effectvoll geschildert wird. Die Doppelstellung des Buches kennzeichnet sich schon dadurch, daß es einestheils als erheiternde Lectüre gepriesen, anderntheils, wenigstens von den Landsleuten des Autors, auch als Führer bei der üblichen Tour nach Jerusalem und den heiligen Stätten

benutzt wird. Nur ganz lose knüpft sich an dieses Buch ein anderes, The Innocents at Home. Das Home muß man im weitesten Sinne nehmen, denn diese sehr eingehenden und sorgfältigen Schilderungen eigener Erlebnisse und Erfahrungen in den westlichen Minenländern, der Zustände und socialen Verhältnisse, laufen in die Beschreibung einer Reise nach den Sandwichinseln und eines Aufenthaltes dort aus, die beinahe den größeren Theil des Buches einnimmt. Darin überwiegt das Ernsthafte und es ist z. B. in die Schilderung des Vulcanes Kilauea etwas von der Großartigkeit des Phänomens selbst mit eingeflossen, ohne die Treue zu schädigen, wie Kenner des Ortes mich versicherten. — Ein sehr buntes Gemisch enthält die Sammlung, an deren Spitze die burleske Erzählung vom „gestohlenen weißen Elephanten" steht. Reisebeschreibung und bloßer Spaß, Feinersonnenes wie das Märchen vom Gewissen, das unter dem sonderbaren Titel The recent Carnival of Crime in Connecticut sich verbirgt, neben trivialen Anekdoten: Punch, Brothers, Punch, worin die schreckliche Wirkung einer populären Melodie geschildert wird, etwa dem Walzer einer neuen Operette vergleichbar. Die Geschichte „Mrs. Mc Williams und der Blitz" ähnelt der köstlichen Episode von der Gewitterfurcht „Dörchläuchting's" in Fritz Reuter's Erzählung. — A Curious Experience handelt von einem Knaben, welchem Abenteuerbücher und Verbrecherromane den Kopf verdreht haben, so daß seine erregte Phantasie das einfache, tägliche Leben mit Gefahren, Geheimniß und Frevelthaten erfüllt, und ist als Vorläufer des vielgelesenen Tom Sawyer zu betrachten. Dieses Buch ist ein entschiedener Treffer. Es erzählt zuerst etliche ingeniöse Schulknabenstreiche — Tom Brown's Schooldays sind das unerreichte Muster — und weiß sehr ergötzlich den Charakter des schlauen, stets zu Spitzbübereien aufgelegten, aber doch nicht bösartigen Jungen darzustellen. Welches Geschick die amerikanischen Schriftsteller in der Beobachtung der Knabenwelt haben, zeigt Tom Sawyer's nächster aber älterer Verwandter in der „Geschichte eines bösen Buben" von Th. B. Aldrich, und, noch um eine Stufe weiter herab, die komischen Bälger in Helen's Babies von Habberton. Die amerikanischen Kinder gewähren freilich den besten Stoff: frühreif, vorlaut, wie sie sind, werden die kleinen Leute bei der Freiheit des Bewegens und Handelns, welche die Auffassung des Familienlebens gestattet, für einige Jahre zu heiteren Abbildern ihrer Väter und Mütter. Büßen sie dabei Manches von der Märchenpoesie der ersten Jugend ein, vielleicht auch etwas an Unschuld und Frische, so mag man doch zweifeln, ob dieser Preis zu hoch ist für die zeitige Entwicklung der Selbständigkeit, des eigenen Urtheils, des Gefühls der Verantwortlichkeit, welche zusammen den jungen Amerikaner befähigen, zu einer Zeit in das Leben einzutreten, wo man es bei uns noch nicht wagt, ihn ohne Begleitung mit einem durchgehenden Billet und einem Eßkober dem Eisenbahnzug anzuvertrauen. — Tom Sawyer's Eigenthümlichkeit bildet sich erst in den späteren Partien des Buches aus. Er ist ein Opfer der „Kolportageliteratur", wie man in Deutschland sagen würde, welche drüben, mit viel größerer Virtuosität betrieben, eine ungeheuere Verbreitung genießt, und, wie man allmälig einsieht, großen Schaden anrichtet, indem sie den verwegenen Einbrecher und Mörder, Seeräuber und Abenteurer verherrlicht. Tom Sawyer bringt es fürs Erste nur zu Dummheiten, die sehr

lustig zu lesen sind, zuletzt freilich bekommt Alles einen ernsthaften Anstrich. Tom's Genossen, den ganz armen Huckleberry Finn, der einen Säufer und Landstreicher zum Vater hat, dürftig lesen und schreiben kann und sonst wenig mehr, aber unternehmend, abgehärtet und gutmüthig ist, hat Mark Twain zum Helden seiner neuesten Erzählung gemacht. Der Junge, welchem die fromme Erziehung bei einer alten Frau, die neuen Kleider, die man nicht zerreißen darf, Schule und Zwang mißfallen, begibt sich zu seinem verlumpten Vater, entflieht aber auch vor dessen Härte und Rohheit, rudert mit einem Floß zu einer Insel im Mississippi, findet dort einen Freund, den Neger Jim, der einen „freien Staat" suchen will und unternimmt zu diesem Zwecke mit ihm die Fahrt den Strom abwärts. Wie sie sich ernähren, was ihnen begegnet, auf dem Wrack des Dampfbootes, bei der Familienfehde in Arkansas, die Abenteuer der vagabundirenden Gauner, welche auf dem Floß sich einrichten, Alles erzählt Huckleberry Finn in seinem eigenthümlich zugerichteten Western English, welches mit dem Negerdialekt von Missouri und verschiedenen andern abwechselt. Endlich tritt auch Tom Sawyer wieder auf, und sehr breit, wohl zu breit, wird der Versuch berichtet, welchen beide Knaben wagen, den gefangenen Neger Jim zu befreien. Dieser sitzt in einer Bretterhütte, nur die Thür ist verschlossen, die Sache ließe sich also ganz einfach ausführen; Tom Sawyer stecken jedoch alle die romantischen Befreiungs- und Fluchtgeschichten im Kopfe, die eiserne Maske, Lauzun, der Freiherr von Trenk, Casanova und so fort, durch Nachahmungen daraus soll auch ihre That zu einer heroischen gestempelt werden. Das führt natürlich zu sehr komischen Scenen, doch wird der Stoff allzu dünn gezogen. In dem ganzen heitern Roman tauchen einige tragische Momente auf: die vorbeischwimmende Hütte, die Räuber auf dem Wrack, das üble Ende der Arkansasvendetta u. a., dunkle Stellen, wohl berechnet, die lichten um so mehr zu heben. An den Charakteren der jungen Helden entdecken wir keine neuen Züge; nur Huck's Figur ist voller und seine erfinderische Gewandtheit zeigt sich in schwierigen Lagen.

Ein Reisebuch wie die Innocents ist der Tramp abroad („ein Landstreicher auf Reisen"). Diesmal ist der Schauplatz Süddeutschland und die Schweiz. Die Deutschen und ihre Weise sind Mark Twain sympathisch, das merkt man bald, sei es, daß er die Landschaft der Neckarufer begeistert schildert oder das studentische Leben in Heidelberg; er stellt sogar neben die „Bestimmungsmensuren", bei welchen er die mannhafte Haltung lobt, die Komödie eines Duells nach französischer Art, die zwischen Gambetta und Fourtou sich abspielt. Wenn er über die Schwierigkeiten der deutschen Sprache, insbesondere die vielen Endungen und die Wortstellung, sich lustig macht, so mögen wir das wohl hinnehmen, und seine Vergleichung der amerikanischen und deutschen Presse fällt mit Recht zu unsern Ungunsten aus, die deutsche table d'hôte scheint auch uns selbst nicht ein Gegenstand gerechten Stolzes. Für deutsche Märchen und Sagen zeigt Mark Twain dieselbe Vorliebe wie so viele amerikanische Schriftsteller seit Longfellow, und er reiht gerne Proben seiner Darstellung ein. Komische Uebertreibungen (eine Floßfahrt auf dem Neckar, Besteigung des Risselberges) sind Prunkstücke der Erzählung; sonst werden noch die reisenden Amerikaner hart mitgenommen und das ganze Touristenwesen weidlich verspottet.

Mark Twain hat auch einzelne Abschnitte seines vielbewegten Lebens in besonderen Bänden erzählt. Roughing it („von der rauhen Seite") ist einer davon und beschreibt eine Reise im Postwagen über Land von den Ufern des Missouri bis nach Carson City, Nevada, durch eine Strecke von etwa 1500 englischen Meilen (1859). Mehr noch als die Fahrt selbst interessirt die Schilderung der gesetzlosen Zustände in den neugegründeten Minenstädten, denen die zahlreichen Vigilanzcomités nur wenig zu steuern vermochten, und das schwindelige Auf und Ab des Goldgräberlebens: harte Arbeit, plötzliche Funde, unerhörte Reichthümer in wenigen Stunden gewonnen, bisweilen eben so rasch verloren, einfache rauhe Sitten neben Schwelgerei und Lastern aller Art. Noch packender als dieses Buch ist Mark Twain's „Leben auf dem Mississippi", das leicht seine beste Arbeit sein mag. Es enthält die Summe von sieben Jahren, welche der Verfasser als Pilotenlehrling und Pilot auf den großen Dampfern zubrachte, die zwischen New-Orleans und St. Louis (1375 engl. Meilen Entfernung) verkehrten. Dort hat er sich auch sein Pseudonym geholt, das so populär geworden ist, daß man darüber seinen eigentlichen Namen, Samuel Langhorne Clemens, beinahe vergißt. Da sind es weniger die einzelnen Abenteuer, Gefahren und Späße, als die Fülle des wirklichen Lebens, welche aufgethan wird. Man sieht Etwas von der großartigen Arbeit, die im Süden und Westen geleistet wurde, wenn auch nur während eines kurzen Ausschnittes der fünfziger Jahre und so weit sie in den gelben Fluthen des Mississippi sich abspiegelte. Der Kampf ist aufreibend, der gegen die Launen dieses Riesenstromes beständig geführt werden muß, welcher Sandbänke, Inseln, Ufer bald aufrichtet, bald einreißt, ein Vorgebirge zusammenträgt, wo vor etlichen Wochen noch eine Bucht war, voll Untiefen und versunkener Baumstämme, aber auch mit weithin gestreckten Waldlandschaften, wunderbaren Mondnächten und der Herrlichkeit halbtropischen Pflanzenwuchses.

Einmal hat es Mark Twain unternommen, ein Bild amerikanischen Lebens in einem großen Roman zu entwerfen. Es scheint, daß er dazu fremder Anregung und Hilfe bedurfte, er hat mit Charles Dudley Warner, dem beliebten Humoristen, der jetzt die heitere Abtheilung von „Harper's Monthly" erfolgreich leitet, zusammen „Das vergoldete Zeitalter" geschrieben. Die Schicksale einer Familie werden darin erzählt, welche erst in Tennessee, dann in Missouri ansässig ist. Durch die Hoffnung auf den vortheilhaften Verkauf eines großen Landbesitzes im Osten von Tennessee wird das Leben der Hauptpersonen bestimmt. Das Ziel soll dadurch erlangt werden, daß die Regierung auf diesem Gebiete ein öffentliches Institut errichte, eine Negeruniversität, wie es mit bitterem Hohne heißt. Also muß eine Bill im Congreß durchgesetzt werden, und man muß die Gesetzgeber der Vereinigten Staaten in Washington dafür gewinnen. Wir werden alsbald in den trüben Dunstkreis amerikanischer Politik eingeführt, in dem es, wenigstens wie diese Autoren berichten, nur darauf ankommt, die Stimmen der Repräsentanten und Senatoren geschickt zu erkaufen. In dieses ganz unerquickliche und turbulente Wesen wird auch eine Gruppe von gebildeten jungen Männern des Ostens verflochten, die binnen kürzester Frist reich werden wollen und Eisenbahnen oder Bergwerke für dazu geeignete Gebiete halten. In ziemlich unerwarteter sensationeller Weise schließt die Erzählung ab. Einzelnes ist wohl-

gelungen und besonders wird vortrefflich beschrieben, wie eine nur unklare Aussicht auf Reichthum, der mühelos zufallen soll, berückt, Arbeitskraft und Leben zerstört. Die Gestalt, welche im Mittelpunkte des Romans sich befindet, Colonel Eschol Sellers (man thut besser, nicht „Oberst" zu sagen, da wir doch unwillkürlich unsere Vorstellung nach dem bei uns bedeutungsvollen Titel einrichten und uns die völlige Leerheit des amerikanischen „Colonel" nicht vor Augen halten), ist gewiß ausgezeichnet gerathen. Immerfort schmiedet er Pläne, welche Millionen eintragen sollen, heckt Erfindungen aus, denen nur noch eine Kleinigkeit fehlt, dann lassen sich fürstliche Vermögen damit gewinnen — Alles, indeß er mit den Seinen ärmlich und auf Schulden leben muß, Rüben ißt, Wasser trinkt und den Schein eines wohlerwärmten Zimmers dadurch hervorruft, daß er hinter der Ofenthür aus Hausenblase ein Kerzlein anzündet. Dabei ist er fortwährend guten Muthes, kein Mißlingen drückt ihn, gleich ist er wieder oben auf und plant etwas Neues, Unerhörtes. Und bei allen Schwindeleien, durch welche er sich hie und da auf Kosten Anderer ein reichliches Diner und eine gute Cigarre verschafft, kann man dem geschäftigen Manne nicht gram sein. Die amerikanischen Leser haben die innere Wahrheit und das Typische dieser Figur bald erkannt und Sellers ist sehr populär geworden, ja man hat ihn sogar auf die Bühne gebracht. Aber im Uebrigen zeigt das Werk bedenkliche Schwächen. Es fehlt an Zusammenhang, die einzelnen Gruppen von Gestalten bleiben fast unverbunden, anfangs wichtige Personen werden später ganz vergessen (wie Clay Hawkins) oder sie werden nicht, wozu die Autoren sie zuerst bestimmt hatten, die Darstellung ist sprunghaft bis zur Verworrenheit und wird durch eine ganz überflüssige, von Trivialität nicht freie Katastrophe abrupt beendet. Auf künstlerische Forderungen muß man so leichter Arbeit gegenüber verzichten.

Darnach begreift man das Erstaunen des Publicums, als Mark Twain mit seinem „Prinz und Bettler" auf ein ganz anderes Gebiet sich begab und eine ernste Aufgabe zu lösen unternahm. Es ist ein Kinderbuch und erzählt, wie Prinz Edward (VI.), König Heinrich's VIII. von England Sohn, und ein träumerischer Betteljunge nach zufälligem Kleidertausch verwechselt werden. Durch längere Zeit erduldet der königliche Knabe alle Leiden verfolgter Armuth, während Tom Canty in Prinzengewändern viele Albernheiten begeht. Endlich, da Heinrich gestorben ist und der falsche Prinz gekrönt werden soll, kommt der echte wieder in den Besitz, der ihm gebührt, und Tom, welcher sich brav gehalten hat, wird mit einer Grafschaft belohnt. Man brauchte diese wohlgemeinte Jugendschrift nicht schwer zu nehmen, wenn es nicht der Verfasser selbst thäte und sein Publicum mit ihm. Da darf man nicht verschweigen, daß dieses Werkchen seinen Stoff übermäßig aufbauscht und durch das Anspruchsvolle den Hauptreiz solcher Erzählungen, die Naivetät, einbüßt. Der historische Ton ist gar nicht getroffen und der märchenhafte, welcher allein die Erfindung anmuthig verschleiert und in den Gesichtskreis kindlicher Leser gerückt hätte, mangelt gänzlich. Das Experiment ist mißlungen und der Autor hat wohl daran gethan, sich mit seinem letzten Werke heimischen Stoffen wieder zuzuwenden.

Die Stellung Mark Twain's als Erzähler ist durch die Entwickelung seines Lebens bestimmt, er ist als Schriftsteller geworden, wozu ihn seine Geschicke ge-

macht haben. Wie seine kleineren Arbeiten noch immer die Form des humoristischen Zeitungsartikels oder der Vorlesung haben, so zeigen die größeren Werke seine Hauptbegabung, die des Reporters, allerdings des Reporters von hohem Range. Rasch findet er überall das Charakteristische heraus, wählt das treffende Wort und gruppirt die Umstände mit packendem Effect zu einem wirkungsvollen Bilde. Vom Anfange seiner Thätigkeit ab hat er sich als Publicum den Zeitungsleser oder den Zuhörer vorgestellt, zerstreute und leicht gelangweilte Menschen, deren Aufmerksamkeit er durch scharfe Reizmittel erregen und wach halten muß. Daher jagt in den Skizzen ein Spaß den andern, oder es wechseln in den Erzählungen Ernst und Scherz, Pathos und Komik in pikantem, aber auch groteskem Gegensatze mit einander ab. Alles ist unruhig, es kommt nicht zu behaglicher Darstellung für den Autor, nicht zur genußvollen Befriedigung des Lesers. Immer ist Mark Twain en vedette und alarmirt sein Publicum. Darum reift keines seiner Werke zu künstlerischer Form heran, und es wird noch Niemandem beigekommen sein, ihn einen „Dichter" zu nennen. Er selbst wehrt sich scherzhaft gegen die Forderung eines Planes und schickt seinem jüngsten Buche Huckleberry Finn eine Proclamation voraus, worin Leute, welche in der Erzählung ein „Motiv" suchen, mit polizeilicher Verfolgung bedroht werden; solcher, die eine „Moral" daraus entnehmen wollen, wartet die Verbannung, und die auf einen „Plan" ausgehen, will Mark Twain gar erschießen lassen. So komisch das sich anhört, es entspringt doch einem richtigen Gefühl für die Grenzen seines Talentes. Und es stimmt damit, daß Alles, was er Gutes geschrieben hat, mehr oder minder biographischer Art ist oder wenigstens an Erlebtes anknüpft. Nicht die freie Gestaltung nach Gesetzen der Kunst, sondern die concentrirte Wiedergabe eines interessanten Lebens ist das Gebiet seines Schaffens. Mark Twain ist nicht mehr bloßer Spaßmacher wie anfangs, er setzt eine harte Arbeit an seinen Beruf und ist rastlos thätig, ob er in Hartford während des Winters liest oder den Sommer durch im hochgelegenen Glashause am Hudson schreibt oder Reisen macht, um neuen Stoff einzusammeln. Dem deutschen Leser wird bei Mark Twain's Büchern auch noch Eins fehlen, worüber er sich vielleicht nicht sofort klar werden kann: die Atmosphäre feinerer Bildung. Für die Geschichten aus dem Western life ist sie gerne zu entbehren, aber z. B. im Tramp abroad vermißt man sie schmerzlich. Und das verengt auch, wie sich von selbst versteht, den Gesichtskreis des Schriftstellers. Nicht bloß darin bleibt Mark Twain hinter seinem Freunde Bret Harte zurück: Mark Twain steht höher in seiner Gattung, aber seine Gattung ist niedriger als die Bret Harte's. Besäße Bret Harte den Eifer, die Rüstigkeit und Sorgfalt Mark Twain's, so würde er nicht vor diesem in der Gunst des amerikanischen und europäischen Publicums zurückgetreten sein. —

(Ein zweiter Artikel im nächsten Heft.)

Die Verschwenderin.

Nach dem Spanischen
des
Pedro Antonio de Alarcon.

I.

Die Cortes waren wieder einmal aufgelöst worden und die Neuwahlen standen vor der Thür. Drei Candidaten suchten abgelegene Gegenden Andalusiens auf, um ihre Wahl vorzubereiten. Alles ging gut: von ihren Parteigenossen aus dem Orte, den sie verließen, zum nächsten geleitet, kamen sie endlich auf schnellen Pferden nach Barcial de la Loma.

Der Alcalde des Dorfes empfing sie mit den Worten:

„Sie werden hier keine Geschäfte machen, wenn die Frau Marquesa Ihre Wahl nicht begünstigt."

„Von welcher Marquesa sprechen Sie?" erwiderte Don Enrique. „Nach unseren Nachrichten ist das Dorf frei und die Erbschaft der verschwenderischen Feudalherren längst an die Bauern übergegangen."

„Sie haben ganz Recht, die große Familie ist so gut wie zu Grunde gegangen und Niemand mehr übrig, als die Schwester des letzten Marquese, der sich in der Verzweiflung über seine Spielverluste in Paris eine Kugel durch den Kopf jagte; seine Vorfahren waren Jahrhunderte lang spanische Granden erster Classe. Freilich hat seine Schwester ihren altadligen Namen nie in Form Rechtens angenommen, weil sie die Kosten der Ausfertigung des Patentes sparen wollte — aber trotz alledem ist und bleibt sie für uns die Frau Marquesa."

„Und Sie wollen uns weis machen, daß eine Frau, die keinen Heller mehr besitzt, in Ihrer Gegend allmächtig ist?" fragte Don Juan de Loja, Ingenieur und Advocat, und den beiden andern künftigen Deputirten an Verstand, Kenntnissen und Gemüth weit überlegen.

„Es hilft Alles nichts. Wenn sich Ihre Excellenz gegen die Wahl der Herren ausspricht, werden Sie nicht gewählt."

„Ist sie denn noch jung?" fragte der dritte Candidat, Don Miguel.

„Sie wird nahe an den Vierzigen sein, ist aber allerdings noch sehr schön."

Der Zug ging nach dem, eine halbe Stunde von dem Dorfe entfernten Gehöfte. In der heiteren Sonnenhelle des andalusischen Herbsttages sahen die Reiter in der Ferne die rothbraunen Mauern des alten Schlosses erglänzen.

Antonio, ein bejahrter Diener des Hauses, empfing die Besucher, den Hut in der Hand, am Portal. Auf einer halb zerfallenen Treppe stiegen sie zu einem weiten Vorsaal hinauf, in dem kein Möbel zu sehen war. Beklommen betrachteten sie den tiefen Verfall, der sich ihren Blicken darbot, und das in Stein gehauene Wappen, welches über der Eingangsthüre angebracht, aber nicht mehr deutlich zu erkennen war. Antonio kam wieder heraus und bat sie, in den Salon zu treten.

Die Thüre öffnete sich, und in derselben erschien Doña Julia. Sie war auf das Einfachste gekleidet und begrüßte die Freunde in der ungezwungensten Weise.

Die Fremden standen stumm und betreten da. Keiner von ihnen hatte je eine solche Schönheit gesehen oder geträumt. Sie schien eine Venus von Milo mit dem melancholischen Ausdrucke zu sein, den der Abendschein eines verfehlten Lebens auf die Vergangenheit zurückwirft. Leidenschaftlich betrachtete sie besonders Juan, ohne daß die Marquesa that, als bemerke sie es. Vielmehr hörte sie auf die Auseinandersetzungen des Alcalden, welcher die drei Candidaten in warmen Worten ihrem Wohlwollen empfahl. Als er zu Ende war, fing sie an zu lachen und sagte:

„Bei Gott, ich hätte nicht geglaubt, so einflußreich zu sein! Vielleicht besitze ich diesen angeblichen Einfluß gerade deshalb, weil ich mich niemals darum bemüht habe. Indessen soll es mir lieb sein, wenn ich etwas für Sie thun kann. Mein Verwalter Antonio soll Ihnen helfen, so viel er nur kann, und kurz vor der Wahl werde ich in das Dorf gehen und Stimmen für Sie werben. Hoffentlich erzeigen mir die Herren die Ehre, bei mir zu speisen."

Zum großen Aerger Juan's erwiderte Enrique schnell:

„Leider ist es unmöglich, Señora, wir haben ganz vor Kurzem gefrühstückt und werden schon in der nächsten Ortschaft erwartet."

„Sie brauchen nicht zu fürchten, daß Sie mich in Verlegenheit setzen würden. Schönes Porzellan und Krystall würden Sie allerdings nicht auf meiner Tafel finden, wohl aber frische Trauben und guten Schinken. Und hätte ich auch nichts, was Ihres großstädtischen Geschmackes werth wäre, so würde mir es Antonio leihen, der sehr viel reicher als ich ist, und mir gern aushilft."

„Leider ist es unmöglich," erwiderte Miguel, „wir sind gezwungen, weiter zu gehen, denn . . ."

„Das heißt," fiel Juan ein, „der nächste Ort ist kaum eine Meile von hier entfernt und wir haben noch sieben Stunden vor uns! Ich bin so müde, daß ich gerne bliebe. Geht Ihr nur weiter: ich selbst nehme die freundliche Einladung der Frau Marquesa dankend an."

Doña Julia war offenbar sehr unangenehm von dieser Verwegenheit berührt. Sie antwortete also in ziemlich kaltem Tone:

„Ich bin weit entfernt davon, Sie auch nur für einen Augenblick Ihren politischen Pflichten entziehen zu wollen. Noch schmerzlicher wäre mir der Gedanke, Sie von Ihren Freunden zu trennen. Bleiben also Ihre Kampfgenossen

hier, so sind Sie mir willkommen — gehen dieselben weiter, so begleiten Sie meine besten Wünsche für Ihr Glück bei der Vorbereitung der Wahlen und den Wahlen selbst."

Die Fremden waren aufgestanden und die Marquesa entließ sie mit einer tiefen und eisigen Verbeugung.

II.

Als sie im Hofe aufsaßen, nahm ein schöner, ländlich gekleideter junger Mann auf einem vortrefflichen Maulthier den Hut vor ihnen ab, als bitte er sie um Erlaubniß, sie begleiten zu dürfen.

„Es ist mein einziger Sohn José," sagte Antonio. „Da ich selbst zu alt bin, um die Herren zu begleiten, so ersuche ich Sie, sich José als meinen Stellvertreter gefallen zu lassen."

Im scharfen Trabe ging es auf den nächsten Ort zu. Als die Reiter einen steilen Hügel hinan und deshalb Schritt ritten, brachte Juan sein Pferd an das Maulthier heran und fragte:

„Nun, José, mußt Du nicht bald dienen?"

José wurde aus Verlegenheit darüber, von dem Fremden angeredet zu werden, blutroth und brachte endlich die Worte heraus:

„In anderthalb Jahren, denn zu Lichtmeß bin ich achtzehn Jahre alt geworden. Trifft mich aber das Loos, so wird mich die Señora schon frei bekommen."

„Hat sie es Dir gesagt, oder bildest Du es Dir nur ein?"

„Nein, sie hat es mir mehr als einmal versprochen."

„Dann sprichst Du sie also häufig?"

„Gewiß, Morgens fast immer, und jeden Abend, wenn ich vom Felde zurück komme und meine Mutter ihr das Abendbrot aufträgt."

„Und wovon sprichst Du mit ihr?"

José wurde wieder roth, dann lachte er verschmitzt und sagte:

„Nun, ich kann es ja sagen. Wir sprechen immer von Liebe."

„Von Liebe?" fragte Juan und gab seinem Pferde die Sporen, so daß es einen weiten Satz machte.

„Ja wohl: die Señora räth mir immer, Brigida lieb zu haben, und ich kann es nicht fertig bringen."

„Wer ist Brigida?"

„Ein hübsches Mädchen, wenn auch mit etwas gelbem Teint. Alle Burschen der Umgegend sind in sie verliebt."

„Und warum Du nicht auch?"

„Weil ... weil ... offenherzig gestanden, wer alltäglich mit der Señora spricht, kann keine andere Frau lieb haben."

„Du hast Dich also in die Marquesa verliebt. Dein Vater ist ja reich und die Marquesa arm: so heirathe sie doch!"

Erschrocken rief José aus:

„Wie können Sie so etwas auch nur denken? Würden Sie sich in eine

Königin verlieben? Würden Sie daran denken, ein Heiligenbild zu heirathen, wie sie in den Processionen einhergetragen werden?"

„Gut geantwortet," erwiderte der Ingenieur, der bei seiner leichten Empfänglichkeit anfing, sich seiner Frage herzlich zu schämen. „Ich sehe, Du verehrst die Señora und . . ."

„Ich weiß nicht, wie man das nennt, was ich für sie fühle. Aber das weiß ich, daß ich, seit sie vor drei Jahren hierher kam und ich ihre tägliche Wohlthätigkeit und unwandelbare Güte sah, anfing, sie fast mehr zu lieben als — Gott vergebe es mir — meine Mutter. Ja, ich glaube, seitdem bitt' ich nicht mehr so eifrig zu der heiligen Schutzherrin unseres Dorfes! Kurz, wenn mir Doña Julia aufgäbe, Jemanden zu tödten, so risse ich die Büchse von der Schulter und erschösse ihn!"

„Und weiß die schöne Brigida, wie Du über die Señora denkst?"

„Gewiß. Erst gestern kam ihre Tante zu meiner Mutter, um sich darüber zu beklagen, daß ich Brigida nicht besuche, dann ging sie zu der Señora, und die Señora schalt mich aus."

„Was thut Doña Julia Abends, und wann geht sie zu Bett?"

„Nach dem Abendbrot spricht sie mit meinem Vater und mit mir über die Feldbestellung, oder Brigida. Dann lassen wir sie allein. In der guten Jahreszeit geht sie stundenlang im Garten spazieren, oder sitzt auf dem Balcon. Im Winter sitzt sie am Kamin und liest. Zu Bett geht sie erst ganz kurz vor Tagesanbruch, und wenn ich um zwei oder drei aufstehe, um das Vieh zu füttern, sehe ich immer noch Licht in ihrem Zimmer, und es drückt mir das Herz ab, wenn ich denke, daß eine so schöne und gute Dame allein in dem großen Salon sitzt, als wäre sie lebendig begraben. Und Alles nur deshalb, weil sie sich mit einem Schurken verheirathet hatte, der sie erst heirathete und dann verließ!"

„Sage mir, José, bist Du im Stande, ein Geheimniß zu bewahren, welches die Señora angeht?"

„Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich Alles für sie zu thun bereit bin."

„Ich wünsche heute Abend mit ihr zu sprechen, ohne daß Jemand etwas davon erfährt. Heute Abend stelle ich mich krank und überlasse es meinen Freunden, sich mit den Wahlangelegenheiten zu beschäftigen. Du erwartest mich draußen mit meinem Pferde und Deinem Maulthiere. Ich suche heraus zu kommen, wir reiten zurück. Du bringst mich in den Garten. Ich spreche mit der Señora, dann reiten wir nach dem Dorfe, und am nächsten Morgen weiß Niemand, daß ich überhaupt fort gewesen bin. Willst Du mir dabei helfen?"

„Ich muß mir die Sache überlegen," sagte José, indem er den Hut abnahm und sich den Kopf kratzte.

Mit einem Male rief er aus:

„Ich glaube, Sie thäten ein gutes Werk, wenn Sie die Señora heiratheten!"

Juan sah ihn erstaunt an.

„Sie ist so gut und lebt so einsam. Außerdem ist sie auch keineswegs ganz verarmt. Sie selbst braucht fast nichts für sich und vertheilt beinahe ihre ganze Einnahme unter die Armen der Umgegend. Und welche Frau für einen Herrn,

der ruhig und glücklich auf dem Lande in Frieden und Abgeschiedenheit leben will!"

„Doña Julia würde mich nicht haben wollen; ich habe etwas ganz anderes mit ihr zu besprechen," erwiderte Juan in sichtlicher Verlegenheit. „Aber sage mir, ob Du mir behülflich sein willst."

„Ich will thun, was Sie wünschen; denn mein Vater hat mir aufgetragen, Ihnen und Ihren Freunden in Allem zu Diensten zu sein. Nur beschwöre ich Sie bei den Kreuzesnägeln Christi, meine Hilfe für nichts in Anspruch zu nehmen, was der Frau Marquesa zum Nachtheile gereichen könnte!"

Juan wurde noch verlegener, wandte die Blicke nach der andern Seite und sagte, ohne José anzusehen:

„Sei ohne Sorgen. Ich bin kein Schurke. Wir sind also einverstanden."

Damit gab er seinem Pferde die Sporen und ritt seinen Freunden nach.

III.

Am ersten October sangen in mondhellen Nächten in Andalusien die Vögel noch. Julia saß in tiefem Nachdenken in dem Garten, ohne daß der Schlag der Nachtigallen und das melancholische Rauschen des nahen Baches den Widerhall des halb vergessenen Weltlebens, dem sie so lange entrückt war und den die Fremden wiederum in ihr erweckt hatten, übertönen konnte.

Mit einem Male fuhr sie zusammen:

„José kommt zurück, aber nicht allein. Außer seinem Maulthier höre ich den Galopp eines Pferdes. Noch ist es Zeit."

Schnell ging sie in den Salon und klingelte. Als Antonio herein kam, sagte sie:

„José kommt zurück und zwar mit einem der Herren, die heute Vormittag hier waren. Er wird mich sprechen wollen. Du sagst ihm, ich sei unwohl und zu Bette gegangen. Will er bei Dir übernachten, so sagst Du, ich hätte ein für alle Male verboten, daß Fremde hier die Nacht zubringen. Verstehst Du mich?"

„Vollkommen, Excellenz."

Antonio verneigte sich und ging. Julia setzte sich wieder in die Laube.

Kaum saß sie dort, als sie Tritte und José's Stimme hörte.

„Ich begreife nicht," sagte er, „daß wir die Señora noch nicht angetroffen haben. Sie muß heute im Zimmer geblieben sein. Ich will in das Haus gehen."

„Ich warte hier auf Dich," sagte Juan.

Julia rührte sich nicht. Der Fremde ging im Garten auf und ab, und kam in die Nähe der Laube.

Er nahm den Hut ab, verneigte sich tief und sagte:

„Verzeihung, Señora!"

„Was soll ich weiter thun, als Ihnen verzeihen," sagte Julia. „Allerdings hatte ich Befehl gegeben, Sie nicht vorzulassen, aber ich ahnte nicht, daß Sie durch den Garten kommen würden."

„Sie wußten also, daß ich kommen würde?"

„Ich fürchtete es: ich kenne die Welt und sah es Ihnen an den Augen an, daß Sie in diesem Schlosse eine Eroberung zu machen dachten."

„Frau Marquesa, ich schwöre, daß ..."

„Lassen Sie mich erst ausreden, und was das Marquesat anlangt, so wartet es darauf, daß ich die Kosten des Patentes bezahle. Ich möchte also gern wissen, worin ich Ihnen nützlich sein kann, und weshalb Sie zurückgekommen sind?"

Juan runzelte die Stirn und antwortete nicht.

„Ihr Schweigen genügt mir. Nehmen Sie Ihren Hut, sagen Sie mir Lebewohl und reiten Sie zu Ihren Freunden zurück."

Juan wußte nicht, was er sagen sollte. Sinnverwirrt starrte er die Frau an, die ihm noch viel schöner erschien, als am Morgen, und die er nicht mehr wiedersehen sollte.

„Sie konnten nur zweierlei beabsichtigen, als Sie herkamen, um mich heimlich zu sehen. Entweder wollten Sie mein Gemahl oder mein Geliebter werden. Was die erste Möglichkeit anlangt, so glaube ich nicht, daß Sie eine Frau heirathen wollen, die so erheblich älter ist, als Sie selbst, und, auch wenn Sie es wollten, würde ich niemals die Hand dazu bieten, durch eine solche Heirath Sie unglücklich und mich lächerlich zu machen. Und in Betreff der anderen, möglicher Weise bei Ihnen vorhandenen Absicht, so bin ich siebenunddreißig Jahre alt — und Sie?"

„Sechsundzwanzig."

„Wie lange sollte ich Ihre Geliebte sein? Vier Jahre wäre schon viel. Dann wären Sie dreißig Jahre alt, und hätten daran zu denken, eine Familie zu gründen, wie es der Mann nach göttlichem und menschlichem Gesetze thun soll, um sich eine Freude und Stütze für das Alter zu schaffen, und dem eigenen Selbst den Theil der Unsterblichkeit zu sichern, der den Wesen dieser Welt beschieden ist. Und daran sollte ich Sie hindern! Ich sollte die Schuld auf mich nehmen, daß Ihnen das höchste irdische Glück versagt bliebe, der Gedanke in Ihren Kindern fortzuleben, und das Beste Ihres eigenen Selbst durch die heranwachsende kindliche Unschuld in hoffnungsvoller Verklärung und Verjüngung sich erneuern, und der Zukunft, durch Ihre väterliche Sorge gehoben und geadelt, entgegen wachsen zu sehen? Nein, niemals will ich mich dazu hergeben. Aber ich habe nicht einmal diese Erwägungen nöthig. Was sollte aus uns werden, wenn wir ein Liebesverhältniß anfingen? Wo sollten wir leben? In Madrid oder auf dem Lande? Glauben Sie, ich wäre im Stande, in Madrid auf Ihre Kosten zu leben, da ich nun einmal bin, wo ich bin? Soll die Tochter der ruhmbedeckten Krieger, die auf hundert Schlachtfeldern an ihrem Theile die Welt erobern halfen, auf fremde Kosten leben, bis der Mann, der sie zum Spielballe seiner Laune erwählt hat, ihrer alternden Reize überdrüssig geworden ist? Oder wollten wir hier auf dem Lande leben, ich die glänzende Carrière, die sich vor Ihnen aufthut, zu Schanden machen, und dazu die Schmach auf mich nehmen, in dem alten Schlosse meiner Ahnen, und als der letzte Sproß eines Geschlechtes, dessen Banner überall wehten, wo es galt die Mauren zurückzuwerfen, mitten unter den einfachen Landleuten, die mich, die ich nie eine Heilige gewesen bin, fast ebenso hoch verehren als die Jungfrau Maria, zum Beispiele der Auflösung

der sittlichen Ordnung zu werden, auf deren festem Gefüge die Menschenwelt und die Sittlichkeit beruht?"

Vernichtet fiel Juan vor ihr auf die Knie und streckte die Hände nach ihr aus. Julia ging in das Haus. Nach wenigen Minuten hörte man die beiden Reiter davon sprengen.

IV.

Die drei Freunde kehrten als Deputirte nach Madrid zurück. Enrique und Miguel bemühten sich nicht sehr um Juan's Gesellschaft. Sie wußten, daß sie ihre Wahl indirect nur ihm verdankten, da Doña Julia durch ihren Einfluß und die Bemühungen Antonio's und José's die Wahl zu Gunsten der Drei entschieden, ja einen sehr erheblichen Theil des Restes ihres kleinen Vermögens daran gesetzt hatte, um das in sie gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen.

Stumm pflegte Juan auf seinem Platze in den Cortes zu sitzen. Er hatte an Julia geschrieben, um ihr zu danken, aber keine Antwort erhalten. Ein erheblicher Theil der Session ging hin, ohne daß der Mann, auf dessen Geist und Redegabe die Opposition so große Hoffnungen gesetzt hatte, den Mund öffnete.

„Es ist nicht das erste Mal," hieß es in den Cafés und Gesellschaften, „daß ein Mann, von dessen Lob alle Welt voll war, eine Null wird, so bald er Deputirter ist. Was hatten wir Alles von Juan erwartet! Und statt dessen hält Enrique, den wir alle nur für einen ganz gewöhnlichen Advocaten ansahen, eine Rede über die Unterrichtsverhältnisse, die den Ministerpräsidenten in die größte Aufregung versetzt! Kommt ein Einvernehmen mit der Majorität des Cabinets zu Stande, so wird er sicher Minister."

Juan lächelte bitter, wenn er dergleichen Prophezeiungen vernahm. Hatte er doch den wesentlichsten Inhalt der Rede seinem Freunde gerade an dem Morgen mitgetheilt, an welchem er mit den beiden andern Candidaten bei hoffnungsvollem Sonnenschein in den Hof des andalusischen Bergschlosses einritt. Und nun wiederholte Enrique das, was er, nach Advocatenart, für seine Ueberzeugung hielt, und wodurch er in der Welt vorwärts zu kommen hoffte.

So kam der 16. December heran. Es wurde eine Frage verhandelt, welche die hauptsächlichste Differenz zwischen der Opposition und dem Ministerium ausmachte. Der Führer der Opposition hatte alle seine Batterien gegen die Minister losgelassen, so daß ihnen nach der Antwort des Ministers des Innern kein Schuß mehr übrig blieb. Der Minister war beredter gewesen als je, hatte alle Argumente der Gegner siegreich widerlegt, und unter dem Beifall der einen und dem betretenen Schweigen der andern Partei mit der Behauptung geschlossen, entweder müsse die Opposition das Cabinet unterstützen, oder ihre Geschichte und ihre ganze Vergangenheit verleugnen.

Die Aufregung war unbeschreiblich. Unwillkürlich sah auf den Oppositionsbänken wohl Mancher, der an Juan's Bedeutung irre geworden war, in diesem Augenblicke der äußersten Noth nach ihm hin. Wie gern hätte Enrique so vielerlei, was er früher aus Juan's Munde gehört hatte, jetzt mit einigen der ihm eigenen, auswendig gelernten Redeblüthen, zu einem Kranze zusammen-

geflochten, und sich auf die Höhe der Situation geschwungen. Doch für ein solches Unterfangen reichten in einem Augenblicke so wichtiger Entscheidung seine Nerven nicht aus.

Juan meldete sich zum Worte. Nach den ersten paar Sätzen hatte er die Cortes in seiner Gewalt; nach einer halben Stunde flogen die besten Argumente des Ministers des Innern, zu Staub gerieben, um seinen Kopf, Alles applaudirte auf das Leidenschaftlichste, und Miguel und Enrique sahen sich stolz um, als wollten sie sagen:

„So sind wir von der Opposition!"

Zwei oder drei Minister auf ihrem blauen Sitze waren in sichtlicher Verlegenheit; hatte sich doch selbst der Ministerpräsident nicht enthalten können, bei einigen von Juan's Aeußerungen Merkmale der Zustimmung zu geben!

Nach Schluß der Rede war die Aufregung so groß, daß die Sitzung suspendirt wurde, die Minister sich in die Sitzungszimmer zurückzogen, um zu berathen, wie man dem Manne antworten sollte. Viele Abgeordnete kamen auf den Redner zu, um ihn zu beglückwünschen; zuletzt kletterte auch Miguel über die Nachbarbänke zu ihm hin, und sagte im Tone treuer Freundschaft:

„Gut, sehr gut! Du hast den Narren Enrique vollständig todt gemacht. In acht Tagen bist Du Minister."

Die Minister nahmen wieder ihre Sessel ein, und die Debatte wurde fortgesetzt. Aber statt des vernichteten Ministers des Innern ergriff der Präsident des Ministerrathes das Wort, und sprach in so versöhnlichem Tone von dem „Cid der Rednerbühne, der soeben seinen ersten Waffengang gemacht habe", daß alle Welt überzeugt war, demnächst einen Theil der Opposition, durch Ernennung Juan's zum Minister, für das Cabinet gewonnen zu sehen.

V.

Nachdem sich die Menge der ihm gratulirenden Freunde und Bekannten, die den ganzen Abend seine Wohnung anfüllten, allmälig verloren hatte, schrieb Juan einen langen Brief, der in dem andalusischen Bergschlosse seine Sehnsucht und unauslöschliche Erinnerung bekunden sollte. Von dem großen Erfolge des Tages sagte er kein Wort.

Als er wiederum keine Antwort erhielt, fingen die Farben, in denen ihm die Vergangenheit vor der Seele stand, allmälig an zu erblassen, denn nun stürmte die große Welt mit ihren Ansprüchen auf ihn ein. Es gab in diesem Winter gerade keinen besonderen Löwen des Tages, und elegante und hochgeborene Damen machten sich daher ein besonderes Vergnügen daraus, den Mann in ihren Salons zu sehen, der sich mit einem Sprunge aus politischer Bedeutungslosigkeit zur ersten Stufe emporgeschwungen hatte, und neben dessen männlicher Beredsamkeit so mancher Castelar — denn Castelar gilt ja in Spanien immer noch für mehr als einen öden Phrasenschmied — in seine Nichtigkeit zurücksank.

Das schönste Mädchen, welches Juan in der neuen Welt, die sich ihm aufthat, zu sehen pflegte, war Doña Pura, die einzige Tochter des Marquis von Pinto, aus einer alten und immer noch nicht ganz ruinirten Familie, so daß sie einem Manne aus bürgerlichen Verhältnissen für eine gute Partie gelten konnte.

Der Salonklatsch fing an ihre beiden Namen zu verbinden, wenn man sah, wie häufig sie mit einander tanzten, wie andächtig Pura den Erzählungen Juan's von Rom und Florenz lauschte, deren Kunstschätze sie nicht gesehen hatte, und wie eifrig sie ihm dagegen das stilistische Geheimniß eines auf schwarzem Lack über dem Nichts schwebenden goldenen Reihers dahin auseinandersetzte, daß er einen japanischen Sumpf mit dem Glanze seiner Augen beglücke.

Sobald Pura's Eltern von diesen Zischeleien hörten, wurden ihre Blicke dem Ingenieur gegenüber immer kühler und ihre Rücken immer steifer. Das that dem stolzen Plebejer gegenüber seine Wirkung: er unterließ es mit Pura zu tanzen, grüßte sie förmlich, wo er sie traf, und hatte die echt männliche Genugthuung, das Auge der zarten Schönen oft genug wie in melancholischem Selbstvergessen und fast vorwurfsvoll auf sich gerichtet zu sehen.

Am 20. Februar fand ein großer Ball im Hause des Herzogs von Carmona statt. Jede Aristokratie war unter den Gästen vertreten: die heraldische, politische, militärische, gelehrte, künstlerische und finanzielle.

Der Hof des Palastes war in einen bedeckten und geheizten Garten umgewandelt worden, und stand in Verbindung mit den Treibhäusern, so daß die aus den Sälen herauskommenden Paare wie in einem mondhellen Parke umherzugehen glaubten, da das Licht künstlich gedämpft worden, um die Illusion vollständig zu machen.

Juan sah Pura in einem der inneren Säle und wollte sie, seiner Gewohnheit nach lediglich begrüßen, als das Mädchen, nachdem sie sich davon überzeugt hatte, daß ihre Eltern nicht in der Nähe waren, entschlossen aufstand, seinen Arm ergriff, und sagte:

„Führen Sie mich hinaus, die Hitze ist nicht mehr zu ertragen. Ich ersticke. Bringen Sie mich in den Wintergarten, der ja sehr schön sein soll. Dort werde ich schon Bekannte finden. Dann können Sie mich allein lassen, und sich zu Ihrem geliebten Ecarté begeben."

Juan vergaß seine Vorsätze, und ging mit Pura nach dem Wintergarten, aber auf Umwegen und langsam. Als er sich später fragte, worüber er mit ihr in dieser ganzen Zeit gesprochen hatte, konnte er sich selbst keine Rechenschaft darüber geben; aber er hatte nicht den Eindruck, daß die Rede von Kunst und Kunstgewerbe gewesen war.

„Da ist ja unsere Wirthin," sagte Juan, als sie sich einer Gruppe am Ende des Wintergartens näherten. „Ich habe ihr heute noch gar nicht meine Aufwartung gemacht."

„Wir wollen lieber nicht dorthin gehen. Die arme Jacoba wird eifersüchtig, wenn sie mich mit Ihnen sieht."

„Wie wäre das möglich? Selbst wenn mich die Herzogin mit einer derartigen Eifersucht beehren sollte, was ich leugne, so hat es doch nichts zu bedeuten, wenn ich mit einer Dame gehe, von welcher die ganze Welt weiß, daß ich ihr nur die Gefühle gekränkter Freundschaft widmen darf."

„Warum sagen Sie mir so etwas?" erwiderte Pura in traurigem Tone, und Juan glaubte eine Thräne in ihren Augen glänzen zu sehen.

Juan fing an, jenen Vorsatz zu vergessen. Was gingen ihn am Ende die Eltern an?

„Wissen Sie nicht, wie ich im Grunde denke?" fragte er im sanftesten Tone.

Pura lächelte, ohne zu antworten. Dann aber sagte sie schnell:

„Gehen Sie jetzt, dort kommt meine Mutter. Sind Sie übermorgen in der Oper?"

Juan verneigte sich, und ging in die Rauch- und Spielzimmer. War das Glück wirklich so leicht zu erreichen, daß man nur die Hand nach ihm auszustrecken brauchte, wenn man ein schöner junger Mann und ausgezeichneter Redner war?

VI.

Juan hatte erst ein paar Stunden geschlafen, als Miguel und Enrique dem Widerstande seines Dieners zum Trotz in sein Schlafzimmer mit dem Rufe hineinstürmten: 'Krisis, Krisis!'

„Seid Ihr irrsinnig?" erwiderte Juan. „Wie kann die Krisis in der Nacht ausgebrochen sein? Die Deputirten und Minister werden doch auch schlafen, und gestern Abend war ja von nichts die Rede."

„Die Sache kam gestern auf einem großen Balle bei dem Herzog von Cardona zum Ausbruch."

„Carmona meinst Du. Da war ich ja aber auch, ohne etwas davon zu hören."

„Heute Morgen um zwei kam die Nachricht in den Club, daß der Ministerpräsident, der Chef der Opposition und die Minister des Innern und der Landeswohlfahrt, die sich zufällig auf dem Balle zusammen fanden, eine Besprechung hatten, in deren Verlaufe die beiden ersteren den beiden letzteren begreiflich machten, daß sie besser thun würden, ihre Entlassung zu nehmen, was sie denn auch thaten. Ziehe Dich also an, und mache, daß Du heraus kommst!"

„Ja, aber warum denn?"

„Damit die Leute Dich sehen."

„Gott bewahre! Sie haben mich doch oft genug gesehen."

„Du mußt Dich dem Ministerpräsidenten vorstellen. Du weißt doch, daß Du der eigentliche Urheber der Krisis bist."

„Wenn mich der Ministerpräsident sehen will, kann er ja zu mir kommen."

„Sehr unklug! Indessen bleibe nur im Bette, wenn Du zu müde zum Ausgehen bist. Wir werden Deine Interessen schon wahrnehmen. Und falls Du nicht vorher ausgehst, treffen wir uns um sieben zu Tisch. Wir essen bei Dir."

„Gut, um sieben also."

„Lebewohl. Wir müssen Marcor sprechen, der Minister des Innern werden soll."

Fünf Minuten später wurde ihm ein Schreiben des Ministerpräsidenten überbracht, worin derselbe ihn aufforderte, sich um ein Uhr im Finanzministerium einzufinden.

Der Ministerpräsident empfing ihn mit der größten Höflichkeit, und sprach

ihm sein Bedauern darüber aus, ihm für dieses Mal kein Portefeuille anbieten zu können:

„Wie sehr hätte ich es gewünscht, und wie vollständig haben Sie es verdient! Aber der arme Don Lucas, der nun schon zehn Male vergeblich gehofft hat, in das Cabinet zu kommen, war schon bei Tagesanbruch hier, und war bei dem Gedanken, auch diesmal übergangen zu werden, zum Erbarmen unglücklich. Er hat sich die Sache nun einmal in den Kopf gesetzt, so wenig auch sonst in seinen Kopf hineingeht. Wir rechnen aber um so mehr auf Ihren Beistand, weil Don Lucas weder als Redner noch in der Debatte zu brauchen ist. Ich habe Sie um Ihren Besuch gebeten, um Ihnen die Leitung der öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten, so wie das Großkreuz des Ordens Isabella der Katholischen anzubieten."

Juan erwiderte, daß er sich auf keinen Fall einer Neuwahl zu unterziehen beabsichtige, und deswegen nicht in der Lage sei, das ihm angetragene Amt oder den Orden anzunehmen, im Uebrigen aber dem Ministerium gern seine Unterstützung leihen werde.

Zornig fuhr er nach Hause. Dort fand er einen Brief, worin er gebeten wurde, Miguel und Enrique nicht zu Tisch zu erwarten, da sie durch dringende Geschäfte abgehalten würden.

Die Abendzeitungen waren voll von Lobeserhebungen Juan's, tadelten die gedankenlose Routine, der zu Folge ein einfältiger Mensch statt seiner Minister geworden war, und kündigten an, daß Enrique die Direction der öffentlichen Wohlthätigkeit und Miguel das Großkreuz des Ordens Isabella's der Katholischen erhalten habe.

Juan lachte bitter auf, dann ging er, um sich zu zerstreuen, in die Oper. Im Foyer traf er den Grafen de las Acacias, einen alten Diplomaten, der auf dem Balle, der so wichtige Folgen haben sollte, sein Herz durch die Wärme gewonnen hatte, mit welcher er von der unvergleichlichen Schönheit Julia's sprach, die er früher gekannt hatte.

„Wissen Sie schon die große Neuigkeit?" fragte der Graf.

„Den Ministerwechsel?"

„Nein, ich meine etwas Anderes. Sie waren ja dabei, als mich unsere Wirthin rufen ließ, um etwas mit mir zu besprechen. Es handelte sich um den Abschluß einer Verhandlung, die schon lange geschwebt hatte. Mein Chef, der alte Herzog von Almuñécar, der vor fünfundvierzig Jahren der eleganteste Stutzer von Madrid war, und der reichste aller spanischen Granden ist, soll heirathen. Es wäre doch um seine Millionen schade, wenn er als Junggeselle sterben sollte. Die Marquesa del Pinto wollte ihn schon längst für ihre Tochter haben."

„Für Doña Pura?"

„Kennen Sie Pura?"

„Ich habe die Ehre, sie zu kennen. Und Sie sagen, daß das Geschäft abgeschlossen ist?"

„Ja, zu gegenseitiger Zufriedenheit. Pura vergoß die paar unvermeidlichen Anstandsthränen, und reist heute Abend mit ihren Eltern nach Paris, um im

Auftrage des glücklichen Bräutigams allerhand Sachen einzukaufen, die für die Hochzeit unerläßlich sind."

VII.

Juan brachte die Nacht mit dem Ordnen von Papieren und Einpacken zu. Früh am Morgen telegraphirte er an einen politischen Freund in dem Districte, in welchem er zum Abgeordneten gewählt war, und beauftragte ihn, am nächsten Abend ein Reitpferd, einen Führer und drei Maulthiere mit ihrem Treiber für ihn und sein Gepäck an der Station bereit zu halten. An eine Zeitung, mit welcher seine Partei Verbindungen unterhielt, schrieb er, die Aerzte hätten ihm zur Wiederherstellung seiner angegriffenen Gesundheit einen längeren Landaufenthalt angerathen. Abends stieg er in ein Coupé des nach Andalusien abgehenden Zuges.

Am 22. Februar Abends um acht Uhr saß Julia in dem großen Lehnsessel und sah nachdenklich in die Flamme des Kamins. Draußen hörte man das Toben der entfesselten Naturmächte, und zwischen die Windstöße, welche die alten Mauern umstürzen zu wollen schienen, tönte das Heulen der Wölfe hinein, die sich hungrig und regengepeitscht an die Ställe heranschlichen. Hinter ihrem Stuhle stand Antonio in ehrerbietiger Haltung ihre Befehle erwartend, aber mit ängstlichem Gesichtsausdrucke.

Julia sah weich und melancholisch aus. Ihre Schönheit wurde durch ihre Kleidung gehoben. Sie trug ein Kleid von grauem Sammet mit feinem Pelzwerke besetzt und eine Haube von kostbaren Spitzen — Ueberbleibsel aus dem Schiffbruche ihres Lebens.

„Ich ängstige mich um José," sagte sie. „Er kommt immer noch nicht! Er muß endlich auf mich hören und nicht immer selbst die Briefe von der Post holen. Es sind genug Burschen hier, die es thun können."

„Der arme Junge weiß nicht, was er besseres thun kann, um Ihnen einen Gefallen zu erweisen. Er hat bemerkt, daß Sie sich so lebhaft für den großen Brief, wie er es nennt, interessiren, der seit einigen Monaten täglich aus Madrid kommt, und will es sich nicht nehmen lassen, ihn selbst zu besorgen."

„Ich weiß aber, daß die Wölfe in diesem Winter hungriger sind als sonst, und will nicht, daß Du meinetwegen täglich zwei angstvolle Stunden auszuhalten hast."

„Die Wölfe werden ihm nichts anhaben, da er seine Büchse bei sich hat."

„Es ist noch ein anderer Grund, weshalb ich wünsche, daß er gerade zu dieser Tageszeit nicht abwesend sei. Gerade während dieser beiden Stunden kann er sich mit Brigida unterhalten, und Du weißt, wie lebhaft ich wünsche, daß die beiden sich heirathen, ehe ich sterbe."

„Wer spricht von Ihrem Tode? Ich mag ihn nicht erleben, und ich will nicht, daß ihn mein Sohn erlebt."

„Ich muß noch über etwas Anderes mit Dir sprechen," fuhr Julia ruhig fort. „Freilich hab' ich es Dir schon oft gesagt, ohne daß Du jemals darauf hören wolltest. Du mußt einen Notar kommen lassen, damit ich Dir das Gehöft und das Land verkaufe. Auf diese Weise bezahle ich meine Schuld, und kann Brigida eine Mitgift geben. Du setzest selbst den Preis fest, hundert

oder fünfzig Tausend Francs — so viel Du willst. Mir ist es gleichgültig, denn mit dem, was Du mir gibst, werde ich immer genug zum Leben haben, auch wenn ich sehr viel später sterbe als ich hoffe und wünsche. Und dann kann ich, wenn es mir einfallen sollte, vielleicht noch einmal in die Welt hinausgehen."

Antonio weinte still vor sich hin, während die Marquesa dies sagte. Aber bei den letzten Worten wischte er sich die Thränen mit der umgekehrten Hand ab und rief aus:

„Nein, niemals! Sie sollten uns verlassen und allein und in Armuth fortgehen wollen! Ach, daran ist der Störenfried Schuld! Er hat Sie auf solche Gedanken gebracht. Vorher lebten wir so ruhig und glücklich!"

„Antonio," sagte Julia kalt, „lasse mich dergleichen nicht noch einmal hören! — Denke also daran, das Verkaufsinstrument aufnehmen zu lassen."

„Warum wollen Excellenz immer auf eine Sache zurückkommen, deren Besprechung mich tödtet? Ich soll mit Ihnen in dieser Weise verhandeln! Gehört Ihnen nicht alles, was ich habe? Verdanken ich und die Meinigen es nicht Ihnen und Ihren Vorfahren? Was war ich weiter als ein armer Hirtenjunge, der von dem lebte, was der Herr dieses Schlosses mir gab? Nein, nicht nur das ist Ihr Eigenthum, was ich auf dieser Welt besitze, sondern Blut und Leben, meines und der Meinigen, nicht weniger. Machen Sie damit, was Sie wollen, nur Eins thun Sie nicht! Verlassen Sie uns nicht, bleiben Sie hier!"

„Ich habe auch gar nicht die Absicht, fortzugehen," erwiderte Julia gerührt, „sondern spreche nur von der Möglichkeit, einst diese Absicht haben zu können. Beruhige Dich, Antonio, und da Dir die Sache so unangenehm ist, so will ich sie selbst besorgen. — Aber die Hunde schlagen ja an. Gewiß ist José gekommen. Gehe ihm entgegen."

Bald darauf kam José herein. Er war offenbar nicht sehr guter Laune und sagte:

„Heute gibt es keinen großen Brief. Der Ritt war umsonst. In Madrid ist Carneval und da schicken die Leute den großen Brief nicht wie sonst."

„Du hast Recht. Ich hatte vergessen, daß heute Dienstag ist. Nun, Morgen werde ich Nachrichten erhalten. Wir müssen uns gedulden. Es ist eine schlimme Nacht, nicht wahr?"

„So, so."

„Schneit es?"

„Es schneit, regnet und hagelt. Aber meinem Maulthier und mir schadet das nichts."

„Du bist ganz durchnäßt. Ich habe schon Deinem Vater gesagt, daß Du die Briefe nicht mehr holen sollst."

„Warum wollen Sie mir die einzige Freude rauben, die ich am Tage habe? Ich weiß, daß der große Brief für Sie alles in allem ist, seitdem . . . Verwünscht seien alle Abgeordneten, die es in der Welt gibt!"

„Es scheint, daß Ihr alle hier eine große Abneigung gegen den Fremden habt, mit dem Du drei Male an einem Tage denselben Weg gemacht hast."

„Zuerst gefiel er mir sehr gut, aber seit er fort ist und Excellenz so zerstreut und melancholisch sind und kaum noch mit einem sprechen, hasse ich ihn. Denn

jetzt denken Sie nur noch an den großen Brief, den Sie alle Tage bekommen, und der so schlecht riecht. Warum kommt er nicht selber, statt zu schreiben? Sind Sie nicht mehr werth als alle Damen in Madrid zusammengenommen? Wer hindert ihn denn, sich mit Ihnen zu verheirathen, da er doch Junggeselle ist? Gibt es etwa auf Erden eine Frau, die schöner wäre als die Frau Marquesa?"

Julia mußte lachen und antwortete:

„Ich danke Dir für Deine gute Meinung, nur mußt Du Dir nicht einbilden, daß das, was Du den großen Brief nennst, von Don Juan de Loja kommt. Es ist eine Zeitung, die „Epoca", die er weder schickt noch schreibt, und die ich mir mit der Post kommen lasse wie jeder Andere. Und, um auf etwas Anderes zu kommen, José, erinnerst Du Dich nicht daran, daß Du mir versprochen hast, um Brigida's Hand anzuhalten?"

„Das hab' ich nicht vergessen, aber . . ."

„Nun?"

„Ich möchte die Sache noch etwas aufschieben."

„Du liebst sie also nicht?"

„Ja, ich liebe sie."

„Warum willst Du also nicht möglichst bald heirathen?"

„Heirathe ich und habe Kinder und eigene Sorgen, so kann ich Ew. Excellenz nicht mehr ausschließlich dienen und werde Ihnen fremd. Und ich möchte Ihnen doch immer dienen und Sie immer sehen. Und das habe ich Brigida auch gesagt."

„Was meint sie dazu?"

„Sie sagt, daß ich Recht habe und Niemand mehr lieben und verehren darf als Sie."

„Ihr seid zu gut und wollt mehr für mich thun und mir mehr geben, als ich bedarf. Ich will nichts als Euer Glück. Lasse Dir also sagen, daß ich Dir den Aufschub verweigere, und Du am 19. März, Deinem Namenstage, um Brigida anhalten mußt. Aber was ist das?"

„Alle Hunde schlagen an."

„Und so wüthend. Es muß ein Fremder kommen."

„Hier geht kein Weg vorbei. Er kann nur zu uns kommen. Oder es kommen Wölfe in die Nähe des Gehöftes."

„Nein, ich höre Pferdegetrappel."

José eilte hinaus, kam aber bald wieder zurück.

„Wer sitzt unten und trocknet sich am Feuer, Señora?"

Ihr Herz zog sich zusammen. Sollte ihr das Leben noch ein Räthsel aufgeben wollen? Und hatte sie noch nicht genug gelitten?

„Ja", fuhr José fort, „er kommt mit drei Maulthieren, die sein Gepäck bringen, und hat ein weit besseres Pferd, als das vorige Mal. Er muß fest im Sattel sitzen, wenn ihm dieser Schneesturm nichts angehabt hat."

Antonio trat herein und sagte:

„Don Juan bittet um Erlaubniß, Ew. Excellenz seine Aufwartung machen zu dürfen."

„Führe ihn herein und warte in dem Vorzimmer."

VIII.

Juan stand bleich und angstvoll an der Thüre und konnte nur die Worte hervorbringen:

„Verzeihung! Mitleid!"

„Setzen Sie sich her und hören Sie mich an. Ich will Ihnen sagen, weshalb Sie gekommen sind. Heute sollten Sie als Minister den Eid auf die Verfassung leisten. Eine Intrigue ist dazwischen gekommen, Sie sind der großen Welt und des politischen Lebens, der officiellen Lügen und der socialen Heuchelei überdrüssig und kommen hierher, um den Frieden der Natur zu genießen und mir Ihre Hand anzubieten, von der Sie wissen, daß ich nie lüge und sich im Stillen sagen, daß ich Sie von ganzem Herzen liebe . . ."

„Julia!" unterbrach sie Juan in dem Tone einer Leidenschaft, welcher die Marquesa erzittern ließ.

„Lassen Sie mich ausreden."

„Wenn man sechsundzwanzig Jahre alt ist, glaubt man so leicht mit der Welt abgeschlossen zu haben! Wäre ich keine Verschwenderin, so würde ich Ihre Hand annehmen und Ihre Zukunft zerstören. Aber nein, ich denke nicht an mich, ich denke nur an Sie."

Julia sah bei diesen Worten so bleich und traurig, zugleich aber so entschlossen aus, daß Juan entsetzt ausrief:

„Um Gottes Willen, was wollen Sie thun?"

„Sie werden es sogleich hören."

Sie klingelte und sagte, als Antonio hereintrat:

„Don Juan de Loja ist mein künftiger Gemahl. Ihr alle werdet ihm als solchem gehorchen, wie Ihr früher mir gehorcht habt. Richte die Zimmer für ihn ein, welche mein verstorbener Vater bewohnt hat, und die ich seit seinem Tode noch nicht betreten habe."

Antonio ging hinaus. Es war ihm, als habe der Blitz vor seinen Füßen eingeschlagen.

Juan wollte vor ihr niederfallen, aber sie hielt ihn mit einer Handbewegung zurück und sagte:

„Du sollst hier bleiben, bis Du von Deinem Abscheu vor der Welt geheilt bist und mich, die Du ewig lieben zu können glaubst, als eine Last und ein Hemmniß empfindest. Schwöre mir, daß Du mir, sobald dieser Augenblick gekommen ist, offen die Wahrheit sagst. Ich will kein Mitleid und kein Opfer von Deiner Seite. Schwöre, was ich von Dir verlange!"

„Niemals! Ich will Dich nie verlassen! Lieber als diesen Eid leisten, will ich mich von Dir zurückgestoßen sehen und in den Tod gehen!"

„Nun, dann schwöre ich es," versetzte die Verschwenderin im Tone der Verzweiflung, „Gott ist mein Zeuge, daß ich Dich von mir zu entfernen wissen werde, so bald ich merke, daß ich Dir zur Last bin."

IX.

Am nächsten Tage schien die Sonne, wie sie nur in Andalusien scheint. Allein an abgelegenen Stellen des Gartens war noch etwas Schnee zu sehen;

dafür sprießten anderswo Frühlingsblumen empor, welche die beiden Liebenden eifrig suchten, als Antonio sie zum Frühstück hineinrief.

Die Mahlzeit war vortrefflich. Zu ihrem Erstaunen fand Julia ausgezeichneten Wein auf dem Tische. Sie selbst hatte in ihrer Einsamkeit nie Wein getrunken, und nicht einmal gewußt, daß die Keller des Schlosses noch von den Zeiten ihres Vaters her mit dem Safte gefüllt waren, den seine Weinberge geliefert hatten. Traurig bei der Mahlzeit war nur das Gesicht Francisca's, der Frau Antonio's, welche aufwartete; aber die Beiden bemerkten es nicht.

Nach Tische zogen sie sich zum Reiten an, und José erhielt Befehl, auf seinem Maulthier zu folgen, um ihnen den Weg zu zeigen, und die Pferde, wenn sie absteigen wollten, zu halten. Julia ritt Juan's Pferd, und Beide lachten sehr über den alterthümlichen Damensattel, der nach der Mode gemacht war, die zur Zeit Philipp's IV. herrschte, und über Julia's steifbeiniges altes Pferd, welches der Ingenieur besteigen mußte.

Als sie im Sattel saßen, sah José mit traurigem Ausdrucke auf die schlanke Gestalt, die in ihrem enganschließenden Reitanzuge noch schöner aussah als sonst, und dachte gar nicht daran, sich auf sein Maulthier zu setzen, bis ihn ein kräftiger Stoß seines Vaters aus seinen Gedanken riß und dazu brachte, in den Sattel zu springen.

Fröhlich ritten die Beiden durch die Hügellandschaft und nach der Höhe hin, von welcher der Bach nach dem Dorfe herabfloß. Die Phantasie des Ingenieurs war überall mit Plänen zu neuen Anlagen beschäftigt.

„Hier, wo der Bach durch die Felsen durchgebrochen ist," sagte er, „um in die Ebene hinabzufließen, legen wir ein Wehr von drei Metern Höhe mit einer Schleuse an. Der Kalkstein des Gebirges gibt ein vortreffliches Material für die Mauer ab, aus welcher das Wehr bestehen muß. Fangen wir auf diese Weise das Flußwasser in einem kleinen See auf, so haben wir die Bewässerung des ganzen Thales in der Hand, leiten Canäle nach den Theilen Deiner Besitzung, die jetzt im Sommer unter der Trockenheit leiden und deshalb nur einen sehr geringen Ertrag geben; das sind etwa hundert Morgen. Auf diese Weise wird der Werth des Landes fünf Mal so groß. Die Arbeiten kosten sehr wenig, und ich bezahle sie natürlich aus meiner Tasche, um ein Wasserrecht auf den Besitzungen Ew. Excellenz zu erwerben."

Wie kurz schien den Beiden der Nachmittag und wie unendlich lang kam er José vor. Erst bei Einbruch der Dunkelheit ritten sie nach dem Palaste zurück.

Sobald Julia ihr Reitkleid abgelegt hatte, ließ sie Antonio in ihr Zimmer kommen und sagte in einem Tone, der, wenn auch freundlich, doch keinen Widerspruch zuließ:

„Wenn ich Euch gesagt habe, daß Ihr Don Juan in allen Dingen gehorchen sollt, so nehme ich nur Eins aus: er darf nie etwas bezahlen. Morgen läßt Du den Notar kommen und kaufst mir Schloß und Land ab. Den Kaufpreis behältst Du und gibst mir von dem Gelde immer das, was ich gerade brauche. Wir speisen um acht Uhr."

Während des Abendbrotes wurde die „Epoca“ hereingebracht. Juan rief erstaunt aus:

„Hier eine Zeitung! Das hätte ich nicht für möglich gehalten.“

„Ich habe auch früher keine gehalten, sondern mich erst abonnirt, als Du hier gewesen warst.“

„Hast Du meine Rede gelesen?“ fragte Juan in einiger Verlegenheit.

„Gewiß, und Dir von Herzen für die Großmuth gedankt, als Du mir am Abend Deines Triumphes schriebst.“

„Und hast Du mich erwartet?“

„Ich hoffte, Du würdest nicht kommen. Trotzdem ließ ich die Läden an dem Fenster des Salons, welches nach Norden, das heißt nach Madrid gerichtet ist, Abends immer auf, damit Dir das Licht, wenn Du etwa doch kämest, als Leitstern dienen sollte.“

„Und so erschien es mir! Als ich es bei meinem Ritte durch den Schneesturm erblickte, glaubte ich die Flamme der Dioskuren zu sehen, die den Schiffern an der Spitze der Masten im Gewitter Rettung verspricht.“

„Hier hast Du die Zeitung. Lies und siehe zu, was in der Welt geschieht.“

„Nie will ich wieder eine Zeitung ansehen! Du kannst die „Epoca“ abbestellen.“

Julia schüttelte mit traurigem Lächeln den Kopf und legte die Zeitung, zusammengefaltet wie sie war, auf den Vorsprung des Kamins.

X.

Der Frühling kam, und die Tage gingen den Liebenden mit reißender Schnelligkeit hin. Verschiedene Verbesserungsarbeiten waren theils vollendet, theils der Vollendung nahe. Ende Mai konnte schon die Rede davon sein, in einigen Monaten die Schleuse zu schließen, und dadurch den künstlichen See herzustellen.

José war schweigsam und melancholisch, und zeigte keine Abneigung mehr, sich mit Brigida zu verheirathen. Brigida's Vater hatte die Oberaufsicht über die von dem Ingenieur unternommenen Arbeiten, da Antonio, wie er sagte, zu alt dazu war. Antonio und seine Frau schwiegen und beteten viel mehr als früher. Sie waren Beide in den letzten Monaten sehr gealtert.

Der einzige Streitpunkt zwischen den beiden Liebenden waren die Ausgaben, welche Julia machte, um das Haus bequemer und wohnlicher einzurichten. Nach langem Zögern verstand sie sich dazu, daß Juan sämmtliche, von ihm unternommene Arbeiten selbst bezahlen, das heißt für Antonio, dem das Gut ohne Juan's Wissen verkauft worden war, ausführen sollte.

Ostern und Pfingsten gingen vorüber, ohne daß die in weltvergessendem Liebeswahn Dahinlebenden daran gedacht hätten, die Kirche zu besuchen, oder zu beichten. Als aber auch das Frohnleichnamsfest ebenso vorbeigegangen war, erhielt die Frau Marquesa — denn an sie war das Schreiben gerichtet — einen ebenso ehrerbietigen als unorthographischen Brief von dem Pfarrer, in welchem der Bitte Ausdruck gegeben wurde, den einfachen Landleuten, unter welchen sie

lebten, doch nicht durch die vorher niemals erhörte Unterlassung ihrer kirchlichen Pflichten ein böses Beispiel oder Anlaß zum Anstoß geben zu wollen.

„Der Pfarrer hat Recht," sagte Julia. „Thue mir den Gefallen und gehe morgen in die Messe. Ich bin früher immer wenigstens zu den großen Festen in die Kirche gegangen. Warum ich nicht mit Dir gehen kann, wirst Du Dir denken."

„Dann gehe ich auch nicht. Jeder dient Gott nach seiner Weise, und um den Pfaffen kümmere ich mich nicht. Wir wollen den armen Leuten der Umgegend noch mehr Almosen geben als früher, und dadurch den Anstoß wieder gut machen, den wir etwa verursachen."

„Auch in diesem Punkte habe ich Bedenken. Es scheint mir, als wichen uns selbst die Aermsten aus, wenn sie uns kommen sehen, und als wollten sie nichts mehr von mir annehmen."

„Es gibt ein sehr einfaches Mittel, um alle diese Schwierigkeiten zu heben. Wir lassen uns trauen!"

„Niemals! Lieber will ich entehrt sein, als Dich unglücklich machen. Wir wollen über die Sache nicht mehr sprechen. Der Pfarrer mag thun, was er will. Komm' in den Garten! Es ist eine mondhelle Nacht und die Sterne werden uns sagen, daß unsere Liebe kein Verbrechen ist."

XI.

Nach den Blumen des Frühlings kamen die Früchte des Sommers, Ruhe während der heißen Jahreszeit und nächtliche Spazierritte. Juan hatte zwei edle Pferde aus Cordoba kommen lassen, welche sie nun pfeilgeschwind den Lauf des immer schwächer werdenden Baches entlang ins Gebirge hinauf trugen.

So kam der 15. August heran, an welchem Tage das Wehr und die Schleuse eingeweiht werden sollten. Juan hatte trotz Julia's Abrathen darauf bestanden, den Tag zu feiern, und die Arbeiter ebenso wie die Dorfbewohner dazu eingeladen.

Antonio hatte wegen der — angeblichen oder wirklichen — Krankheit seiner Frau nicht kommen können. José ritt mit Juan auf den neuangelegten See zu, als sie plötzlich auf eine Gruppe Kinder stießen, die bei ihrem Anblicke aufsprangen und fortliefen, indem sie ängstlich ausriefen:

„Mutter, Mutter, der Feind kommt!"

„Was sagen die Kinder?" fragte Juan, indem er sein Pferd parirte.

„Ich habe es nicht recht verstehen können."

„Aber ich habe es verstanden. Sie nennen mich den Feind, das heißt den Teufel. Wer hat sie das gelehret? Sie müssen es von ihren Müttern gelernt haben."

„Das kann wohl sein."

„Warum kann das sein, und weshalb starrst Du mich so unverschämt an?"

„Nun, dann will ich Sie nicht mehr ansehen. Es ist überhaupt besser, wenn ich nach Hause reite. Ich mag das Fest nicht mitmachen."

„Solltest Du vielleicht im Stande sein, Dir ein Urtheil über mein Benehmen anzumaßen?"

„Ich bin zu Nichts im Stande. Ich habe nicht gesagt, daß Sie der Feind sind. Die Kinder sagen es, wie es das Dorf und die ganze Gegend sagt."

„Ach so! Weil ich nicht in die Messe gehe."

„Es ist nicht bloß deshalb."

„Nun und warum also?"

„Wir Alle schämen uns, selbst meine Mutter, welche die Señora liebt wie ihren Augapfel, kann nicht Alles herunterschlucken. Ich habe Ihnen schon früher gesagt, daß ich, um der Señora einen Schmerz zu ersparen, zu Allem fähig sein, und . . ."

„Willst Du mir drohen?" schrie Juan, indem er die Reitpeitsche in die Höhe hob.

„Ich drohe nicht, sondern antworte nur auf Ihre Fragen. Nach Gottes Gesetz darf ein Mann nur mit seiner Frau zusammen leben, Sie haben also sehr übel gethan, hierher zu kommen und unsere Herrin zu beschimpfen."

„Schurke!" rief Juan und schwang seine Peitsche über José's Haupt.

„Freuen Sie sich, daß Sie mich nicht getroffen haben!" sagte José mit finsterer Stimme, ballte die Faust, gab seinem Maulthiere die Sporen, warf es herum und sprengte nach dem Dorfe zurück.

Das Fest war gestört, Viele gingen, als sie den Vorgang zwischen Juan und José gewahr wurden, nach Hause. Als Juan die Geliebte abholte, um ihr die Vollendung der Wasserwerke zu zeigen, kam er gerade dazu, wie Antonio seinen Sohn ohrfeigte und ihm befahl, Juan um Verzeihung zu bitten. Der Ingenieur verzieh ihm sogleich in der gutmüthigsten Weise.

„Alle diese Leute," sagte er zu Julia, als sie wieder allein waren, „stören nur unser Glück. Am schönsten ist es, wenn wir nur uns selbst haben."

„Das ist wahr, aber trotzdem haben diese ‚geistig Armen' nicht unrecht. Unser Glück ist der Feind dessen, worauf ihr Glück beruht."

„Warum wollen wir uns denn aber nicht trauen lassen? Auf diese Weise ist die ganze Frage in der einfachsten Weise gelöst."

„Alles dies habe ich vorausgesehen und Dir gleich zuerst in Gedanken die Achtung der armen Landleute für mich geopfert. Sprich nicht mehr von einer so ungleichen, lächerlichen und auf die Dauer unfehlbar unglücklichen Ehe, sondern gewöhne Dich daran, auf die Außenwelt keine Rücksicht zu nehmen."

XII.

Juan hatte José so vollständig verziehen, daß er ihm versprach, seiner Hochzeit, wenn auch nicht persönlich, beizuwohnen, die auf den 1. October festgesetzt war.

Endlich kam der ersehnte Tag. Alles, was sich in dem Dorfe beritten machen konnte, brach auf. José hatte seine Brigida vor sich auf dem Maulthiere sitzen und drückte sie fest an sich. Die Landleute begriffen in ihrer Einfalt nicht, wie Julia und Juan als Trauzeugen dienen konnten, ohne dabei zu sein, und Antonio hatte viel damit zu thun, ihnen auseinanderzusetzen, daß diese beiden Zeugen sich durch seinen Bruder und seine Schwägerin vertreten ließen, und also so gut als in eigener Person dabei seien.

Im Palaste war sonst nur der Koch zurückgeblieben, der alle Hände voll zu thun hatte, um die Mahlzeit herzurichten, welche Julia den Neuvermählten und allen Hochzeitsgästen zu geben gedachte.

Es war ein regnerischer Tag, und so sehr die Beiden sich darauf gefreut hatten, heute die Erinnerung an ihre erste Begegnung zu feiern, die schweren Regenwolken, die sich von Zeit zu Zeit in Strömen entluden, ließen keine rechte Stimmung aufkommen.

Endlich hörte man den langsamen Schritt zahlreicher Maulthiere und Pferde: der Hochzeitszug kam zurück, aber offenbar in keiner fröhlichen Stimmung. Alle sahen mißgestimmt und verlegen aus. Die Liebenden sahen von dem Fenster aus, daß die Braut bitterlich weinte, ihr Vater wollte sie offenbar zu etwas bringen, was sie ihm abschlug, der Bräutigam gab ihr anscheinend Recht, und sein Vater versuchte den Streit zu schlichten.

Julia wollte Antonio fragen, was dies Alles zu bedeuten habe, aber Juan ließ es nicht zu und rief Antonio herauf.

„Was bedeutet dies Alles?" fuhr er ihn an. „Warum kommt Ihr nicht herauf, da wir Euch eingeladen haben?"

„Gott weiß es," sagte Antonio, „daß ich lieber meine Frau auf dem Sterbebette und meinen Sohn von den Wölfen zerrissen sähe, als gezwungen zu sein, vor meiner Herrin zu erzählen, was sich heute im Dorfe begab. Die Hochzeit ist ins Wasser gefallen und wir thun am besten, nicht mehr davon zu sprechen."

„Hat sich der Pfarrer unterstanden, die Trauung zu verweigern, weil ich nicht in die Kirche gehe?" rief Juan.

„Gott bewahre! Was kann mein Sohn dafür, daß ... Kurz, der Herr Pfarrer erklärte, Ew. Excellenzen könnten nicht als Trauzeugen dienen, und so haben Ihre beiden Vertreter die wirklichen Zeugen abgeben müssen."

Juan und Julia sahen ihn aufs Aeußerste betroffen an.

„Sie können sich wohl denken, daß ich Alles versucht habe, um ihn von seiner Weigerung zurückzubringen. Aber es war umsonst, und schließlich verbot er uns jeden Umgang mit Ihnen. Mit den Dienstleuten muß ich Geduld haben bis zum nächsten 15. August: dann entlasse ich sie alle, aber meine Frau und das Brautpaar kommen herauf und speisen bei Ihnen: dafür stehe ich Ihnen mit meinem Kopfe!"

„Nein," rief Juan, „sagen Sie ihnen vielmehr, daß kein Hochzeitsmahl und kein Ball ist. Vorläufig können wir mit dem Koche allein auskommen, und später lasse ich mir Diener aus Madrid kommen, und ..."

„Du solltest mit Antonio freundlicher sprechen," fiel Julia ein, „er hat keine Schuld an all' diesen Vorgängen. Lieber Antonio, sage den Leuten, ich sei krank und sie möchten unten allein speisen."

Antonio küßte ihr weinend die Hand und ging hinaus.

XIII.

Der Gedanke, unter dem Drucke der allgemeinen Verwünschung zu leben, kam dem Ingenieur nicht aus dem Sinn. Das Haus war todtenstill, von Hoch-

zeitsfreude nichts zu vernehmen, und die früh hereinbrechende Nacht machte die Stimmung noch trauriger.

Endlich brachte Antonio die Lampen und die Zeitung herein und sagte:

„Wollen Ew. Excellenzen dem Brautpaare gestatten, Ihnen gute Nacht zu wünschen? Dieselben sind unglücklich darüber, Sie heute gar nicht sehen zu sollen."

„Ich bin heute nicht wohl genug: morgen will ich ihnen viele Jahre voll Glück und Zufriedenheit wünschen. Geht Ihr nur alle in das Haus des jungen Paares und tanzt ordentlich. Auch der Koch kann mitgehen, wir haben keinen Appetit und speisen nicht zu Abend."

Bald darauf hörte man aus der Entfernung den Klang der Guitarren, Castagnetten und Cymbeln, deren markdurchdringender Tact den beiden Einsamen zu sagen schien: ihr gehört nicht in die Welt harmloser Festfreude und berechtigten Familienglückes, ihr habt die Welt zurückgestoßen und die Welt stößt euch zurück.

Juan's Auge fiel auf die zusammengefaltete Zeitung und drehte sie herum, ihr den sie zusammenhaltenden Papierstreifen abzunehmen.

„Was sehe ich?" rief er aus. „Hier steht etwas von Enrique! Nein, das muß ich lesen!"

Er riß das Papier ab und las:

„‚Bei der demnächst stattfindenden Wiedereröffnung der Cortes wird Herrn Enrique Pérez y López das Portefeuille des Ministeriums der Landeswohlfahrt nicht vorenthalten werden können, welches Don Lucas de la Guardia in einer schlimmen Stunde erhielt, während es von Rechts wegen der unglückliche Juan de Loja hätte erhalten sollen.' Nein, das übertrifft doch Alles! Dieser Narr, der meine Reden zu stehlen pflegte, Minister!"

„Das heißt, daß Du, wenn Du morgen in Madrid bist, selber Minister wirst."

„Gott soll mich vor Madrid und dem langweiligen Enrique bewahren!"

Bei diesen Worten warf er die Zeitung hin.

Julia sah gedankenvoll in die Flamme des Kamins. Mit einem Male fuhr ein so starker Windstoß heulend herab, daß die Flamme zu verlöschen drohte.

Julia schrie laut auf. Aengstlich fragte sie Juan, was sie habe.

„Ich träumte mit offenen Augen und glaubte etwas zu sehen, was Niemand sehen kann, nämlich meinen eigenen Tod. Aber wir wollen ruhig sprechen. Der Windstoß erinnert mich daran, daß der Winter im Anzuge ist. Ich kenne die Stimme des Windes. Sechs Monate lang stehen uns solche Tage bevor, wie heute einer war. Was willst Du in dieser ganzen Zeit machen, Juan meiner Seele? Du kannst es nicht ertragen. Der Augenblick, von dem ich zu Dir gesprochen habe, ist gekommen, reise ab!"

„Julia, was sagst Du!"

„Du reisest morgen nach Madrid zurück."

„Und Du weißt, daß ich Dich anbete!"

„Eben deswegen, Du sollst nicht lernen, mich zu verabscheuen, und das müßtest Du, wenn Du länger in dieser Einöde bliebest."

„Alles, was Du sagen kannst, ist umsonst. Ich verlasse Dich niemals."

„Nun, dann gehe ich."

„Thust Du das, dann jage ich mir eine Kugel durch den Kopf."

„Sieh mich an!" rief Julia außer sich, „und schwöre mir, das nie zu thun. Ich will meinen Vorsatz aufgeben und hier bleiben. Wir wollen Alles vergessen. Verzeihst Du mir?"

„Gewiß verzeihe ich Dir. Nur beleidige mich nicht wieder mit der Zumuthung, ich sollte Dich verlassen! Eines derartigen Schurkenstreiches bin ich nicht fähig!"

Julia sah ihn erstaunt an, wurde bleich wie der Tod und sagte mit thränenvollen Augen:

„So wollen wir den 1. October in Frieden beschließen. Du bist des Schurkenstreiches nicht fähig, mich zu verlassen: nun weiß ich, was ich wissen muß. Aber ich bin außerordentlich angegriffen und will früh schlafen gehen. Gute Nacht! Lebe wohl, Juan, lebe wohl!"

Damit ging Julia in ihr Zimmer und schloß die Thüre hinter sich zu.

XIV.

Juan wollte die Zeitung zuerst in das Feuer werfen, dann aber besann er sich und las sie ganz durch. Die Lectüre interessirte ihn so lebhaft, daß er allmälig auch die andern, auf dem Kamin liegenden Blätter aufmachte und durchlas, bis er zuletzt in einem wahren Meere von Zeitungspapier dasaß. Es war schon drei Uhr, als er endlich aufstand, die Zeitungen vorsichtig wieder zusammenlegte, eine jede in ihren Papierstreifen steckte und, um Julia nicht aufzuwecken, leise in sein Zimmer ging.

Julia hatte ihre Thränen nur so lange zurückhalten können, bis sie in ihrem Zimmer war. Einmal dort, ließ sie sich auf das Sopha niederfallen und brach in bitteres Schluchzen aus.

Dann seufzte sie tief auf, wie Jemand, der seinen Entschluß gefaßt hat. Mit ironischem Lächeln zog sie ihre Uhr auf, nahm aus Fächern und Schubladen Briefe, Papiere und allerhand Andenken heraus und warf sie in die Flamme des Kamins.

Sie versuchte es, einen Brief an Juan zu schreiben, zerriß ihn aber wieder.

„Was mag er jetzt machen?" dachte sie und sah durch das Schlüsselloch, wie er mitten unter den entfalteten Zeitungsblättern dasaß.

Kurz darauf hörte sie ihn vorsichtig in sein Schlafzimmer gehen, und sagte bei sich:

„Er hat nicht daran gedacht, sich davon zu überzeugen, ob ich noch wache und wie ich mich befinde."

Darauf zog sie ihr Reitkleid an, schnallte den Sporn an den Fuß, setzte den Hut auf und ging mit den Handschuhen und der Reitpeitsche in der Hand hinunter.

XV.

Am nächsten Morgen um Neun schlief Juan noch fest, als ihn das laute Klopfen und Antonio's Stimme weckte, welcher im Tone der Verzweiflung rief:

„Machen Sie auf, Herr! Bei der heiligsten Jungfrau, machen Sie auf!"

„Ich komme, ich komme! Einen Augenblick Geduld!"

„Die Marquesa ist nicht zu finden! Es muß ihr ein Unglück zugestoßen sein."

Juan öffnete schnell die Thüre:

„Ist sie denn nicht in ihrem Zimmer?"

„Nein. Sie hat ganz früh Morgens von einem Burschen ihr Pferd satteln lassen und ist beim stärksten Regen fortgeritten."

„Vielleicht ist sie nach einem Dorfe in der Nachbarschaft geritten. Lassen Sie alle Pferde satteln, damit wir sie suchen können!"

„Nein, sie muß todt sein. Ihr Pferd kam allein zurück."

„Um Gottes Willen, vorwärts! Wir wollen den Spuren ihres Pferdes nachgehen!"

„Es ist umsonst. Der Regen hat Alles weggewaschen."

„Gott meiner Seele! Was sollen wir thun!"

Er stürzte die Treppe hinunter. Auf dem Hofe standen die Frauen und Mädchen und weinten. Keine sagte ein Wort, als er herunterkam. Die Männer waren alle aufgebrochen, um Julia zu suchen.

Juan sattelte selber sein Pferd. Als er dann aufsteigen wollte, hörte er, wie die Kinder draußen vor dem Gehöfte riefen:

„José hat sie gefunden."

„Wo ist es?" riefen die Weiber, indem sie aus dem Thore liefen.

„Es ist noch weit. Sie ist schwer, und José will sie keinen Andern tragen lassen."

„Wo war sie?" rief Juan, seiner Sinne kaum mächtig.

„In dem See, den Sie angelegt haben."

Juan stürzte fort. José kam ihm mit dem sicheren Schritt eines Riesen entgegen, während er den Leichnam trug. Sechs bis acht Landleute gingen hinter ihm her.

Als er Juan's ansichtig wurde, blieb er stehen und rief in einem Tone, der keinen Widerspruch zuließ:

„Zurück! Rühren Sie sie nicht an! Jetzt gehört sie wiederum uns!"

„Zurück!" riefen auch die Andern und hielten den Unglücklichen fest.

„Laßt mich los, wenn Euch Euer Leben lieb ist!" rief Juan.

„Von Deinem Leben spreche ich später mit Dir," sagte José finster. „Laßt ihn nicht los."

Juan brach voll ohnmächtiger Wuth in krampfhaftes Schluchzen aus.

Antonio kam heran und sagte:

„Fürchten Sie nichts. Kommen Sie in den Palast zurück. Ich schaffe Sie später sicher fort."

Auf Umwegen brachte er ihn zurück. Die Leiche wurde in José's Hause

aufgebahrt, auf freiem Felde begraben und das Grab mit einer Mauer umgeben. Die Bestattung auf dem Kirchhofe hatte der Pfarrer verweigert. Das Geld, welches Julia hinterlassen hatte, wollte Antonio zu Messen für ihr Seelenheil, oder, falls der Pfarrer sie nicht lesen wollte, in Messen für die Seelen der Abgeschiedenen im Allgemeinen verwenden.

Nach dreitägiger Gefangenschaft brachte Antonio den Ingenieur ganz früh am Morgen unbemerkt aus dem Hause. Die Sonne ging gerade auf, als er sein Pferd auf der Höhe der Sierra anhielt, welche das Thal von der Außenwelt trennt. Unter Gefühlen des bittersten Schmerzes warf er einen letzten Blick auf das alte Schloß.

Da pfiff dicht bei seinem Kopfe eine Kugel vorbei, und auf der Anhöhe, ihm gegenüber, sah er José mit der Büchse im Anschlage stehen.

„Du hast mich nicht getroffen!“ rief er, warf dem Pferde die Zügel auf den Hals und kreuzte die Arme. „Schieße noch einmal! Du bist in Deinem Rechte.“

José sah ihn lange aufmerksam an, dann machte er eine Handbewegung, die ein stolzes Lebewohl bedeuten konnte, warf die Büchse auf die Schulter und verschwand langsam im Gebüsch.

Juan ging ins Leben zurück. Ob er sich in den Bestrebungen und Täuschungen der Welt wohl manchmal des einsamen Grabes der Verschwenderin erinnert hat, die ihm das Letzte gab, was sie zu verschenken hatte?

Aus dem Berliner Musikleben.

Mitte Februar 1885.

Die vergangenen Wochen haben der Geschichte des Berliner Musiklebens ein unrühmliches Blatt eingefügt: durch eine lärmende Demonstration wurde die friedliche Zufluchtsstätte der Kunst, der Concertsaal, entweiht; der unsaubere Geist der Gasse hat seine unmelodische Stimme vernehmen lassen und hat, obzwar leicht überwältigt, doch den guten Glauben an die Wohlgesittung unseres Publicums weit über die Grenzen Deutschlands hinaus stark erschüttert. Die Erscheinung verdient um ihrer selbst und mehr noch um ihrer symptomatischen Bedeutung willen näheres Eingehen.

Der Claviervirtuose und Componist Saint-Saëns in Paris — nach Geburt, Gesicht, Geschmack und Gebahren der Prototyp eines Franzosen, aber an der Brust der deutschen Muse genährt und zum hervorragenden Musiker gereift, in Deutschland (auch in Berlin) häufig als Gast begrüßt und geehrt —, wurde bereits im vorigen Jahre vom Vorstande unserer Philharmonischen Gesellschaft (und zwar auf Anrathen des Herrn Professor Klindworth) in seiner Doppeleigenschaft zu einem Concert eingeladen und gab dieser Einladung am 22. Januar Folge. Inzwischen hatte der Künstler einer Nöthigung, zur gerade schwebenden Frage einer Aufführung des „Lohengrin" in Paris sich zu äußern, dadurch entsprochen, daß er von jeglicher Aufführung Wagner'scher Bühnenwerke in Frankreich abrieth. Er that dies als Franzose, als Gegner Wagner's und als Componist. Als Franzose fühlte er sich durch die vielfachen antifranzösischen Kundgebungen Wagner's verletzt; als Gegner der Wagner'schen und maßgebender Vertreter einer im classischen deutschen Stil wurzelnden Richtung fand er sich zum Schutz der musikalischen Erziehung seiner Landsleute berufen; als Componist sah er sein persönliches Interesse bedroht. Selbst wenn man annimmt (was jedoch keineswegs zu erweisen ist), daß Saint-Saëns seinen Patriotismus nur vorschützte, daß seine Sorge um den musikalischen Geschmack in Frankreich des tieferen sittlichen Antriebes entbehrte, und daß seine Selbsteinschätzung nur Selbstüberschätzung, einem Wagner gegenüber nur lächerliche Eitelkeit war —, so bleibt immer noch das persönliche Recht, seine Ansicht zu haben und zu äußern, seine Geschmacksrichtung geltend zu machen, nicht etwa eines unbedeutenden Menschen, sondern eines Künstlers, dem die Musiker Deutschlands fast ausnahmslos ihren Respect offen zu erkennen gegeben haben, und zwar ohne die Bedingung eines Verzichts auf nationale Denk- und Fühlart, rein objectiv-künstlerisch, der neben seiner besonderen Ansicht auch seine besondere, uns natürlich anfremdelnde Ausdrucksweise hat, und der — enfin — ein Franzose ist, d. h. jeden Augenblick geneigt, über Deutschland Unvortheilhaftes zu denken und zu sagen. Nicht gerade dieses Recht, von welchem der Künstler Gebrauch machte, ohne nur entfernt die parlamentarischen Usancen zu durchbrechen, sondern das weitere: nachdem er gesprochen, auch noch in Deutschland zu concertiren oder, wie man sich deutlicher ausdrückte, Ruhm und Gold zu gewinnen, sollte ihm bestritten und entwunden werden. Zunächst wurde eine Pression auf den Vorstand der Philharmonischen Gesellschaft versucht. Das Programm des Saint-Saëns-Concertes sollte zu einer Kundgebung gegen Saint-Saëns, den Anti-Wagnerianer, benutzt, wie eine Ueberschrift sollte das Vorspiel zu Lohengrin allen sonstigen Nummern vorangestellt werden. Es mag hier unerörtert bleiben, welche Gesinnung dazu gehört, einem Virtuosen in den letzten Minuten vor seinem Auftreten an entscheidender Stelle eine solche Lection ertheilen zu wollen. Es

ist leicht einzusehen, daß dieser Stoß auch eine widerstandsfähigere Natur, als sie gerade Musiker gegen Gemüthsattaquen haben, in den Sand werfen mußte. Die Wagner'sche Musik hätte Saint-Saëns angehört, wie er sie gewiß oft gehört hat; aber den moralischen Effect hätte er, der gebetene Gast, nicht ignoriren, er hätte nicht spielen und nicht bleiben können. Glücklicher Weise wies der herausgeforderte Vorstand nicht nur die Zumuthung einer Programmschwenkung in dem angedeuteten Sinne zurück, sondern gab mit Aufnahme noch einer Composition von Saint-Saëns die unzweideutige Antwort.

Zu derselben Stunde, wo unser Joachim — ein Berliner Anti-Wagnerianer — die Pariser entzückte, mit deutscher Kunst friedliche Eroberungen machte, wartete der Pariser Gesinnungsgenosse Saint-Saëns, und zwar mit Joachim's Zustimmung, in der Berliner Philharmonie auf seine Stichnote. Die unter Klindworth's Leitung ganz entzückend gespielte Melusinen-Ouvertüre von Mendelssohn war verklungen, und der Gast erschien. Ein schwacher Applaus von Freundeshand (Saint-Saëns hat wirklich Freunde in Berlin!) begrüßte ihn. Sofort trat eine unter den Emporen — wohlgemerkt, nicht im Lichte des Saales, sondern im Halbdunkel der Stehplätze — postirte Gruppe in Action. Roher Lärm erhob sich, wildes Schreien, Pfeifen, Stampfen. Wirre Zurufe wurden hörbar. „Lohengrin!" riefen Einzelne. Der Künstler wartete am Flügel. Nun nahm sich die Gesellschaft des Bedrängten an und ermuthigte ihn und Herrn Klindworth durch Beifall zum Beginn des Concerts. Nach wenigen Accorden begann das Getöse von Neuem. Die Musik verstummte. Empört, schamroth erhob sich jetzt das Publicum, brachte mit dröhnendem Applaus die etwa zwanzig Störenfriede zur Ruhe und gab so sich selbst und dem Künstler Satisfaction. Mitten im Concert, bei einem ausgeführten Orgelpunkt, ward ein neuer Versuch der Unterbrechung gemacht, der, zwar abermals und mit steigender Entrüstung zurückgewiesen, doch zur Folge hatte, daß des Virtuosen Clavierconcert in Cmoll völlig um seine Wirkung kam. Das Programm wurde nun allerdings zu Ende gespielt, die schon aus den Bilse-Concerten bekannte höchst interessante Orchester-Suite und die Rhapsodie d'Auvergne kamen, obwohl Dirigent und Orchester ebenfalls stark beunruhigt waren, gut zu Gehör —; aber wo blieb unter solchen Umständen der Musikgenuß? Neben den Werken des Parisers erreichte auch Ernst Rudorff's von früher schon bekannte 1. Symphonie nur unser äußeres Ohr; wie zum Musikgenuß, so gehört erst recht zum Musikverständniß eine behagliche Stimmung, diese aber war vernichtet.

Es sind wohl fünfundzwanzig Jahre her, daß Hans von Bülow in der Singakademie Liszt's symphonische Dichtung „Die Ideale" dirigirte und eine ähnliche Störung ertragen mußte, wie Saint-Saëns am 22. Januar. Wenige Tage später stand der Autor selbst am Dirigentenpult vor ziemlich dem gleichen Auditorium und drückte durch die Macht seiner Persönlichkeit jeden Widerspruch zu Boden. Ich möchte eine Brücke schlagen von jenem Vorgang zu dem diesmaligen. Welcher Meinung mögen Liszt und Bülow über den Saint-Saëns-Scandal sein? Aus zwei Gründen will ich gerade Liszt nicht direct anrufen. Erstens ist meine Verehrung für Liszt nicht bedingungslos. Dadurch fühle ich mich nicht im Mindesten genirt, seine Musik mit Aufmerksamkeit zu hören und den ihm persönlich geltenden Beifall zu unterstützen; dem Künstler soll sein Recht werden und nicht minder dem Stück Kunstgeschichte, welches er verkörpert. Aber Liszt ist nicht nur kein Deutscher, sondern er setzt ostentativ polnische, magyarische, ultramontane ꝛc., kurz solche Ideen musikalisch in Cours, die niemals zum deutschen Herzen dringen werden; er spricht und schreibt mit Vorliebe französisch; er ist Kosmopolit. Darum dürfte von Liszt jeder künstlerische und politische Particularismus jedenfalls desavouirt werden. Aber — dies ist mein zweiter Grund — der Weimarische Meister war Richard Wagner's Herold und Beirath und hat trotzdem mit dem Anti-Wagnerianer Saint-Saëns stets gute Freundschaft gehalten; seine Meinung ist also eigentlich schon offenkundig. — Für Bülow's Urtheil jedoch fehlen mir positive günstige Vorzeichen ganz und gar, und gerade deshalb rufe ich es an. Ich will darauf verzichten, die Gründe zu entwickeln, welche mir die Zustim-

mung dieses eminenten Künstlers als wahrscheinlich, ich möchte sagen unausbleiblich erscheinen lassen, denn sie ergeben sich aus meiner völlig frei gebildeten Vorstellung seiner Wesenheit; ich will aber auch nicht verschweigen, daß ich über die Natur und die Tragweite ihm etwa nöthig scheinender persönlicher Rücksichten mich im Ungewissen fühle.

* * *

Die großen oratorischen und symphonischen Aufführungen, ob sie in der Singakademie oder dem geräumigen Saale der Philharmonie stattfinden, drängen immer wieder und immer energischer vor die Alternative einer wesentlichen Umgestaltung, resp. Ausweitung der vorhandenen Säle, oder eines der Metropole würdigen Neubaues. Das Terrain der Philharmonie ist bereits nach Möglichkeit ausgenützt und für große Feste, wie es z. B. die überaus glänzende Menzel-Feier der jungen Kunstakademie war, ein vorzüglich geeigneter Bau. Die Aufstellung eines großen Chores und Orchesters jedoch läßt die in diesen Blättern eingehend geschilderten Mängel der Disposition bei jedem neuen Anlaß lebhafter empfinden; an dergleichen gewöhnt man sich eben nicht. Die Singakademie ist zwar mit dem neuen Jahre durch den Zurückkauf auch der letzten aus der Zeit ihrer Gründung stammenden Actien zu einem völlig schuldenfreien Institute geworden — ein Umstand, der nicht hoch genug zu schätzen ist —; aber ein Neubau würde eine wesentliche Vergrößerung nicht mit sich bringen können, da die Umfassungsmauern unübersteigbare Grenzen bezeichnen und den vorhandenen akustisch unvergleichlich schönen Saal verschwinden machen würde. Der Gesellschaft liegt vor Allem daran, ihre Uebungen im eignen Heim abzuhalten, wozu der gegenwärtige Saal vorzüglich geeignet ist. Als Concertsaal für Kammermusik, Virtuosen-Concerte und kleinere Vereine wird dieser Raum nach wie vor unentbehrlich und unerreicht bleiben. So wäre nicht ausgeschlossen, daß sich die Singakademie selbst an einem großen Saalbau an anderer Stelle als Gesellschafterin betheiligte, und daß mit dieser Perspective sich dann um so leichter ein Unternehmer fände, als er sich für das Terrain der Singakademie dem Vernehmen nach bereits gefunden hat. Wenn nicht alle Zeichen trügen, so wird, wenn das Crescendo der öffentlichen Theilnahme an den großen chorischen Concerten stetig zunimmt, in Jahr und Tag ein greifbares Project vorliegen.

* * *

Allen oratorischen Concerten der vergangenen Monate steht der Bach-Abend der Singakademie weit voran. Es gilt, eine der glänzendsten Thaten des Instituts zu verzeichnen. Daß ausschließlich Bach'sche Cantaten den Inhalt des gewaltigen Programms bildeten, und daß diese bei unserem Publicum die Wirkung eines Händel'schen Oratoriums und selbst der Matthäus-Passion Bach's nicht nur erreichten, sondern theilweise überholten, läßt erkennen, in welchem Ansehen geistliche Musik gegenwärtig in Berlin steht. — Händel und Bach! Der erste Musikerbiograph, Maynwaring, dessen Büchlein über Händel zum Urahnen eines so zahlreichen Geschlechts werden sollte, sagt gelegentlich: „Gewisse Dinge bei Händel muß man, an natürlicher Erklärung verzweifelnd, kurzum für göttliche Erleuchtung halten." Chrysander lobt an dieser Aeußerung mit Recht die Tapferkeit, welche mit ihr im Zeitalter Voltaire's bewiesen wurde. Was erst würde der englische Biograph von Bach gesagt haben, wenn er ihn gekannt hätte, von Bach, der zwar gleich Händel im Hause frommer Eltern aufgewachsen und dem Glauben seiner Väter treu geblieben war, aber durch sein ganzes Leben in fleißiger Schriftforschung, in lebhaftem Verkehr mit Theologen und ihren Arbeiten diesen Glauben vertiefte und befestigte, während Händel durch seine Beziehung zum Theater und zum high life sich, trotz seiner Oratorien, zum echten Weltkinde auswuchs. Man beachte, daß Händel, während Bach fast alle seine Texte dem neuen Testamente entlehnt, dieses nur streift und dem Choral völlig fern bleibt, den Bach in den Mittelpunkt seiner Musik stellt. So wird begreiflich, warum uns Bach mehr in der Kirche, Händel mehr im Concertsaal begegnet; und ferner, warum

die Gesangvirtuosen nur äußerst selten es lohnend finden, sich mit Bach zu befassen, und nicht minder endlich, warum die dem Kirchenthum abgewendete Gegenwart den interconfessionellen Händel leichter verständlich findet, als den orthodoxen Thomascantor. So ist schon eine gewisse Reife des Verständnisses, ja ein religiöses Bedürfniß bei denen vorauszusetzen, welche kommen, um eine oder einige jener etwa 250 Cantaten zu hören, welche Bach während der siebenundzwanzig Jahre seines Lebens in Leipzig ausschließlich zur Verherrlichung des Gottesdienstes schrieb. Drei dieser Cantaten bildeten das Programm des singakademischen Concertes. Nicht weniger als drei! Es ist noch nicht gar lange her, daß jener allerdings wunderbare Actus tragicus, die Cantate „Gottes Zeit ist die allerbeste Zeit" die einzige ihrer Art im Repertoire der Singakademie war. Die Aera Blumner hat hier Wandel geschaffen und die Aufgabe, welche höchst verdienstvoll seiner Zeit der Bachverein unter Georg Vierling's und Wilhelm Rust's Leitung sich stellte, mit übernommen. Unter Hinzurechnung dessen, was die Hochschule in der gleichen Richtung leistet, kann man den gegenwärtigen Grad der Pflege von Bach's Cantate und Musik überhaupt für Berlin eine ausreichende und erfreuliche nennen; aber auch der Bachverein könnte noch existiren, d. h. nicht nur dem Namen nach, sondern actionsfähig: die Zahl der Bachfreunde ist thatsächlich groß genug.

In einem Vorwort zum Textbuch entwickelt Professor Blumner, daß, warum und wie er die drei Cantaten für die Aufführung einrichtete. Die Absicht, durch Herübernahme von wirksamen Nummern aus andern stoffverwandten Werken Bach's, eine abgerundete, wesentlich bereicherte, dem Liebhaber werthvollere und dem Kenner interessantere, neue, lebefähige Form zu finden, ist entschieden glücklich verwirklicht. Eine solche Operation darf allerdings nur von einem Berufenen ausgeführt werden; nur der Meister darf die Form zerbrechen und neu fügen. Blumner besitzt beide erforderlichen Facultäten: die musikalische und die theologische. In letzterem Sinne ist ihm die Operation vorzüglich gelungen, während, um nur ein Beispiel zu nennen, die Verquickung der Cantaten Nr. 4 und Nr. 10 nicht völlig glatt sich vollziehen ließ. Gegen die Schlichtheit der Oster-Cantate „Christ lag in Todesbanden", ein Werk, welches recht eigentlich aus der Kirche stammt und in dieselbe zurückführt, sticht schon die geistvolle, glänzende Instrumentation (2 Hörner, 2 Oboen) des Chores „Dazu ist erschienen" aus Nr. 40 gar zu vortheilhaft ab, so daß auch ohne Commentar der Zusatz erkannt werden dürfte. In Wirklichkeit aber ist der Ostercantate in dem bezeichneten Chor ein frisches, belebendes Element zugeführt. Allerdings bedarf sie für ihren kirchlich-liturgischen (im Unterschied zu dem Concert-) Zweck des Succurses nicht. Hier in den durchcomponirten, den cantus firmus stets kräftig heraushebenden Strophen des Luthertextes richtet sich der gewaltige cantor Germaniae durch seine tiefsinnige, klingende Interpretation zugleich als praeceptor Germaniae vor uns auf. Jede frühere Aufführung, auch die vor einigen Jahren von der Hochschule in der Garnisonkirche veranstaltete, faßte, der Meinung Spitta's folgend (eine klare Vorschrift Bach's fehlt leider), auch die einstimmigen Sätze als chorische auf. Von dieser Auffassung ist Blumner theilweise abgewichen, wie ich meine, zum Vortheil des Werkes. Der Charakter der reich fiorirten Einstimmigkeit deutet gewiß mehr auf die Solostimme, als auf den Chor; außerdem ist durch den Wechsel jener Monotonie ausgewichen, welche steter Chorklang erzeugt und welche damals in der Garnisonkirche den Eindruck wesentlich schwächte. — Die ursprünglich mit nur einem Chor ausgestattete Cantate „Lobet Gott in seinen Reichen" (von Bach selbst „Himmelfahrts-Oratorium" genannt), erscheint in der Verbindung mit den Cantaten „Wer da glaubet" und „Gott fähret auf mit Jauchzen" wie ein neues, in einem Zuge geschaffenes Werk, welches für sich schon genügen würde, die durch Blumner's Initiative gefundene Methode allgemein zu empfehlen. Ebenso hat die Pfingst-Cantate „O ewiges Feuer" durch den wahrhaft gigantischen Doppelchor „Nun ist das Heil" einen in der Glorie höchster Kunst kirchlicher Polyphonie aufstrahlenden Abschluß erhalten. Mit dieser heldischen That endete die fast überreiche Aufführung, an der insbesondere die Bachfreunde ihre herzliche

Freude gehabt und das Verlangen empfunden haben werden, dem Programm in gleicher Form bald wieder zu begegnen. — Von den Ausführenden gebührt diesmal Fräulein Hermine Spies der erste Platz neben dem Chor, dessen Leistung in zwei unbegleiteten Chorälen gipfelte. Die sonore, in Höhe und Tiefe gleichmäßig ausgiebige und wohllautende, jeder seelischen Bewegung willig nachgebende Stimme der begnadeten Altistin, das herrlichste Instrument für die musica sacra, gestaltete namentlich in der Himmelfahrts-Cantate das Recitativ „Ach Jesu, ist dein Abschied schon so nah'" zur rührendsten Klage, und umkleidete die Arie „Ach bleibe doch" (als Agnus Dei in der H-moll-Messe wiederkehrend) mit himmlischem Abglanz. Frau Müller-Ronneburger kam mit ihrem silberhellen, schmiegsamen Sopran und ihren glücklichen musikalischen Instinkten dem Werke zu Hilfe, während die Herren Hauptstein und Rolle mit ihren wenig dankbaren, aber schwierigen Aufgaben sich befriedigend abfanden. Durch entzückenden Wohlklang, rhythmische Schärfe und stilgerechten, wohlstudirten Vortrag erfreute die philharmonische Kapelle. Besonders edlen Ton producirten die Geigen unter Herrn Kruse's Führung. Mit ihnen wetteiferten die Trompeten und Flöten. An der kleinen, aber ausreichenden Orgel, gespielt von Herrn Vicedirector Heubner, gewann das Recitativ sichere harmonische Führung und das Ganze den kirchlichen Hintergrund. —

Wie die gottesdienstliche Idee in der vaterländischen ihr Correlat findet, wie beide demselben Bedürfniß nach Aufschwung zur höheren und höchsten Ordnung entstammen, so ist auch die Bach'sche Muse der Händel'schen schwesterlich zur Seite gestellt. Im Bibelwort reichen sie sich die Hand, in den Mitteln der musikalischen Einkleidung gehen sie eigene Wege. Aber selbst wo Händel den rein biblischen Stoff mit dem historischen vertauscht, trägt er die Priesterbinde und wählt seinen Text wie ein Kanzelredner. „Wie kann ein Musikus etwas Schönes machen, wenn er keine schönen Worte hat!" In diesem Unmuthsausbruch über die Verschrobenheit der unpoetischen deutschen Texte, die ihm gerade vorlagen, offenbarte Händel das ganze Geheimniß seiner Musik. Der unlösbare Verband, in welchem diese mit der Dichtung steht, ist dem Meister der Kern aller Tonkunst. Hierin ist er der glänzendste Vertreter seiner Epoche, denn auch Gluck kommt ihm gegenüber meist zu kurz. Alles war bei Händel Beweis für die Nothwendigkeit des Bundes zwischen Ton- und Dichtkunst. Daß er zuweilen in jenen homerischen Schlaf verfällt, beweist gerade die Oede seiner Texte, die ihn allerdings nicht versuchte, gelegentlich ein Wunderthäter zu sein und aus todtem Gestein Tonquellen springen zu machen. „Wo aber Sprache und Dichtung sich zu seinem Vorsatze schickten, da handelte er durchgehends groß und musikalisch." Dies sagte sogar Mattheson, derselbe Kritiker, welcher, Allen voran, jeden Gesangtext auf das ihm zu Grunde liegende allgemeine Gefühl und dann auf den Wortlaut ansah und nun untersuchte, in welchem Grade der Tonkünstler beides ergriffen, verstanden und verwerthet habe. Die gewaltigste Schöpfung Händel's, „Der Messias", ist an Worten aufgerichtet, welche der Componist selbst zusammenstellte. Wer hier Lust hätte, auf den Dichtercomponisten des Jahrhunderts nach Händel zu verweisen, vergißt, daß jene Worte Bibelworte sind, kräftig genug, die Flügel des Genius zum kühnsten Fluge zu spannen. Der „Messias" ist zugleich dasjenige Oratorium, in welchem die Arien mit den Chören auf gleicher Stufe der Vollendung stehen, während in andern Oratorien der verflachende formalistische Einfluß der italienischen Musik mehr oder minder deutlich sichtbar wird. Vielleicht ist es gerade diese Zwiespältigkeit mit ihrem gelegentlichen Nachlassen der Spannung, welche Oratorien wie Samson, Josua, Judas, die mit dem Messias demselben gesegneten Jahrzehnt 1740—1750 entstammen, eine — wenigstens in Deutschland — größere Popularität verschaffte, als dem ohne religiöses Verständniß und Bedürfniß gar nicht zu fassenden Messias.

Insbesondere wird dem Judas Makkabäus von Vereinen und auch Schulen eine ungewöhnliche Hochachtung und Zärtlichkeit entgegengebracht. Der Gründe dafür gibt es, noch außerhalb der musikalischen Sphäre, einige von nicht geringer Bedeutung: einen schlicht-praktischen — die Leichtigkeit der Theilung —, und einen ideal-praktischen — der fast typische Inhalt, welcher jedem Gedanken patriotischer Erhebung,

jeder Art der Heldenkrönung leicht anzupassen ist. Nun hat Händel zwar das aus Knechtschaft zur Freiheit, aus Unterdrückung zum Siege sich hindurchringende Volk Israel wiederholt (im Saul, Josua, Jephta, Samson ꝛc.) so vollendet geschildert, daß ihn einer seiner Biographen mit panegyrischen Neigungen „den begeisterten Propheten der Freiheit im stolzen freien England" nennt. So allgemeinverständlich jedoch, so bündig, kernig, aber auch so tiefreligiös und damit so bedeutsam für die Befreiung des Individuums von Allem, was seine sittliche Vollendung niederhält und aufhält, wie im Judas, erscheint er uns nirgend. Der tiefste Fall und der glänzendste Sieg finden hier denselben prägnanten und ungekünstelten Ausdruck. Die homophone Führung des Triumphliedes „Seht, er kommt mit Preis gekrönt", das durchaus gleichen Werth mit unsern besten Nationalhymnen hat, beweist allein die philosophische Reife dieses gewaltigen Geistes und die Souveränetät, mit welcher er zugleich die Form beherrscht und die Volksseele zum Singen bringt. Auch wenn die Feier von unseres Kaisers fünfundzwanzigjährigem Regierungsjubiläum nicht kurz vorher gegangen wäre, würden die wohl zwei Tausend Zuhörer, welche der Stern'sche Gesangverein in der Philharmonie vor sich sah, gewiß übereinstimmend als diejenige Nummer des ganzen Abends, welche unmittelbar ihr Herz traf, welche durch schlichte Größe, als gewissermaßen kunstlose Kunst, das innigste Wohlgefallen erweckte, jenen Hymnus bezeichnen, der bekanntlich in England das schöne Recht des Volksgesanges besitzt und bei jeder irgendwie passenden Gelegenheit erklingt. — Der Chor hatte seinen guten Tag. Mit frischen Stimmen und erfreulicher Verve wurden besonders die Kampf- und Siegeschöre in glücklichster Weise ausgeführt, während der Ausdruck der Trauer mehr die deutliche Spur sorgfältiger Einübung als das Gepräge freier, tiefer Empfindung trug. Die Früchte des Fleißes, welche Herr Professor Rudorff zeitigt, verdienen eine höhere Einschätzung deshalb, weil der Dirigent es augenscheinlich nicht liebt, momentanen Impulsen viel nachzugeben und den klingenden Körper allein an die schwankende Spitze des Tactstocks zu hängen. Rudorff ist, wie Blumner, selbst der Einstudirende. Darum weiß zwar der Stern'sche Verein immer schon vorher und ohne daß es vieler Signale bedarf, was er soll; aber die Gefahr der Erstarrung im Vorgeschriebenen und Vorgeübten liegt gleichfalls nahe. Jene Forderung, daß dynamische Vorzeichnungen eigentlich überflüssig oder gar schädlich seien, hat einen berechtigten Kern, namentlich für einen Chor gebildeter Sänger. Die rechte Mitte zwischen dem Festgestellten und dem durch die Gunst des Augenblicks Offenbarten wäre das Richtige. Der Händel-Stil verträgt eine reichere dynamische Ausstattung, als Herr Rudorff für gut findet, sehr wohl; aber andrerseits ist mit der Würde des Oratoriums eine nervös hin- und herzuckende Dirigentenfigur schlechterdings unverträglich. Ich möchte deshalb der Weise Rudorff's, wie überhaupt in ihrer Anwendung auf die oratorische Musik, so insbesondere für die Chorleitung und Chorerziehung das Wort reden.

Unter den Solisten erregte Herr Niemann das lebhafteste Interesse und die gespannteste Erwartung. Vor fast zehn Jahren trat er in den damals neuen Reichshallen ebenfalls mit dem Stern'schen Verein und als Judas, nur mit der viel vollständigeren Partie vor uns. Immer wieder ist constatirt, daß Niemann auf der Bühne in diesen zehn Jahren fast nichts von seinen Fähigkeiten eingebüßt hat. Ich darf hinzufügen, daß der Judas von heute die Vorzüge des früheren unbeschädigt sich erhalten hat. Stimme und Auffassung des Sängers harmoniren vortrefflich zum Händelstil. Coloratur und Aussprache erscheinen mir in ihrer stählernen Schärfe sogar mustergültig. Neben den Vorzügen haben sich indeß auch die damals beobachteten Mängel conservirt: Fallenlassen ganzer Phrasen, aus denen sich dramatisch nichts machen läßt, und Beunruhigung der Tempi. Niemann hat eben zu selten Gelegenheit genommen, sich vom Geist des Oratoriums in Zucht nehmen zu lassen. Fräulein Spies unterstützte auch diese Aufführung in vorzüglicher Weise. Neben ihr erschien zum ersten Male in einem Berliner Concertsaale Fräulein Pia v. Sicherer mit einem Sopran von heller, aber wohlthuender Farbe und genügender Kraft. Ihr gelang namentlich die Arie des dritten Theiles: „Dann tönet laut" recht lobenswerth. Daß die Sängerin

die der Coloratur vorausgehenden, ankündigenden Töne mit voller Stimme sang, dann aber die Coloratur selbst aus Rücksicht auf Athemersparniß mit halber Stimme einsetzte, ist hoffentlich nur ein Befangenheitsfehler. Frau Anna Schultzen v. Asten stand in jeder Hinsicht auf der Höhe des Werkes. Endlich machte Herr Franz Schwarz mit seinem schwarzen, kernigen Bariton, aber noch ungelenkem Vortrage im Ganzen gute Figur in diesem vortrefflichen Ensemble, dem die philharmonische Kapelle vollendeten Abschluß gab.

Ein unter der Leitung des Herrn F. A. Dreßler stehender, aus Damen der Hof- und Officierssphäre bestehender Chor hatte sich die schöne Aufgabe gestellt, zum Besten eines Fonds zur Errichtung eines Denkmals für Friedrich Kiel, dessen ehemaliger Schüler der Dirigent ist, ein Concert zu geben. Der Gunst, welche unser greiser Feldmarschall Moltke dem Unternehmen zuwendete, ist es zu danken, daß die prächtige Aula der Kriegsakademie ausnahmsweise dem Concertpublicum zugängig wurde. Zwar deuten Ornamente, Embleme, Statuen und Deckenbilder dieses Raumes, dem graue Marmorsäulen mit metallenen Sockeln und Capitälen einen festlich-ernsten Charakter verleihen, entschieden auf die den Künsten des Friedens so feindliche Kriegskunst; aber der Todesmuth fürs Vaterland heischt seine Weihe durch die Musik des Heiligthums, die persönliche Tapferkeit ihren Ansporn durch das vaterländische Lied und endlich der Sieg seine tyrtäische Hymne. Das Gedächtniß Kiel's verwies auf die musica sacra, und so kamen nach einem zwar nicht speciell in die Stimmung dieses Abends einführenden, aber schwungvoll von Schwert und Leyer singenden Prolog Wildenbruch's, welchen Premierlieutenant v. Barby ausdrucksvoll sprach, zunächst Bargiel's Psalm 23 für dreistimmigen Frauenchor und Orchester, ferner Lotti's „Vere languores" für dreistimmigen Frauenchor a capella (Soli: Frau Dr. John Fuchs, Fräulein v. Böcklin und Fräulein Lilli v. Schenck), dann ein Duett aus „Christus" von Kiel (Soli: die Herren v. d. Marwitz und v. Pöllnitz) und endlich der herrliche Altchor aus demselben Oratorium zum Vortrage. Den Schluß des interessanten Abends bildete Pergolese's berühmtes „Stabat mater", welches vom zweistimmigen Frauenchor, einem Streichquintett der Königlichen Kapelle und einem die Orgel ersetzenden Harmonium genau nach der Originalpartitur zur Aufführung gelangte. (Soli: Frau Schultz-Hausmann und Frau v. Rohr-Levetzow). Besondere Freude bereitete uns der goldhelle, biegsame Sopran der musikalischen Schwester unseres weltbekannten Violoncellisten. Die Frage lag nahe, warum die stets gern gehörte Sängerin so selten sich vernehmen läßt, da sie doch für den Lieder- und Arienvortrag, besonders aber für das Oratorium alle erforderlichen Eigenschaften besitzt. — Der Chor ließ erkennen, daß seine Mitglieder im Kunstgesange unterrichtet und geübt sind. Der musikalische Vortrag und Ausdruck, die Aussprache des Textes, das deutlich vernehmbare Filar il tuono der italienischen Schule, die feine dynamische Schattirung — Alles trat vortheilhaft hervor. Nur in einer Richtung hat Herr Dreßler noch viel Arbeit vor sich: die Reinheit der Intervalle ließ zu wünschen übrig und am meisten bei den zu einem kleinen Chor vereinigten Damen. Hoffentlich läßt sich die hübsche Vereinigung an derselben bevorzugten und dem Klange so holden Stelle bald wieder vernehmen. —

Einer in jeder Beziehung wohlgelungenen Aufführung von Friedrich Kiel's Requiem in As dur, welche die Königliche Hochschule für Musik zum Gedächtniß ihres ehemaligen Lehrers unter Leitung Joachim's in ihrem eigenen Saale vor einem geladenen Publicum veranstaltete, sei in Dankbarkeit hier gedacht. —

Zum Gebiete der weltlichen Chormusik bildet Schumann's Werk „Das Paradies und die Peri", aufgeführt vom Cäcilienverein unter Leitung des Herrn Alexis Holländer, den geeigneten Uebergang. Einige Bemerkungen über das Werk selbst mögen vorausgehen. Bald nachdem Robert Schumann seine große Symphonie in B vollendet, und inmitten der schöpferischen Zeit, in welcher der Quell seiner Lieder reicher und immer reicher strömte, kam ihm das von seinem Jugendfreunde Emil Flechsig nach Thomas Moore's „Lalla Rookh" bearbeitete Gedicht „Das Paradies und die Peri" zur Hand. Die Farben waren auf der Palette, der Vorwurf gegeben, jetzt

galt es zu malen. Der Phantasie des Componisten entsprach der narkotische Duft der märchenhaften, zauberischen Dichtung ganz und gar; doch nahmen gleich anfangs die einzelnen Bilder Schumann's Aufmerksamkeit in solchem Grade gefangen, daß ihm die Disposition des Ganzen entschlüpfte. Es entstand ein im Einzelnen entzückendes Werk, dessen Gesammtwirkung durch einen Fehler der Anlage für immer geschädigt blieb. Was ich (im December-Heft) an Mendelssohn rühmen konnte: das rastlose Streben nach überzeugenden, dramatischen Bildungen (im Elias), findet sich bei Schumann kaum im Ansatze; seine Tonmuse hat nur die Leyer, niemals die Maske zur Hand. So ist man in Verlegenheit um die Einordnung des Werkes. Zum Oratorium fehlt ihm die epische Gestaltung, und doch entlehnt es diesem den Erzähler (Evangelist in den Passionen). Fiele nicht manche kostbare Perle aus dem melodischen und harmonischen Schmuck dieser Rolle zu Boden, so ließe sich mit entschiedenem Vortheil für das Ganze empfehlen, den Erzähler nur sprechen zu lassen. Auf diese Art würde man zu einer der Dialog-Oper entsprechenden neuen Form der Cantate gelangen, dem Fortschritt des Werkes ein beschleunigteres Tempo und seinen Schönheiten eine zweckmäßige Umrahmung geben. — Man sieht, daß auch ein so erwählter, kritischer Geist wie Schumann in Irrthümern beharren konnte, gegen welche es ein anderes Mittel eben nicht gibt, als die Amputation, die bekanntlich aber das Leben zu fristen vermag.

Der Cäcilienverein, welcher das Werk ohne Kürzung aufführte, besitzt die erforderlichen Mittel in reichem Maße. Die weltlich-oratorische Musik, aus der er sein Repertoire zusammensetzt, bedarf eines solchen mobilen Chores gebildeter Sänger und eines solchen gewandten und für jene Gattung hervorragend befähigten Dirigenten wie Herr Holländer, der, sorgfältig und feinhörig, keine Mühe scheut, den Chorklang zu veredeln, jede Nüance herauszumeißeln und jede naturalistische Unart abzuwehren. Besondere Hervorhebung verdient der in entzückender Präcision des Rhythmus und der Intonation mehr schwebende als schreitende Vortrag im zartesten Piano, wie ihn namentlich der Frauenchor vernehmen ließ. Sinnig und discret wirkte neben dem Chor das Philharmonische Orchester; auch Herr Hekking, der Führer der Violoncellisten, hatte von der Probe zur Aufführung einen Schritt vorwärts gethan. — Die Solopartien waren theilweise hervorragend gut besetzt. Frau Schröder-Hanfstängl sang die Peri. Ihre silberreinen Hochtöne vermittelten zwanglos eine Vorstellung jener Tochter der Luft, wie wir sie so zutreffend früher nie empfingen. Der Alt des Fräulein Aßmann gab durch sein wohlthuendes Timbre der ganzen Aufführung einen edlen Schimmer. Herr Dr. Gunz überwand virtuos die gehäuften Schwierigkeiten seiner Aufgabe und nebenbei, wie es schien, eine kleine Reiseindisposition. Auch Herr Friedländer, der Bassist, kam nicht recht zum einheitlichen Spinnen des Tones, führte jedoch seinen Part, wie auch Frau Holländer den ihrigen, musikalisch sicher durch.

Dem Seiffert'schen Gesangverein a capella begegnete ich in diesem Winter zunächst in einem eigenen, durch den vortrefflichen Geiger Felix Meyer unterstützten, und in einem Montags-Concerte, bei welchem sich außerdem mit vorzüglichen Balladen- und Liedergaben Herr Baron Senfft v. Pilsach betheiligte. Herr Paul Seiffert tactirt zu nervös, ich mag ihm nicht zuschauen; aber desto lieber höre ich ihm zu. Es ist ein unvergleichlicher Genuß, dieses weiche Sichzueinanderneigen und Umschlingen der Chorstimmen zu beobachten. Aehnliches leistet jetzt schon der Gesangverein a capella des Herrn H. Putsch, der sich abwechselnd in der Kirche und im Concertsaal hören ließ, sowie der A capella-Chor der Hochschule unter Herrn Professor Schulze's Direction. Aber die völlige Ausglättung der Chorphysiognomie, das absolute und unbedingte Untertauchen der Einzelstimme finde ich zunächst nur bei Seiffert. — Gleichfalls gut eingesungen, wenn auch noch weit von der Vollendung, producirte sich die Berliner Liedertafel (Direction Zander). — Endlich sei an dieser Stelle des Opern-Vereins (Direction G. Bloch) gedacht, der an zwei unterhaltlichen Abenden zwei kleine vergessene Opern (Spohr's „Zemire und Azor" und Mendelssohn's „Hochzeit des Comacho") durch eine Aufführung am Clavier aus dem Dornröschen-Schlaf

zu wecken suchte und nebenbei einer Chor-Composition von dem liederreichen A. Naubert („Barbarossa's Erwachen") zur ersten empfehlenden Lesung verhalf. Die Solistin des Vereins, Fräulein Irmer, verfügt über einen wohlklingenden, wohlgeschulten Sopran von erheblicher Eleganz der Coloratur. —

* * *

Vom Opern-Verein zur Oper selbst ist nur ein Schritt. — Die Königliche Oper hat nach längerem Warten einen ihr zugefallenen Besitz endlich mobil, ein bis dahin fast todtes Capital zum zinstragenden gemacht: Herr Lieban singt den Mime; R. Wagner's Siegfried ist in Scene gegangen. Es bedarf an dieser Stelle, die ein Ehlert mit seinen classischen Berichten über den „Ring des Nibelungen" geweiht hat, einer Orientirung über den zweiten Tag der Trilogie nicht; es genügt, zu sagen, daß die Berliner Siegfried-Aufführung unter Robert Radecke's Leitung alle vorhergegangenen Aufführungen des Werkes, auch die erste in Bayreuth, erreicht, die weitaus meisten aber übertroffen hat. In den beiden Hauptrollen: Siegfried und Mime rangirt Berlin weit über Bayreuth. Ein solcher Siegfried, wie der des Herrn Ernst ist noch nie und nirgend über die Bretter gegangen; wir Alle waren überrascht, aber am meisten wohl — Herr Ernst selbst. Nicht daß dem Künstler vorher das Vertrauen in seine Kraft, die Hoffnung auf ein Gelingen gänzlich fehlte; er hatte vielmehr den Muth, die Ueberlassung der Siegfriedrolle zur Bedingung seines neuen Contractes zu machen. Das Bewußtsein der überkommenen Verantwortung lastete dann aber um so schwerer auf ihm, je mehr der Grundzug seines Charakters eine gerade bei Sängern gar zu seltene Bescheidenheit ist. Sein Siegfriedsieg war schon in der ersten Scene entschieden. Wie er mit schallendem „Hoiho!" jugendlich ungestüm in die Höhle hereinstürmte! Hatte man doch Mühe, sich das Bild des Bartlosen sofort zurecht zu rücken. Ist diese frische Stimme mit ganz neuen Lauten, ist diese jugendlich-geschmeidige Beweglichkeit wahrhaftig Ernst's Eigen? Fort mit aller Zweifelsucht, fort mit dem Kleinglauben und dem grämlichen Neid —, mit dem Bären seien sie hinausgejagt! Die erste Scene fiel zwar noch stets Siegfried zum Gewinn; die raffinirte, auf der Bühne immer wirksame und darum so gewöhnliche Confrondation von Caricatur und Idealgestalt verfehlte auch hier ihr Ziel nicht. Aber Ernst erschien auch im letzten Act neben Brünnhild weit über seinem bisherigen Niveau; kurz, mit dem Siegfried setzt eine neue Phase seiner künstlerischen Entwicklung ein. Frau Sachse-Hofmeister ist das Entzücken namentlich der Bildhauer; ihre Bewegungen beim Erwachen vergegenwärtigen ein ganzes Museum der Schöpfungen eines Phidias. Daß sie als Sängerin, besonders auch als Wagner-Sängerin und -Darstellerin zu den Zierden und Stützen der Königlichen Oper gehört, habe ich hier wiederholt bezeugt. Gedenken wir des imponirenden Wotan unseres Betz und des Orchesters, so kann man die Rechnung trotz der geringeren Werthe des Waldvogels, des Alberich und des Fafner mit einem bedeutenden Plus schließen und Herrn Kapellmeister Radecke den wohlverdienten Lorbeer überreichen. —

Als Anverwandte und Zugethane der Oper seien hier noch zwei Sängerinnen genannt, die, obwohl neben einander um höchste Auszeichnungen streitend, dennoch — ein seltener Fall! — gute, ehrliche Freundschaft halten: Christine Nilsson und Marcella Sembrich. Beide gehören mit der Patti zu den Zugkräften an der Londoner großen Oper, und Beide zog es nach Berlin. Für die schwedische Nachtigall war der Termin zu einer Visite auf dem Continent beinahe verpaßt; sie hielt es deshalb leider für nothwendig und angebracht, die Reclame-Trommel rühren zu lassen und hat, selbstverständlich, nicht viel „gemacht". Die polnische Amsel aber, soeben erst glückliche Mutter eines gesunden Marcel Christian geworden (die Nilsson hob ihn aus der Taufe), kündigte sich nur in der üblichen Weise an, kam, sang und siegte. Im Sommer wird sie ihr Nest bei Kroll beziehen und wir werden Grund haben, uns ihrer zu freuen. —

Theodor Krause.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Februar.

Der seit längerer Zeit angekündigte Gesetzentwurf, betreffend die Abänderung der kirchenpolitischen Gesetze, ist dem preußischen Herrenhause zugegangen. Zur Bekleidung eines geistlichen Amtes soll fortan die Ablegung einer wissenschaftlichen Staatsprüfung nicht mehr erforderlich sein. Auch wird der königliche Gerichtshof für kirchliche Angelegenheiten aufgehoben, während der Errichtung von Gymnasialconvicten von Seiten der kirchlichen Oberen in Zukunft nichts mehr im Wege stehen soll. Das Entgegenkommen der Regierung wird noch durch andere Bestimmungen des Gesetzentwurfes erwiesen, welcher letztere allem Anscheine nach auch im Abgeordnetenhause die Zustimmung der Conservativen und der Nationalliberalen, also der Majorität, finden wird.

Der deutsche Reichstag sowie das preußische Abgeordnetenhaus erörterten in dem seit der Mitte des Januars verflossenen Monate die „Polen-Ausweisungen" aus den östlichen Provinzen Preußens. Da die „Mittelparteien" in ihrer Gesammtheit im Reichstage keineswegs die Mehrheit bilden, während dies im Abgeordnetenhause der Fall ist, kann es nicht überraschen, daß die verschiedenartigen Parteiverhältnisse auch bei den entscheidenden Abstimmungen zum Ausdrucke gelangten. So nahm am 16. Januar eine aus den Stimmen des Centrums, der Deutsch-Freisinnigen und der kleineren Parteigruppen der Opposition bestehende Majorität den Antrag Windthorst an, welcher den Reichstag aufforderte, die Ueberzeugung auszusprechen, „daß die von der königlich preußischen Regierung verfügten Ausweisungen russischer und österreichischer Unterthanen nach ihrem Umfange und nach ihrer Art nicht gerechtfertigt erscheinen und mit dem Interesse der Reichsangehörigen nicht vereinbar sind." Wie Fürst Bismarck und die Mitglieder des Bundesrathes bereits bei der früheren Erörterung der Polen-Ausweisungen den Sitzungssaal verlassen hatten, weil sie die Competenz des Reichstages im Hinblick auf die von den polnischen Mitgliedern eingebrachte Interpellation bestritten, wohnte auch den Verhandlungen vom 15. und 16. Januar kein einziger Bevollmächtigter des Bundesrathes bei. In der vom letzteren acht Tage später gehaltenen Plenarsitzung legte dann der Staatsminister von Bötticher, welcher die Verhandlungen leitete, das Schreiben des Reichstagspräsidenten vor, in welchem der Beschluß über den Antrag Windthorst mitgetheilt wurde. Herr von Bötticher knüpfte an diese Mittheilung die officielle Erklärung, die preußische Regierung erachte die in der Resolution vom 16. Januar ausgesprochene Ansicht der Mehrheit des Reichstages für eine irrthümliche und halte an ihrer Ueberzeugung fest, daß die Ausweisungen, welche sie innerhalb ihrer verfassungsmäßigen Rechte angeordnet habe, im Interesse Preußens und der deutschen Nationalität zweckmäßig und nothwendig seien. Der Bundesrath lehnte hierauf einstimmig ab, die vom Reichstage gefaßte Resolution in Berathung zu ziehen, da die Competenz der preußischen Regierung zu den in der Resolution erwähnten Ausweisungs-Maßregeln eine zweifellose und ausschließliche wäre.

Im preußischen Abgeordnetenhause nahmen die Verhandlungen über den Antrag Achenbach, wie bereits hervorgehoben wurde, einen ganz anderen Verlauf. Dieser Antrag, der im mittelbaren Zusammenhange mit der Resolution des Reichstages stand, knüpfte an die bei der Eröffnung des preußischen Landtages verlesene Thronrede an, in welcher betont wurde, wie das Zurückdrängen des deutschen Elements durch das

polnische in einigen östlichen Provinzen der Regierung die Pflicht auferlege, Maßregeln zu treffen, welche den Bestand und die Entwickelungen der deutschen Bevölkerung sicher zu stellen geeignet wären. Demgemäß forderten die Nationalliberalen, die Freiconservativen und der größte Theil der Conservativen in dem nach dem ersten Unterzeichner benannten Antrage Achenbach das preußische Abgeordnetenhaus auf, seine Genugthuung über die angekündigten Maßregeln in den östlichen Provinzen auszusprechen und die Bereitwilligkeit zu erklären, zur Durchführung derartiger Maßregeln, insbesondere auf dem Gebiete des Schulwesens und der allgemeinen Verwaltung sowie zur Förderung der Niederlassung deutscher Landwirthe und Bauern in diesen Provinzen, die erforderlichen Mittel zu gewähren. In dem Antrage Achenbach wurde zugleich das Recht und die Verpflichtung der preußischen Regierung anerkannt, zum Schutze der deutschnationalen Interessen in den östlichen Provinzen nachdrücklich einzugreifen. Nach dreitägigen Debatten, an denen Fürst Bismarck sich sehr lebhaft betheiligte, wurde der Antrag, dessen Spitze in gewissem Sinne gegen die Reichstagsmehrheit gerichtet war, in der Sitzung vom 30. Januar mit 244 Stimmen angenommen.

Im Namen der Minorität hatte der Abgeordnete Eugen Richter vorher darauf hingewiesen, daß auf Grund des § 27 der Geschäftsordnung der Antrag Achenbach, insofern er eine Geldbewilligung in Zukunft herbeizuführen bestimmt wäre, an die Budgetcommission oder auch an eine andere Commission verwiesen werden müßte. Nachdem der Abgeordnete Windthorst seine Uebereinstimmung mit dieser Ansicht betont und sich im Sinne der Ueberweisung der Angelegenheit an die Geschäftsordnungscommission geäußert hatte, erklärte Präsident von Köller, bei der seit zwanzig Jahren geübten Praxis verbleiben und die Entscheidung des Hauses herbeiführen zu wollen. Demnächst wurde sowohl der Antrag Windthorst als auch der Antrag Richter — letzterer in namentlicher Abstimmung mit 234 gegen 153 Stimmen — abgelehnt. Dieses Ergebniß bot nun dem Centrum, den Deutsch-Freisinnigen und den Polen Veranlassung, an der weiteren Abstimmung überhaupt nicht theilzunehmen und sich zurückzuziehen, sodaß der Antrag Achenbach einstimmig angenommen wurde.

Es kann dahingestellt bleiben, ob nicht Demonstrationen wie das Verlassen des Reichstagssaales durch den Bundesrath, sowie die Secession der Minorität des Abgeordnetenhauses im Interesse der Reichsregierung nicht minder als in demjenigen der parlamentarischen Institutionen besser unterbleiben würden, zumal da derartige unwillkürlich an die Schaubühne gemahnende Effecte und „Abgänge“ bisher überwiegend für eine Specialität der romanischen Nationen erachtet wurden. Der preußischen Regierung erwächst jedenfalls auch nach der Ansicht vieler, welche die Nothwendigkeit der Ausweisungsmaßregeln im Principe anerkennen, die Pflicht, aufs sorgfältigste darüber zu wachen, daß die mit der Ausführung betrauten Behörden Mißgriffe und Härten vermeiden, sowie sich beeilen, bereits konstatirte Fehler in vollem Maße und nach besten Kräften wieder gut zu machen.

Die erste Regierungsvorlage, welche auf die preußischen Provinzen mit polnischer Bevölkerung Bezug hat, ist dem Abgeordnetenhause am 9. Februar zugegangen und betrifft die Beförderung deutscher Ansiedelungen in den Provinzen Westpreußen und Posen. Nach diesem Gesetzentwurfe soll der Staatsregierung ein Fonds von hundert Millionen Mark zur Verfügung gestellt werden, um zur Stärkung des deutschen Elements durch Ansiedelung deutscher Bauern und Arbeiter zu dienen. Die Ausführung des Gesetzes wird im Wesentlichen einer besonderen dem preußischen Staatsministerium unterstellten Commission übertragen, welcher je zwei Mitglieder der beiden Häuser des Landtags angehören sollen.

Am 11. Februar ist dann dem Abgeordnetenhause ein weiterer Entwurf, betreffend die Anstellung und das Dienstverhältniß der Lehrer und Lehrerinnen an den öffentlichen Volksschulen in Westpreußen und Posen und im Regierungsbezirk Oppeln, sowie ein Entwurf über die Schulversäumnisse übermittelt worden. Man darf jedenfalls hoffen, daß die überwiegende Mehrheit des Abgeordnetenhauses, unbeschadet einer sorgfältigen constitutionellen Prüfung den obigen, sowie den später noch eingebrachten Ge-

setzentwürfen zustimmen wird, insofern dieselben geeignet sind, die nationalen Interessen der deutschen Ostmark zu fördern. Erklärte doch auch die deutsch-freisinnige Partei aus Anlaß der Berathungen über den Antrag Achenbach in einer von ihr vorgeschlagenen Resolution, daß sie Vorlagen, welche positive Einrichtungen zur Erhaltung und zur Pflege der deutschen Bevölkerung, namentlich auf dem Gebiete des Schulwesens und im Einklange mit der Gleichberechtigung der Staatsbürger bezwecken, die sorgfältigste Prüfung angedeihen lassen würde, „wie es das nationale Interesse erheischt." Andrerseits wird das Recht der deutschen Gemeinden, an der Berufung der Lehrer Theil zu nehmen, auch in den preußischen Provinzen mit polnischer Bevölkerung gewahrt bleiben müssen.

Die „Polen-Debatten" im preußischen Abgeordnetenhause sollten in Oesterreich ein parlamentarisches Nachspiel haben. Die Mehrheit des deutschen Clubs, welcher im Gegensatze zum deutsch-österreichischen Club die Männer der „schärferen Tonart" vereinigt, faßte eine Resolution, in welcher zunächst die in den Reden des Fürsten Bismarck an den Tag gelegte „klare Erkenntniß" der dem deutschen Volksthum in seiner Gesammtheit und seinen einzelnen Gliedern durch den Slavismus drohenden Gefahren anerkannt wird. Weiter wird hervorgehoben, daß bei den durch die Macht der thatsächlichen Verhältnisse begründeten innigen Beziehungen Oesterreichs zum Deutschen Reiche jede Kräftigung des Nationalbewußtseins in Deutschland auch zur Stärkung der Deutschen in Oesterreich „in ihren schweren Kämpfen" führen müsse. Obgleich der deutsche Club davon Abstand nahm, diese Resolution dem deutschen Reichskanzler zu übersenden, bot die letztere doch Anlaß zu einer mißbilligenden Erklärung von Seiten der anderen Fraction der deutsch-liberalen Partei, des deutsch-österreichischen Clubs, welcher betonte, daß die Gegensätze des österreichischen Staatslebens lediglich als Angelegenheiten der inneren Politik zu behandeln wären. Der deutsche Club mußte sich andererseits dagegen verwahren, daß er seine Verpflichtungen gegenüber der verbündeten Fraction nicht erfüllt habe. In einer officiellen Erklärung wurde deshalb darauf hingewiesen, daß zwischen den beiden Clubs nur zur Herstellung einer einheitlichen parlamentarischen Thätigkeit, nicht aber in Bezug auf eine gemeinsame politische Thätigkeit überhaupt ein Uebereinkommen getroffen worden sei. Vom tactischen Gesichtspunkte aus erscheint das Verhalten des deutschen Clubs immerhin nicht unbedenklich, obgleich erwartet werden darf, daß die beiden Parteigruppen in allen wesentlichen Fragen, welche das Deutschthum in Oesterreich berühren, auch in Zukunft geschlossen vorgehen werden.

Während die erste auf die preußischen Provinzen mit polnischer Bevölkerung bezügliche Regierungsvorlage bezweckt, das deutsche Element durch Ansiedelung deutscher Bauern und Arbeiter zu stärken, ist das Ministerium Salisbury in England durch einen Beschluß gestürzt worden, in welchem die Mehrheit des Unterhauses dem Bedauern darüber Ausdruck gab, daß den Bauern in Bezug auf die Erlangung kleiner Pachtgüter keine Erleichterungen gewährt würden. Der am 26. Januar mit 329 gegen 250 Stimmen gefaßte Beschluß wurde als ein Mißtrauensvotum aufgefaßt, welches bezweckte, die von dem Cabinet Salisbury im Hinblick auf Irland angekündigte Politik zu vereiteln. Gladstone hat sich dann der Neubildung des Ministeriums unterzogen, in welchem Lord Rosebery als Staatssecretär des Auswärtigen in gewissem Sinne verbürgt, daß die bisherigen freundschaftlichen Beziehungen Englands zu Deutschland keinerlei Veränderung erfahren sollen. Mit besonderem Interesse darf man jedenfalls den Versuchen Gladstone's, die irische Frage ihrer Lösung näher zu führen, entgegensehen. Einen festen Plan hat der neue Premier noch nicht entworfen; wenigstens darf dies aus dem Schreiben gefolgert werden, welches Gladstone an seine Wähler in Midlothian gerichtet hat. In diesem Schreiben betont derselbe, daß die neue Regierung es vor allem als ihre Pflicht betrachten würde, sich über den sozialen Zustand in Irland ein Urtheil zu bilden, und zwar insbesondere mit Rücksicht auf die Agrarverbrechen, auf die Ausführung der Pachtverträge, sowie auf die persönliche Freiheit und auf den Druck, unter welchem die Landwirthschaft in Folge der niedrigen Preise leidet. Von

dem Umfange der in Irland geplanten Reformen wird es wohl abhängen, ob die Parteiverhältnisse im englischen Parlamente eine weitere Umgestaltung erfahren, zumal Hartington und eine Anzahl Whigs sich bereits von Gladstone getrennt haben. Die Ruhestörungen, welche am 8. Februar in London stattfanden, legen überdies der Regierung nahe, sich zunächst mit den sozialen Verhältnissen in der englischen Hauptstadt selbst zu beschäftigen. Mögen immerhin die Arbeiter-Comité's, welche Kundgebungen auf Trafalgar-Square veranstalteten, beabsichtigt haben, auf eine schleunige Abstellung des herrschenden Nothstandes durch die Regierung hinzuwirken, so beweist doch das Eingreifen der sozialistischen Elemente, daß auch im constitutionellen England Umsturzideen einen fruchtbaren Boden gewinnen. Während auf dem Arbeitermeeting von Trafalgar-Square die schleunige Ausführung von öffentlichen Bauten, die Einführung von Schutzzöllen und ähnliche Maßregeln vorgeschlagen wurden, zogen die „Socialrevolutionäre" gegen die Capitalisten und die Gutsherren zu Felde. In welcher Weise sie ihr Programm ausgeführt wissen wollen, zeigten die Anhänger der sozialen Revolution dann, indem sie die Fenster der Clubs in Pall Mall sowie in St. James's Street zertrümmerten und eine Anzahl von Geschäftslokalen, insbesondere von Juwelierläden, plünderten, ohne daß die Polizei sich stark genug erwiesen hätte, diese wüsten Ausschreitungen zu verhindern oder auch nur die Rädelsführer zu verhaften. Da spätere Meldungen befürchten lassen, es könnte zu neuen Ruhestörungen kommen, muß das Cabinet Gladstone an erster Stelle die Lage der Hauptstadt in Betracht ziehen.

Daß der Ministerwechsel in England von entscheidendem Einflusse auf die weiteren Phasen der Orientkrisis sein könnte, wird bezweifelt. Vielmehr überwiegt nach wie vor die Hoffnung, daß der europäische Frieden nicht gestört werden würde, zumal die Mächte in ihrer Gesammtheit zwar nicht mit voller Bestimmtheit wissen, was sie wollen, wohl aber, was sie nicht wollen: den Krieg. In Erwägung kommen vor Allem das Verhalten Griechenlands, die bulgarisch-türkische Frage sowie die Beziehungen zwischen Bulgarien und Serbien. Die kriegerischen Anwandlungen Griechenlands sind immerhin geeignet, gewisse Besorgnisse wachzurufen, obgleich die Möglichkeit nicht ausgeschlossen ist, daß das hellenische Spektakelstück nur aufgeführt wird, um an den Ernst der Action glauben zu lassen, die, seit geraumer Zeit stets von Neuem angekündigt, bisher doch nur eine Chimäre geblieben ist. Die ablehnende Antwort der griechischen Regierung auf die Collectivnote der Mächte läßt ebensowenig auf die wirklichen Absichten jener schließen. Hierzu kommt, daß man in Europa nicht daran gewöhnt ist, ernsthafte Kriegsnachrichten aus Griechenland, dem sonnigen Lande der Kunst, zu erhalten. Ausgrabungen in Olympia und auf der Akropolis nehmen das allgemeine Interesse weit mehr in Anspruch, und es ist eine seltsame Fügung, daß gerade in diesen Tagen neben dem Erechtheion ein Fund gemacht worden ist, der, falls sich die ersten Nachrichten in vollem Maße bestätigen sollten, für die Kenntniß der griechischen Kunst höchst bedeutsam sein würde. Die drei weiblichen Statuen, die am 5. Februar bei den in Gegenwart des Königs auf der Akropolis veranstalteten Ausgrabungen in einer Tiefe von etwa drei Meter gefunden wurden, weisen auch Farbenspuren auf, so daß, die Richtigkeit der Meldung vorausgesetzt, das in jüngster Zeit vielbesprochene Problem, ob die Alten ihre Statuen bemalt haben, der Lösung näher geführt werden könnte. Die drei weiblichen Figuren sollen zu den guterhaltenen Monumenten der griechischen Bildhauerei gehören und aus der Zeit vor Phidias herrühren. Freilich werden die Kunstforscher wohl erst nach genaueren Prüfungen im Stande sein, ein maßgebendes Urtheil in dieser Angelegenheit abzugeben. Wohl aber ist jetzt bereits alle Welt, mit Ausnahme der griechischen Chauvinisten, darüber einig, daß durch Erfolge auf dem Gebiete der Kunst, wie sie jüngst bei den Ausgrabungen neben dem Erechtheion erzielt wurden, die moderne Cultur und Civilisation mehr gewinnen, als durch den künstlichen Kriegslärm, der allem Anscheine nach ohne politische Folgen bleiben wird.

Einen weit günstigeren Verlauf, als die von Griechenland erhobene Streitfrage, hat die bulgarisch-ostrumelische Angelegenheit genommen. Aus der Note, welche von

der Türkei an die Mächte gerichtet worden ist, erhellt zunächst, daß das General-Gouvernement von Ostrumelien auf der Grundlage des Berliner Vertrages — „sur les bases du Traité de Berlin", wie es im französischen Originale ausdrücklich heißt — dem Fürsten Alexander von Bulgarien so lange anvertraut werden soll, als derselbe gegenüber dem Suzerain, dem Sultan, eine correcte, treue Haltung beobachtet und seine Bemühungen zur Erhaltung der Ordnung und Sicherheit in der Provinz sowie zur Wohlfahrt der rumelischen Bevölkerung fortsetzt. Um der Bestimmung des Artikels 17 des Berliner Vertrages zu genügen, soll der Firman, in welchem Fürst Alexander in seinen Functionen als General-Gouverneur von Ostrumelien bestätigt wird, immer nach Ablauf von fünf Jahren erneuert werden. Die neue Stellung des Fürsten ist also als eine dauernde ins Auge gefaßt, während der Zusatz, betreffend die fünfjährigen Fristen, den Zweck hat, die Begehrlichkeiten Griechenlands, Serbiens, vielleicht auch Montenegro's zurückzuweisen, falls diese Staaten im Hinblick auf eine angebliche Verletzung des Berliner Vertrages eine Gebietsvergrößerung beanspruchen sollten. Allerdings leitet Griechenland seine Forderungen aus dem erwähnten Vertrage selbst her und betont nur, daß jetzt gerade der Augenblick zur Durchführung der in Betracht kommenden Bestimmungen gekommen sei, weil andernfalls durch den „ostrumelischen Staatsstreich" des Fürsten von Bulgarien das Gleichgewicht der Kräfte unter den Balkanstaaten gestört würde. Einzelne Bestimmungen der zwischen dem Sultan und dem Fürsten Alexander getroffenen Vereinbarung fanden nicht den Beifall Rußlands, so daß allem Anschein nach Abänderungen erfolgen werden.

Was die Beziehungen zwischen Bulgarien und Serbien betrifft, so sollen dieselben durch die gegenwärtig in Bukarest stattfindenden Friedensverhandlungen geregelt werden. Nachdem die Delegirten der Türkei und Bulgariens sowie Serbiens am 4. Februar sich zu einer Berathung vereinigt hatten, zeigte sich, daß Madschid Pascha keine schriftlichen Vollmachten besaß, so daß die erste Zusammenkunft sich auf den Austausch der wechselseitigen Begrüßungen beschränken mußte. Erst nach dem Eintreffen der Vollmachten des türkischen Delegirten konnten die Verhandlungen gefördert werden. Als gewiß darf gelten, daß die Delegirten der Türkei und Bulgariens darin übereinstimmen, eine friedliche Lösung herbeiführen zu wollen, um den von den Mächten in ihren wiederholten Collectivnoten bekundeten Erwartungen in vollem Maße zu entsprechen. In Bezug auf die in Bukarest gepflogenen Verhandlungen haben die Vertreter der Mächte in Konstantinopel der türkischen Regierung vor Allem empfohlen, den Berliner Vertrag nicht antasten zu lassen. Die Mächte sind in dieser Angelegenheit vollständig einig, und dies gilt nicht bloß von den drei Kaiserreichen, sondern auch von England, Italien und Frankreich. Das correcte Verhalten der letzterwähnten Regierung erklärt sich wohl auch dadurch, daß Freycinet nach dem jüngsten Ministerwechsel das Portefeuille des Auswärtigen behalten hat.

Das französische Ministerium hat andererseits die aus Anlaß der Amnestiefrage drohende Krisis glücklich vermieden, nachdem die äußerste Linke der Deputirtenkammer mit Rücksicht auf die Berufung einiger Parteigenossen in das Kabinet Freycinet ihre Kraft erproben zu müssen geglaubt hatte. Es gelang den Ultraradicalen dann auch, für ihren Amnestieantrag die Dringlichkeit bewilligt zu sehen, da die Parteigruppen der Rechten mit ihnen gemeinschaftliche Sache machten. Die Orléanisten und Bonapartisten ließen sich hierbei durch die Erwägung leiten, daß jede Erschütterung der bestehenden Einrichtungen dazu dienen müsse, die Wiederherstellung der Monarchie in Frankreich vorzubereiten. Ebenso kam für die Rechte der Deputirtenkammer in Betracht, daß die Amnestie sich auch auf die bei Gelegenheit der Wahlen konstatirten Vergehen beziehen sollte, sodaß, wie die Gesinnungsgenossen der Luise Michel, die allzu eifrigen Vorkämpfer für Thron und Altar Nutzen gezogen haben würden. Da das neue Ministerium mit aller Entschiedenheit ablehnte, eine allgemeine Amnestie mit seiner Verantwortlichkeit zu decken, nachdem es Begnadigungen in beschränktem Maße beim Präsidenten der Republik mit Erfolg befürwortet hatte, konnte es eine Zeit lang scheinen, daß ein ernsthafter Konflict bevorstände. Der Amnestieantrag wurde jedoch von

der Deputirtenkammer am 6. Februar mit 347 gegen 116 Stimmen, also mit einer sehr beträchtlichen Mehrheit, abgelehnt; — ein Ergebniß, dessen Erklärung unter Anderem auch in dem von republikanischen Abgeordneten verschiedener Parteigruppen gestellten Antrage auf Ausweisung der „Prinzen" gesucht wird.

Auf die letzteren ist die Aufmerksamkeit insbesondere durch die jüngsten Vorgänge in der französischen Armee hingelenkt worden. Ein Theil der republikanischen Presse hatte hervorgehoben, daß in verschiedenen Cavallerie-Regimentern das adelige Element in auffallender Weise überwiege, und dieser Hinweis genügte dem neuen Kriegsminister, General Boulanger, dessen radicale Anwandlungen unzweifelhaft sind, die „Strafversetzungen" ganzer Regimenter anzuordnen. Dies gilt insbesondere von den in Tours befindlichen, welche ihre bisherige Garnison mit Nantes und Pontivy vertauschen mußten. Nicht geringes Aufsehen erregte es, als einer der ausgezeichnetsten französischen Generale, der Kommandeur des 9. Armeecorps, Schmitz, seiner Stellung enthoben wurde, weil er die Maßregel des Kriegsministers nicht ohne Weiteres gebilligt hatte. Während der letztere kein Bedenken trägt, das Officiercorps, unter dem Vorwande, daß es mit den Prinzen von Orléans sympathisire, mit geringer Schonung zu behandeln, ist er andererseits bemüht, sich die Gunst der Unterofficiere und Korporale zu erwerben, indem er denselben gestattet, in Zukunft bis ein Uhr Nachts außerhalb der Kaserne zu verweilen. Infolge dieses „don de joyeux avénement" werden die nicht im Verdachte orléanistischer oder bonapartistischer Gesinnung stehenden Unterofficiere und Korporale, wie ein gemäßigt republikanisches Organ sarkastisch bemerkt, in den Stand gesetzt, bis in die vorgerückten Stunden der Nacht die Straßen ihrer Garnison zu durchstreifen, indem sie patriotische Gesänge vernehmen lassen und den Ruhm des Kriegsministers verkünden. Durch alle diese Vorgänge fallen grelle Streiflichter auf die Disciplin in der französischen Armee, und dies erscheint um so mehr bedenklich, als durch die jüngsten Ruhestörungen in Decazeville, bei denen sich wilde Scenen nach der Art der von Emile Zola in seinem Roman „Germinal" geschilderten abspielten, erwiesen worden ist, wie sehr Frankreich behufs Aufrechterhaltung der Ordnung im Innern eines schneidigen, vollständig zuverlässigen Heeres bedarf. Freilich kann nicht in Abrede gestellt werden, daß die orléanistischen und bonapartistischen Organe vor Herausforderungen der öffentlichen Meinung keineswegs zurückschrecken. So wird die zwischen der Tochter des Grafen von Paris, der am 6. Februar 1869 zu Twickenham geborenen Prinzessin Marie Amalie, und dem Kronprinzen Karl Ferdinand von Portugal vollzogene Verlobung geschildert, als ob nunmehr die Wiederherstellung des Königthums in Frankreich unmittelbar bevorstände. Nicht ohne komischen Beigeschmack ist es, wenn unter Anderem hervorgehoben wird, daß durch die erwähnte Verlobung auch verwandtschaftliche Beziehungen zwischen den Häusern Orléans und Bonaparte geschaffen werden, da der „rothe Prinz" als Gemahl der Prinzessin Clotilde par alliance der Onkel der orléanistischen Prinzessin Amalie wird, deren zukünftige Schwiegermutter, die Königin Maria Pia, ebenso wie die Gattin des Prinzen Napoléon eine Tochter des Königs Victor Emanuel ist. Obgleich die Ausweisung der „Prinzen" aus Frankreich, im Hinblick auf die, einer derartigen Ausnahmemaßregel wenig geneigten Anschauungen des Präsidenten der Republik sowie des Senates, für die nächste Zeit sehr unwahrscheinlich ist, zumal da auch in der französischen Deputirtenkammer die Ansichten sehr getheilt sind, müssen die Parteigänger der Prinzen von Orléans und des Prinzen Victor doch jedenfalls in Zukunft größere Vorsicht an den Tag legen, wenn anders sie nicht unangenehmen Ueberraschungen ausgesetzt sein wollen.

Literarische Rundschau.

John Morley.

The collected works of John Morley. A new edition. In eight volumes. Vol. I: Voltaire. London, Macmillan & Co. 1886.

Der neue Staatssecretär für Irland in dem gegenwärtigen Gladstone'schen Ministerium ist einer der ausgezeichnetsten unter den jüngeren Schriftstellern Englands und wenn nicht das Haupt, so doch vielleicht der glänzendste Vertreter einer Richtung, die mit ihm augenblicklich zu officieller Geltung kommt. Die conservative „Saturday Review" sagt von ihm in einer ihrer letzten Nummern (vom 6. Februar): „Kein andrer Repräsentant der radicalen Meinung verbindet in gleichem Grad aufrichtigen Glauben an die Demokratie mit politischer Bildung und literarischer Kraft." Geboren 1838, studirte John Morley in Oxford, beschäftigte sich hierauf vorwiegend mit Politik und Philosophie, ward 1867 Herausgeber der von G. H. Lewes begründeten „Fortnightly Review", mit der er in steter Verbindung blieb (die Februarnummer dieses Jahres bringt noch einen Artikel von ihm), auch nachdem er die Redaction derselben niederlegte, um die der „Pall Mall Gazette" zu übernehmen und dies bisher gemäßigt liberale Blatt, aus welcher alsdann die „St. James's Gazette" secedirte, in das radicale Fahrwasser zu lenken. Doch ist er, so viel wir wissen, inzwischen auch von der „Pall Mall Gazette" zurückgetreten; ihren berüchtigten Enthüllungen vom vorigen Sommer steht er selbstverständlich fern. Seit 1878 erscheint unter seiner Leitung eine höchst werthvolle Collection literarischer Biographien: „English men of letters", welche bis jetzt gegen vierzig Bändchen umfaßt und deren Mitarbeiter die hervorragendsten englischen Autoren der Gegenwart sind. Er selbst hat zu dieser Sammlung die Biographie Burke's geliefert. Vor wenigen Jahren ins Parlament gewählt, schloß er sich hier dem radicalen Flügel an, gelangte mit diesem zur Macht und ist soeben Minister geworden. Man sieht aufs Neue, daß auf den englischen Journalisten das Wort Bismarck's von den Leuten, die ihren Beruf verfehlt haben, nicht ganz paßt. Es ist, als ob sich mit der Literatur zu beschäftigen, in unsren amtlichen Kreisen mit einer Art von levis notae macula behafte. Die Rangordnung, welche dem kleinsten Beamten seinen Platz in der Hierarchie des Staates anweist, hat keinen für den Schriftsteller und er steht somit außerhalb der anerkannten Gesellschaft. In England, in Frankreich, diesen Ländern der älteren Cultur, ist ein Mitglied der Presse zu sein so gut wie ein Amt oder Titel, und manchmal noch besser.

John Morley ist ein Schriftsteller von einer ebenso gründlichen als umfassenden philosophischen und historisch-politischen Bildung. Sein Stil ist nicht das, was man elegant nennt: eher ein wenig schwer und anstrengend; aber er ist präcis, individuell, zeichnet in scharfen Linien, festen Umrissen und drückt den ganzen Ernst seiner Gesinnung aus. Seine Hauptwerke, die hier in einer neuen, vortrefflich ausgestatteten Ausgabe geboten werden, sind: Voltaire (1 Bd.), Rousseau (2 Bde.), Diderot and the Encyclopædists (2 Bde.), On Compromise (1 Bd.) und Miscellanies (2 Bde.).

In Anbetracht des Umstandes, daß ihr Verfasser jetzt Mitglied der Regierung ist, bietet unter Morley's Werken das über Rousseau vielleicht die wichtigsten Anknüpfungspunkte zu einer Darstellung seiner eigenen politischen und socialen Doctrinen. Er überschätzt nicht den Einfluß Rousseau's, oder der Schriftsteller und Bücher überhaupt: sie beeinflussen das Urtheil über die Handlungen, aber nicht unmittelbar die Handlungen selbst. In einer Parallele zwischen den beiden „Zerstörern" Voltaire und Rousseau sagt Morley, daß die Principien des Ersteren ihren politischen Ausdruck in der constituirenden Versammlung fanden, während die des Andren im Convent und den Sectionen der Commune zu Leben und Macht kamen — und er stellt sich auf die Seite Voltaire's.

In dem Buch über Voltaire, dem ersten dieser Gesammtausgabe, welches bis jetzt vorliegt, ist für uns besonders interessant Morley's Meinung über Friedrich den Großen und den preußischen Staat. Er ist ebenso weit entfernt von der einseitigen, fast gehässigen Auffassung Macaulay's, als dem Heroencultus Carlyle's, mit dem er, als Positivist, vollständig bricht. Frankreich und Oesterreich repräsentirten die feudale und militärische Idee in der engen und oppressiven Form ihres Verfalls, unter deren Schatten ein socialer Fortschritt nicht möglich war; Preußen führte den neuen Typus der Monarchie in Europa ein: frugal, den Gewerbefleiß ermunternd, thätig in der Ueberwachung, unermüdlich in der Verbesserung der Gesetze. Die Gebietserweiterung Preußens bedeutete eine Gebietserweiterung der Toleranz. „Indem wir Friedrich's Despotismus kritisiren, müssen wir anerkennen, wie viel Aufklärung (enlightenment), wie viel von dem, was wahrhaft modern ist, sich in der Weise findet, mit welcher diese despotische Macht ausgeübt wurde, lange bevor dieselben aufgeklärten Grundsätze in andren Ländern angenommen worden sind." Man sieht, daß Morley so unpräjudicirt urtheilt, als sich mit einer Art kühlen Gerechtigkeit für Friedrich vereinbaren läßt. Doch selbst mit diesem Maß von Gerechtigkeit für unseren nationalen Helden dürfen wir zufrieden sein, wenn es von einer Seite kommt, wo nur die Kritik spricht, und Sympathie nicht vorhanden ist. R.

Georg Brandes über Holberg.

Ludvig Holberg. En Festskrift af Georg Brandes. Kopenhagen, Gyldendal. 1884.
Ludwig Holberg und seine Zeitgenossen von Georg Brandes. Mit dem Bildnisse Ludwig Holberg's in Holzschnitt. Berlin, Robert Oppenheim. 1885.

Wenn Georg Brandes bei der Besprechung von Holberg's Thätigkeit als Historiker die treffende Bemerkung macht, Holberg habe nicht begriffen, daß die Geschichte wesentlich Psychologie sei, so hat er damit zugleich angegeben, von welchem Gesichtspunkt er selbst bei der Abfassung des vorliegenden Werkes ausgegangen ist. In der That ist dasselbe viel weniger eine Darstellung von Holberg's Leben oder eine Würdigung seiner künstlerischen und wissenschaftlichen Thätigkeit als ein Beitrag zu Holberg's und des Holberg'schen Zeitalters Psychologie. Dabei ist Brandes überall bemüht, Holberg's geistige Entwicklung aus den gegebenen Zeit- und Ortsverhältnissen heraus zu begreifen. Er führt uns auf Grund einer lichtvollen Schilderung von Holberg's Vaterstadt, dem regsamen, mehr internationalen als norwegischen Handelsplatz Bergen, Holberg's vielbewegtes Jugendleben, seine Ideale und Vorbilder: Bayle, Grotius, Pufendorff, Thomasius vor Augen und bestimmt seine Aufgabe zunächst als den Kampf für freie Forschung und religiöse Duldung. Von dieser Basis aus beleuchtet nun Brandes Holberg's geistiges Wachsthum; er weist nach, wie seine satirische Gabe zuerst bei Gelegenheit einer Polemik mit dem Juristen Hojer zum Durchbruch kam; wie später, nach seiner Ernennung zum Professor für Metaphysik — eine Wissenschaft, wofür er gar keine Neigung empfand, — die Ironie zur Grundstimmung seines Charakters wurde und wie sie den Historiker und Rechtsphilosophen zum Satiren- und schließlich

zum Komödiendichter machte. Das geistige Gepräge Holberg's ist dasjenige des im Grunde ungermanischen Classicismus; sein innerstes Wesen ist nach Brandes der objectiv beobachtende Verstand und nur äußerst selten gelinge es ihm, die classische Geistesform zu sprengen und ohne Abstraction mit voller Phantasie, wie Shakespeare es thut, den menschlichen Charakter darzustellen. Bei der Besprechung der Quellen für Holberg's dramatische Thätigkeit hebt Brandes mit Fug hervor, daß unser Dichter nicht nur die gedruckte Literatur benutzte und die Außenwelt beobachtete; auch Züge seiner eigenen geistigen Physiognomie hat er in seinen Komödien wiederholt mit verarbeitet. Eine knappe und anschauliche Darstellung von Holberg's Verhältniß zum Publicum, von seinem „Lebenskampf und Tod" bildet den würdigen Abschluß des bedeutsamen Werkes.

Daß der Classicismus auf Holberg's gesammte literarische Thätigkeit einen bestimmenden Einfluß ausgeübt hat, wird Niemand im Ernst leugnen können. Wenn aber Brandes ausdrücklich betont, daß Holberg's innerster dichterischer Lebensnerv der Verstand sei, so hat er nur zum Theil Recht, und wenn er wiederholt hervorhebt, daß Holberg ohne innere Antheilnahme, ohne gerührt zu werden oder Aergerniß zu nehmen, seinen Personen als objectiver Zuschauer gegenübersteht, so befindet er sich entschieden im Unrecht. Holberg ist nicht wie Zola als Charakterschilderer ein kühler Beobachter, der sich damit begnügt, das Thun und Treiben der Menschen leidenschaftslos darzustellen; wie Dickens ergreift er für und wider seine Helden Partei. Er beschränkt sich nicht darauf, die auftretenden Personen zu schildern: er will sie richten, strafen und erziehen. In seinem „Jean de France" z. B. — einer Komödie, die Holberg selbst „eine bittere Satire" gegen Modenarren und Modenarrheit nennt — spürt man in jeder Scene die Indignation, die ihm das Stück in die Feder dictirt hat; er verhält sich durchweg polemisch zu seinem Helden, zeigt ihn uns in den verschiedensten Situationen, um seine Unwürdigkeit und Unverbesserlichkeit von allen Seiten zu beleuchten und läßt ihn schließlich ohne Erbarmen dem wohlverdienten Untergang entgegengehen. Häufiger sind jedoch die Fälle, in denen Holberg mit der Hauptperson, trotz aller Verkehrtheiten und Fehler derselben, eine gewisse Sympathie empfindet; und nicht selten dient die Handlung ausgesprochener Maßen dazu, den Helden zu bessern oder zu bekehren. So wird in „Erasmus Montanus" der aufgeblasene, aber weder dumme noch herzlose Studiosus durch eine fühlbare Radicalcur gründlich geheilt; in „Die Wochenstube" wird der arme „cocu imaginaire" durch eine Wildniß von Irrungen und Bedrängnissen glücklich zu der Einsicht geführt, daß sein Verdacht unbegründet war. Wenn die Hauptperson mitunter am Ende des Stückes ungebessert dasteht, so hat dies keineswegs in einer besonderen poetischen Hartherzigkeit Holberg's seinen Grund, sondern es liegt entweder wie in „Der verwandelte Bauer" darin, daß die Intrigue des Stückes nicht von Holberg selbst herrührt und mit der Charakterschilderung nicht recht im Einklang steht, oder es rührt, wie in „Der geschwätzige Barbier", „Der geschäftige Müßiggänger" und „Don Ranudo" daher, daß die Fehler und Gebresten, die hier verspottet werden, nicht so ernster Natur sind, daß sie an sich vermögen, unserer Sympathie wesentlichen Eintrag zu thun.

An keinem Punkte vielleicht zeigt sich die Unrichtigkeit der Brandes'schen Auffassung in so hellem Lichte wie bei der Besprechung des „politischen Kannengießers". Nach Brandes ist dieses Stück weiter nichts als ein burleskes, gegen unreifes Politisiren gerichtetes Lustspiel; die Hauptperson ist ein unwissender Hansnarr, der ganz ohne Mitgefühl und Antheilnahme von Holberg geschildert wird; die Komödie berührt überhaupt nicht das Tiefste im Menschenleben; sie behandelt nur einen geringen Fehler und gehört wesentlich der damaligen Zeit an (vgl. S. 236 f.[1]), 257). Daß der Kannengießer zunächst gegen das Biertischpolitisiren, sowie der Erasmus gegen das akademische Disputationsunwesen gerichtet ist, liegt klar zu Tage. Wie aber der Erasmus nach Brandes' geistvollem Nachweis uns den immerwährenden Widerstreit zwischen

[1]) S. 197 f. der deutschen Ausgabe.

erstarrter Unbildung bei der älteren und hochfahrendem Vielwissen bei der jüngeren Generation enthüllt, so führt uns auch der Kannengießer ein psychologisches Grundproblem von allgemeiner Bedeutung und ewiger Gültigkeit vor Augen. Es ist das Mißverhältniß zwischen Können und Wollen, welches uns diese Komödie veranschaulicht, — ein Mißverhältniß, das seiner äußeren Erscheinung nach komisch wirkt, aber nach seinem inneren Wesen tragischer Natur ist. Meister Hermann, der Kannengießer, ist keineswegs bloß ein thörichter Tropf; im Gegentheil: er ist als ein durchweg rechtschaffener und respectabler Mann geschildert, der gern dem allgemeinen Wohle dienen möchte und auch nicht im Geringsten daran zweifelt, daß er zum Höchsten befähigt sei. Er verräth deshalb auch nicht die mindeste Ueberraschung, als ihm seine Ernennung zum Bürgermeister mitgetheilt wird, und er ist sofort bemüht, die hohe Stellung würdig zu repräsentiren. Sein neues Amt bewirkt, daß er bald noch höhere Gedanken von seinen Geistesgaben bekommt, und sein Hochmuth zeigt sich in voller Entfaltung, als ihn zwei Advocaten aufsuchen, damit er einen schwierigen Streitfall schlichte. Bis zu diesem Punkte ist der Kannengießer nur komisch; es dauert indeß nicht lange, bis sich das Blatt dreht und das Unzulängliche zum Ereigniß wird. Die Geschäfte, die er zu erledigen hat, führen ihn bald zu der Einsicht, daß er über den Umfang und die Art seiner Gaben sich getäuscht habe. Wenn jetzt Meister Hermann im Gefühl seiner Unfähigkeit, um den wachsenden Verlegenheiten zu entgehen, sich unter den Tisch verkriecht oder bei seinem Diener Rath und Hilfe sucht, so lachen wir zwar noch über ihn, aber wir bemitleiden ihn zugleich. Vollends tragisch wird die Situation, als er zuletzt gar keinen Ausweg mehr sieht und vor Verzweiflung sich entschließt, seinem Leben ein Ende zu machen. Da erscheint im entscheidenden Moment der verschmähte Liebhaber seiner Tochter und belehrt ihn, daß die ganze Bürgermeisterwürde eine Posse war, die nur angestiftet wurde, um ihm die politischen Grillen zu vertreiben. Der tragische Conflict ist also gelöst und nicht mehr vorhanden: Niemand verlangt von ihm, daß er mehr leisten soll, als er vermag. Er ist noch derselbe brave Mann, der er immer war, hat aber jetzt gelernt, wie eng die Grenzen seines Könnens gezogen sind. Von seiner Krankheit ist er gründlich geheilt und kann nun guten Muthes an seine Arbeit gehen. — Daß Holberg überhaupt nicht seinen Personen als unbetheiligter Zuschauer gegenübersteht, wurde oben hervorgehoben; kaum aber hat er sonst irgendwo ein wärmeres Mitgefühl mit seinem Helden bekundet und bei den Zuschauern zu erwecken gewußt als in dem heiter-ernsten, übermüthigen und tiefsinnigen Lustspiel vom „politischen Kannengießer".

Sind aber auch in dem Bilde von Holberg's geistiger Physiognomie, welches uns Brandes entwirft, einige wesentliche Züge nicht zur Geltung gekommen, so dürfen wir doch darüber nicht vergessen, daß mit Brandes' Schrift ein neuer Abschnitt der Holbergforschung beginnt. Keine frühere Arbeit führt uns Holberg's Gestalt so plastisch vor Augen, kein früherer Forscher hat sein Werden und Wirken so allseitig zu beleuchten vermocht. Und selbst die Mängel des Buches sind keine entstellenden Flecken: sie bergen in sich die Keime einer vollkommeneren kritischen Erkenntniß. Belebend und befruchtend wie ein Frühlingsregen ist Georg Brandes' Holbergwerk. Möge die junge Saat bald üppig ins Kraut schießen! Julius Hoffory.

n. **Die Schicksale des Lateinischen Münzbundes.** Ein Beitrag zur Währungspolitik von L. Bamberger. Berlin, Leonhard Simion. 1885.

Von zwei wichtigen Stellen der civilisirten Erde zugleich sind in den verflossenen Monaten Impulse gegeben worden, welche der Währungskrise einen akuten Charakter verleihen und dem Bimetallismus ein jähes Ende zu bereiten scheinen: im lateinischen Münzbunde und in der nordamerikanischen Union. In den Staaten des lateinischen Münzbundes, indem der zwischen Frankreich, Italien, Belgien, der Schweiz und Griechenland geschlossene Vertrag, der zum letzten Male im Jahre 1878 auf sieben Jahre erneuert wurde, in Folge der von der Schweiz ausgegangenen Kündigung am 31. December 1885 aufgelöst werden sollte; in den Vereinigten Staaten von Amerika, indem dort die Silber-Inflation, welche durch die Bland-Bill heraufbeschworen worden ist, so unleidliche Dimensionen annahm, daß Präsident Cleveland in seiner letzten Botschaft mit den schärfsten Ausdrücken den „sinn- und aussichtslosen Kampf auf dem Silberfelde" verurtheilte und die Einstellung der Zwangsprägung von Silber-Dollars dem Congresse dringlichst empfahl. Unter dem Eindruck dieser für die gesammte europäische Wirthschaftspolitik bedeutungsvollen Vorgänge hat L. Bamberger seine Schrift über die Währungspolitik geschrieben. Die Voraussicht, welche ihn leitete, als er in seiner bekannten anregenden und geistvollen Weise vor zehn Jahren die Leser der „Deutschen Rundschau" über „die Entthronung eines Weltherrschers" zu unterhalten verstand, war nicht trügerisch; Bamberger kann mit Stolz darauf zurückblicken, daß er seit dem Beginne der deutschen Münzreform unentwegt sowohl auf parlamentarischem Boden, wie in der Literatur jene Principien vertreten hat, welche jetzt durch die unaufhaltsame Macht der Thatsachen zum unbestrittenen Siege zu gelangen scheinen. Einem Manne, welcher mit unerschütterlicher Consequenz im deutschen Reichstage, in der Publicistik, bei jeder sich sonst darbietenden Gelegenheit immer und immer wieder die Wahrheiten predigt, die endlich nach langem Kampfe durchdringen, müßten wir auch dann unser volles Interesse schenken, wenn er weniger anziehend sprechen und schreiben würde, als dies an Bamberger gerühmt werden darf. Der Inhalt seines jüngsterschienenen vortrefflichen Buches behandelt in historischen Rückblicken die verunglückten Versuche, das Silber in seinen vorigen Stand einzusetzen; die Entstehung und Liquidationsklausel des lateinischen Münzbundes; die Schritte, welche Italien, Frankreich, Belgien und die Schweiz zur Durchführung der Liquidation gethan haben; die Verkündigung der ausschließlichen Goldwährung im lateinischen Bunde, und schließt mit einem Blicke in die Zukunft. Als das Buch erschien, war es noch zweifelhaft, ob der lateinische Münzbund überhaupt in das Jahr 1886 lebend eintreten oder in Folge der bekannten Vorbehalte Belgiens schon Ende 1885 begraben werden würde. Er ist zwar erneuert worden, aber genau so, wie es Bamberger als wahrscheinlich oder allein möglich hinstellt: „die eigenthümlich verzwickte und verschrobene Gestalt, in welcher der Vertrag aus den letzten schweren Meinungsverschiedenheiten hervorgegangen ist, wurde mit einer noch größeren Anzahl von Verkrümmungen entstellt. Der Bundesvertrag macht vielmehr den Eindruck einer Anordnung für das demnächstige Auseinandergehen, als für das dauernde Zusammenleben der Verbündeten. Er ist voll Clauseln, die nach allen Richtungen wie „Nothausgangs-Aufschriften" angebracht sind."

o. **Goethe's Briefe an Frau von Stein.** Herausgegeben von Adolf Schöll. Zweite vervollständigte Auflage, bearbeitet von Wilhelm Fielitz. Zwei Bände. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt (Rütten und Loening). 1883. 1885.

In einem früheren Hefte dieser Zeitschrift (August 1885, Bd. XLIV, S. 257) hat bereits Erich Schmidt dieser vortrefflichen Ausgabe eines der schönsten Bücher unserer Goethe-Literatur rühmend Erwähnung gethan. Es war in dem Augenblick, wo nach dem Tode von Goethe's Enkel und seinem Vermächtniß die Großherzogin von Sachsen-Weimar in den Besitz des Goethe-Hauses und seiner Schätze gekommen, und durch die großherzige Verfügung der hohen Frau und die Bildung der Goethe-Gesellschaft der Goethe-Forschung neue, weite Horizonte sich aufthaten. Die vorliegende Sammlung würde, wenn das Goethe-Archiv schon vorhanden und zur Benutzung offen gewesen wäre, namentlich im zweiten Band, eine ganz andere Gestalt erhalten haben durch Einfügung der Briefe aus Italien, welche der letzte Träger des großen Namens auch dem gegenwärtigen Herausgeber anzuvertrauen sich nicht entschließen mochte. So konnte die Lücke nicht ausgefüllt werden, welche jetzt freilich weniger schmerzlich als früher empfunden werden wird, da wir mit Bestimmtheit erwarten dürfen, das, was uns lange gefehlt hat, in der einen oder anderen Weise zu erhalten. Auch wird das Verdienst des Herrn Fielitz keineswegs dadurch geschmälert, daß er unter den obwaltenden Umständen und Angesichts einer künftigen authentischen Publication darauf verzichtet hat, aus Goethe's italienischer Reise die nachweisbar an Frau von Stein gerichteten Briefe und Tagebuch-Aufzeichnungen in diese Sammlung hinüberzunehmen. Er hat seine nicht leichte Arbeit mit musterhafter Gewissenhaftigkeit gethan, in den Anmerkungen ein reiches Material zum bessern Verständniß der in Frage kommenden Personen und Dinge niedergelegt, und in der mit ebenso vielem Tact als Scharfsinn unternommenen Einreihung der undatirten Billets, mag in einzelnen Fällen auch die Kritik Einwendungen erheben, der Einheitlichkeit des Ganzen doch sicher einen Dienst erwiesen. Die dem ersten Bande beigegebene Heliogravüre der Frau von Stein, nach einer Zeichnung Dora Stock's, im Besitze des Herrn von Gleichen-Rußwurm, sowie die beiden Lavater'schen Silhouetten des zweiten Bandes sind der artistische Schmuck eines Werkes, welches, wenn irgend eines, der vorzüglichen, von der Verlagsbuchhandlung ihm zu Theil gewordenen Ausstattung werth war und seinen würdigen Platz in jeder Goethe-Bibliothek finden wird.

λ. **Mein Heim.** Erinnerungen aus Kindheit und Jugend. Von Gustav zu Putlitz. Zweite Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1886.

Den Lesern der „Deutschen Rundschau" werden gewiß noch die vor einiger Zeit an dieser Stelle veröffentlichten Jugenderinnerungen G. zu Putlitz' in bester Erinnerung sein. Der mit Recht so beliebte Dichter hat dieselben jetzt in einem schmucken Bändchen, vereint mit einigen andern Skizzen, herausgegeben und dadurch seinen zahllosen Freunden eine liebenswürdige Ueberraschung bereitet; denn das ganze herzgewinnende Talent des Poeten, seine freundliche, anheimelnde Schilderungsweise, zum Theil auch (z. B. in der Erinnerung „Der Nachlaß der Großtante") seine novellistische Gestaltungskraft treten uns in den sechs Abschnitten des Buches anmuthend entgegen. Die einzelnen Skizzen sind übrigens durchaus nicht rein persönlicher Natur, sie werfen manch' interessanten Blick auf culturgeschichtliches Gebiet, wie sie u. a. auch die Wandlungen eines brandenburgischen Edelsitzes (in: „Mein Elternhaus") schildern und uns mit den gesellschaftlichen Sitten und Gebräuchen zu Anfang dieses Jahrhunderts vertraut machen. Wir hoffen, daß „Mein Heim" nicht den Abschluß des reichen literarischen Schaffens unsres verehrten Mitarbeiters bilden, sondern daß uns der stets gern willkommene Poet noch mit mancher neuen Gabe erfreuen möge! Wenn Etwas, so muß die Gunst des Publicums ihn dazu auffordern, die ihm heute noch unverändert entgegenkommt, wie in den Jahren seines ersten Auftretens: wofür das Erscheinen der zweiten Auflage dieses Buches in so kurzer Zeit der beste Beweis ist.

ρ. **Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationalliteratur.** Nach den Quellen bearbeitet von Dr. Gustav Könnecke, kgl. Archivrathe. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung. 1885.

Dieser Bilderatlas soll, wie der kurze Vorbericht bemerkt, keine neue Literaturgeschichte sein; er soll dem Besitzer irgend einer Literaturgeschichte nur die Möglichkeit gewähren, das Werk, welches seiner Neigung entspricht, mit den wichtigsten gleichzeitigen quellenmäßigen Abbildungen zu ergänzen. Doch zeigen die beiden vorliegenden Lieferungen, die zugleich eine Probe des Ganzen geben, daß der Bilderatlas etwas mehr sein wird, als sein Titel verspricht und in obigen Worten angedeutet ist: indem er von jedem Dichter eine kurze Lebensskizze bringt, die freilich auf biographische sowohl als bibliographische Vollständigkeit keinen Anspruch macht, erweitert er sich zu einem sehr brauchbaren Abriß der Literaturgeschichte, welcher das großartige Bilderwerk sehr angemessen umrahmt. Dieser illustrative Theil ist von einer erstaunlichen Fülle des Materials, mit einer so vollkommenen Kenntniß des Gegenstandes ausgewählt, mit diplomatischer Treue reproducirt und in der technischen Ausführung so gelungen, daß man vielfach, namentlich bei der Wiedergabe von Handschriften und ersten Drucken, Originale vor sich zu sehen meint. Das ganze weite Gebiet unsrer Nationalliteratur von ihrer ersten Morgendämmrung auf den Runensteinen und in den Edden an, bis zu deren jüngsten Repräsentanten, unseren Zeitgenossen, breitet sich hier gleichsam in einer bildlichen Darstellung vor uns aus, und die genauesten Nachweise über die Quellen dienen zugleich als die sichersten Wegweiser und Marksteine. Mit Recht haben die Begründer der deutschen Alterthumswissenschaft und Literaturgeschichte, Jakob und Wilhelm Grimm, v. d. Hagen, Bennecke, Lachmann, Vilmar, Wackernagel, Gervinus, Simrock, Müllenhoff u. s. w. den Ehrenplatz an der Spitze des Werkes erhalten, welches im Uebrigen den ungeheuren Stoff, der Wichtigkeit der einzelnen Erscheinung gemäß, mit weiser Oekonomie vertheilt. Von Walther von der Vogelweide z. B. erhalten wir 9, von Wolfram von Eschenbach 12, aus der Nibelungenhandschrift 11 Facsimiles; groß ist die Zahl der Illustrationen aus Hans Sachs, der Flugblätter und Bildnisse aus der Reformationszeit. Von Goethe finden wir 19, von Schiller 8 Portraits mit Unterschrift, dazu bei beiden die Abbildungen ihrer Wohnstätten, ihrer nächsten Familienmitglieder, ihres Freundeskreises, nebst vielen handschriftlichen Reproductionen. Wenn dies Werk, welches auf zehn Lieferungen berechnet ist, vollendet vorliegt, wird es eines der originellsten, interessantesten und nützlichsten Hilfsmittel unsrer Literaturgeschichte sein. Beide, Herausgeber und Verleger, haben ihre Aufgabe soweit trefflich gelöst; nur auf S. 180 haben wir einen störenden Druckfehler bemerkt: nicht in den Jahren 1757 und 1758, sondern 1767 und 1768 ist Lessing Mitbesitzer der Bode'schen Druckerei zu Hamburg gewesen.

ψ. **Schwedisches Märchenbuch** von Z. Topelius. Deutsch von Alma von Podewils. Wiesbaden, J. F. Bergmann. 1885.

Der naive Volkston unserer Kinder- und Hausmärchen wird hier mehr gesucht als gefunden, aber die zwanzig kleinen Geschichten sind hübsch und sinnig erzählt, und es fehlt auch nicht an originellen Erfindungen, die meistens von einem poetischen Sinn für das Herrliche und Liebliche in der Natur geleitet werden. Auch hier können, wie es in guten Märchen Brauch ist von Alters her, die Thiere sprechen, und die Blumen und Bäume haben ihre fünf Sinne beisammen. Dazu steigen gute fromme Engel herab, um die kleinen Menschenkinder vor bösen Geistern zu hüten. Eine positiv christliche Tendenz gibt in den verschiedenartigen Stimmungen den Grundton an. Einzelne Märchen sind localisirt, und wenn sich der nordische Erzähler bis zu den Lappländern hinaufbegibt, so unterläßt er es nicht, nützliche Belehrungen über Land und Leute einzuflechten.

μ. **Briefe einer jungen Frau aus Indien.** Von Antonie Herf. Stuttgart, Carl Krabbe. 1885.

Wäre der Zweck vorliegender Briefe nur der, Unterhaltung zu gewähren und über ein paar müßige Stunden hinwegzuhelfen, so würde über sie nichts weiter zu sagen sein; aber da die Verfasserin wiederholt ihre Absicht betont, denen in der Heimath ein Bild javanischen Lebens und Treibens, der charakteristischen Merkmale von Volk und Land zu geben, so ändert sich mit der Sache selbst auch der Maßstab, den wir anzulegen haben, und es wird Pflicht des „Besser-

wissenden", den falschen Darstellungen, Unwahrscheinlichkeiten und Irrthümern dieses Buches entgegenzutreten. Ihre Zahl ist Legion. Sie alle hier anzuführen, erlaubt der Raum nicht; es sei daher vergönnt, nur die hauptsächlichsten herauszugreifen. Schon als Kind hat die Verfasserin von „Tausend und eine Nacht" geträumt, sie hat mit ihren Gespielinnen arabische Märchen dargestellt. Kein Wunder, daß sie, einmal nach Java, diesem herrlichen Tropenlande, versetzt, ihrer lebhaft angeregten Phantasie die Zügel schießen ließ, und fast Alles, was dort passirte, oder hätte passiren können, in Erinnerung an die einstens geträumten orientalischen Märchen — nicht sah, sondern beschrieb. Wenn die Verfasserin, auf Java angelangt, „ihr Ziel am Indus findet", sich in Batavia von einem Königstiger die Hand küssen läßt, so will Ref. an Galanterie von diesem unbezähmbaren, sonst so blutdürstigen Raubthier sich nicht übertreffen lassen, und einen Mangel an geographischen und zoologischen Kenntnissen hiermit nicht konstatiren. Auf ganz Java bedienen nur entweder Malayen oder Javanen (die Ureinwohner); Chinesen, Neger oder gar Araber, die sämmtlich die Verfasserin aufwartend hinter den Stühlen ihrer Herren gesehen haben will, aber niemals. Chinesen trifft man nur in Englisch-Indien, namentlich in Singapore in derartiger Stellung. Oeffentliche Tigerkämpfe gegen Büffel werden nur in den sogenannten „Vorstenlanden" (den Sultanaten Surakarta und Djocjokarta) veranstaltet, im übrigen, unmittelbar unter holländischer Herrschaft stehenden Java existieren sie seit Jahrhunderten nicht mehr. Sehr übertrieben ist die Schilderung der von dem „eingeborenen Fürsten" entfalteten Pracht während des Besuchs des „Vicekönigs" (Generalgouverneurs) in Surabaya. Die javanischen Regenten, ja selbst die beiden Sultane sind durchaus nicht in der Lage, mit demselben Pompe aufzutreten, wie z. B. die Rajahs in Englisch-Indien. Derselben Uebertreibung macht sich die Verfasserin schuldig, wenn sie in einem ihrer Briefe aus Madiun von einem reichen, in einem prachtvollen, von elektrischem Lichte (!) beleuchteten Palaste wohnenden Prinzen spricht, der dem Volke Feste giebt. Sie lernt, ebenfalls in Madiun, einen Regenten (bald nennt sie den Mann „indischen Kaiser", bald „gefürchteten Souverain") kennen, den sie mit Adjutanten und Hofstaat umgiebt und europäischen Damen Sottisen sagen läßt. Die Regenten auf Java sind allerdings fürstlichen Familien entsprossen, heutzutage aber nur inländische, von Holland bezahlte Administrativ-Beamte, von deren Reichthum man, mit wenigen Ausnahmen, nur relativ sprechen kann, sofern er nämlich mit der Armuth der meisten niedrigeren inländischen Beamten verglichen wird. An dieser Stelle sei gleich bemerkt, daß die inländischen Beamten, zumal die Regenten, eine Ehre darein setzen, gleich ihren europäischen Kollegen nur eine Frau (Radhenaju) zu besitzen, welche allein mit ihnen in ihrer offiziellen Wohnung lebt. Ihre sonstigen etwaigen Liebhabereien bedecken die javanischen Würdenträger mit demselben Schleier des Geheimnisses, wie viele verheirathete Lebemänner Europa's. Somit hat die Verfasserin, als sie uns mit so lebhaften Farben den auf einem Feste bei einem Regenten stattgehabten Vergiftungsversuch schildert, welcher von einer der „auf schwellenden Divans ruhenden, aus blinder Eifersucht zähnefletschenden ‚Suleikas' und ‚Scheheresaden'" ausgeht, zweifelsohne an türkische Haremsgeschichten gedacht, die sie irgendwo gehört oder gelesen haben mag; auf Java ist dergleichen bei den dort herrschenden Sitten und Gebräuchen schlechterdings unmöglich.

ρ. **Geschichte des Schwäbischen Merkurs.** 1785—1885. Von Dr. Otto Elben. Stuttgart, Verlag von Paul Neff. 1885.

Eine Festschrift, welche jedoch über die nächste Veranlassung — das hundertjährige Jubiläum des „Schwäbischen Merkurs" — hinaus ein allgemeineres Interesse beanspruchen darf und ein nicht unwichtiger Beitrag zur Geschichte des Zeitungswesens in Deutschland überhaupt ist. Der Begründer des „Merkurs" war M. Christian Gottfried Elben, nachmals auch Professor der Geographie an der hohen Karlsschule, ein tüchtiger, solide gebildeter Mann, der in seiner Jugend, noch als Tübinger Student, preußischen Werbern in die Hände fiel, vier Jahre lang bei dem Möllendorf'schen Regiment in Soldin stand, und dreimal zu den Mai-Manövern nach Berlin kam. Aus kleinen Anfängen erwachsend, aber von Anfang an mit Geschick gemacht — die dem Buch in Facsimile beigegebene erste Nummer vom 3. October 1785 gibt für Beides den Beweis — ist der „Schwäbische Merkur" die repräsentative Zeitung Württembergs und als solche, stets in einem liberalen und nationalen Sinne geleitet, zu einem wichtigen Factor in der neueren politischen Entwicklung Deutschlands geworden. In ihren Blättern hat der kernhafte Geist Schwabens seinen adäquaten Ausdruck gefunden; Männer wie David Strauß, Pfizer, Rümelin, Otto Abel waren seine ständigen Mitarbeiter, Eduard Zeller ist es noch heute. Wie das Blatt seit seinem ersten Beginne unverändert in den Händen derselben Familie — jetzt der Enkel und Urenkel des Begründers — geblieben, die, wie dieser, nicht nur seine Eigenthümer, sondern ebenso dessen Redacteure sind, so hat auch der Leserkreis, in welchem es sich gleichfalls von Geschlecht zu Geschlecht vererbte, sich eine gewisse Stetigkeit bewahrt und ein familienhaftes Verhältniß ist daraus hervorgegangen, doppelt wohlthuend in dieser Zeit der Actiengesellschaften, wo der Besitz und mit diesem auch die Tendenz so häufig wechselt. Diesen Charakter des Patriarchalischen trug auch das schöne Fest, mit welchem das hundertjährige Bestehen des „Schwäbischen Merkurs" gefeiert ward, dessen Beschreibung sich am Schlusse des Bändchens findet. Wir ersehen daraus, daß, zugleich mit dem Centennarium der Zeitung, ein Redactionsmitglied, Dr. Wilhelm Lang, dem auch die „Rundschau" manch' trefflichen Beitrag verdankt, sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum beging; und wir benutzen diesen Anlaß, wenn auch sehr post festum, unsere besten Wünsche für beide Jubilare, den „Schwäbischen Merkur" und unseren ausgezeichneten Mitarbeiter, zu verbinden!

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 10. Februar zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Acton. — George Eliot. Eine biographische Skizze von Lord Acton. Autoris. Uebersetzung von J. Imelmann. Berlin, R. Gaertner's Verlagsbuchhandlung. 1886.

Adelmann. — Fenella. Novelle von Alfred Graf Adelmann. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1886.

Annales de l'école libre des sciences politiques. 1. 1. Paris, Félix Alcan. 1886.

Annual report of the board of regents of the Smithsonian Institution, showing the operations, expenditures, and condition of the institution for the year 1883. Washington, Government Printing-Office. 1885.

Armeleutslieder. — Frankfurt a. M., Gebrüder Knauer. 1886.

Arx. — Die Tornacher Schlacht. Schauspiel in 5 Aufzügen von Adrian von Arx. Aarau, H. R. Sauerländer. 1886.

Berichte des Freien Deutschen Hochstifts zu Frankfurt am Main. Herausgegeben von dem Akademischen Gesammt-Ausschuß. Jahrg. 1885/86. Heft 1/2. Frankfurt a. M.

Brockhaus' Conversations-Lexikon. — Dreizehnte, vollständig umgearbeitete Auflage. Heft 181/188. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1886.

Dabei. — Ein zerschelltes Wappenschild. Zeitroman aus unseren Adelskreisen von Graf Adalmar Dabei. Dresden u. Leipzig, Heinrich Minden. 1886.

Deutsche Zeit- und Streitfragen. Herausgegeben von Franz von Holtzendorff. Heft 222: Die Zahnheilkunde und der Werth der Zähne für die Volksgesundheitspflege. Von Dr. med. L. A. Weil. Berlin, Carl Habel. 1886.

Ebner-Eschenbach. — Neue Dorf- und Schloßgeschichten. Von Marie von Ebner-Eschenbach. Berlin, Gebrüder Paetel. 1886.

Engelhorn's Allgemeine Roman-Bibliothek. 2. Jahrg. Bd. 11: Gift. Von Alexander Kielland. Bd. 12: Fortuna. Von Alexander Kielland. Stuttgart, J. Engelhorn. 1886.

Ferguson. — De Zedenwet der Natuur. En haar involved de Ontwikkeling der Staatsvormen. Door J. H. Ferguson. 'S-Gravenhage, Martinus Nijhoff. 1886.

Floegel's Geschichte des Grotesk-Komischen, bearbeitet, erweitert und bis auf die neueste Zeit fortgeführt von Friedrich W. Ebeling. Mit 40 Orig.-Kupfern. 3. Aufl. 1. Lfg. Leipzig, H. Barsdorf. 1886.

Gneist. — Das Englische Parlament in tausendjährigen Wandelungen vom 9. bis zum Ende des 19. Jahrhunderts. Von Rudolf Gneist. 2. Aufl. Berlin, Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur. 1886.

Godefroy. — Reminiscenzen. Gedichte von Godefroy. Leipzig, H. Barsdorf. 1886.

Grimm. — Literature. (Ralph Waldo Emerson. France and Voltaire. Voltaire and Frederick the Great. Frederick the Great and Macaulay. Albert Dürer. The Brothers Grimm. Bettina von Arnim. Dante on the recent Italian struggle.) By Herman Grimm. Boston: Cupples, Upham & Co. 1886.

Grotthuß. — Am Strome der Zeit. Dichtungen von Jeannot Emil von Grotthuß. Riga, N. Kymmel's Buchhandlung. 1886.

Henckell. — Quartett. Dichtungen. Unter Mitwirkung von Arthur Gutheil, Erich Hartleben, Alfred Hugenberg, herausgegeben von Karl Henckell. Hamburg, Otto Meißner. 1886.

Heyse. — Die Hochzeit auf dem Aventin. Trauerspiel in fünf Acten von Paul Heyse. Berlin, Wilhelm Hertz. 1886.

Heyse. — Getrennte Welten. Schauspiel in vier Acten von Paul Heyse. Berlin, Wilhelm Hertz. 1886.

Hinderfin. — Gedichte, geschrieben in den Jahren von 1878 bis 1885 von Friedrich von Hinderfin. Leipzig, in Commission von C. G. Naumann. 1886.

Hinderfin. — Heinrich der Vierte. Schauspiel in fünf Aufzügen von Friedrich von Hinderfin. Leipzig, Commissionsverlag von C. G. Naumann. 1886.

Hogarth's Werke. — Eine Sammlung von Stahlstichen nach seinen Originalen. Mit Text von G. Ch. Lichtenberg. 3. Aufl. Heft 1/3. Reudnitz bei Leipzig, A. H. Payne.

Jensen. — Karin von Schweden. Novelle von Wilhelm Jensen. 3. Aufl. Berlin, Gebr. Paetel. 1886.

Kerner. — Das Bilderbuch aus meiner Knabenzeit. Erinnerungen aus den Jahren 1786 bis 1814. Von Justinus Kerner. Zweiter unveränderter Abdruck. Stuttgart, Carl Krabbe. 1886.

Kopp. — Zur Judenfrage nach den Acten des Processes Rohling-Bloch. Von Dr. Josef Kopp. Leipzig, Julius Klinkhardt. 1886.

Kralik. — Das Ostaralied. Ein Wintermärchen von Richard Kralik. Wien, Carl Konegen. 1886.

Kretzer. — Im Riesennest. Berliner Geschichten von Max Kretzer. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1886.

Kunsthandbuch für Deutschland, Oesterreich und die Schweiz. Nachschlagebuch, enthaltend die Sammlungen, Lehranstalten und Vereine für Kunst, Kunstgewerbe und Alterthumskunde etc. von Rudolf Springer. Vierte, verm. Aufl. Berlin u. Stuttgart, W. Spemann. 1886.

Mainländer. — Die Philosophie der Erlösung. Von Philipp Mainländer. Zweiter Band. Zwölf philosophische Essays. 5. Lfg.: Kritik der Hartmann'schen Philosophie des Unbewußten. Frankfurt a. M., C. Koenitzer. 1886.

Marchand. — Les poètes lyriques de l'Autriche. Nouvelles études biographiques et littéraires. Paris, G. Charpentier & Co. 1886.

Meyer's Konversations-Lexikon. — Eine Encyklopädie des allgemeinen Wissens. Vierte, gänzlich umgearbeitete Auflage. 3. Band: Blattkäfer—Chimbote. Mit 25 Illustrationsbeilagen und 245 Abbildungen im Text. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1886.

Monographs of the United States Geological Survey. Volume III. Washington, Government Printing-Office. 1884.

Münz. — Lebens- und Weltfragen. Philosophische Essais von Dr. Bernhard Münz. Wien, Carl Konegen. 1886.

Palästina in Bild und Wort. Herausgegeben von Georg Ebers und H. Guthe. Neue, wohlfeile Ausgabe. 1. Lfg. Stuttgart & Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. 1886.

Pestalozzi. — Antisemitismus und Judenthum. Ein Beitrag zur Beleuchtung der Stöcker'schen Agitation von J. Pestalozzi. Halle, Eugen Strien. 1886.

Powell. — Fourth annual report of the United States Geological Survey to the Secretary of the Interior. 1882—1883. By J. W. Powell. Washington, Government Printing-Office. 1884.

Preuß. — Der vorgeschichtliche Mensch. Vortrag von Wilh. H. Preuß. Varel a. d. Jade, Büttmann & Gerriet's Nachfolger. 1886.

Proceedings of the society for psychical research. Part IX. London, Trübner & Co. 1885.

Putlitz. — Mein Heim. Erinnerungen aus Kindheit und Jugend. Von Gustav zu Putlitz. 2. Aufl. Berlin, Gebrüder Paetel. 1886.

Redtenbacher. — Die Architektur der italiänischen Renaissance. Entwickelungs-Geschichte und Formenlehre derselben. Ein Lehr- und Handbuch für Architekten und Kunstfreunde. Von Rudolf Redtenbacher. Frankfurt a. M., Heinrich Keller. 1886.

Réville. — La religion à Rome sous les Sévères par Jean Réville. Paris, Ernest Leroux. 1886.

Ruge. — Arnold Ruge's Briefwechsel und Tagebuchblätter aus den Jahren 1825—1880. Herausgegeben von Paul Nerrlich. Zwei Bände. Mit zwei Portraits. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1886.

Sack. — Schlaglichter zur Volksbildung. Von Eduard Sack. Heft 2. Nürnberg, Wörlein & Co. 1885.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff. XX. Serie. Heft 475: Politische Wandlungen der Stadt Zürich. Von Dr. J. J. Treichler. Heft 476/477: Die Anfänge der Eisenkultur. Von Moritz Alsberg. Berlin, Carl Habel. 1886.

Schneidedk. — Der Auszug nach Kahla. Eine Studentengeschichte aus vergangenen Tagen. Von Ernst Heinrich Schneidedk. Jena, Hermann Dabis. 1886.

Schönfeld. — Satiren und Epigramme. Von Paul Schönfeld. Kaiserslautern, Aug. Gotthold's Verlagsbuchhandlung. 1886.

Spielberg. — Das Menschen-Ideal und seine Erfüllung von Otto Spielberg. Zürich, Verlags-Magazin. 1886.

Stengel. — Private und amtliche Beziehungen der Brüder Grimm zu Hessen. Eine Sammlung von Briefen und Actenstücken als Festschrift zum hundertsten Geburtstag Wilhelm Grimm's am 24. Februar 1886 zusammengestellt und erläutert von E. Stengel. 2 Bde. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandl. 1886.

Studien zur Kunst- und Culturgeschichte. — IV. Helldunkel. 1. Von den Griechen bis zu Correggio. Von Professor Wilhelm Seibt. II. Adam Elsheimer's Leben und Wirken. Von Professor Wilhelm Seibt. Frankfurt a. M., Heinrich Keller. 1885.

The American Journal of Archaeology and of the History of the Fine Arts. Vol. 1. No. 4. Baltimore, The Managing Editor.

Voß. — Der Sohn der Volkerin. Roman von Richard Voß. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1886.

Wangemann. — Ein zweites Reisejahr in Süd-Afrika. Von D. Wangemann. Berlin, Im Verlag des Missionshauses. 1886.

Wobeser. — Henry M. Stanley und Dr. Pechuël-Loesche von H. von Wobeser. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1886.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Elwin Paetel in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd.46

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY